Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,

Professor in Basel.

Erster und zweiter Theil.

Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig,

Weidmann'sche Buchhandlung.

1851.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Nachdem bereits im Jahr 1848 die beiden letzten Bände meiner „Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation" als „Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts" eine neue Auflage erhalten haben, ist nun durch die Verlagshandlung die Einladung an mich ergangen, auch die ersten zwei Bändchen, welche die eigentliche Reformationsgeschichte Deutschlands und der Schweiz enthalten, einer Durchsicht zu unterwerfen. Ich unterzog mich diesem Auftrag um so lieber, je mehr ich das Ungenügende einer Arbeit fühlte, die vor 18 Jahren mehr auf die damaligen Zeitverhältnisse und Zeitstimmungen, als auf die Dauer berechnet war. Eine gänzliche Umwandlung des Buches in eine vollständige, der höhern Wissenschaft entsprechende Reformationsgeschichte Deutschlands und der Schweiz konnte jedoch nicht in meinem Plan liegen. Bei der einmal gegebenen Anlage, wie sie mehr auf die gebildete als auf die streng gelehrte Lesewelt berechnet ist, mußte ich mich darauf beschränken, einzelne Partien nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft umzuarbeiten, Anderes dagegen nur theilweise zu verbessern und zu berichtigen. Die mitunter etwas breiten Spuren der frühern Entstehung habe ich, wo sie zu auffällig hervortraten, gesucht mit den Ansprüchen der Gegenwart auszugleichen, ohne sie

ganz zu verwischen. Manche jetzt überflüssig gewordene Erörterung habe ich gestrichen, um dagegen Raum für die reichlichere Mittheilung des Stoffes zu gewinnen. Und so hoffe ich, daß die, welche mehr eine Uebersicht, als eine umfassende Geschichte der Reformation wünschen, in dieser zweiten Auflage manches finden werden, was sie in der ersten vermißten.

Die wenigen literarischen Citate, die auf die Vollständigkeit eines gelehrten Apparates nicht den fernsten Anspruch machen, sollen nur den Zweck haben, Leser, die sich weiter, als mein Wort reicht, unterrichten wollen, auf die ihnen zugänglichen Hülfsmittel hinzuweisen. Stillschweigend liegt darin auch der Dank gegen die Verfasser ausgesprochen, durch deren gründliche Forschung und Arbeit ich in den Stand gesetzt worden bin, das Alte zu verbessern und zu berichtigen.

Basel, im September 1851.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erste Vorlesung.

Veranlassung und Zweck. — Verschiedene Ansichten über Reformation. — Schwierigkeit der Behandlung. — Plan des Ganzen. — Bitten und Wünsche.

Die Sitte, Vorlesungen vor einer gemischten Versammlung zu halten, ist seit mehreren Jahren unter uns heimisch geworden, und hat sich, wie so manches Gute und Nützliche, mitten unter den Stürmen erhalten, die um uns her getobt und im Innern unsers einst so glücklichen Landes gewühlt haben. Wenn nun auch ich es wage, das erste Mal an diese Sitte mich anzuschließen, in einer Zeit, welche in mehrfacher Beziehung derartigen Bestrebungen ungünstig zu sein scheint, so geschieht es zwar einerseits mit dem Gefühle der Wehmuth und des Schmerzes, dem sich Keiner entziehen kann, der die jetzigen Tage mit den frühern vergleicht, andrerseits aber auch mit dem der Erhebung und des Vertrauens, das Keinem fehlt, der über die Gegenwart sich zu erheben und, durch ihr trübes Mittel hindurch, aus der schönern Vergangenheit in eine bessere Zukunft ahnende Blicke zu thun weiß.

Dieses Gefühl der Erhebung und des Vertrauens wird aber besonders in mir genährt und soll hoffentlich auch in Ihnen, Verehrteste, geweckt werden durch den Gegenstand selbst, den ich zu behandeln mir vorgenommen. In eine Zeit will ich Sie zurückführen, da unser Basel groß und bedeutend war, in der es einen Lichtpunct bildete nicht in der Schweizergeschichte allein, sondern in der Geschichte des gebildeten Europa's. Aber ich würde nicht wagen, den Vorhang dieses reichen Gemäldes zu lüften, wenn der Blick auf dasselbe uns nichts anderes sagen sollte, als „wir waren es einst“ (fuimus Troes), wenn er

keinen andern Trost uns gewährte, als den der Erinnerung, an deren kümmerlichen Flammen der abgelebte Greis sich wärmt, wenn das Feuer der Jugend in ihm erloschen ist und er nicht mehr nachzukommen vermag dem Streben des jüngern Geschlechts.

Diese spießbürgerliche Betrachtung der Geschichte (denn anders kann man sie nicht nennen), die nur zu erzählen weiß, was die Väter waren, und mit einem bald verschmerzten Seufzer sich dessen getröstet, daß es jetzt eben nicht mehr sei wie ehemals, sich dabei aber an der Behaglichkeit des Lebens nichts abgehen läßt, sie ist keines edlen Menschen, keines ächten Bürgers, im höhern Sinne des Wortes, würdig. „Nie zu verzweifeln am gemeinen Wesen" (**nunquam de republica esse desperandum**), und am wenigsten in Zeiten der Prüfung und Gefahr, das war schon der Alten Wahlspruch, das soll auch der unsrige sein beim Beginne dieser Vorlesungen.

Ich bin zwar weit entfernt, es zu verkennen, daß eine jede Zeit selbst ihre Zeit hat, daß in der Geschichte sich nichts auf dieselbe Weise wiederholt, und daß das bloße Copiren früherer Erscheinungen nicht viel besser ist, als die todte Erinnerung. Es fällt mir daher auch von weitem nicht ein, das 15. oder 16. Jahrhundert wieder heraufbeschwören zu wollen mit allen seinen Vorzügen und Mängeln. Ich begreife auch wohl, daß manche äußere, jetzt bedeutend veränderte Umstände dazu beitrugen, damals unsre Vaterstadt in den Rang der ersten Städte zu erheben; aber ich kann mich eben so wenig überzeugen, daß diese äußern Umstände es allein gewesen.

Fragen wir (und die zu erzählende Geschichte soll es uns bestätigen), was der eigentliche Hebel geistiger Bedeutsamkeit war, der unser Gemeinwesen auf die Höhe hob, die es damals hatte, so war es doch vor Allem und vorzüglich der gesunde, fromme, gute Sinn der Väter selbst, den wir bei allen Mängeln an ihnen ehren müssen, und dieser Sinn kann zu allen Zeiten wieder erweckt und genährt werden. Es sind ja gerade die Zeiten der allgemeinen Noth und Bedrängniß, deren sich Gott bedient, um ein Volk aus dem Schlummer der Trägheit aufzurütteln und einen neuen Geist ihm einzuhauchen, wenn es sich dessen empfänglich zeigt und die Mittel benützt, die er ihm an die Hand giebt. Diese Mittel sind noch in unsrer Gewalt. Sinn für Geistesbildung und Wissenschaft, Glaube und Liebe, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit,

muthige Gesinnung — sie sind nicht unter uns ausgestorben; sie haben sich vielmehr auf verschiedene und rühmliche Weise unter uns kund gegeben, auch unter ungünstigen Verhältnissen. Was uns einzig fehlt, ist — ich sage es unverholen — das harmonische Zusammenwirken dieser Kräfte. Hierin liegt bis zu dieser Stunde unsre Schwäche und die Schwäche unsrer Zeit überhaupt, und hierin werden wir so sehr von der frühern beschämt. Was unsre Väter waren, das waren sie ganz, aus einem Stücke geschnitten, aus einem Guſſe hervorgegangen. Nicht wollte die Geistesbildung, die Wissenschaft und Kunst alles allein erreichen durch Aufklärung des Verstandes, ohne Bildung des Herzens und Festigung des Willens, ohne Glauben und Gebet, ohne Demuth und die alles verklärende himmlische Liebe; noch wähnte die Frömmigkeit der wahrhaft Erleuchteten, durch Verdächtigung und Herabsetzung der Wissenschaft und durch Hemmung ihrer Fortschritte das Reich Gottes zu fördern. Nicht meinte der weltliche Arm durch menschliche Kraft und Klugheit alles auszurichten; noch suchte eine verweichlichte Ansicht des Lebens dem Kampfe auszuweichen, wo er nothwendig geworden; und wenn auch, was nicht zu läugnen ist, solche einseitige Richtungen auch damals, ja unmittelbar vor der Reformation, sogar in starken Gegensätzen hervortraten, so wurden sie gerade durch diese bekämpft und besiegt. Ja, auch innerhalb der Reformationsgeschichte selbst wird sich uns dieser Kampf gegen einseitige Verstandesbildung auf der einen (Erasmus), und gegen Gefühlsschwärmerei auf der andern Seite (Wiedertäufer) wiederholen, und wir werden sehen, wie die Zeit darüber gerichtet hat. Dahin aber haben eben auch wir zu arbeiten, daß das, was in vereinzelten und eben deßwegen einseitigen Bestrebungen Gutes und Löbliches unter uns ist, mehr und mehr in ein Ganzes vereinigt, daß durch richtige Einsicht in die verschiedenen Bedürfnisse unsres Gemeinwesens und durch harmonische Durchdringung der geistigen Interessen der Brennpunct gefunden werde, in dem die Strahlen unsres geistigen Lebens sich zu sammeln haben.

Dazu, glaube ich, dürfte gerade die Betrachtung des Reformationszeitalters hinführen. Dort haben wir den einen Brennpunct der Ellipse gegeben, zu dem wir hier den andern, den entsprechenden, zu suchen haben. Unsre Zeit soll in jener sich wiederspiegeln, unser Licht an jenem sich entzünden.

Ich habe schon bei der Ankündigung dieser Vorlesungen darauf hingedeutet, daß unsre Zeit vielfache Vergleichungspuncte mit der Zeit des 16. Jahrhunderts darbieten dürfte, womit ich aber keinesweges meinte, beide Zeiten seien in der That sich vollkommen gleich zu nennen. Im Gegentheil soll der Zweck dieser Vorträge sein, zwar auf das Aehnliche einiger Erscheinungen aufmerksam zu machen, was sich indessen jedem von selbst leicht darbietet; aber auch noch vielmehr auf die Grundverschiedenheit hinzuweisen zwischen so manchen Bestrebungen unsrer Tage und denen der Reformatoren.

Einer oberflächlichen Geschichtsbetrachtung begegnet es gar zu leicht, daß sie Erscheinungen, die sich blos in äußern Zufälligkeiten ähnlich sind, für dem innern Wesen nach gleich nimmt: ein großer und gefährlicher Irrthum, der sich besonders auch in unsrer Zeit häufig kund gegeben hat beim Zusammenstellen derselben mit dem Zeitalter der Reformation.

Lassen Sie mich diese schiefen, aber nichts desto weniger häufig wiederkehrenden Vergleichungen etwas näher charakterisiren, ohne daß wir jetzt schon ihre Unrichtigkeit förmlich darzuthun bemüht wären. Diese soll sich vielmehr aus der Geschichte selbst ergeben.

Es sind in der That sehr verschiedene Leute, welche sich solche falsche Vergleichungen zu Schulden kommen lassen, und wie denn überhaupt die Extreme sich in gewissen Behauptungen berühren, so auch hier.

Am häufigsten hört man wohl von der absoluten Bewegungspartei, den sogenannten Radicalen, das stürmische Wesen jetziger Zeit gegen alles Bestehende mit der Reformation rechtfertigen. Da dünkt sich wohl mancher, der, in seiner Schulweisheit von gestern her, sich über alle religiöse Vorurtheile erhaben glaubt, ein kleiner Luther zu sein, wenn er weidlich auf das Treiben der Pfaffen schmäht, die Denkmäler der Geschichte als ein ächter Bilderstürmer zertrümmert und die Preßfreiheit benützt, seinem persönlichen Hasse gegen Obere und Vorgesetzte Luft zu machen. Daß aber Revolution keine Reformation, daß bloßer Widerspruch gegen das Bestehende noch kein Protestantismus, leere Aufklärerei keine evangelische Freiheit sei, das, glaube ich, wird aus einer unbefangenen Betrachtung der Geschichte deutlich genug hervorgehen. Auch sehen dieß die Weiterblickenden dieser Partei

selbst ein, daher sie auch der Reformation als solcher nur ein sehr zweideutiges Lob spenden und lieber etwa der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Entdeckung Amerika's, oder irgend einer andern großen Begebenheit das Hauptgewicht in der Wagschale der neuern Geschichte beilegen, jedenfalls aber der Gründung der nordamerikanischen Freistaaten, und vor allem den politischen Revolutionen des Jahrhunderts einen Kranz zuerkennen, dessen die in aristokratischen Vorurtheilen befangene Reformation nicht würdig sei*).

Nicht viel besser aber ist das Urtheil derer, die zur Partei der absoluten Ständigkeit gehören, der Stabilitäts- und Reactionsmänner. Diese selbst zerfallen für uns wieder in zwei Classen, in die Stabilen der katholischen und in die der protestantischen Kirche. Beide fassen ebenfalls die Erscheinung der Reformation gleich schief und einseitig auf. Die erstern stimmen darin mit den Radicalen der gewöhnlichen Art überein, daß auch sie in der Reformation blos Revolution sehen, nur mit dem Unterschiede, daß sie die gleiche Erscheinung verdammen aus denselben Gründen, aus welchen jene sie preisen. „Da sieht man," sagen sie, auf das Treiben unsrer Zeit hinweisend, „die Früchte der

---

*) Auffallen muß es unter anderm, wenn Oken in der Eröffnungsrede der Züricher Hochschule, welche eine kurze Skizze der Entwicklung der Menschheit giebt, weder des Christenthums, noch der Reformation erwähnt. Wie weit v. Rotteck die Reformation hinter die Revolution zurückstellt, darüber sehe man den 8. Band seiner Weltgeschichte von Anfang. Aber was soll man dazu sagen, wenn Börne, der Vielgelesene und Vielbewunderte, sich in den Briefen aus Paris (Bd. II. S. 75) also ausspricht: „Ach, Luther, wie unglücklich hat er uns gemacht. Er nahm uns das Herz und gab uns Logik, er nahm uns den Glauben (!) und gab uns Wissen, er lehrte uns rechnen und nahm uns den Muth, der nicht zählet. Er hat uns die Freiheit, 300 Jahre ehe sie fällig war, ausbezahlt, und der spitzbübische Disconto verzehrte fast das ganze Capital. Und das Wenige, was er uns gab, zahlte er wie ein ächter, baarloser deutscher Buchhändler in Büchern aus; und wenn wir jetzt, wo jedes Volk bezahlt wird, fragen, wo ist unsre Freiheit? antwortet man: Ihr habt sie schon lange — da ist die Bibel. Es ist zu traurig! Keine Hoffnung, daß Deutschland frei werde, ehe man seine besten lebenden Philosophen, Theologen und Historiker aufknüpft und die Schriften der Verstorbenen verbrennt." Daß auf diesen, Religion und Wissenschaft zerstörenden Vandalismus die neuere Freiheit ausgehe, haben Männer, wie Niebuhr, nur allzutief geahnt, und die Zeit wird uns noch manches lehren [und hat uns seit den 17 Jahren, wo diese Zeilen geschrieben wurden, schon manches gelehrt, wie die „Errungenschaften" beweisen]. Uebrigens muß Herr Börne Luthers Schriften so wenig gelesen haben, als noch viele andere, über die er urtheilt, sonst würde er nicht so unglücklich räsonniren. Von ähnlichen Urtheilen Heine's später.

gepriesenen Glaubensfreiheit; da sieht man, wohin die Lostrennung von der allein selig machenden Mutterkirche geführt hat. Kehret zurück in den Schooß derselben, helfet uns dämpfen die Flamme, die Luther und seine Genossen in Europa angezündet; und wenn der Altar wieder feststeht, so werden auch die Throne nicht mehr wanken." Namentlich ist diese Stimme häufig auch in unsrem Vaterlande gehört worden. Der Mangel an politischer Einheit, das Schwinden der alten Brudertreue, der schweizerischen Biederkeit, des eidgenössischen Zutrauens ist häufig aus der Quelle der „unglückseligen" Kirchentrennung hergeleitet worden. In Zeiten der gemißbrauchten Freiheit und Aufklärung haben solche Behauptungen der Reactions- und Restaurationsmänner einigen Schein, der leicht auch die besser und frömmer Gesinnten, die Gutmüthigen verblenden kann, wenn nicht gründlichere Einsicht in die Sache heilsam zuvorkommt.

Die Geschichte wird uns aber lehren, wie keineswegs Leichtsinn und Unglaube, hohle Freidenkerei und Aufklärerei die Schritte der Reformatoren leiteten, und wie der Vorwurf atheistischer Frivolität weit eher auf einer großen Zahl ihrer damaligen Gegner, als auf ihnen selbst lastet. Sie wird uns lehren, wie das mit Gott unternommene Werk durch und durch auf Glauben ruhte, auf ernster, nach Heiligung strebender Gesinnung. Sie wird uns augenscheinlich, unterstützt von der ganzen neuern Geschichte, zeigen, wie gerade das revolutionäre Treiben an dem wohlverstandenen Evangelismus einen mächtigen Damm hat, und wie daher der Zunder zu gewaltthätigen Empörungen in katholischen Ländern von jeher mehr Nahrung erhalten hat, als in protestantischen. Vergleichungen im Großen wie im Kleinen, in der Nähe wie in der Ferne, kann jeder selbst anstellen in dieser Beziehung. Wer sich indessen genauer darüber unterrichten will, dem ist die classische Schrift des verewigten Superintendenten Tzschirner in Leipzig zu empfehlen*).

---

*) Protestantismus und Katholicismus, aus dem Standpuncte der Politik betrachtet. 2. Ausg. Lpz. 1822. Auch erinnern wir an die seither neu aufgelegte Schrift von Villers: Essai sur l'esprit et l'influence de la Réformation du Luther. (5. Ausg. von Mäder) 1851. Bedeutender noch und umfassender, und mit besonderer Beziehung auf die neuesten Entwicklungen ist seither das Wesen des evangelischen Protestantismus in seinem Verhältniß zur Politik dar-

Was aber namentlich unser politisches Unheil in der Schweiz betrifft, so werden wir sehen, wie der Same dazu schon früher gesäet wurde, und wie gerade Zwingli und die Seinigen aufrichtige Freunde des Vaterlands waren. Sieht man aber besonders auf die neuesten zerstörenden Ereignisse, so dürfte wohl schwerlich Jemand behaupten, daß die Reformation dabei eine Hand im Spiele gehabt habe; ja daß hier ganz andere Beweggründe obgewaltet, als zu den Zeiten der Kirchentrennung, davon haben sich die achtungswerthesten unsrer katholischen Mitstände sattsam überzeugen mögen.

Endlich aber ist auch die Meinung derer unrichtig, welche vom religiös-protestantischen Gesichtspuncte aus, und im Gegensatz mit den beiden genannten Parteien, etwa so sprechen: „Die Reformation ist allerdings nicht eins und dasselbe mit Revolution; nein, sie ist ihr bestes und sicherstes Gegengift. Aber (setzen sie hinzu) eben deßhalb, weil sie ein sichtbares Werk Gottes ist, müssen wir auch ganz und in jeder Beziehung zu ihr zurückkehren. Wir müssen denselben Glauben mit denselben Worten bekennen, wie damals die Reformatoren ihn in ihren Werken, namentlich in den öffentlichen Bekenntnißschriften ausgesprochen haben. Sie allein waren die geweiheten und von Gott bestellten Erklärer des göttlichen Wortes. Was die neuere Zeit Fortschritte der Wissenschaft zu nennen beliebt, ist Abirrung vom evangelischen Glaubensgrunde, eine falsch berühmte Kunst eitler Philosophie, und verwerflicher Rationalismus.“ Auch hier soll und wird die Geschichte uns zeigen, wie die Reformation keineswegs als eine ein- für allemal abgeschlossene zu betrachten ist, wie nicht ihr B u c h s t a b e, sondern ihr G e i s t, nicht die F o r m, sondern das W e s e n, die durch die Form hindurchleuchtende ewige I d e e es ist, für welche wir uns begeistern sollen, und wie nicht im sinnlosen Nachbeten einer abgestorbenen Orthodoxie, sondern in der freien Erneuerung der Gesinnung die Aufgabe des protestantischen Geistes liegt. Nicht eine neue, untrügliche Offenbarung wollten jene Männer uns geben, sondern auf die schon gegebene, so gut sie es vermochten, wieder hindeuten, dem Geiste Gottes die weitere Befruchtung des Wer-

---

gestellt worden von H u n d e s h a g e n: der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen, von einem deutschen Theologen. Frankf. 1847. 3. Aufl.

kes überlassend. Nicht Lutherthum und Calvinismus, sondern Christenthum und vernünftiger Bibelglaube sollten die Grundlage des Gebäudes sein. Darum wollten sie aber auch der Bibelforschung keine Fesseln anlegen, sondern von den Fesseln der Tradition und Menschensatzung sie befreien; denn so wenig die Reformation Eins ist mit Revolution, eben so wenig ist sie Eins mit Restauration*) oder gar mit Reaction. Wer aber dieß nicht begreifen will und meint, es müsse durchweg beim Alten bleiben, der handelt gewiß folgerichtiger, wenn er zur katholischen Kirche übergeht, als wenn er zur reformirten sich bekennt.

Wenn aber nun so weder die absolute Bewegungspartei, noch die absolute Partei des Stillstandes und der Versumpfung, also keinerlei Art von Absolutismus, in der Reformation ihr geeignetes Vorbild findet, obwohl ich zugebe, daß, weil alles Menschliche unvollkommen ist, auch aus ihrer Geschichte Einzelnheiten sich herausheben lassen, welche der reinen Idee des Protestantismus selbst widersprechen und somit einen Flecken im Gemälde bilden: so könnte man fragen, von welcher Art und Richtung soll denn die Reformation des 16. Jahrhunderts ein Vorbild sein, welches Streben darf sich mit Grund versprechen, an ihr einen Halt, an ihr ein leitendes Princip zu finden?

Es ist in unsrer Zeit viel gesprochen worden von einem sogenannten Systeme der rechten Mitte (juste milieu), und es fragt sich noch, nachdem wir die Extreme betrachtet haben, wie zu diesem die Reformation sich verhalte? Allein hier kommt viel zuerst darauf an, was man eben unter der rechten Mitte verstehe? Soll dieselbe ein charakterloses Schwanken ausdrücken zwischen zwei Aeußersten, ein theilweises Hinüber- und Herüberneigen bald auf die eine, bald auf die andere Seite, ein principloses Halbpartmachen zwischen Weiß und Schwarz, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Licht und Finsterniß, so werden wir zwar für ein solches Benehmen wenigstens annähernde Vorbilder finden in dem Zeitalter der Reformation, und jedem von Ihnen tritt wohl von selbst das Bild des sonst so verdienstlichen, aber charakterschwachen Erasmus vor

*) Wir nehmen die Worte in dem einmal üblichen Sinne; denn in einem andern Sinne war die Reformation allerdings auch wieder Restauration. Es kommt nur darauf an, was restaurirt werde.

die Seele. Allein dem Princip der **Reformation**, wie sie Luther, Zwingli, Oekolampad und Calvin wollten, ist dieses juste milieu fremd. Aber **eine** Mitte giebt es sicherlich und muß es geben, die nicht sowohl **zwischen**, als **über** den Extremen liegt, die nicht sowohl in Ausgleichung (Nivellirung) der Mängel, als in möglichster Vermeidung und Entfernung derselben von vorn herein besteht; ja bei der die Extreme darum unmöglich werden, weil sie nicht eine Combination von leeren Abstractionen, sondern das kräftige Product des Geistes ist, der aus der ewigen Quelle der Wahrheit sich erzeugt und erneuert. Es **muß** eine Art des Denkens und Seins geben für den vernünftigen Menschen, bei welcher die umfassendste und ungehemmteste Ausbildung seiner Denkkräfte im Gleichgewichte bleibt mit der Bildung seines Herzens, bei welcher die Ausübung der freien Forschung in den verschiedensten Gebieten des Wissens keinen Abbruch thut jener innigen Freudigkeit des Glaubens, womit er sich an seinen Gott anschließt, bei welcher vielmehr das **Gefühl der gänzlichen Abhängigkeit von Gott**, aber auch von **Gott allein**, sich kundgiebt in dem Bewußtsein der höchsten, ungetrübten Freiheit nach außen hin. Eine solche Art des Denkens und Seins verlangt das **Christenthum**, das als eine Religion der **Menschheit** jeder Anlage des Geistes und Herzens, die der Schöpfer in uns gelegt hat, zu ihrer naturgemäßen Entwicklung verhelfen, das als eine Religion des **Geistes** den Götzendienst des todten Buchstabens vernichten, das als eine Religion der **Erlösung und der Versöhnung** alle unwürdige Fesseln des Geistes abstreifen, Irrthum und Sünde in uns tilgen, und den Gegensatz von Idee und Wirklichkeit durch die Kraft des Glaubens und der Liebe in uns vermitteln will. Inwiefern nun die Reformation, ihrer eigenthümlichen Tendenz nach, nichts anderes bezweckte, als eine damals wie immer zeitgemäße Erneuerung des durch vielfache Irrthümer und Mißbräuche verunstalteten **Christenthums seinem lebendig machenden Geiste nach**, so liegen in ihr allerdings mehr als irgendwo sonst die **Bedingungen** klar und deutlich ausgesprochen, unter denen allein das Streben nach Vervollkommnung und Veredlung der Menschheit einen gesegneten Fortgang haben kann. Sie ist uns ein Fingerzeig von höherer Hand nach dem wahren juste milieu, welches nur besteht in der tiefsten und innigsten d. h. in der organischen Vereinigung von Herzensfrömmig-

keit und Geistesklarheit, Geistesfreiheit. Zwischen den Abgründen des Aberglaubens und Unglaubens, der Knechtschaft und des politischen Freiheitsschwindels hindurch, über die Irrgänge der Zweifelsucht und die phantastischen Krümmungen der Schwärmerei hinweg, läßt sie uns den heitern Blick thun nach der über dem Menschengeschlechte im Osten aufgegangenen und täglich ihr neu wieder aufgehenden Sonne des Heils, in deren belebenden Strahlen allein die Blüthen der geistigen Schöpfung gedeihlich sich emporrichten.

Ich wiederhole es nochmals, und werde es zu wiederholen noch öfter Gelegenheit finden, daß ich damit keineswegs die Fehler und Verirrungen der Einzelnen, und selbst der Größten, die über den Schauplatz jener Zeit hinweggegangen, beschönigen und jede einzelne That derselben als eine in Gott unternommene oder gar in ihm vollendete darstellen will. Das Menschliche wird uns auch hier, und zwar öfter betrübend genug, begegnen. Aber wie auch der einzelne Mensch nicht nach dem zu beurtheilen ist, was ihm in unbewachten Augenblicken Unwürdiges begegnet (dessen er sich hintennach selbst am meisten schämt, weil es seinen Grundsätzen entgegen war), sondern wie eben diese Grundsätze, die sein sittliches Leben leiten und bewegen, den Maßstab zu seiner Beurtheilung hergeben müssen: so ist auch eine Zeit nur nach ihrem vorherrschenden Charakter, nach dem, wo sie eigentlich hinaus will und worauf sie mit aller Anstrengung hinarbeitet, mit Einem Worte, nach der in ihr wirkenden und schaffenden Idee zu beurtheilen. So gefaßt, nach diesem Sinne beurtheilt, glaube ich, dürfte, außer der Urgeschichte des Christenthums selbst und den schönern Epochen israelitischer Geschichte, sich schwerlich in der ganzen Geschichte der Menschheit eine Zeit finden lassen, welche so sehr von dem vorherrschenden Walten gesunder, sittlich religiöser Ideen und ihrer Macht auf die Gemüther ein kräftiges Zeugniß ablegte, als eben das Zeitalter der Reformation.

Mit Recht sieht daher der protestantische Christ auf diese Zeit des erneuerten Glaubens mit einer Art von religiöser Scheu zurück, und spricht, wenn er auch keine Heiligen anerkennt, doch von den seligen Reformatoren, als von Männern Gottes, wie ein Moses es waren und Jesaias, wie ein Paulus und Johannes, nach der Gabe freilich

und dem geschichtlichen Beruf, den sie empfangen hatten, so nämlich, daß sie alle, nur unter verschiedenen Formen und Verhältnissen, Werkzeuge waren des Einen, von dem sie zeugten und in dessen Dienste allein sie standen und stehen wollten, des Einen, durch den die Welt allein vollkommen beseligt und geheiligt worden ist, und durch den sie beseligt und geheiligt wird bis an's Ende der Tage: Jesus Christus, gestern, heute und derselbe in Ewigkeit.

Indem ich nun aber eben die Geschichte einer so wichtigen Epoche Ihnen vorzutragen gedenke, so fühle ich auch lebhaft das Schwierige dieses Unternehmens. Die Aufgabe selbst, die ich zu lösen unternehme, ist mir zwar, ihrem Stoffe nach, nicht neu. Vielfach habe ich bisher in meinem Berufe Aufforderung gefunden, in jenes Zeitalter mich hineinzuleben, und ich habe darin eine eigene Lust und Befriedigung, ja ich darf wohl sagen, eine wahre Erbauung gefunden. Ich habe auch schon zum öftern eben diese Geschichte, ihrem Inhalte nach, unsrer studirenden Jugend an der Universität vorgetragen und, wie ich glauben darf, nicht ganz ohne Erfolg. Aber neu ist mir gewissermaßen die Form, in der ich jetzt den Gegenstand behandeln soll. Nicht den rein wissenschaftlichen Gesichtspunct soll ich dießmal ins Auge fassen, dem das Wissen und Innehaben der Thatsachen und ihre Verkettung mit dem Ganzen an sich schon Zweck ist, auch ohne besondere Anwendung auf die Bedürfnisse der Gegenwart; sondern auf den praktischen Standpunct soll ich mich stellen, soll aus einer trüben und verworrenen, uns allen in ihren Wirkungen so fühlbaren Gegenwart heraus in die Vergangenheit schauen, und auf diese Gegenwart, namentlich auf unsre nächsten bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse, das Geschaute beziehen, soll allen Erscheinungen, mit denen ich meine Zuhörer bekannt mache, wo möglich eine belehrende, sittlich anregende, ermunternde oder warnende Seite abgewinnen, und wenn ich auch gleich nicht selbst dabei den ermüdenden Sittenprediger mache, doch wenigstens den Stoff so zubereiten, daß das eigne Nachdenken eines jeden sich leicht daran anschließen und den gegebenen Faden fruchtbarer Ideen weiter fortspinnen kann. Dieß hat aber seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. In einer von Parteien bewegten Zeit hat es von der einen Seite etwas Reizendes und Lockendes, die Thatsachen der Geschichte dem Interesse des Tages so viel als möglich dienstbar zu machen, vielfache Vergleichungspuncte

herauszufinden, und das Ganze unter gewisse Gesichtspuncte und Kategorien zu bringen, die jetzt einem jeden geläufig sind. Von der andern Seite ist dieß aber auch wieder sehr verführerisch, und kann uns, wenn wir nicht recht auf unsrer Hut sind, leicht den rein historischen Standpunct verrücken.

Hier muß auch der redlichste Wille häufig hinter dem Ideale zurückbleiben, das er sich vorsetzt, und es muß die Ueberzeugung, rein und aufrichtig nach der Wahrheit gestrebt zu haben, auch für Einzelnes, was uns mißglückt, uns schadlos halten. Indessen, da nur die Wahl bleibt zwischen einer lebendigen, beziehungsreichen, von der Begeisterung für sittliche Zwecke getragenen Geschichte (selbst auf die Gefahr unverschuldeter Fehlgriffe hin) und zwischen einem blos trockenen Aneinanderreihen und theilnahmlosen Erzählen von Geschichten, so werden wir der erstern Art doch insoweit den Vorzug geben, als wir an der Geschichte nicht blos eine Amme haben wollen, die uns kurzweilige Mährchen erzähle für die langen Winterabende, sondern eine Mutter, eine weise Erzieherin, eine Lehrerin für die Gegenwart!

Eine andere, mehr äußere Schwierigkeit ist die, daß ich einen so großen, reichhaltigen Stoff in den Rahmen weniger Abende bringen, und dennoch in gewissen Parthien eine Lebendigkeit und Anschaulichkeit erreichen soll, die nur bei einer weitläufigern, ins Einzelne gehenden Behandlung möglich wird.

Demnach werden wir uns in die Nothwendigkeit versetzt sehen, überall nur auf das Wichtigste uns zu beschränken, und lieber dieß mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln, als uns zu sehr in die Mannigfaltigkeit des Stoffes zu zerstreuen. Aber die Frage entsteht hier wieder: was ist das Wichtigste? Und auch in der Beantwortung dieser Frage drängen sich Schwierigkeiten entgegen. Je vielseitiger nun und beziehungsreicher der Gegenstand selbst ist, den wir zu behandeln haben, desto mehr Raum ist gegeben für verschiedenartige Forderungen. Man kann die Reformationsgeschichte überwiegend aus dem politischen, aus dem religiös-theologischen, aus dem rein menschlichen oder philosophischen Standpuncte betrachten. Den Einen ist der Bürger in seiner Stellung zum Staate, den Andern der Christ in seinem Verhältniß zur Kirche, noch Andern der Mensch in seinem Verhältniß zur Welt und zu seinem Zeitalter die Hauptsache. Vermehrung ihrer

Kenntnisse, Bereicherung und Uebung des Verstandes suchen die Einen; Erbauung und Anregung des religiösen Gefühls, christlich-sittliche Willensbestimmung die Andern. So lange nun freilich diese Anforderungen sich einseitig herausstellen und ausschließlich wollen geltend machen, so lange ist es unmöglich, ihnen allen zu genügen. Wohl aber glaube ich, daß, wenn wir nur die Zeiten selbst reden lassen, jeder für sich etwas darin finden wird, was ihm zusagt; denn reich genug ist die Zeit der Reformation an ernsten Ereignissen, um sowohl dem Verstande einen würdigen Gegenstand des Nachdenkens, als dem Gemüth eine stärkende Nahrung zuzuführen. Und was ihre Geschichte auch sogar für den anziehend macht, der sie mehr zur Erholung treibt, ist eben die große Bewegtheit und Mannigfaltigkeit des Lebens, jener bunte Wechsel von Bildern und Gestalten, jenes öftere und schnelle Uebergehen des heiligen Ernstes bald in leise Ironie, bald in derben Scherz, jene Abwechslung des Tragischen und Komischen in den einzelnen Scenen des bewegten Schauspiels, worin eben, wie in den Stücken Shakespeare's, das Geheimniß der tiefern Gemüthsaffection besteht.

Immerhin mag nur dem die Betrachtung der Geschichte zur wahren Erholung dienen, der die Anstrengung des Geistes nicht allzusehr scheut; und nur wer sich die Mühe genommen, das Gerüste zu ersteigen, dem mag sich von da aus das reiche Gemälde zur Ergötzung seines Auges entfalten. Denn wahrlich ein großes, zusammenhängendes, in seinen wunderlichen Parthien dennoch durch eine höhere Einheit verbundenes Gemälde wollen wir sehen, nicht die losen, zerstreuten Blätter eines kindischen Bilderbuches.

Allzustrenge Anforderungen der historischen Kunst werden Sie an den Aufsteller des Gemäldes nicht machen. Wo die Macht der Umstände schon eine Beschränkung gebietet in Auswahl und Behandlung der Theile, da kann man es auch mit den Verkürzungen nicht zu genau nehmen. Einige Mißverhältnisse in der Ausführung werden daher unvermeidlich und nur durch die Natur solcher abgerissenen Vorträge selbst zu entschuldigen sein.

Daß Sie übrigens, verehrteste Zuhörer, auch noch in anderer Hinsicht von der Form, für deren Gelingen ich nicht zum voraus gut stehen kann, sowie überhaupt von der Persönlichkeit des Vortragenden absehen und sich hauptsächlich an die Sache halten mögen, die nicht die

meine, sondern, je nachdem man es aus einem Gesichtspuncte faßt, die Sache der Wissenschaft, der Kirche, des Vaterlandes, der Menschheit, und somit, wenn wir's mit diesen Dingen ernst nehmen, die Sache Gottes ist, das ist mein Wunsch, mit dem ich die Reihe meiner Vorträge beginne, in welchem Wunsche die freundliche Bitte um Nachsicht bereits eingeschlossen liegt.

Wohlan denn! so lassen Sie uns den Versuch mit Gott machen. Wenn uns die Woche über manches bewegt und beschäftigt, wohl auch manches verletzt und gekränkt hat, was die Gegenwart uns bietet, obwohl des Schönen und Erfreulichern auch in ihr vieles liegt für den, der es zu benutzen weiß, so flüchten Sie sich den Sonnabend an diesen stillen Ort der Ruhe, und versenken Sie sich mit mir in die nicht minder bewegten, ereignißreichen Tage der Vorzeit. Lassen Sie uns dann unser Bewußtsein erweitern über die Schranken unsers jetzigen Zeitalters und das in uns aufnehmen, was, wenn es gleich vergangen, doch ewig unser, das Eigenthum des Geistes ist. Lassen Sie uns, wo die jetzigen Formen der Freiheit uns nicht immer genügen, zu jener über alle Formen erhabenen Idee der christlichen Freiheit uns erheben, von der der Apostel sagt: Alles ist euer, die Vergangenheit wie die Gegenwart, das Todte wie das Lebendige. Mögen dann die hier verlebten Stunden ihre stillen Früchte tragen; mögen sie, auch im höhern Sinne des Wortes, für uns alle eine würdige Vorbereitung werden auf den Tag des Herrn.

Zweite Vorlesung.

Nähere Bestimmung des Begriffs der Reformation und Reformationsgeschichte. — Verhältniß derselben zum Urchristenthum. — Kurzer Abriß der allgemeinen Kirchengeschichte bis auf die Reformation.

Ueber Zweck, Plan und Einrichtung dieser Vorlesungen haben wir uns in der vorigen Stunde unterhalten. Noch bleibt uns indessen übrig, den Begriff und Umfang der Reformationsgeschichte noch etwas genauer zu bestimmen, und die Zeitgrenzen festzustellen, in welche wir dieselbe einzuschließen haben.

Es könnte nämlich jemand, der den Begriff der Reformation ideal, d. h. nach seiner höchsten, weitesten und allgemeinsten Bedeutung faßt, sagen, es sei unrichtig, die Geschichte der Reformation überhaupt in gewisse Zeitgrenzen einschließen zu wollen; denn so lange die Kirche bestehe, sei auch die Reformation in ihr thätig gewesen, und immer müsse die Reformation fortdauern bis ans Ende der Tage.

Darin liegt in der That etwas Wahres, und eben deßhalb können und wollen wir auch nicht eine isolirte Reformationsgeschichte geben, die wir als ein aus dem Zusammenhange Herausgerissenes auch gar nicht recht begreifen würden; sondern wir werden zurückgehen müssen bis auf die Stiftung des Christenthums selbst. Auch werden wir unsre Aufgabe nicht vollenden können, ohne die Wirkungen der Reformation wenigstens mit flüchtigem Blicke bis in die Gegenwart hinein verfolgt zu haben.

Demungeachtet wäre es unangemessen und den Sprachgebrauch verwirrend, wenn wir die ganze Reihe der kirchlichen Begebenheiten von

Anfang, welche auf Verbesserung und Reinigung der Kirche hingearbeitet, schlechthin Reformationsgeschichte nennen wollten.

Der gewöhnliche Sprachgebrauch, der sowohl in der Wissenschaft gilt, als im gemeinen Leben, richtet sich dießfalls nicht nach dem Ideal, sondern nach der in bestimmten äußern Formen sich kundgebenden Wirklichkeit, und jedermann versteht unter Reformationsgeschichte schlechthin die Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts, oder noch genauer ausgedrückt, die Geschichte derjenigen Ereignisse, welche die äußere Abtrennung des protestantischen Kirchenkörpers von dem römisch-katholischen bewirkt haben. Somit ist die Reformationsgeschichte nach dem angenommenen Sprachgebrauche nicht blos Geschichte der Kirchenverbesserung, sondern auch Geschichte der Kirchentrennung.

Wenn man also gleich in einem gewissen Sinne sagen kann, die Reformation habe in der Kirche nie aufgehört, und ihr Anfang verliere sich schon in die ersten Jahrhunderte zurück, so lassen sich doch für die Geschichte der äußerlich vollendeten Kirchentrennung bestimmte Zeitgrenzen auffinden und festhalten. Die Reformation, welche Luther in Deutschland anregte, und welche dann gleichzeitig von Zwingli und Andern in der Schweiz durchgeführt ward, unterscheidet sich nämlich dadurch aufs bestimmteste von allen frühern reformatorischen Versuchen in der Kirche, daß ihr auch in Rücksicht auf ihre äußere Existenz eine Folge gegeben wurde, wie keiner der frühern; und deßhalb wird jener kühne, entscheidende Schritt des deutschen Reformators, der Anschlag der Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg 1517, als der Anfang der Reformationsgeschichte gesetzt, und alles Frühere verhältnißmäßig als bloße Vorbereitung, als Einleitung zu derselben gefaßt. Dann aber betrachtet man gewöhnlich den Zeitpunct, von wo an beide Kirchenkörper, der protestantische wie der katholische, als politisch anerkannte neben einander fortbestehen, als das Ende der eigentlichen Reformationsgeschichte, wenigstens der deutschen. Dieß ist der sogenannte Religionsfriede, geschlossen zu Augsburg 1555. Innerhalb dieses Zeitraums von 38 Jahren bewegt sich also die Reformationsgeschichte im engern Sinne des Wortes; ein Zeitraum, der aber reicher ist an großen, einflußreichen Begebenheiten, als oft ganze Jahrhunderte in der mittlern Zeit. Diesen Zeitraum selbst kann man nun wieder, eben seines reichhaltigen Inhaltes wegen, in mehrere Abschnitte

zerfällen, bei welcher Eintheilung wir uns jedoch hier nicht aufhalten wollen, da wir uns ohnedieß bei unserer Darstellung nicht so streng an sie werden binden können, sondern uns vorbehalten müssen, hie und da den Faden abzubrechen und wieder anzuknüpfen, wie es Zeit und Umstände und der besondere Zweck, den wir uns vorgesetzt haben, gebieten.

Unsre heutige Aufgabe führt uns nun aber in den Anfang der christlichen Kirche zurück, von deren Geschichte wir einen kurzen Abriß vorauszuschicken haben, damit wir um so deutlicher sehen, worauf die Reformation sich beziehe, wie das Bedürfniß nach ihr gewachsen, und wie ihr von den verschiedensten Seiten her vorgearbeitet worden ist.

Wir sagten vorher, es sei allerdings in einem gewissen Sinne wahr, daß die Reformation schon im Anfang der Kirche beginne.

Nur muß man sich hüten, die Stiftung der Kirche selbst als bloße Reformation zu fassen. Hierin liegt der nie aufzuhebende ewige Unterschied zwischen Christus und Allen, die sonst im Dienste Gottes gearbeitet haben, daß er, der Herr, das Haupt, der Anfänger und Vollender, die Uebrigen aber Diener, Glieder, Werkzeuge sind, daß er nicht schon Dagewesenes blos verbesserte, sondern ein nie Dagewesenes als Offenbarung d. h. als etwas durchaus Neues, Ursprüngliches, vom Himmel Gekommenes darstellte. In einem gewissen Sinne war Jesus freilich auch Reformator des Mosaismus, inwiefern er die Mißbräuche rügte, welche die Pharisäer und Schriftgelehrten dem Gesetze angeheftet hatten, und schon oft ist sein Kampf gegen diese in Parallele gestellt worden mit dem Kampfe Luthers gegen die römische Priesterschaft. Allein die reformatorische Thätigkeit Jesu war nur eine dem neuen Leben, das von ihm aus über die Menschheit sich verbreiten sollte, Bahn brechende.

Hätte er blos wiederherstellen wollen, was Moses und die Propheten gewollt, so hätte er in ihrem Dienste gestanden; nun aber dienen sie ihm alle, indem ihr Werk erst in ihm seine Erfüllung erhält, ihre Verheißungen in ihm Ja und Amen sind. Deßhalb sagt er auch in Beziehung auf den letzten Propheten und Reformator des A. T., Johannes den Täufer, derselbe sei zwar der Größte gewesen unter allen vom Weibe Gebornen, aber der Kleinste im Himmelreich sei größer als er. Es kann also zur Abwehrung von Mißverständnissen nicht genug

wiederholt werden, daß das Werk Jesu nicht bestand in dem bloßen Vortrage einer von Irrthümern gereinigten mosaischen Gotteslehre, sondern in der Offenbarung und Darstellung eines heiligen, gottähnlichen, von dem Geiste Gottes durchdrungenen Lebens, in der Gründung eines Reiches Gottes auf Erden, wozu nur ihm allein die Macht gegeben war vom Vater, und daß eben deßhalb auch die Lehre Jesu nicht von seiner Person, von seinem eigenthümlichen Verhältniß zur Gottheit, nicht von seinen Schicksalen, seinen wunderbaren Thaten, seinem Tode, seiner Auferstehung und Verherrlichung getrennt werden darf. Dieß weiter auszuführen, gehört nicht hieher. Wohl aber mußte es gesagt und offen bekannt werden, damit der Grund deutlich und lauter erkannt werde, auf welchem das Gebäude der Kirche und die Wirksamkeit der Reformation selbst ruht. Einen andern Grund kann niemand legen, als der gelegt ist, und alles, was von nun an Reformation heißen kann und darf, im weitern wie im engern Sinne, ist nicht sowohl Veränderung des Grundes, denn dieß wäre Umsturz (Revolution), als vielmehr Befestigung und Läuterung desselben durch Entfernung des unnützen oder dem Fundamente Gefahr drohenden Materials. In dieser Hinsicht beginnt nun freilich die reformatorische Thätigkeit sehr frühe in der Kirche, und sie ist schon mit der apostolischen vereint. In Christo, dem Stifter und Meister, allein lebte das Christenthum rein und unverfälscht, ungetrübt von menschlichem Beisatze, weil in ihm Göttliches und Menschliches zur Einheit sich durchdrang. In ihm war die Scheidewand gehoben zwischen dem Diesseits und Jenseits, der sichtbaren und unsichtbaren Kirche, der Zeit und Ewigkeit, dem Ideal und der Wirklichkeit. Aber sowie das Reich Gottes in die Welt trat und in ihr Heimath suchte, sowie das ins Erdreich gelegte Samenkorn auch mit den erdartigen Theilen sich zu mischen begann, da war auch sogleich die Gefahr der Entartung da, und mit dem Streben, die göttliche Wahrheit sich anzueignen, war auch die Möglichkeit des Irrthums gesetzt.

Zwar hatte Jesus seinen Jüngern den Geist verheißen, der sie in alle Wahrheit leiten sollte, und diesen Geist empfingen sie auf außerordentliche Weise am Tage der Pfingsten. Aber, obwohl erfüllt mit dem Geiste und getrieben von ihm, hatten doch sie den Geist nicht ohne Maß, wie er in ihrem göttlichen Meister allein gewohnt hatte; und wenn wir auch ihre Schriften als die reinsten Zeugnisse dieses Geistes

und somit als die höchste Autorität in Glaubenssachen verehren, so lernen wir doch aus diesen Schriften selbst, wie die Jünger nicht alle von Anfang an sich dergleichen Einsicht in göttliche Dinge zu erfreuen gehabt. So hingen namentlich Petrus und Jacobus ängstlicher an den Formen des Judenthums, während Paulus, der neu hinzugekommene Jünger, die Annahme der Beschneidung und die Ausübung des levitischen Ceremonialgesetzes keineswegs für eine nothwendige Bedingung des Christwerdens ansah. Ueberhaupt dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß, wenn auch durch die Männer, welche Jesus während seines irdischen Lebens zu Schülern erwählt hatte, namentlich durch Jacobus, Petrus und Johannes, vieles geschehen war zur Verkündigung der göttlichen Lehre, doch diese Wirksamkeit noch übertroffen wurde durch die jenes Apostels der Heiden, durch welchen das Christenthum so recht eigentlich in die Welt eingeführt, und die Grundsätze desselben auf eine ganz eigenthümliche Weise und mit unauslöschlichen Zügen in die Tiefen des menschlichen Herzens eingegraben wurden. Und dieser Paulus war es denn auch, der bereits anfing in einem gewissen Sinne Reformator zu sein, indem schon er sich berufen fühlte, Mißverständnisse zu heben und Mißbräuchen zu begegnen, die in das kaum aufgekeimte Christenthum einzuschleichen begannen und den Keim desselben mit ihren Dornen zu ersticken drohten. Es ist häufig das apostolische Zeitalter, ja sogar von vielen das Zeitalter der drei ersten Jahrhunderte, als ein ideales, gleichsam ein goldenes Zeitalter dargestellt worden; und verhielte sich dieß buchstäblich so, so würde auch hier keine reformatorische, sondern nur eine erhaltende, leitende, nach außen wirksame Thätigkeit uns begegnen. Allein wenn an dieser Behauptung etwas Wahres sein soll (und es ist in der That etwas Wahres daran, im Vergleich mit den spätern Jahrhunderten), so muß sie sehr eingeschränkt gefaßt werden. Wir dürfen nur die Apostelgeschichte und die neutestamentlichen Briefe mit unbefangenen Augen lesen, so werden wir sehen, daß der Zustand der ersten Gemeinden keineswegs ein idealer oder ein solcher war, an dem sich nichts auszusetzen, nichts zu reformiren gefunden hätte. Neben der verbreitenden Thätigkeit hielt also immer auch das reinigende und wiederherstellende Handeln gleichen Schritt im Amte der Apostel und der ersten Kirchenlehrer.

Zwei Klippen waren es vor allem, zwischen welchen das Schifflein

der Kirche sicher hindurchgeführt werden mußte, die des Juden= und die des Heidenthums. Vor jüdischen und heidnischen Einflüssen die neue Kirche zu bewahren, und somit ihre geistige Selbstständigkeit ihr zu sichern, war die Aufgabe derer, die das Ruder führten. Der jüdische Einfluß machte sich geltend von Seiten derer, welche, hangend an der Oertlichkeit Jerusalems und des palästinensischen Landes, am Dienste des Tempels und an dem levitischen Theile des Gesetzes, das Reich Gottes auf eine äußerlich sichtbare Weise erwarteten, und sich trotz allem dem, was, so zu sagen, vor ihren Augen und Ohren vorgegangen war, sich von den einmaligen Messiasbegriffen nicht losmachen konnten. Ihnen war der Sohn Gottes nur ein gottgesandter Prophet für Israel, und in Wiederherstellung der Theokratie, der israelitischen Gottesherrschaft, die (nach ihrer Meinung) mit dem tausendjährigen Reiche beginnen und auf dieser Erde sich verwirklichen sollte, sahen sie das Heil. Ihnen erschien das Christenthum in der That nur unter der Form eines reformirten Judenthums. Aeußere Gesetzlichkeit, Werkheiligkeit fand an dieser Richtung, der ebionitischen und nazaräischen, ihren Halt. Dagegen machte sich nicht weniger der heidnische Einfluß geltend, seit das Christenthum in den größern Städten Griechenlands, Kleinasiens und Aegyptens, in Ephesus, Corinth, Antiochien, Alexandrien, Wurzel gefaßt und zum Theil die Elemente der damaligen Bildung, namentlich die Sprache und Vorstellungsweise der griechischen Philosophie, sich angeeignet hatte. Waren die Judenchristen in ihren Begriffen vom Reiche Gottes zu engherzig, zu buchstäblich, zu äußerlich und positiv, so setzten manche unter den Heidenchristen sich zu sehr über allen geschichtlichen Zusammenhang hinweg, und verflüchtigten die Thatsachen des Christenthums zu einer blos, theils geistreichen, theils phantastischen und abenteuerlichen Symbolik, Allegorie und Mythologie. So war ihnen Christus nicht mehr der biblische Menschensohn, uns allen gleich, ausgenommen die Sünde, sondern eine neblichte Scheingestalt, ein Wesen, ähnlich jenen Göttersöhnen des Heidenthums, die nur zur Täuschung der menschlichen Sinne eine irdische Hülle sich umwerfen, wenn sie den Sterblichen sichtbar erscheinen; und in demselben Maße, als die jüdischen Secten das Höhere, Göttliche in Christo verkannten, zerstörten diese, die man gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen der Gnostiker befaßt, das ächt Menschliche in

ihm*). Ebenso läugneten sie, im schroffsten Gegensatze mit jenen, allen historischen Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthum, verachteten das Gesetz, das A. T. und den Gott Abrahams, den sie für ein untergeordnetes, beschränktes, ja dem höchsten Gott feindseliges Wesen hielten, und aus Mißverstand sowohl der christlichen Freiheit als der Selbstüberwindung überließen sie sich bald den gräulichsten Ausschweifungen, bald den thörichtsten Uebertreibungen in der Enthaltsamkeit (Marcioniten, Manichäer).

Doch nicht die äußern Berührungen allein, in welche das Christenthum mit der heidnischen und jüdischen Welt gerieth, gaben Anlaß zu dessen Entstellung und Entartung. Im menschlichen Herzen selbst lag ja so vieles, was dem rein christlichen Geiste widerstrebte und was, ehe es von ihm überwunden ward, die lautere Offenbarung desselben trübte und in den Augen der Gegner verdächtig machte. Stolz, Neid, Parteisucht, kleinliche Eitelkeit, Weltsinn, selbst die Sinnlichkeit in ihren rohern Verirrungen waren den ersten christlichen Gemeinden keineswegs unbekannte Dinge. Man lese die Briefe an die Corinther, an Timotheus und Titus, den Brief Jacobi, die Briefe Petri. Und ebenso enthalten die Schriften der ersten Kirchenväter manches, was die überspannten Vorstellungen von einer absoluten Heiligkeit der ersten Jahrhunderte herabzustimmen vermöchte. Von der andern Seite war es aber auch wieder natürlich, daß im ersten Augenblicke der Begeisterung einige weiter gehen wollten, als das Christenthum selbst es verlangte, und daß Ueberspannung im Einzelnen zum Vorschein kam (Montanisten).

Demungeachtet bietet uns die erste Periode der christlichen Kirchengeschichte ein Gemälde dar, das bei allen einzelnen Flecken groß und erhebend ist. Es ist das Zeitalter der ersten Liebe, die in der Trübsal der Verfolgungen geläutert, es ist das Zeitalter der Einfachheit, die durch eine freie Gemeindeverfassung unterstützt und in den anspruchlosen Formen eines zwanglosen Cultus aufrecht erhalten wird. Es ist das Zeit=

*) Einige (die Doketen) läugneten, daß er einen wahren Körper gehabt; Andere ließen ihn plötzlich vom Himmel kommen. Noch Andere behaupteten, erst bei der Taufe habe sich der Logos mit ihm verbunden. Sie fabelten eine Menge über die Ausflüsse der Geister aus Gott (Aeonen= und Emanationslehre).

alter mannigfacher geistiger Entwicklung, der noch durch keine Machtsprüche von Concilienschlüssen Fesseln angelegt sind: daher auch die Originalität der Geistesrichtungen, die freisinnige Unbefangenheit in Meinungen und Ansichten, daher die Begeisterung, die das Unglaubliche leistete und duldete, daher die Schaar der Märtyrer aus allen Ständen, Altern und Geschlechtern, daher endlich jene rasche, durch keine andere Gewalt als die der Ueberzeugung gewirkte, durch äußere Umstände theilweise begünstigte Verbreitung. Und wenn es auch schon damals viele Schein= und Namenchristen, auch Schwärmer aller Art gegeben haben mag, so nöthigten doch die wahren Bekenner Jesu selbst ihren Feinden eine allgemeine Achtung und das Geständniß ab, daß sie es mit Religion und Tugend redlich meinten und stark seien in der Liebe.

Erwarten Sie keine weitere Ausführung dieses Gemäldes. Der Zweck dieser Vorlesungen gestattet es nicht. Vieles und Treffliches ist über diese Zeit auch für den nicht=gelehrten Leser geschrieben, wo ich vor allem auf die Schriften des ehrwürdigen Dr. Neander aufmerksam mache.

Nur Eins kann ich mir nicht versagen, Ihnen das Bild vorzuhalten, welches einer der ältesten Schriftsteller, Justin der Märtyrer, im Zeitalter der Antonine von den Versammlungen der Christen entwirft. Ich gebe dieses Gemälde theils darum, weil es einen schneidenden Gegensatz bildet zu dem gothischen Riesengebäude, das im Zeitalter der Reformation vor unsern Augen sich erhebt, theils auch, weil es mit geringen Abweichungen ein sprechendes Vorbild ist zu dem durch die Reformatoren namentlich bei uns eingeführten einfachern Gottesdienste.

Nachdem Justin von der Bedeutsamkeit des Abendmahls gesprochen, fährt er so fort*): „In allem, was wir darbringen, preisen wir „den Schöpfer aller Dinge durch seinen Sohn Jesum Christ und durch „den heiligen Geist. Und an dem Tage, der Sonntag heißt, versammeln „sich sowohl die Bewohner der Stadt als des Landes an einem Orte, „und da werden die Denkschriften der Apostel [man hatte noch keine „vollständige Bibel des N. T.], oder die Schriften der Propheten gele„sen, so weit die Zeit reicht. Denn wenn der Vorleser aufhört, hält

*) in der 2. Apologie.

„der Vorsteher eine ermahnende Ansprache, und muntert zur Nachah-
„mung so schöner Dinge auf. Alsdann stehen wir alle auf und ver-
„richten das Gebet. Nach dem Gebete wird Brot, Wein und Wasser
„gebracht, der Vorsteher thut abermals Gebet und Danksagung aus
„allen Kräften, und das Volk fügt ein lautes Amen bei. Dann wird
„das, worüber gebetet worden (nämlich Brot und der mit Wasser ge-
„mischte Wein), unter die Anwesenden vertheilt, und den Abwesenden
„wird es durch die Diakonen ins Haus gebracht. Die Wohlhabendern,
„die zum Wohlthun geneigt, geben nach Belieben etwas für die Armen;
„diese Collecte wird dem Vorsteher anvertraut, in dessen Amt es ist,
„die Waisen und Wittwen, die Kranken, die Gefangenen, die Fremd-
„linge, mit e i n e m Worte, die Hülfsbedürftigen zu besuchen. Wir
„kommen aber deßhalb am S o n n t a g e zusammen, theils weil es der
„erste Tag ist, an welchem Gott durch Scheidung des Lichts von der
„Finsterniß die Welt schuf, theils weil Jesus Christus, unser Heiland,
„an diesem Tage von den Todten auferstanden ist."

So einfach war also damals der Gottesdienst der Christen und die Wirksamkeit ihrer Lehrer. Lesen des Schriftwortes, Predigt, Gebet, Feier des Gedächtnißmahles Jesu, Seelsorge und Armenpflege — das war alles, worauf sich dieselben beschränkten, und worauf man in der Reformation nach langen Irrfahrten wieder zurückkam.

Die Versammlungsorte waren meist Privathäuser; bisweilen kam man auf den Gräbern der Märtyrer zusammen, von deren Seelen man die heilige Stätte umschwebt glaubte. Erst im 3. Jahrhundert erhoben sich eigene kirchliche Gebäude, und gegen Ende desselben prangt schon ein prächtiger christlicher Tempel in N i k o m e d i e n, der Hauptstadt Bithyniens.

Ueberhaupt finden wir, daß schon in der letzten Hälfte des 3. Jahrhunderts, als bereits viele Hohe und Vornehme zum Christenthum gehörten, als dieses in den bedeutendsten Hauptstädten des römischen Reichs einheimisch geworden und vor den Verfolgungen der Kaiser eine geraume Zeit verschont geblieben, die Verweltlichung überhand nimmt; und nur die letzte und grausamste Verfolgung unter D i o c l e t i a n und dessen Mitregenten und Nachfolgern mit dem Anfange des 3. Jahrhunderts konnte die Bessern wieder aus der Erschlaffung wecken, und mußte den schon Entarteten eine Prüfung bereiten, der viele unterlagen.

Mit dem Uebertritte Constantins zur christlichen Religion (311) ändert sich der Stand der Dinge gewaltig. Das Christenthum wird Staatsreligion, und jetzt eben so sehr durch Constantin und seine Nachfolger im Morgen- und Abendlande begünstigt, als es früher von verschiedenen Kaisern, selbst mitunter von den bessern, verfolgt und bedrängt worden war. Der Rücktritt Julians zur Religion seiner Väter (361) bewirkte nur eine vorübergehende Reaction. Unter Theodos dem Gr. vollendet sich mit Abschluß des 4. Jahrh. das neue Gebäude einer christlichen Nationalkirche auf den Trümmern der alten Götterwelt. Doch eben diese Trümmer waren nicht im Stande, das neue Gebäude zu tragen. Das ganze weströmische Kaiserthum naht seinem Untergange. Fremde, bisher nur dunkel gekannte Völker drängen sich in wogenden Massen auf den Schauplatz der Geschichte, und aus dem wilden Chaos gestaltet sich die neue Schöpfung der christlich-germanischen Welt. Dieses Amalgam der sogenannten Völkerwanderung in seine Bestandtheile zu zerlegen, würde hier zu weit führen. Genug, daß die Reiche, die wir nun allmählig entstehen sehen, das burgundische, das fränkische, das ost- und westgothische, das lombardische, das angelsächsische, den Boden einschließen, in welchen nunmehr der Same eines freilich schon vielfach entstellten, noch immer aber mit geistiger Kraft hinlänglich gesättigten Evangeliums als befruchtendes Bildungsprincip gelegt wurde. Ja, wenn das Christenthum je sich als ein Ferment, als einen Sauerteig gezeigt hat, der die Masse durchsäuert, so war es hier, und gerade der Umstand, daß selbst ein entartetes, durch eine rohe Priesterlehre schon vielfach verunstaltetes Christenthum so viel vermochte, ist ein Beweis für seine bildende Kraft. Unvermerkt lag am Ende doch der Keim der Reformation selbst schon eingeschlossen in dem Samenkorne, das ein Bonifaz, ein Columban und Gallus, ein Willibrod und Anschar in die deutsche Erde warfen; und was dieses Volk in dürftiger und unvollkommener Gestalt von seinen Priestern erhalten hatte, das gab es dann durch die Reformation selbst mit reichem Wucher zurück, indem „das reinere Licht, wozu die Geistlichkeit aus „dem Alterthum den Zunder hinübergerettet"*), von der dankbaren Hand ihrer würdigen Söhne gepflegt auf den weithinstrahlenden Leuchter

*) Joh. von Müller, allg. Gesch. IX. 474.

gestellt ward. Ja, es bleibt noch immer die Frage, ob die damaligen Völker des Abendlandes im Stande gewesen wären, das reine Christenthum ohne weitere Vorbereitung aufzufassen, und ob nicht der zarte Same desselben bald wieder wäre vom Sturme verweht worden. Es schien der Vorsehung zu gefallen, die Sonne des Heils eben darum an der Grenze der alten und neuen Welt aufgehen zu lassen, damit das Christenthum von der erstern sich das aneignen könnte von Geistesbildung und Wissenschaft, was ihm bei seiner Entwicklung zu gute kommen sollte. Es sollte die junge Pflanze in dem alten Boden erstarken, ehe sie in das neue Erdreich versetzt werden konnte, das ihr bestimmt war. So sehen wir denn das Christenthum auf der einen Seite sich nach außenhin zu einem festen, dauerhaften Körper zusammenschließen, auf der andern aber freilich dadurch auch an seinem ursprünglichen, rein geistigen Gehalt nicht Weniges einbüßen; wir sehen, wie die Idee sich allmählig versteinert und verhärtet in den äußern Formen des Kirchenthums.

Betrachten wir diese merkwürdigen Veränderungen im Einzelnen, wie sie besonders in dem Zeitraume zwischen Constantin und Theodos, also im 4. und 5. Jahrhundert, vor sich gegangen sind, so ergiebt sich uns Folgendes:

Die Verfassung, die früher, wenn auch nicht rein, doch überwiegend demokratisch gewesen, bildet sich zur Aristokratie aus. Die bischöfliche Würde, früher eins und dasselbe mit der priesterlichen oder pfarramtlichen Würde überhaupt, hebt sich über diese mehr und mehr heraus, ein Verhältniß, wozu die hierarchischen Bestrebungen eines Cyprian von Karthago, im Kampfe mit den dort hervortretenden demokratischen Elementen, vieles beigetragen hatten. Die Bischöfe, und nicht mehr das christliche Volk, repräsentiren nun die allgemeine, die katholische Kirche, deren Einheit immer mehr auch äußerlich in Lehre und Gebräuchen hervortritt. Die gesetzlichen Versammlungen der Kirchenobersten (Concilien, Synoden), die man vom h. Geiste besonders geleitet glaubte, dictiren das Gesetz des Glaubens sowohl, als des Cultus. Sie sprechen das Verdammungsurtheil über die, welche anders denken und lehren, als die Mehrheit der Bischöfe es gutfindet, und die weltliche Macht leiht den Arm zu ihrer Verfolgung. Manche freiere, eigenthümliche Ansicht, die früher selbst von den ausgezeichnetsten Kir-

chenlehrern ausgesprochen war, durfte jetzt nicht mehr gewagt werden, wenn sie etwas in sich enthielt, was der angenommenen und von den Kaisern bestätigten Formel widersprach. Die wichtigsten Lehren der christlichen Theologie von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, von dem Verhältniß der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade, erhielten jetzt ihre nähere, von der einfachen Bibelsprache sich nicht selten entfernende Bestimmung, und es gestaltete sich mehr und mehr ein künstlich dialektisches, zugleich unabänderliches System der katholisch kirchlichen Orthodoxie, an dem sich übrigens der Scharfsinn der ausgezeichnetsten Denker versuchte. In diese Zeit, d. h. in das 4. und den Anfang des 5. Jahrhunderts, fallen die Namen der größten Kirchenlehrer, eines Athanasius, Basilius, Chrysostomus, der beiden Gregore und des im Abendlande vor allen hochgefeierten Augustinus, deren Ansehen allmählig das der früheren Lehrer, eines Justin, Clemens, Origenes, Hieronymus, Tertullian, überstrahlte; in diese Zeit aber auch die Ketzernamen der Arianer, Nestorianer, Monophysiten, Pelagianer, mit deren Meinungskämpfen ich Sie hier nicht länger aufhalten will.

Nicht aber blieb es allein bei der bischöflichen Würde, die in den von den Kaisern und ihren Statthaltern präsidirten Synoden ihre Gesammtmacht äußerte; sondern über die bischöfliche selbst erhebt sich eine neue und höhere, und schon fängt die Pyramide der Hierarchie an sich der Spitze zu nähern, in die sie am Ende auslief. Die bischöfliche Aristokratie wird erzbischöfliche und patriarchalische Oligarchie, und aus dieser endlich wieder erzeugt sich die päpstliche Monarchie.

Der Unterschied von Stadt und Land, der zu allen Zeiten im Kampfe der politischen Principien sich geltend gemacht hat, blieb auch in der politisch kirchlichen Welt nicht ohne Bedeutung. In den Städten hatte das Christenthum zuerst feste Wurzel gefaßt und diejenige ökonomische und materielle Unterstützung gefunden, ohne welche auch das Höchste und Trefflichste auf dieser Welt nicht lange bestehen kann. Die Christen vom Lande kamen, wie wir in dem vorhin betrachteten Gemälde des Justin gesehen haben, in die Stadt, um da ihren Gottesdienst zu halten, und erst später wurden eigene Landkirchen für sie errichtet. Diese Tochterkirchen (Filiale) blieben aber fortwährend in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zur städtischen Mutterkirche, und die Land-

bischöfe wurden von den Stadtbischöfen nicht selten etwas von oben herab angesehen. Unter den Städten selbst und ihren Bischöfen war aber auch wieder eine Rangordnung. Die Bischöfe der angesehenern und größern Mutterstädte hießen Metropoliten, oder auch Erzbischöfe, Primaten, und unter diesen ragen wieder die vier Patriarchen von Rom, Constantinopel, Antiochien und Alexandrien hervor; unbedeutender war der Patriarch von Jerusalem, wenn gleich seine Kirche, historisch genommen, die Mutterkirche aller gewesen ist.

So haben wir denn einen weit verzweigten, geordneten und gegliederten Priesterstaat im Staate, einen sogenannten Clerus, gegenüber den Laien oder dem Volke, und in diesem Clerus selbst wieder eine Menge von Abstufungen des höhern und des niedern Clerus, die wir hier nicht ins Einzelne verfolgen können. Natürlich, daß nun in demselben Maße, als die Hierarchie, d. h. die geistliche Herrschaft und Rangordnung, sich ausbildete, auch der Cultus ein prachtvollerer und zusammengesetzter wurde. Was ist ein Priester ohne Tempel und Altar? ja wodurch soll der höhere Priester vor dem niederern sich unterscheiden, wenn nicht Geschäfte in seinem Amte vorkommen, die dieser nicht verrichten darf? wenn nicht in dem Kreise des Heiligen selbst wieder ein Allerheiligstes ist, nur ihm allein und seines Gleichen zugänglich? Dem einfachen Lehrer der frühern Jahrhunderte genügte wohl eine Form des Gottesdienstes, wie der ehrliche Justin sie uns vorhin beschrieben hat. Aber jetzt war es anders geworden. Fürsten wollten auch die Kirche fürstlich beschenken, und der Ort, an dem sie Gott anbeteten, sollte nicht zurückstehen hinter dem Palaste ihrer täglichen Wohnung. Seit Constantin seinen Herrschersitz nach dem alten Byzanz verlegt und in das neue Constantinopel verwandelt hatte, ging auch der Glanz des alten Rom unter christlichen Kunstformen auf dasselbe über. Die herrliche Sophienkirche, die schon Constantin in großartigem Style hatte erbauen lassen und die nachmals ein Raub der Flammen wurde, erhob sich unter Justinian I. (557) in noch höherer Pracht aus ihrer Asche. Rom wollte aber gegen die Nebenbuhlerin, Constantinopel, nicht zurückbleiben. Und welche Stadt konnte besser in einen solchen Wettstreit sich einlassen, als die alte Hauptstadt der Welt mit ihren unzähligen Göttertempeln, die nun ohne Bedenken in christliche Kirchen umgewandelt und auf christliche Namen zurückgeführt wurden. So ward

z. B. das Pantheon eine Marienkirche. Der römische Bischof, Gregor der Große, im 7. Jahrhundert war es aber besonders, der überhaupt das äußere Kirchengepränge auf die Stufe des alttestamentlichen Levitenthums erhob. Künstliche Gesangweisen und Chöre erfüllen von nun an die Tempelhallen, in denen der Weihrauch zum Gotte des neuen Bundes aufsteigt, wie einst in denselben Tempeln zu den Göttern des Olymp. Wachskerzen und Crucifixe schmücken die Altäre, auf denen das Opfer der täglichen Messe gebracht wird; köstliche Gewänder wallen von den Schultern der Priester, und die Bilder und Gemälde finden, wiewohl nicht ohne vielfachen Widerspruch und Kampf, mehr und mehr Eingang im Morgen- wie im Abendlande. Die Zahl der Feiertage und der Fasten mehrt sich, das Andenken der Apostel und Märtyrer wird allmählig ein Heiligendienst, und die Jungfrau Maria gewinnt an göttlicher Verehrung in dem Maße, als das ehelose Leben (Cölibat) an Ehre und Verdienstlichkeit bei der Menge zunimmt. Seit Helena, die Mutter Constantins, eine Wallfahrt in das gelobte Land unternommen und von da, nach ihrer Versicherung, das wahre Kreuz Christi und andere kostbare Reliquien nach Hause gebracht hatte, ward diese Sitte des Wallfahrens und Reliquiensammelns vielfach nachgeahmt, und dem Betruge öffnete sich in der frommen Einfalt ein weiter Spielraum. Besonders aber fand der Aberglaube der Menge sowohl, als der Fanatismus derer, die sie begeisterten, seine Stütze an dem immer bedeutender werdenden Einfluß des Mönchthums.

Je mehr nämlich das Christenthum angefangen hatte, sich der Welt gleichzustellen, desto mehr trieb der Sinn für das Ueberweltliche und Uebergeistliche diejenigen in die Einsamkeit, die sich in die neuen Verhältnisse weder finden konnten, noch wollten. Der Hang zum einsamen und beschaulichen Leben war ohnedieß im Orient nichts Ungewöhnliches, und hier, in den Gebirgen und Wüsteneien Aegyptens und Syriens, wohin auch Einzelne während der Verfolgungen sich mochten geflüchtet haben, finden wir die ersten Beispiele des sogenannten Anachoreten- oder Einsiedlerlebens. Pachomius, ein Schüler des heiligen Antonius, sammelte zuerst im 4. Jahrhundert die Eremiten Oberägyptens in eine förmliche Mönchsgesellschaft (Congregation), und ins Unglaubliche mehrte sich von Jahr zu Jahr die Zahl der Klöster. Anfänglich gehörten die Mönche dem Laienstande an, und bildeten gegen

die verweichlichten, in Weltlichkeit versunkenen Bischöfe und Geistlichen nicht selten eine kräftige und heilsame Opposition. Später aber, namentlich als das Mönchthum sich auch im Abendlande ausgebreitet hatte und von angesehenen Kirchenlehrern, wie von Basilius und Augustin, unterstützt ward, wurden die Mönche Geistliche, und verschafften sich dadurch einen neuen Einfluß auf die Angelegenheiten der großen Kirche, ja auf die Angelegenheiten des Staats, der Höfe und der Welt überhaupt, von der sie sich erst so entschieden ausgesondert hatten. Eine wohlthätige Reformation brachte Benedict von Nursia im 6. Jahrhundert in das Mönchthum des Abendlandes, indem er seine Ordensbrüder, die in der Folge nach ihm genannten Benedictiner zu Montecassino im Neapolitanischen, zu einer wohlorganisirten Gesellschaft vereinigte, sie zur Arbeit und nützlichen Studien anhielt und überhaupt solche Vorschriften gab, wie sie in der Folge von den meisten ähnlichen Stiftungen nachgeahmt, wiewohl selten in der rechten Strenge gehalten worden sind. Und so wurden denn, bei allen Mängeln und Schattenseiten, die Klöster des Abendlandes die Pflegerinnen der Wissenschaft in einer in Barbarei versunkenen Zeit. Aus ihnen gingen die Missionarien für den größten Theil des jetzt seiner Bildung sich freuenden Europa's, aus ihnen später die Lehrer der Universitäten, die Schriftsteller der Kirche, und so manche große Männer hervor, denen die neuere Welt ihre Gesittung verdankt. Ja, wer kann es vergessen, daß aus einer dunkeln Klosterzelle das Licht der Reformation selbst, in Deutschland wenigstens, aufgegangen ist?

Bei dem immer größern Wachsthum der geistlichen Macht mußte die weltliche wohl auf ihrer Hut sein, um nicht endlich verdrängt zu werden. Das griechisch-byzantinische Reich bietet uns im 8. Jahrhundert einen merkwürdigen Kampf dar zwischen der weltlichen Despotie auf der einen, der Priesteranmaßung und des Mönchsfanatismus auf der andern Seite. In den heftigen mit allen Waffen der Leidenschaft geführten Bilderstreitigkeiten siegte, der Schrift und der Vernunft zum Trotze, von Rom unterstützt, die Partei der Bilderfreunde, und eine nicht geringe Blöße gab dadurch das Christenthum seinem neuen Feinde, dem immer weiter um sich greifenden, auf den Glauben an den einen Gott und auf gänzliche Bilderlosigkeit des Cultus gestützten Mahomedanismus. Während eben dieser Kämpfe im Morgenlande beherrschte der

Geist eines abendländischen Fürsten seine Zeit dergestalt, daß mit ihm billig eine neue Epoche in der Geschichte der kirchlichen Entwicklungen beginnt. Obwohl zum Theil durch die schlaue Dienstwilligkeit des bischöflichen Stuhls zu Rom unterstützt, ja von Leo III. zum römischen Kaiser gekrönt, doch darum keineswegs dem Papste, seinem Vasallen, unterworfen, war Karl der Große Alleinherrscher des fränkischen Reichs und gewissermaßen oberster Landesbischof seiner Kirche. Eine weitere Charakteristik dieses außerordentlichen Geistes und seiner Zeit würde hier am unrechten Orte stehen. Aber wenn wir in dieser flüchtigen Skizze vor allem die Erscheinungen ins Auge zu fassen haben, die wir als reformatorische oder als solche bezeichnet, welche reinigend und verbessernd auf den Geist der Zeit eingewirkt haben, so steht Karl der Große, umgeben von den erleuchtetern Männern seiner Zeit, einem Beda, Alcuin, Paul Warnefried, Walafried Strabo, an welche sich Agobard von Lyon und Claudius von Turin unter seinem Nachfolger anschließen, mit Recht als Reformator da, wenn gleich die Nebel des Jahrhunderts, von denen auch sein Geist umgeben war, ihm nicht gestatteten, überall auf den klaren Grund zu schauen. Ja, auch insofern ist das Zeitalter Karls des Großen für die Reformationsgeschichte wichtig, als so manche äußere Einrichtungen in Cultus und Wissenschaft, so manche nationale Stiftungen im Kirchen- und Schulwesen, die Eintheilung der deutschen Bisthümer, die Einführung der Zehnten u. s. w. hier ihre historische Erörterung finden. Ja, ist nicht ein großer Theil der Länder, in denen sich die deutsche Reformationsgeschichte bewegen wird, durch das Schwert des Eroberers zum Christenthum geführt worden? Was aber das kriegerische Schwert nicht vermochte, das wirkte sieben Jahrhunderte später die deutsche Theologie durch das zweischneidige Schwert ihres Wortes auf sichere, dauernde Weise. So nahe sich beide Männer, Karl der Große und Luther, stehen, insofern wir nur das Hervorragende der historischen Größe zum Vergleichungspuncte machen, so weit gehen sie aus einander in der Anwendung der Mittel, der Wahrheit Bahn zu brechen. Karl beugte durch das Schwert die Sachsen unter das Joch des Glaubensgesetzes; Luther siegte durch das Wort und pflanzte den lebendigen Glauben in die Herzen, indem er sie zugleich von der Herrschaft der Satzung befreite.

Nicht nur aber verbreitet sich von jetzt an das Christenthum großentheils mit Gewalt im Norden Europa's, sondern wie dieses an Umfang, so gewinnt auch die päpstliche Macht gleichmäßig an Ausdehnung und Ansehen. Wir haben schon bemerkt, wie bald nach Constantin die vier Patriarchen von Rom, Constantinopel, Antiochien und Alexandrien ein bedeutendes Uebergewicht erhielten. Unter diesen waren es wieder die zwei, der römische und der constantinopolitanische, die sich den Rang und den Titel eines allgemeinen (ökumenischen) Bischofs streitig machten, während die beiden andern, besonders seit den Siegen des Islam, mehr und mehr in den Schatten traten. Nun aber wird auch bald der morgenländische Kirchenfürst von dem abendländischen Nebenbuhler verdunkelt und die aristokratische Verfassung der Kirche in eine monarchische verwandelt.

Was alles dazu beigetragen, die päpstliche Suprematie auszubilden, zu befördern und ihr endlich zum Siege zu verhelfen, kann hier zwar nur in allgemeinen Zügen angedeutet, darf aber nicht ganz übergangen werden. Einmal galt es, sich des constantinopolitanischen Nebenbuhlers zu entledigen. Dieß geschah nicht sowohl durch Unterwerfung des letztern, als durch die gänzliche Trennung der beiden Kirchen des Morgen- und Abendlandes, die seit dem 7. Jahrhundert durch mehrere dogmatische und andere, zum Theil sehr persönliche Streitigkeiten angebahnt, mehr und mehr vorbereitet und endlich im 11. Jahrhundert gänzlich vollendet ward.

Mit der Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz hatte eigentlich bereits Constantin dem römischen Bischof einen Sitz eingeräumt, um den ihn alle beneiden mußten. Das alte Rom, die Hauptstadt der Welt, vor der die Völker ringsum gezittert, es hatte in aller Augen einen noch zu großen und gewaltigen Nimbus, als daß nicht gern die geistliche Gewalt denselben zu ihrem Vortheil ausgebeutet hätte, nachdem die weltliche Krone seiner nicht mehr zu bedürfen glaubte. Und in der That, Roms Herrscherkraft war noch nicht erschöpft. Noch einmal ward es Weltbeherrscherin, nur unter anderer Form. An die Stelle der weltlichen Waffen traten die geistlichen, und die Blitze des Capitols erneuerten sich in den Bannstrahlen des Vatican. Roms Bischof war der reichste, der mächtigste, der angesehenste schon der Natur der Sache,

d. h. den geographischen und historischen Verhältnissen nach. Was Wunder, wenn er diese Vorzüge benutzte, aus dem mächtigsten nun auch der einzige zu werden? Die Völker des Abendlandes bedurften eines geistigen Haltes und Mittelpunctes, wenn mit ihrer Bildung etwas werden sollte, und man hat Unrecht, über den frühern und spätern Ausartungen des Papstthums die wohlthätige Wirkung desselben in einem der äußern Stütze bedürftigen Zeitalter zu übersehen, welcher besonnene Geschichtsforscher, wie unser Johann von Müller, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen*).

Ich übergehe die übrigen Umstände, welche dazu beitrugen, die päpstliche Macht im frühern Mittelalter zu erhöhen, den Einfluß, den die römischen Bischöfe auf die Ehestreitigkeiten der Fürsten übten, das Recht der Appellation, von dem sie mit Uebergehung der erzbischöflichen Instanz immer ausgedehntern Gebrauch machten, die Berufung auf falsche, untergeschobene Rechtsurkunden (pseudoisidorische Decretalen), besonders aber die immer häufiger werdende Berufung auf den Apostel Petrus als den ersten Bischof von Rom, und auf das Primat, das ihm Christus soll übertragen haben. Ich mache nur auf das Eine aufmerksam, wie die neugebildeten Kirchen im Abendlande gleich von ihrem Entstehen dadurch an den päpstlichen Stuhl geknüpft wurden, daß die Bekehrung jener Völker, die Sendung der Missionarien und deren Unterstützung großentheils von Rom ausging. So war der Apostel der Deutschen, Bonifaz, ein Vasall des römischen Stuhles, und England war in kirchlicher Hinsicht nichts anderes, als eine päpstliche Provinz, in welcher der h. Dunstan im 10. Jahrhundert mit unumschränkter Gewalt hauste. Wie viel Gutes hätte ein so hochgestellter Priester, wie der zu Rom, in dieser Zeit thun können, wenn er beseelt von dem Geiste des wahren Christenthums, vom Geiste der Humanität, dahin gestrebt hätte, die Völker allmählig dem Lichte entgegenzuführen, und an christliche Zucht und Sitte sie zu gewöhnen. Daß nun wirklich einige Päpste von ihrer Gewalt im bessern Sinne Gebrauch gemacht haben, der Willkür launenhafter Fürsten und eines rohen Adels gegenüber, kann und

*) M. sehe dessen Reisen der Päpste im 8. Bande seiner Werke. [Seither hat diese Ansicht über das Papstthum überhaupt mehr Boden gewonnen, als früher.]

darf nicht geläugnet werden. Eine vorurtheilsfreie Geschichte führt nothwendig zu dieser Anerkennung hin, zur richtigen Einsicht, daß auch das Papstthum eine Mission zu erfüllen hatte in der Entwicklungsgeschichte des Christenthums. Aber freilich die Versuchung war zu groß, der Gedanke an einen sichtbaren Statthalter Gottes auf Erden zu ungeheuer, zu verführerisch, als daß ein solches Institut nicht endlich in die gräulichste sittliche Mißgestalt hätte ausarten sollen; denn nicht das Dasein einer kirchlichen Monarchie an sich (obwohl ich dieser nicht unbedingt das Wort reden möchte), sondern die daran sich so leicht anhängenden Mißbräuche sind die unchristliche Seite des Papstthums, von der auch die Reformation zuerst es angriff.

Längst war das Papstthum von seinem Ideal herabgesunken und der gemeinsten Weltlichkeit verfallen, als ihm das Recht der Existenz von denen abgesprochen wurde, die seine innere Fäulniß durchschauten. Auch steht das Verderben des päpstlichen Stuhles nicht vereinzelt da. Es lag in der Zeit und allervorderst in der Habsucht der weltlichen Fürsten und Großen, welche geistliche Aemter und selbst den Stuhl zu Rom um schnödes Geld verkauften, so daß die Unwürdigsten, Weichlichsten und Verächtlichsten am Ende zu den einflußreichsten Stellen, namentlich auf den Stuhl zu Rom gelangten. Am ärgsten wurde das Unwesen getrieben in der letzten Zeit des 9. und im 10. Jahrhundert, besonders durch die toskanische Partei in Italien, geleitet von den schändlichen Buhlerinnen Theodora und Marozzia. Die Reihe von Weibergünstlingen, welche, selbst weibisch in ihrem Wesen, den Stuhl zu Rom schändeten, mochte wohl den Anlaß zu der Sage von einer Päpstin Johanna gegeben haben, von der jetzt wohl ausgemacht ist, daß sie keine historische, sondern nur eine die Sache trefflich bezeichnende allegorische Person gewesen. Zwei Laster waren es, die man dieser Zeit besonders zur Last legte: die Unzucht und die Simonie. Unter der letztern verstand man den Handel mit geistlichen Pfründen; denn ihr Name rührt daher, daß einst Simon der Magier vom Apostel Petrus die Ertheilung der Wundergabe, und somit die Ertheilung eines göttlichen Amtes, um Geldeslohn verlangt hatte (Apostelg. 8, 18. 19). Da trat ein Mann als Reformator auf, den zwar wenige den Reformatoren gleichstellen werden, da er seines schlimmen Namens wegen eher ihr Widerspiel zu sein scheint. Und dennoch war er Reformator

in seiner Art; ich meine den berüchtigten, meist aber falsch beurtheilten Mönch Hildebrand, nachmaligen Papst Gregor VII. Er war es, der mit dem Ansehen eines sittlichen Ernstes und einer hohen Kraft des Willens die Gebrechen der Kirche rügte, und die Unabhängigkeit der geistlichen Würde von weltlicher Gunst auf eine immerhin großartige Weise ins Licht stellte. Er war, wie Johann von Müller ihn treffend zeichnet, „standhaft wie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Prophet, streng in seinen Sitten"*). Hätte er zu diesem Erbtheil von altrömischen Tugenden den Geist christlicher Mäßigung und Demuth hinzugefügt, er wäre in der That ein Reformator, ein Luther des 11. Jahrhunderts geworden. In seiner Person gewann das Papstthum wieder an sittlicher Bedeutung, insofern wir unter dieser die äußere Ehrbarkeit und eine immerhin achtungswerthe Consequenz verstehen; aber zugleich gewann es, wenn auch noch nicht den Gipfel der Ansprüche, die Gregors Nachfolger immer weiter trieben, so doch eine gewaltige, zuvor nicht erreichte Stufe der Macht und des Ansehens, wir möchten sagen, das Maß seiner möglichen Größe. Wenn wir von einem Papstideal reden dürfen, so hat es sich in Gregor realisirt. Aber schon mit ihm hat es sich auch überlebt, seiner idealen Bedeutung nach. Der kirchliche Monarchismus artet aus in Universaldespotie, und bereitet sich eben dadurch seinen Fall.

Die bald nach Gregor VII. eintretende glorreiche Zeit der Hohenstaufen stellt uns die Zeiten der kaiserlichen wie der päpstlichen Hoheit in ihrem welthistorischen Kampfe, wie in ihrer welthistorischen Bedeutung dar. Es ist die Blüthezeit des Mittelalters, ja das Mittelalter im engern Sinne des Wortes, mit seinen Licht- und Schattenseiten. In den Kreuzzügen entfaltet sich der Geist des Ritterthums nach seiner religiösen Seite. (Die geistlichen Ritterorden.) Das Mönchsthum breitet durch die Kirche seine vielarmigen Aeste aus, und in den Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner thut sich eine geistige Macht auf, die auf der einen Seite dem Papstthum und der Priesterherrschaft eine

---

*) Reisen der Päpste S. 35; vergl. auch über ihn Voigt, Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. Weimar 1819. Neue Aufl. 1846.

willkommene Stütze bietet, während sie auf der andern auch aufregend und auflösend zu wirken beginnt. Das ganze Leben, nicht nur der prachtvolle Cultus mit seinen Mysterien und Symbolen, seinen zahlreichen Festen, seinen himmelanstrebenden Domen und seinem Himmel voll Heiligen, sondern auch die Wissenschaft mit ihrer tiefsinnigen Mystik und Scholastik, das Gerichts- und Wehrwesen, der tägliche Markt und Verkehr, die Kunst in ihren Schöpfungen, alles ist in den Dienst und unter den Schutz und die Obhut der Kirche gestellt; und wie die Kirche selbst mit weltlichen Formen sich umgiebt, so borgt auch die Weltlichkeit von ihr den Schimmer religiöser Weihe. Neben den Ausbrüchen der Rohheit und der maßlosesten Willkür sehen wir ergreifende Beispiele der Selbstbeschränkung, der Selbstentsagung, der sich aufopfernden Hingabe an die leidende Menschheit. Keine Zeit ist reicher an Stiftungen der Wohlthätigkeit und an Werken der Barmherzigkeit. Nun aber kam auch die Zeit, da die gewaltsam zusammengehaltenen Gegensätze aus einander traten. Der Weltlichkeit der Kirche warf sich eine der Welt trotzende und die äußern Formen verachtende Geistesrichtung entgegen, die meist in trüben und unklaren Ergüssen ihres Gefühles, in phantastischen Nachbildungen prophetischer Verkündigung sich Luft machte und zu den wildesten Ausbrüchen der Schwärmerei hinriß. Die Wahrheit, obgleich von Irrthum und Sünde vielfach überwuchert, konnte jedoch nicht erstickt werden, am wenigsten durch das Feuer und Schwert der Inquisition. Sie mußte sich läutern, sich abklären, und ihre Richtschnur fand sie am Worte Gottes in der heil. Schrift. Durch den Anschluß an die biblische Offenbarung gewann die Opposition einen festern Halt, als wenn sie den Eingebungen ihres eignen unklaren Geistes folgte; sie wurde besonnener, aber eben darum nachhaltiger, und ihr ganzes Thun stellte sich immer mehr als ein berechtigtes dar, dem eine Zukunft verheißen ist. Die von den schwärmerischen Katharern und Albigensern sich vortheilhaft unterscheidenden Waldenser mit ihrem einfachen, auf die apostolischen Grundlagen erbauten Christenthum, sodann Wicliffe, Huß, Hieronymus von Prag und mit ihnen noch der Eine und der Andere, der in dem Worte Gottes gläubig forschte: sie bilden die Einleitung zur Geschichte der Reformation; in ihnen haben wir die Vorgänger zu erblicken, denen sich unsre Reformatoren zunächst nach Gehalt und Begründung

ihrer Lehre anschlossen. Jemehr indessen die katholische Kirche selbst den Druck des Verderbens empfand, dem Jene sich entgegenstellten, und je weniger das Papstthum sich herbeiließ, zu der nöthigen Reform Hand zu bieten, je tiefer dieses vielmehr selbst in den Augen der Christenheit sank, wozu besonders der Aufenthalt der Päpste in Avignon (1309 — 1376) und die Zwiespältigkeit der Papstwahlen, die ein halbes Jahrhundert lang die Kirche zerrüttete, das Ihrige beitrugen: desto mehr mußte die Kirche auf Mittel sinnen, von sich aus zu helfen und die in ihr liegenden Kräfte zu reformatorischer Thätigkeit zu sammeln. So wollten es die erleuchteten und wohlgesinnten Männer, die im Vertrauen auf den bessern Geist der Gemeinschaft, auf die Katholicität der Kirche, die große Reform derselben an Haupt und Gliedern zur Aufgabe ihres Lebens machten. Die großen Kirchenversammlungen von Pisa, Costnitz und Basel sollten diese Aufgabe verwirklichen; an rühmlichen Anstrengungen fehlte es nicht, wohl aber an der Energie des schwerfälligen und erschlafften Kirchenkörpers, mit eigner Schwungkraft über die Gebrechen der Zeit sich emporzuheben und der Träger eines neuen, die alten Formen beseelenden Geistes zu werden. Zudem hatte die Weltgestalt seit dem 14. und 15. Jahrhundert sich gewaltig verändert. Die weltliche Macht, die seit den Tagen Gregors gegen die geistliche Macht des Papstes vergeblich angekämpft, sie hatte endlich in dem Siege Philipps des Schönen von Frankreich über Bonifaz VIII. eine Unabhängigkeit errungen, die zu einer veränderten Politik überhaupt hinführte, und wie das Staatsleben, so gewann auch das Leben der Wissenschaft eine größere, von der Kirche sich abwendende Selbstständigkeit. Die Werke des klassischen Alterthums wurden die Quellen einer Bildung, die über den engen theologischen Gesichtskreis hinausstrebte. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) hatte die von den Siegern keineswegs beabsichtigte Folge, daß die Kenntniß des Griechischen und mit ihr der Geschmack an den klassischen und humanistischen Studien verbreitet wurde, was auch wieder der Reformation zu gute kam, insofern dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, die Urkunden des Christenthums in der Grundsprache und in ihrem Zusammenhang mit der Denkweise des Alterthums zu erforschen. Auch das Hebräische, längere Zeit nur ein Eigenthum jüdischer Rabbinen, ward wieder betrieben (Valla, Erasmus, Reuch-

lin). Die Buchdruckerkunst ward erfunden. Neue Seewege wurden entdeckt. Ein neuer Welttheil tauchte aus den Fluthen auf. Der Gesichtskreis der europäischen Menschheit erweiterte sich und bot der Wissenschaft wie dem thätigen Leben ein bisher unbekanntes, unabsehbares Feld dar. Alles drängte sich einer neuen Zeit und ihrem Lichte entgegen. Und Gott sprach, es werde Licht; und es ward Licht.

Dritte Vorlesung.

Entwicklung der Hierarchie und des Papstthums, besonders seit Gregors VII. Zeiten. Ausbildung der kirchlichen Universalmonarchie. Idee des Theokratismus. Investiturstreit. Nuntiaturen. Bann und Interdict. Ablaß- und Dispensationswesen. Kreuzzüge. Kanonisationen. Mönchthum. Domcapitel. Cölibat der Geistlichen. — Kurzer Blick auf die Geschichte der Päpste seit Gregor VII.

Daß die Reformation Luthers vorbereitet wurde durch die Fülle der Zeiten, ist schon oft gesagt und nachgewiesen worden. Diese Vorbereitung kann aber eine doppelte sein, eine negative und eine positive. Negativ wird jeder Reformation, jeder Verbesserung vorgearbeitet durch die Entartung und Verschlimmerung, positiv durch die Anstalten, welche gemacht werden, um dem Uebel abzuhelfen. Das Sprichwort, daß, wo die Noth am größten, auch die Hülfe Gottes am nächsten sei, findet in ersterer Beziehung seine Anwendung, und hat sich in der Geschichte öfters bewährt. Es muß das Maß der Sünde, der Thorheit, der Unvernunft voll werden, bis es der gläubigen Vernunft oder dem vernünftigen Glauben wieder gelingt, mit sicherem Lichte durch die Nebel durchzudringen, die sich über der Menschheit gelagert haben. So war es also auch hier. Zu all den Mißbräuchen, welche Luther und seine Genossen angriffen, hatte die Zeit der ersten tausend Jahre nur den Anfang gegeben; jetzt reifen sie mit Schnelligkeit dem Verderben entgegen. Oft setzt sich ein Mißbrauch an einen guten Gebrauch, der Irrthum an die Wahrheit an, und so lange noch die bessere Unterlage bleibt, so lange ist auch der Zustand erträglich. Wenn aber endlich das reine Metall der Wahrheit von dem sich ansetzenden Roste verzehrt, wenn die gute Saat vom Unkraut vollends erstickt zu werden droht, dann ist die Gefahr am höchsten.

Aber auch, wie gesagt, die Hülfe am nächsten; denn neben der negativen Entwicklung des reformatorischen Geistes geht die positive her. Zu dem Gifte ist auch immer schon ein Gegengift wie im Reiche der Natur, so im Reiche der Sittlichkeit vorhanden, und an dem härtesten Widerstande reibt sich bereits die noch stärkere Waffe des Angriffes. Freilich sind diese Gegengifte oft zerstreut, und oft entziehen sie sich lange dem Blicke des Forschers. Das Reich der Täuschung ist auch hier ein unendliches. Oft wird zu falschen Arzneien, zu verderblichen Waffen gegriffen, und man versucht es, den Teufel auszutreiben durch den obersten derselben, wodurch die Verwirrung nur größer und die Wunde ärger wird.

Aber endlich kommt denn doch einmal der Augenblick, wo, theils durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände, theils durch eine neu hinzukommende mächtige Wirksamkeit ausgezeichneter Individuen die zerstreuten Elemente in eins gesammelt, die einzelnen Pfeile zu einem starken Köcher verbunden werden.

Für dießmal soll uns blos die negative Seite unsrer Aufgabe beschäftigen, aber auch diese nur theilweise: nämlich die weitere Entwicklung des Papstthums, woran sich dann in den zwei folgenden Stunden die Darstellung der Mißbräuche, wie sie sich unter dem Einfluß eben dieses Papstthums in Lehre, Cultus und Sitte ausgeprägt haben, anschließen wird.

Wenn wir sagen, daß die kirchliche Verfassung des Mittelalters die der Monarchie gewesen, so haben wir damit ihren Charakter zwar im Allgemeinen angedeutet, aber noch nicht genauer bestimmt; denn wie im Politischen, so läßt sich auch im Kirchlichen fragen, ob die Monarchie eine absolute, oder ob sie eine constitutionelle gewesen. Wir könnten uns immerhin denken, daß der Bischof zu Rom zwar der oberste aller Bischöfe und die letzte und höchste Instanz gewesen, daß ihm aber doch die kirchliche Verfassung beschränkend entgegengetreten wäre mit Bestimmungen, die er nicht willkürlich aufheben durfte. Eine solche constitutionelle Partei (um sie mit einem geläufigen Worte unsrer Zeit zu bezeichnen) finden wir auch fortwährend in der Kirche, und besonders machte sich dieselbe gegen Ende unsrer Periode in den Stimmen geltend, welche behaupteten, das Concil sei über dem Papst. Allein innerhalb dieser Schranken eines constitutionellen Papst=

thums hielt sich das kirchlich-absolute, das ultramontane, hildebrandische System keineswegs. Es wollte eine unbeschränkte kirchliche Universalmonarchie. Nicht nur höchster Bischof sollte der zu Rom sein, sondern allgemeiner. Nicht nur sollte z. B. er die letzte Instanz sein, an die man in kirchlichen Dingen appelliren konnte, sondern mit Uebergehung aller Mittelstufen sollte er auch unmittelbar in die Angelegenheiten jeder einzelnen Dorfkirche, jedes Bischofs, jedes Pfarrers, ja jedes einzelnen Gliedes einer Gemeinde eingreifen und nach Willkür entscheiden dürfen. Wie im Politischen eine absolute Monarchie der Aristokratie insofern entgegenwirkt, daß sie sich über die Vorrechte des Adels eben so gut hinwegsetzt, als über die Rechte des Volkes, so war es auch hier, indem die Päpste die Vorrechte des höhern Clerus, namentlich der Erzbischöfe, allmählig ganz an sich rissen. Und hierin wurden sie sogar von den Bischöfen unterstützt, die lieber einem einzelnen, entfernten Oberhaupte in Rom, als ihren natürlichen Vorgesetzten gehorchten. Und wie oft hat nicht schon ein verkehrter Haß gegen die Aristokratie der Despotie der Einzelnen in die Hände gearbeitet!

Um aber auch die hohen Geistlichen und Prälaten zufrieden zu stellen, bedurfte es weiter nichts, als aus ihnen die Angesehenen und Einflußreichen zu Creaturen der päpstlichen Monarchie zu machen. Solche Creaturen waren jetzt die Cardinäle oder Collateralbischöfe des Papstes, die anfänglich, ähnlich wie die sieben Churfürsten das deutsche Reichsoberhaupt, auch in heiliger Siebenzahl das römische Kirchenhaupt umgaben, nachher aber bis ins Unbestimmte hinein vermehrt wurden. Von diesen Cardinälen und aus ihnen sollte, nach den Bestimmungen, die im 12. Jahrhundert darüber gemacht wurden, das Haupt der Christenheit gewählt werden, und man kann also denken, welche schlaue Cabinets-Politik in diesem geistlichen Schooße, dem Schooße der römischen Curie, sich auszubilden Gelegenheit fand. Von dieser päpstlichen Politik waren denn auch die sogenannten lateranensischen Synoden, wie sie von der Pfarrkirche des heiligen Vaters, dem Lateran, genannt wurden, beherrscht, während er und die meisten seiner Cardinäle sich der Bestellung allgemeiner Concilien, der kirchlichen Landtage, aus Leibeskräften widersetzten.

Wie einflußreich die päpstliche Monarchie gewesen bis auf das

Gewissen des Einzelnsten hinab, in Beziehung auf Sündenvergebung, Excommunication u. s. w., werden wir später sehen. Allein auch mit der erreichten Stufe einer absoluten kirchlichen Monarchie begnügte sich der päpstliche Ehrgeiz nicht. Und wie hätte er sich auch damit begnügen können? Wo waren denn die Grenzen zwischen Kirche und Staat scharf gezogen? war nicht die Grundlage des germanisch=abendländischen Völkerlebens die Kirche? hatte nicht Karl der Große seine Krone aus der Hand des Papstes empfangen? Und erschien diese Krönung erst nur als eine Schmeichelei des damaligen Papstes gegen den Kaiser, so wurde sie allmählig eine feststehende Uebung. Die Uebung ward endlich zum Gesetze, und es bildete sich mehr und mehr die Ansicht, daß der Kaiser seine Krone vom Papst, dem Statthalter Christi, zu Lehen trage, daß der römische Stuhl Könige und Fürsten ein= und absetzen könne, gleichwie Gott selbst erhöht und erniedrigt und die Gewaltigen vom Stuhle stürzt, nach seinem Wohlgefallen. Wie zu allen Zeiten, so mußte auch hier die Religion bewußter und unbewußter Weise zum Deckmantel hierarchischer Absichten werden. Daß ein Staat nur bestehen könne, wenn er gegründet sei auf Gottesfurcht, daß die Könige ihr Amt zu betrachten haben als aus der Hand Gottes*), daß christlicher Sinn und christliches Leben die Seele der Nation sein müsse vom Höchsten bis zum Niedrigsten, das sind Sätze, die, richtig verstanden, zu allen Zeiten wahr und heilsam sind. Nicht der Reformation, nur der Revolution kann es einfallen, solche ewige Grundwahrheiten bestreiten zu wollen. Aber ein deutliches Beispiel giebt uns die Geschichte der Hierarchie aller Zeiten, wohin solche Grundsätze führen, wenn sie von verworrenen Köpfen nur halb verstanden und schief angewendet, oder, was dann nicht fehlt, von schlauen Köpfen gemißbraucht und in die heillosesten Grundsätze der Geistesdespotie verwandelt werden. Der Gedanke einer Theokratie, einer Gottesherrschaft, hat auf den ersten Anblick viel Empfehlendes; denn was ist vernünftiger, was christlicher, als daß Gott überall herrsche! Sein Scepter ist gewiß ja das beste, das mildeste, das gerechteste. Allein diese Gottesherrschaft sichtbar wollen heraustreten zu lassen, sie zur Grundlage politischer Verfassungen machen zu wollen, das führt gewiß immer zur unbeschränkten

*) Dieß der rechte Sinn des viel gemißbrauchten und gemißdeuteten „von Gottes Gnaden", s. 1 Cor. 15, 10.

Hierarchie, zum kirchlichen Despotismus. So war es auch hier. Die Religion war Kirchenthum, das Kirchenthum Priesterthum, das Priesterthum Papstthum geworden. Und die Religion an die Spitze der Staatsangelegenheiten stellen, hieß jetzt so viel, als den Papst selbst an die Spitze stellen, und zwar nicht nur der geistlichen, sondern auch der weltlichen Angelegenheiten. So sehr kommt es eben bei den schönsten und heilsamsten Sätzen auf die Begriffe an, die man damit verbindet, auf die Anwendung, die man davon macht, auf die Verhältnisse, auf die man sie bezieht. So sehr kann etwas, innerlich, geistig, ideal gefaßt, wahr sein, äußerlich, fleischlich und craß gedeutet aber, der gröbste Unsinn. Genug, aus dem Satze, daß das Göttliche in allen Dingen dem Weltlichen vorgehen müsse und daß das Gottesreich der Kirche höher stehe als das Reich dieser Welt, wurde nun auch nach der päpstlichen Logik der Satz gefolgert, daß somit der Papst über dem Kaiser stehe, der ja selbst nur sein Beichtkind sei und dessen ewiges Schicksal in der Macht Gottes, d. h. in der Macht seines Statthalters, des Papstes, liege. Diese geistlich-weltliche Doppelgewalt des Papstes suchte man sogar aus der Schrift zu erweisen; und was war leichter als dieß, da man schon lange gewohnt war, dieselbe allegorisch zu erklären, und so aus allem alles zu machen. So lesen wir in den Evangelien, daß die Jünger zwei Schwerter zu Christo gebracht haben vor dessen Gefangennehmung. Die Kirche sah diese Schwerter aber am liebsten in den Händen des Petrus, und argumentirte daraus, daß, weil zwei Schwerter in der Hand des Petrus gewesen, auch jetzt noch die beiden Schwerter, das geistliche wie das weltliche, in der Hand seines Nachfolgers, des Papstes, sein müßten*). Zwar wurden solche Sätze nie allgemein von der Christenheit anerkannt. Viele drangen auf eine Scheidung des geistlichen und weltlichen Regiments, und widersetzten sich der Verwirrung beider Gebiete, und viel kam auf die Persönlichkeit der Fürsten selbst an, ob sie sich die Ansprüche Roms wollten gefallen lassen oder nicht; daher sich denn auch der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht mit geringen Unterbrechungen durch den ganzen Zeitraum hindurchzieht.

Die Scheidung von Weltlichen und Geistlichen, von Staat und

---

*) Anders erklärte es der Sachsenspiegel, der das eine Schwert von der weltlichen, das andere von der geistlichen Macht verstand.

Kirche war aber damals in der That sehr schwierig, und man darf sich nicht verhehlen, daß die Fürsten eben so unbefugt sich ins Geistliche mischten, als die Päpste in das Weltliche, ja der erstere Unfug war der ältere, seit der Zeit Constantins, und rief den andern großentheils als Reaction hervor.

Eine Hauptschwierigkeit verursachte von jeher die Bestellung der geistlichen Aemter. Das natürliche Verhältniß schien wohl das, daß die Kirche selbst ihre Lehrer wählte, besoldete u. s. w. Und so war es auch im Anfange, als das Christenthum sich noch keines Staatsschutzes zu erfreuen hatte, ein ähnliches Verhältniß, wie wir es in der neuesten Zeit in Nordamerika wiederholt finden *). In der Folge aber, schon von Constantin an, wurde den Geistlichen die Besoldung aus dem Staatsschatze gereicht, und somit wurden sie auch als Staatsdiener betrachtet. Nach und nach erhielt die Kirche eigene, liegende Gründe, und seit Karl dem Großen wurde das alttestamentliche Institut des Zehnten nun auch auf den germanisch-christlichen Boden übergetragen. Herr des Grund und Bodens war nach dem Feudalsysteme des Mittelalters das Reichsoberhaupt, der Kaiser oder der König eines Landes, und die Fürsten waren seine Vasallen (Lehnsleute). Auch der Papst, insofern er seit Pipins Zeiten zugleich ein weltlicher Fürst war in dem sogenannten Kirchenstaate (dem Exarchat), war ein Vasall des Königs. Ebenso die Bischöfe, Aebte u. s. w. Die Uebertragung des Lehens oder die Belehnung pflegte nun durch eine äußere sinnbildliche Handlung von Seiten des Kaisers zu geschehen, bei den weltlichen Herren durch das Schwert, bei den Geistlichen durch einen Krummstab, der den geistlichen Hirtenstab, und durch einen Ring, der die Vermählung des Priesters mit seiner Braut, der Kirche, bedeuten sollte. Darin sah aber eben Gregor VII. etwas Ungehöriges. Die Belehnung mit den geistlichen Insignien (die Investitur) stehe, so behauptete er, der Kirche zu, und er mochte dabei allerdings das Wohl der Kirche und nicht allein seinen persönlichen Ehrgeiz im Auge haben, wenn man bedenkt, welche gräuliche Mißbräuche von weltlicher Seite getrieben wurden mit

*) Seither hat sich dasselbe Verhältniß auch in den freien Kirchen Europa's (Schottland, Waadtland) zu gestalten gesucht, sowie denn auch die Trennung von Kirche und Staat, wie sie schon lange theoretisch ausgesprochen wurde, praktisch hat wollen durchgeführt werden in den „Grundgesetzen" des Jahres 1848; aber ohne Erfolg.

dieser Belehnung, und wie es oft den Schlechtesten und Elendesten gelang, in die Gunst der Fürsten sich einzuschmeicheln, und dadurch zu ihren Stellen zu gelangen. Die entschiedene Opposition, welche Gregor noch als Hildebrand gegen das Laster der Simonie (des geistlichen Güterverkaufs) gebildet hatte, setzte er mit allem Nachdruck auch als Papst fort, und er konnte dieß um so mehr, da der schwache und übelgeleitete Kaiser Heinrich IV. zu gerechten Klagen Anlaß gab. So entwickelte sich also jener an 50 Jahre mit aller Heftigkeit von beiden Seiten geführte Investiturstreit, der endlich durch das Wormser Concordat 1122 dahin entschieden wurde, daß in der That die Belehnung mit den geistlichen Abzeichen, mit Stab und Ring, blos und allein der Kirche, dem Reichsoberhaupte aber blos die weltliche Belehnung mit dem Schwerte zustehe. Welche Demüthigungen sich Kaiser Heinrich IV. in diesem Streit mußte gefallen lassen, ist zu bekannt, als daß ich Sie mit der Erzählung davon aufhalten sollte.

Das Lehnsverhältniß war es aber nicht allein, sondern noch so vieles andere, was Reibungen zwischen der weltlichen und geistlichen Macht herbeiführen mußte. Bald waren es die Ehestreitigkeiten der Fürstenhäuser, welche dem Papst als dem obersten Seelsorger eine geistliche Einmischung zur Pflicht zu machen schienen, bald Erbschaften, welche zu schlichten der Stuhl zu Rom sich als ein ihm zustehendes Recht vorbehielt, bald die Verhältnisse des italischen Landes zur deutschen Krone, besonders die Streitigkeiten um Sicilien, in welche die größten Mächte Europa's verwickelt waren, bald Kriege der Fürsten unter einander, bald finanzielle Streitigkeiten wegen der Abgaben und Jahrgelder an den päpstlichen Stuhl u. s. f.; Streitigkeiten, welche abwechselnd bald zu vorübergehenden Demüthigungen der Päpste, bald wieder zu neuer Steigerung ihrer Ansprüche hinführten.

Verschieden waren die Mittel, wodurch die Päpste sich ihren Einfluß auf die weltliche Macht zu erhalten und zu vergrößern suchten. Ein Hauptmittel waren die schon früh aufgekommenen, seit Gregors VII. Zeiten aber zur ständigen Uebung gewordenen Nuntiaturen. Wie die weltlichen Fürsten, so hatten nämlich auch die Päpste ihre Gesandten oder Legaten, wozu in der Folge meist Cardinäle gewählt wurden (Cardinallegaten), an den europäischen Höfen, auf den Reichstagen, den Tagsatzungen u. s. w. Diese Legaten oder Nuntien waren

die hundert Argusaugen, womit Rom den Gang der europäischen Politik bewachte, sie die Arme, womit die Hierarchie in das Treibrad derselben eingriff. Sie waren die Organe der päpstlichen Despotie. Freilich waren aber auch sie es, welche am meisten den Druck derselben beim Volke verhaßt machten durch die unverschämtesten Erpressungen und Gewaltthaten, und es begegnete wohl auch bisweilen, daß die aufgeregte Leidenschaft der Masse sich an der geheiligten Person solcher päpstlichen Boten vergriff, wenn sie's zu arg machten. So stürzten die Basler einst den Legaten des Papstes Johann XXII., der das Volk gegen Ludwig den Baier aufhetzen wollte, über die hohe Pfalz hinunter in den Rhein, im Jahr 1323. (Er fiel indessen glücklich, suchte sich durch Schwimmen zu retten, wurde aber mit Kähnen eingeholt und erschlagen.)*)

Durch die Legaten handhabten die Päpste zugleich die beiden Hauptmittel ihrer Gewalt, die furchtbaren Waffen des **Bannes** und **Interdicts**. Mit dem Banne hat es folgende Bewandtniß. Schon von Anfang behielt sich die Kirche, wie eine jede Gesellschaft, das Recht vor, diejenigen von sich auszuschließen, die nicht nach den Grundsätzen der Gesellschaft leben wollten, und wir haben schon im Neuen Testamente Beispiele, daß die Apostel einen solchen Bann geübt haben. Immerhin blieb dann dem aus der Gemeinschaft Ausgeschlossenen (Excommunicirten) frei, sich durch ein neues Leben wieder mit der Gemeinde, die er geärgert, auszusöhnen und sich wieder aufnehmen zu lassen. Das Recht, Mitglieder auszuschließen, stand offenbar den Gemeinden selbst zu; doch übten es sehr bald an ihrer Stelle die Bischöfe aus, und es ist nicht ausgemacht, wie vielen Antheil die Gemeinden selbst an diesem Rechte in den frühern Zeiten behalten haben. So viel ist gewiß, daß später die Bischöfe das Recht zu binden und zu lösen, oder das Amt der Schlüssel, wie man es nach dem bekannten Ausspruch Christi an Petrus und die übrigen Jünger**) nannte, sich als ein eigenthümliches Recht vorbehielten; und als die Päpste anfingen, auch hier allein schalten und walten zu wollen, fanden sie noch längere Zeit Widerspruch von Seiten der Bischöfe. Zuletzt aber lag auch das Recht

---

*) S. **Ochs**, Geschichte von Basel (nach Johannes von Winterthur) II. S. 31.

**) Matth. 18, 18. vgl. 16, 19.

des Bannes, wenn gleich nicht allein, doch seinem ganzen Gewichte nach, in den Händen der Päpste; und welche furchtbare Waffe diese Bannstrahle in denselben geworden, ist bekannt. Mochte auch hie und da ein aufgeklärter Fürst, wie Friedrich II. von Hohenstaufen, sich für seine Person über den Bann des Papstes hinwegsetzen, so war doch ein Excommunicirter in den Augen des Volkes ein der Hölle und dem Satan Verfallener. Jedermann floh ihn als einen Geächteten, die Luft um ihn war verpestet, sein Hauch vergiftend; jede Gemeinschaft mit ihm brachte selbst wieder den Bann. Was ein solcher Fürst auch unternehmen wollte, war ein unglückseliges Werk, ein Werk der Finsterniß; und wollte er wieder Zutrauen haben bei der Menge, so blieb ihm nichts übrig, als im eigentlichsten Sinne des Wortes zum Kreuz zu kriechen, mit dem erzürnten Priester sich auszusöhnen und vom Banne sich lösen zu lassen. So ward also ein ursprünglich heilsames Mittel der Zucht, das den kirchlichen Gemeingeist erhalten sollte, allmählig zu einem blinden Werkzeuge der despotischen Willkür, um diesen Gemeingeist zu unterdrücken und die selbstsüchtigen Plane des Einzelnen zu befördern.

Was der Bann für den Einzelnen, das war das Interdict für ganze Gemeinden, ganze Städte, ganze Länder. Half nämlich der Bann gegen einen Fürsten nicht, hing ihm das Volk dennoch an und verachtete es gar den päpstlichen Legaten, dann sollte das Land büßen für den Fürsten. Schon vor Gregor VII. ward diese furchtbare Waffe mit Erfolg angewendet. Als der König von Frankreich, Robert (Ende des 10. Jahrhunderts), sich von seiner ihm nahe verwandten Gemahlin Bertha nicht wollte scheiden lassen, belegte Gregor V. 998 ganz Frankreich mit dem Interdict. Eine weit größere Ausdehnung erhielt aber das Interdict erst nach Gregor unter Innocenz III. Als der König Johann von England sich weigerte, den Petersgroschen, eine alte Abgabe an den römischen Stuhl, zu entrichten, belegte Innocenz das Land mit dem Interdict. Sofort hörte aller öffentliche Gottesdienst im Lande auf. Die Kirchthüren waren verschlossen, die Glokken, die Orgeln, die heiligen Chöre verstummten. Es trauerten die Altäre verwaist; denn kein Priester las die Messe. Nur den Sterbenden ward aus besondrer Gunst und Gnade das Sacrament gereicht, wenn sie bußfertig in der letzten Stunde nach dem Trost der Reli-

gion schmachteten. Die Beichte allein ward noch gehört und die Taufe an den Kindern verrichtet. Die Leichname der Verstorbenen wurden ohne Sang und Klang, ohne Gefolge eines Priesters, zur Ruhestätte getragen. Aber auch diese war nicht in der geweihten Erde zu finden; sondern die Todten wurden, wie ein alter Chronist erzählt, gleich Hunden auf den Straßen und in Gräbern verscharrt*). Dieses System, das Volk geistlich auszuhungern, ihm gleichsam eine Dürre zu senden, die es aller Labung der Religion beraubte, blieb nicht ohne Wirkung. Sechs Jahre hatte das Interdict gedauert, von **1208** — **1214**, und endlich mußte der König nachgeben. Auch in der Schweizergeschichte kommt das Interdict öfters vor. Zürich wurde damit heimgesucht in der Mitte des **13.** Jahrhunderts, und mit ihm alle Städte, welche sich Friedrichs II. gegen den Papst annahmen. Ueber Basel schwebte es zu verschiedenen Malen, wurde aber nie sehr lange gehalten, indem es immer eine Partei von Geistlichen gab, die den Gottesdienst dennoch fortsetzten und dem Interdict Trotz boten. So war es z. B. im **12.** Jahrhundert, da Basel Alexander III. nicht als Papst anerkennen wollte, sondern der Gegenpartei anhing, zu der auch mehrere Geistliche gehörten.

Waren aber Bann und Interdict die Mittel, die Feinde zu schrecken und zu beugen, so waren dagegen Indulgenzen, Dispensationen, Ertheilung von Vorrechten und Gerechtsamen, Abläße u. s. w. ein nicht geringeres Mittel, sich Freunde zu machen und Anhang zu gewinnen. Sowie nämlich die Päpste nach und nach das Recht an sich gezogen hatten, von der Kirche auszuschließen, oder das Recht zu binden, ebenso hatten sie sich das Recht, wieder in dieselbe aufzunehmen, oder zu lösen, als ein dem römischen Stuhle unter gewissen Fällen ausschließlich zustehendes Recht anzumaßen gewußt. Unter diesem Rechte zu lösen verstanden sie aber nicht blos das Recht, Sünden zu vergeben, das Recht der Absolution, sondern auch das Recht, von Verpflichtungen, von Eiden und Gelübden zu entbinden, das Recht der Dispensation. Beides bildete sich auch hier allmählig aus. Anfänglich mußte jeder von der Gemeinschaft Ausgeschlossene, wenn er wieder wollte aufgenommen werden, sich gewissen Büßungen und Kir-

*) Paris bei Schröckh XXVI. S. 296.

chenstrafen unterwerfen, die freilich oft auf ein äußerliches Verrichten von todten Bußwerken, Fasten, Kasteien u. s. w. sich beschränkten, die aber gleichwohl bei einem rohen Volke von sittlicher Bedeutung sein konnten und dem wildesten Andrange der sinnlichen Begierde heilsame Schranken setzten. Die strengern Priester zur Zeit der fränkischen Könige hielten auch scharf auf solche Zucht, und sahen es nur ungern, wenn die Reichern und Angesehenern sich von solchen Strafen loszukaufen suchten. Sie mußten es aber geschehen lassen, daß, statt der persönlichen Uebernahme gewisser Leibesstrafen, nach und nach Geld bezahlt wurde, welches übrigens anfänglich nicht den Priestern selbst, sondern den Armen zu gute kam*). Ein deutlicher Beweis, daß auch hier nicht gleich von Anfang das Böse obsiegte, sondern daß es Zeit haben wollte, sich Eingang in die Sitte zu verschaffen. Erst später wußte pfäffische Habsucht auch dieß zu ihrem Vortheil auszubeuten, und so erzeugte sich denn nach und nach das Unwesen des Ablasses, das wir später noch in seiner ganzen Abscheulichkeit werden kennen lernen. Hier bemerken wir nur, daß dieser Ablaßkram eine besondere Stütze erhielt an dem sogenannten päpstlichen Jubeljahre. Stifter desselben ist Bonifaz VIII., der aufs Jahr 1300 die ganze Christenheit einlud, unter Anerbieten eines allgemeinen Ablasses, das Fest der päpstlichen Herrlichkeit (das die Kirche sonst auch wohl jährlich an Petri Stuhlfeier zu begehen pflegte) mit außergewöhnlicher Pracht zu begehen; ein Mittel, das eben so geschickt war, den Glanz wie den Reichthum der Curie zu erhöhen, und dessen Einträglichkeit die Nachfolger verlockte, den Zeitraum von 100 Jahren, innerhalb welches die Feier wiederkehren sollte, auf 50, dann auf 30, und endlich auf 25 Jahre herabzusetzen. Mit den Dispensationen verhielt es sich auf ähnliche Weise. Nachdem man sich gewöhnt hatte, Strafen loszukaufen, konnte man auch freiwillig übernommene gute Werke, deren es jetzt schon eine Unzahl gab, das Unternehmen einer Wallfahrt, Klostergelübde u. dergl. wieder um Geld loskaufen. Besonders wurde in den ehelichen Verhältnissen von den Dispensationen ein weit ausgedehnter Gebrauch gemacht. Je mehr nämlich die Ehelosigkeit als etwas besonders Heiliges

*) Ueber diese Verhältnisse siehe im Allgem. Plancks Geschichte der christlichen Gesellschaftsverfassung.

galt, desto mehr suchte man die Ehe selbst auch den Laien zu erschweren. In der Bibel, d. h. dem mosaischen Gesetze, finden sich nun allerdings Bestimmungen über die Heirathen unter den zu nahen Verwandten. Daran aber ließ sich die Kirche nicht genügen. Die Bestimmungen sollten noch viel mehr erschwert, die verbotenen Verwandtschaftsgrade immer weiter ausgedehnt werden. So unbequem und lästig diese hemmenden Gebote für die menschliche Gesellschaft waren, so bequem wurden sie für die Päpste dadurch, daß man sich um Geld von der Last befreien konnte. Aehnlich wurde es gehalten mit den Gelübden. Eltern bestimmten, in einer Anwandlung von Dankgefühl gegen den Himmel, ihre Kinder dem Kloster; Jünglinge oder Jungfrauen weihten sich dem ehelosen Leben. Später trat die Reue ein, und keine Macht auf Erden konnte vom Gelübde entbinden, als der Papst. So wurden die Indulgenzen und Dispensationen eine reiche Erwerbsquelle für den päpstlichen Stuhl und eine Stütze seiner Macht zugleich. Ebenso waren es die Päpste, ohne deren Einwilligung keine Kirche, kein Kloster, kein Orden gestiftet werden durfte; und daß sie hierbei auch immer ihren Vortheil bedachten, läßt sich leicht abnehmen. So mußte in den letzten und verderbtesten Jahren (seit Johann XXII.) jeder, der eine Pfründe erhielt, die Hälfte seines ersten Jahreinkommens an den päpstlichen Stuhl entrichten — die sogenannten Jahrgelder, woraus sich ein unwürdiger Handel entwickelte. Auch bürgerliche Privilegien ertheilten die Päpste, und mehrere Universitäten sind durch sie gestiftet. Doch nicht auf diese Welt allein, auch auf die künftige erstreckte sich die Macht des Papstes. Nicht allein von Sünden freisprechen konnte er den sündigen Menschen, sondern ihn heilig sprechen. Das Recht der Canonisation, so unbegründet es auch in sich selbst ist, war früher ein Recht der Bischöfe; allein schon seit dem 10. Jahrhundert hatten es sich die Päpste als ein ihnen ausschließlich zustehendes Recht anzumaßen gewußt, und im 12. Jahrh. erklärte Alexander III. dasselbe für immer zu seinen und seiner Nachfolger Gunsten.

Ein Mittel, die päpstliche Macht zu erhöhen, darf ich nicht unerwähnt lassen, die Kreuzzüge. Die Bedrückungen, welche die Pilgrime nach dem heiligen Lande von den Ungläubigen auszustehen hatten, die Entweihung der heiligen Oerter gingen der Christenheit zu Herzen, und mancher Nothschrei drang ins Abendland. Wer sollte

hier helfen, als der Mann, in dessen Händen die Mittel waren? Schon Gregor VII. hatte die Idee zu einem bewaffneten Zuge gefaßt. Seit aber Petrus der Eremit und der Mönch Bernhard von Clairvaux die Menge für das riesenhafte Unternehmen zu gewinnen, und den Adel wie das Volk auf eine fast unbegreifliche Weise zu begeistern gewußt, blieben die Zügel des Ganzen immer in der Päpste Händen. In ihrem Namen wurde das Kreuz gepredigt, in ihrem Auftrage forderten die Legaten zum Zuge auf, und voller Ablaß ward denen verheißen, welche daran Theil nehmen würden. Als Friedrich II., noch im Banne begriffen, dem päpstlichen Willen zuwider einen Kreuzzug unternahm, so erschien dieß als der größte Frevel, als ein sich Vergreifen an der heiligen Sache Gottes. Wie sehr dadurch das Ansehn des heiligen Vaters gehoben wurde, daß er an der Spitze eines so gewaltigen Unternehmens stand, leuchtet jedem ein. Aber auch der Reichthum der Kirche wurde durch die Kreuzzüge gefördert. Die frühern großen Schenkungen an dieselbe hatten aufgehört; allein wider Willen mußten jetzt die Großen einen Theil ihrer Güter der Kirche überlassen. Um ihr Heer auszurüsten, bedurften sie Geld, und um dieß zu erhalten, verpfändeten sie ihr Land an die hohe Geistlichkeit, die im Besitz des baaren Geldes war. So verkaufte Gottfried von Bouillon einen Theil seiner Besitzungen an die Kirche zu Verdun, und verpfändete andere an den Bischof von Lüttich *). Was aber die Hauptsache war: durch die Kreuzzüge lernten zugleich die Päpste ihre Macht auf eine Weise fühlen, die ihnen Muth zu weitern ähnlichen Unternehmungen einflößte. Gelang es einmal, die Masse auf diese Weise zu begeistern gegen die Ungläubigen im fernen Osten, warum sollte man nicht einen eben so glücklichen Erfolg sich versprechen, wenn es galt, die Ungläubigen innerhalb der Kirche, die Ketzer in der Nähe mit bewaffneter Macht zu bestreiten? Und wirklich wurden nun Kreuzzüge angeordnet, auch gegen solche, die es wagten, an der Heiligkeit des Papstes und seiner unumschränkten Gewalt zu zweifeln. Eigene geistliche Ritterorden weiheten ihr Schwert der Kirche, und eine Frucht der Ketzerkriege war jene furchtbare päpstliche Camarilla, das geistliche Blutgericht der Inquisition. Mit dem Papst-

*) Vgl. außer Planck a. a. O. Heeren, Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, in dessen kleinen Schriften 3. Bd.

thum finden wir nun aber auch das Mönchthum dieser Zeit im engsten Bunde. Mönche waren es gewesen, durch welche schon in den frühern Zeiten das Christenthum unter den abendländischen Völkern war ausgebreitet worden. Bonifacius in Deutschland, Augustin in England hatten, indem sie der Sache Christi redlich zu dienen glaubten und ihr auch wirklich dienten (nach ihrer Einsicht), doch auch unverkennbar der Sache des Papstes gedient, indem sie die neu gestifteten Kirchen vom römischen Stuhle abhängig machten. Von da an benutzen die Päpste die Mönche immer mehr zu ihren Werkzeugen. Die meisten Legaten gehörten dem Mönchsstande an, ebenso die Cardinäle, und folglich auch die Päpste selbst, die dann, eingeweiht in das Treiben und die Geheimnisse der Orden, diese vortrefflich zu benutzen verstanden. Kein Orden durfte gestiftet werden — und es wurden ihrer vom 11. Jahrhundert an immer mehr gestiftet —, ohne die Bestätigung seiner Regel von Rom erhalten zu haben. Oefters wurde Miene gemacht, dem Stiften neuer Orden Einhalt zu thun. Um so größer war die Gnade, wenn dennoch, nach langem Zögern und Weigern, die Bestätigung folgte, und um so enger war dann auch der Begünstigte durch das Band der Dankbarkeit an seinen Wohlthäter, den Papst, geknüpft. Dieß war besonders der Fall bei den beiden Orden des heiligen Dominicus und des heiligen Franciscus von Assisi, welche kurz nach einander zu Anfang des 13. Jahrhunderts gestiftet wurden. Diese beiden Orden der Dominicaner (Prediger) und der Franciscaner (Barfüßer, Minoriten), die man unter dem gemeinsamen Namen der Bettelorden befaßt, weil außer dem Predigen das Betteln ihr eigentlicher Beruf war, können in verschiedener Hinsicht als die Vorgänger der spätern Jesuiten betrachtet werden, nur daß sie die Sache plumper trieben, die Jesuiten feiner. Sie waren, obgleich selbst unter einander häufig durch Eifersucht entzweit, so recht eigentlich die Triebräder der großen Kirchenmaschine, die alles in Bewegung setzten, alles nach dem Mittelpuncte der päpstlichen Allgewalt hinleiteten, von der ihre eigene Existenz abhing. Sie, diese Bettelmönche, waren die Apostel der Ungläubigen, die Rathgeber und Beichtväter der Könige, die Erzieher der Prinzen, die Lehrer der Jugend und des Volks überhaupt, die Censoren der Wissenschaft mehr als ihre Beförderer, die Stützen des Aberglaubens, die Aerzte der Unwissenden, die Herenbanner und

Teufelsbeschwörer, die Richter und die Schergen der Inquisition. Durch das Institut der Ohrenbeichte, die seit Innocenz III. 1215 zum Gesetz erhoben wurde, und deren sie sich großentheils bemächtigten, wußten sie dem Nimbus der päpstlichen Allmacht auch den der Allwissenheit beizugesellen, und die Gewissenstyrannei war vollendet. In denselben Händen war auch der Verkauf der Ablaßzettel, wie wir nachher sehen werden. Genug, sie waren in jeder Hinsicht das unentbehrliche, unersetzliche Hauptorgan des allgebietenden Meisters. — Wenn die Mönche früher Laien gewesen waren und erst in der Folge Geistliche wurden, so wurden jetzt die Geistlichen allmählig zu Mönchen gestempelt, d. h. wenn sie auch gleich nicht einem bestimmten Orden angehörten, so nahmen sie doch immer mehr einen mönchischen Zuschnitt an, den ihnen die Päpste zu geben wußten. Dahin gehörte z. B. die Tonsur und das Cölibat. Den Uebergang aus dem clerikalischen in das mönchische Leben bildete seit der Mitte des 8. Jahrhunderts eine Classe von Leuten, die zwischen den sogenannten Weltgeistlichen und Klostergeistlichen in der Mitte standen. Der Bischof Chrodegang von Metz hatte aus guter Absicht die Geistlichen seines Sprengels in eine Gesellschaft von Männern gesammelt, die, obwohl nicht mit so strengen Gelübden belastet wie die Mönche, doch wie diese unter einem Dache beisammen leben, gemeinschaftlich speisen, sich nach einem Schnitte kleiden, gemeinsam beten, studiren, und überhaupt nach einer gewissen Hausregel leben sollten. Diese Geistlichen nannte man regulare Geistliche, Canonici, Capitularen, später auch Chorherren. Diesen Collegiatstiften stand ein Propst (Praepositus) vor, und sie hatten eine, wenn nicht den Klöstern ähnliche, doch ihnen verwandte Verfassung. Da nun aber mehrere solcher Stifte in der Nähe der bischöflichen Kirchen waren, so hießen diese Domcapitel, und ihre Vorsteher Dompröpste. Den Domherren gefiel es nun bald nicht mehr, in einem Hause eingeengt beisammen zu wohnen. Sie wußten sich's bequemer zu machen. Die Häuser, welche um die Kathedralkirche herumlagen, wurden allmählig Eigenthum des Stifts: und so entstand denn die Menge von Domwohnungen und Domhöfen, Dompropsteien, wie wir sie noch jetzt, dem Namen nach, in unsrer und andern Städten finden. Bald wußten sich diese Domcapitel durch ihr eigenthümliches Verhältniß, in welchem sie zur Kathedrale standen, einen bedeutenden Einfluß auf die Bischofswahlen zu

verschaffen und endlich dieselben ganz an sich zu reißen. Ebenso schlossen sie die Bürgerlichen von den Domherrnstellen aus*), die nach und nach nur mit Personen von dem höchsten Adel besetzt wurden. Demnach vertraten die Domcapitel, welche den Hofstaat des Bischofs bildeten, recht eigentlich das aristokratische Element in der Kirche neben dem päpstlich monarchischen, doch so, daß ihre Aristokratie keineswegs der päpstlichen Monarchie gefährlich werden konnte, sondern ihr vielmehr als Stütze diente. Sie bildeten durch ihren Reichthum und durch ihr Ansehn gemeinsam mit den wohlhabenden Benedictinern die vornehme Außenseite der Kirche, und ihre Glorie war gewissermaßen nur der Wiederschein der päpstlichen Herrlichkeit selbst. So wußten also die Päpste Reichthum und Armuth, vornehme und Bettelmönche, schwelgende Epikuräer und weltverachtende Cyniker zu ihrem Vortheil zu benutzen.

Was aber vor allem dazu beitrug, der Priesterschaft einen mönchischen Geist einzuhauchen, zugleich aber dieselbe mit eisernen Ketten an den römischen Stuhl zu fesseln, war die seit Gregor VII. durchgängig gebotene Ehelosigkeit der Geistlichen, der Cölibat. Es ist über diese Sache in neuester Zeit, auch von katholischer Seite aus, so vieles gesprochen und geschrieben worden*), daß eine genauere historische Untersuchung über die allmählige Ausbildung derselben für jeden Gebildeten von hohem Interesse sein muß. Wir müssen uns mit Folgendem begnügen. Nicht selten haben die Gegner des Cölibats den Papst Gregor VII. beschuldigt, als ob er einzig und allein aus hierarchischen Beweggründen die Ehelosigkeit der Geistlichen zum kirchlichen Gesetz erhoben hätte. Ich kann mich davon nicht überzeugen. Wie hätte es einem einzelnen Menschen gelingen sollen, ein so durchgreifendes Verbot zu geben, wäre ihm nicht die Stimmung der Zeit entgegengekommen? So war es auch diese Stimmung der Zeit, das öffentliche Urtheil über sittliche Dinge, was der ausdrücklichen Einführung eines Mißbrauches zuvorkam und der spätern Tyrannei das Heft in die Hände

---

*) So in Basel im Jahre 1337; s. die Ausschließungsurkunde bei Ochs II. S. 49.

**) Das ausführlichste Werk hierüber ist das der Gebrüder Theiner: Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. 2 Bde.

lieferte. Schon von Anbeginn des Christenthums (das dürfen wir uns gar nicht verhehlen) zeigte sich unter den Strengern eine starke Hinneigung zum ehelosen Leben, und Stellen in der Schrift (wie 1 Cor. 7.) konnten wenigstens leicht dahin gedeutet werden, daß es dem Christen besser sei, unverehelicht zu bleiben. Die damalige Lage des Christenthums, die Verfolgungen, die Erwartung des baldigen Weltunterganges, und der Gegensatz, den die neue Religion zu den Einrichtungen und Gebräuchen des Heidenthums bildete, beförderten solche Ansichten gar sehr, und auch später, als diese Lage sich änderte, zog sich der Hang zur Ehelosigkeit und zur Absonderung in das Mönchthum zurück, kehrte aber von da, wie wir gesehen haben, wieder in die größere Kirche ein. Die ewige Jungfrauschaft fand in dem Himmel selbst ihr Vorbild, seit Maria, die Jungfrau, zur Himmelskönigin geworden, und die Schwärmerei kam bald mit dichterischen Allegorien zu Hülfe, wonach die geistliche Ehe mit dem Himmelsbräutigam und der Himmelsbraut eine gar viel vorzüglichere sein sollte, als das Band der weltlichen Liebe. Natürlich, daß, wenn man auch nicht Allen diesen höhern Grad von Heiligkeit zumuthete, man ihn doch von den Geistlichen verlangte, von denen, die mit gutem Beispiel vorangehen, von ihnen, die in der Vermählung mit der Kirche ihre höchste und schönste Bestimmung finden sollten. Eine solche Vorstellung der Sache lag zu tief im Zeitgeiste selbst, als daß sie erst auf das Machtgebot der Päpste hätte warten sollen, um sich Eingang zu verschaffen. Schon sehr früh, lange vor Gregor, finden wir, daß die zweite Ehe wenigstens den Geistlichen untersagt war; und wenn man auch zugab, daß verheirathete Priester im Stand der Ehe bleiben konnten, so suchte man doch den Unverheiratheten, schon vom 4. Jahrhundert an, das Eintreten in dieselbe zu erschweren; besonders glaubte man, daß die höhere Geistlichkeit auch mit der höhern Tugend des Cölibats geschmückt sein müsse, und mehrere Synodalbeschlüsse im Morgen- und Abendlande wirkten der Priesterehe nach Kräften entgegen. Im 10. Jahrhundert galt die Billigung derselben bereits für Ketzerei. Demungeachtet lebten allerdings noch mehrere Geistliche im Ehestande, weit mehrere aber überließen sich schon damals jenen Ausschweifungen, wohin der Cölibat auch in spätern Zeiten geführt hat. Diesen Ausschweifungen und der überhandnehmenden Unzucht der Geistlichen überhaupt zu steuern, das

war, wie aus Allem hervorgeht, die nächste Absicht Gregors VII. Er wollte, seiner strengen Lebensansicht nach, ein durchaus heiliges Priestergeschlecht; und weil ihm, nach den Vorstellungen der Zeit, das eheliche Leben als unverträglich erschien mit dieser höhern Heiligkeit, so gab er gegen dasselbe die schärfsten und grausamsten Gesetze, ohne zu bedenken, daß er damit die Unzucht mehr befördere, als hemme*). Daß er nun damit zugleich auch hierarchische Zwecke verbinden mochte, daß neben der reinen Hauptabsicht auch minder reine Nebenabsichten mögen gewaltet haben, das wage ich nicht zu bezweifeln; und noch weniger will ich läugnen, daß in der Folge der Cölibat der Geistlichen absichtlich und aufs trefflichste benutzt wurde, die päpstliche Macht zu stützen. Denn freilich, war es einmal dahin gekommen, daß, nach dem Wahne einer überspannten Zeit, alle Geistliche unverheirathet sein mußten, so war das Dasein einer solchen ehelosen Kaste ein treffliches Mittel, die Zwecke der Hierarchie zu befördern. Da war nun ein stehendes Heer, ein auserwähltes Chor von Männern, die durch keine Familienbande an das Leben, sondern nur durch die Bande der kirchlichen Verfassung allein an den Stuhl zu Rom gebunden waren. Da hieß es, wie von dem Hauptmann und seinen Knechten im Evangelium: Wenn ich sage, gehe hin, so geht er; komme her, so kommt er. Da bildete sich jener Gemeingeist (esprit de corps), wonach die Existenz des Einzelnen an die des Ganzen geknüpft war; da schlang sich jene vielfach verwickelte Kette von gemeinsamen Interessen, aus der keiner sich loswinden konnte; aber der letzte Ring der Kette selbst lag in der Hand des heiligen Vaters.

So haben wir also gesehen, wie das Papstthum, dessen frühere Entwicklung wir schon in der vorigen Stunde betrachteten, sich zur vollständigen absoluten kirchlichen Monarchie zusammenschloß in dem hildebrandischen Zeitalter, und wie es von da in einen Universaldespotismus überzugehen strebte und theilweise überging. Lassen Sie uns jetzt nur noch zur Verdeutlichung des Bildes einen flüchtigen Blick auf den äußern Verlauf der Papstgeschichte werfen, wo wir denn sehen

---

*) Ob Gregor selbst das Gebot bewahrt habe? darüber sind die Meinungen getheilt; doch scheint man ihn mit Unrecht des Gegentheils zu beschuldigen, und zum Beweis sein Verhältniß zur Gräfin Mathilde anzuführen.

werden, wie auch ohne die hinzukommenden Angriffe von außen her dieses Institut den Keim des Verderbens in sich selbst trug, und wie das glänzende Gestirn, nachdem es den höchsten Stand erreicht hatte, auch wieder seinem Untergang entgegenneigte.

Wie ein Knabe hatte Heinrich IV. in seinem Büßerhemde vor dem Schlosse Canossa gezittert in kalter Winternacht und seinem erbitterten Feinde Gregor VII. einen Triumph bereitet, wie ihn die päpstliche Macht noch nie gefeiert hatte. Im gleichen Systeme Gregors handelten nun auch die meisten seiner Nachfolger. Ja, sie spannten wo möglich die Forderungen noch höher, als dieser; aber eben die überspannte Saite ist es auch, die ihrem Sprunge am nächsten ist. Und hatten sie auch alle zugleich die Mittel in Händen, die Gregor hatte? besaßen sie, nicht nur seine Herrschbegierde, sondern auch seinen durchdringenden Verstand, seine feine Beobachtungsgabe, seine — bei allen übrigen Flecken — immerhin sittliche Stärke*)? Von der andern Seite läßt sich fragen: waren die Fürsten, mit denen es die Nachfolger Gregors zu thun hatten, lauter Heinriche, oder waren es nicht auch Männer, die, der priesterlichen Anmaßung gegenüber, die Kraft entwickelten, die wir an großen Herrschern aller Zeiten bewundern? Was das letzte betrifft, so sehen wir in der That in den Fürsten des Hohenstaufenschen Hauses, in Friedrich I., Barbarossa und Friedrich II., solche Kämpfer auftreten, die durch ihre ausgezeichnete Persönlichkeit, durch ihren standhaften Muth, durch ihren hellen Geist das Interesse an dem Kampf um ein Bedeutendes erhöhen. Wohl mußte Friedrich I. dem Papste Hadrian IV. bei der Krönungsfeierlichkeit den Steigbügel halten, was er jedoch mit feiner Ironie und verhaltnem Ingrimme that**), wohl mußte er endlich von Alexander III. 1177 den Frieden und die Absolution auf eine demüthigende Weise erkaufen, wohl unterlag auch Friedrich II. dem 34jährigen Kampfe mit den Päpsten: aber der

*) Wohl mit Recht sagt Joh. v. Müller a. a. O. von ihm: „Zwei und Drei müssen Gregorium verdammen; die Andern sehen gern, was der Mensch vermag gegen zufällige Uebermacht."

**) Er hielt ihm den rechten statt des linken Bügels, und als ihn der Papst darüber tadelte, äußerte er, die deutschen Fürsten hätten das Steigbügelhalten eben nicht sonderlich getrieben; vgl. Kortüm, Kaiser Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden.

Widerstand selbst, den sie geleistet, blieb nicht ohne Wirkung für die Folge. — Innocenz III., zu Anfang des 13. Jahrhunderts, war derjenige Papst, der die weltliche Macht des römischen Stuhls, welche Gregor VII. nur schwach besessen, aufs Höchste trieb. Er war, dem gewöhnlichen Urtheil zufolge, der herrschsüchtigste und gewaltthätigste aller Päpste*). Er setzte Fürsten ein und ab, belegte England mit dem Fluch des Interdicts, und nöthigte Philipp August von Frankreich zum Gehorsam. Unter ihm gewannen auch alle die Mittel, welche die päpstliche Macht, wo nicht weiter erhöhen, doch erhalten sollten, das Interdict, die Ohrenbeichte u. a., ihr höchstes Ansehn. Die Glanzperiode der päpstlichen Herrschaft ist das 13. Jahrhundert, mit dessen Ende aber auch der Wendepunct derselben eintritt. Bonifaz VIII., 1294, muß als der Papst betrachtet werden, der durch eine fast bis zur Carricatur sich steigernde Uebertreibung der päpstlichen Anmaßungen endlich das Maß derselben voll machte, und das von ihm gestiftete vorhin erwähnte Jubeljahr war nur ein Commentar zu dem alten Liede, daß Hochmuth vor dem Falle kommt. An Philipp dem Schönen von Frankreich, den auch er, nach der Weise seiner Vorfahren, unter das römische Joch beugen wollte, fand der tollkühne Priester seinen Meister. Noch mehr aber, als die Waffen des Königs, waren es seine eignen Laster, die ihn auch in den Augen des Volkes verächtlich machten und vieles dazu beitrugen, den Nimbus der päpstlichen Heiligkeit zu verringern, mit dem er sich jedoch bis auf die letzte, entscheidende Stunde zu umgeben wußte**).

Zur Verringerung dieses Nimbus trug nun wesentlich bei die Verlegung des päpstlichen Stuhles von Rom nach Avignon, und die bald darauf folgende große Spaltung (das abendländische Schisma).

---

*) Spittler sagt von ihm: „Gregor VII. war gewaltthätig gewesen, Innocenz III. war planmäßig herrschsüchtig." Besser urtheilen andere über ihn, z. B. Raumer in der Geschichte der Hohenstaufen. Das in mancher Hinsicht verdienstvolle Werk von Hurter (Innocenz III. und seine Zeitgenossen) konnte von dem Standpuncte seines Verf. aus nichts anderes als eine fast unbedingte Lobeserhebung des von ihm gefeierten Helden werden. Eine allseitige, gerechte Beurtheilung des Mannes steht von der Geschichte noch zu erwarten.

**) „Bonifaz hat im Geiste Gregors gehandelt, und nur übersehn, daß die Zeit eine andere geworden war. Die Nachwelt hat ihm sein Unglück als Schuld angerechnet." Hase.

Wir haben früher gesehen, wie gerade die Oertlichkeit Roms vieles dazu beigetragen hatte, das päpstliche Ansehen zu erhöhen, theils weil es die alte Hauptstadt der Welt, theils weil es, der Sage nach, der erste Bischofssitz des Apostels Petrus gewesen. Nun aber wußte der Sieger des Bonifaz, König Philipp der Schöne von Frankreich, es dahin zu bringen, daß Clemens V., der durch seinen Einfluß Papst geworden war, seinen Sitz nach Avignon in Frankreich verlegte, 1309. Dadurch ging eine eben so große Veränderung in dem Wesen des Papstthums vor, als etwa 1000 Jahre früher in der weltlichen Macht durch die Verlegung des Kaisersitzes von Rom nach Constantinopel vorgegangen war. Alle die Vortheile an Einkünften und Ansehen, welche mit dem Sitze zu Rom verwachsen waren, gingen verloren, und die Päpste, von denen sich mehrere sammt ihren Cardinälen dem schnödesten Wohlleben ergaben, mußten jetzt in ihrer 70jährigen babylonischen Gefangenschaft auf neue und andere Erwerbmittel sinnen. In dieser Zeit war es denn auch, wo das Unwesen des geistlichen Aemterverkaufes, der Jahrgelder an den päpstlichen Stuhl und der Ablaßkram ihren höchsten Gipfel erreichten. Papst Johann XXII. trieb den Handel mit geistlicher Waare bereits bis zur Unverschämtheit. Immer tiefer sank die sittliche Würde des Papstthums in den Augen des Volkes: und dieß trug mehr bei zu dessen Sturze, als alle Protestationen und Drohungen von außen her. Als nun gar, nachdem es den Italienern gelungen war, den päpstlichen Stuhl wieder nach Rom zu verlegen, die große Spaltung eintrat, so daß die einen Päpste, die der römischen Partei, zu Rom, die andern, die der italienischen, zu Avignon regierten; als somit die Einheit der kirchlichen Monarchie 50 Jahre lang gebrochen war, und die Kirche zwei, ja nicht selten drei Päpste neben einander hatte, die sich gegenseitig in den Bann thaten: da mußte die Achtung vor der Papstwürde noch mehr sinken, die nur durch den Zauber sich gehalten hatte, den eine absolute Einheit auf den menschlichen Geist übt. Alles Mögliche ward nun freilich nach endlicher Beseitigung des Schisma gethan, die alte Würde wieder zu heben, und in der That gelang es einigen Päpsten, wie dem schlauen Aeneas Sylvius (Pius II.), die Achtung der Christenheit wieder zu gewinnen, während Alexander VI., ein sittliches Ungeheuer, den Stuhl seiner Vorfahren mit den gröbsten Verbrechen befleckte, und die Unzahl seiner

Bastarde mit reichen Herzogthümern versorgte, Julius II. aber mehr im Felde lag, als der Kirche diente. Leo X. endlich, ein milder Fürst, aus dem Hause der Medicis, ein feiner Kenner der Kunst und ein Beförderer der Wissenschaft, steht in einem würdigen Lichte an der Grenze zwischen der hildebrandischen und der lutherischen Periode. Auf ihn werden wir in der Reformationsgeschichte selbst zurückkommen.

Vierte Vorlesung.

Die römisch-katholische Kirchenlehre unter dem Einfluß des Papstthums. — Bildung der Geistlichen. — Scholastiker. — Lehre von der Trinität. — Lehre vom Menschen und von seinem Verhältniß zur Gottheit. — Pelagianismus und Augustinismus. — Die katholische Heilslehre. — Bußdisciplin. — Heiligendienst. — Fürbitte. — Die Sacramente. — Das Meßopfer. — Die Seelenmessen. — Das Fegfeuer. — Die Kelchentziehung.

Es giebt eine Art, die Geschichte zu betrachten, welche es sich und andern dadurch leicht macht, daß sie nur unverbundene Bilder an einander reiht, ohne Vertheilung von Licht und Schatten mit grellen Farben die Gegensätze ausmalt, und einen beständigen Kampf zwischen Himmel und Hölle uns darstellt. Die Phantasie findet an solchen Darstellungen Vergnügen, aber der forschende Verstand bleibt unbefriedigt. Und dennoch ist diese Art von Geschichtsbetrachtung häufig auf die Kirchen- und Reformationsgeschichte angewandt worden. Namentlich wurde in älterer Zeit das Papstthum von vielen Protestanten auf diese rohe phantastische Weise aufgefaßt. Da sah man den Antichrist, das siebenköpfige Thier der Apokalypse, aus dem schwarzen Abgrund der Hölle auftauchen, und alles, was unter dem Papstthum an Lehre und Cultus sich ausgebildet, die ganze Dogmatik des Mittelalters, die Messe mit ihrem feierlichen Pompe, der Bilderdienst, das Klosterleben, die Beichte u. a. m. erschien als eine unmittelbare Wirkung des Teufels, der mit solchem Blendwerk die Seelen verführen und das Reich Christi mit boshafter Berechnung zerstören will. Daß die Reformatoren selbst in den Augenblicken des heißesten Kampfes Aehnliches verlauten ließen, läßt sich wohl begreifen; auch galt, was sie sagten, nicht so

allgemein dem ganzen Werke des Katholicismus, wie es später von einseitigen und fanatischen Gegnern desselben gefaßt wurde.

Es wäre nun auch mir ein Leichtes gewesen in der letzten Stunde, Ihnen die Erscheinungen des Papstthums in einem gehässigen Lichte darzustellen durch Zusammenstellung je des Gräßlichsten und Empörendsten, was die Geschichte der mittlern Zeiten aufzuweisen hat, und ich hätte mir vielleicht dadurch auf eine wohlfeile Weise den Ruhm entweder eines eifrigen Protestanten, oder doch wenigstens eines lebhaften kurzweiligen Erzählers erwerben können. Allein das Entwerfen solcher crassen Frescogemälde halte ich für einen niedrigen Triumph der historischen Kunst. Lieber unterzog ich mich dem schwierigen Geschäfte, eine so viel als möglich treue Skizze meines Gegenstandes mit seinen Licht- und Schattenseiten zu zeichnen, und das Ganze mit seinen Theilen allmählig vor Ihren Augen entstehen zu lassen; und auch jetzt, wenn ich es unternehme, Ihnen die Mißbräuche darzustellen, die unter dem Einflusse des Papstthums in Lehre und Cultus sich eingeschlichen haben, wenn ich es, mit einem Worte, unternehme, den Katholicismus darzustellen, muß ich mir dasselbe Recht einer ähnlichen ruhigen, die Sache bis auf ihren Grund verfolgenden Untersuchung ausbitten.

Man macht sich eine falsche Vorstellung von dem Verhältniß des spätern Katholicismus zum Urchristenthum, wenn man sich dem Gedanken hingiebt, als sei bis auf den Zeitpunct der päpstlichen Monarchie die Lehre des Evangeliums in ihrer Reinheit bewahrt worden, und jetzt sei die antichristliche Macht von Rom aus hervorgebrochen, habe den strahlenden Leuchter des Evangeliums gewaltsam umgestoßen und dagegen ein trügerisches Irrlicht aufgepflanzt. Man darf nicht vergessen, daß das reinere Licht schon längst getrübt und theilweise zersetzt war, und daß die, welchen die Bewahrung der reinen Lehre übertragen war, die Bischöfe und die Päpste, selbst in diesem trügerischen Helldunkel aufwuchsen. Sie sogen die verkehrten Begriffe ihrer Zeit ein, die sie dann freilich selbst wieder mit mehr oder weniger Schuld verwirren halfen; sie nahmen schlechte Münze ein und setzten noch schlechtere in Curs: und so haben an dem Truggewebe von Menschensatzungen, womit die ursprüngliche Christuslehre je länger je mehr umsponnen und verschleiert ward, nicht blos Menschenalter, sondern Jahrhunderte gearbeitet. Aber

auch dann, wenn man dieses zugiebt, würde man noch irren, wollte man den Irrthum, der sich der evangelischen Wahrheit ansetzte, sofort als einen handgreiflichen, als einen mit Absicht dem reinen Gehalte beigemischten bezeichnen, oder wollte man irgendwie einer bestimmten Zeit den Vorwurf machen, sie sei von der ächten Lehre abgewichen, die früher in ihrer Reinheit sei erhalten worden. Es hieße die Natur des Christenthums verkennen, wollte man in ihm eine fertige Satzung erblicken, die man nur zu bewahren und von einem Geschlecht auf das andere als Erbe zu übertragen brauchte, um vor jedem Irrthum gesichert zu sein. Eine solche todte Ueberlieferung hat gerade da, wo sie Platz gegriffen, am meisten der Wahrheit geschadet, weil sie sich außerhalb des Gesetzes der Entwicklung stellte, dem alles Lebendige und so auch die Religion des Lebens, das Christenthum, unterworfen ist. Nun aber bringt es eben dieses Gesetz der Entwicklung mit sich, daß nichts auf eben derselben Stufe stehen bleibt, auf der es im Anfange stand, und selbst das apostolische Christenthum konnte und sollte nicht das allein maßgebende bleiben für alle Zeiten. Daß also die Kirche überhaupt in der wissenschaftlichen Fassung ihrer Lehre, in der Anordnung ihres Cultus, in den Einrichtungen der Kirchenverfassung über das Stadium ihres ersten Anfanges hinausschritt, daß sie das im Keime Gegebene zu reicherer Lebensentfaltung zu bringen suchte, das darf ihr nicht von vorn herein zum Vorwurf gemacht und als Abfall vom reinen Bibelchristenthum bezeichnet werden. Wie jede Zeit ihren eigenen Gesichtskreis, ihre eigenen Bedürfnisse, ihre Lebensformen hat, in denen sie sich bewegt, so sollte gerade das Christenthum als Weltreligion in diese verschiednen Formen eingehen und sie mit seinem Geiste durchdringen.

Dieß konnte es nur, wenn es mit dem Entwicklungsgange der Menschheit Schritt hielt und insofern allerdings vom ersten Ursprung sich entfernte, als es der Vollendung zustrebte. Nun aber ist allerdings mit der Entwicklung auch die Möglichkeit der Entartung gesetzt, und da haben wir denn genau auf die Momente zu achten, wo diese Entartung bald mehr bald weniger merklich eintritt. Auch der Baum entfernt sich in dem Maße von der Wurzel, als er dem Himmel zuwächst; aber so lange er aus der Wurzel seine Kraft zieht, so lange er den innern Lebenszusammenhang mit ihr bewahrt, so lange ist er nicht entartet. So sollte auch die Kirche wachsen nach außen und nach

innen, nicht nur räumlich sich verbreiten, sondern auch geistig sich zu reicherem Leben entfalten; sie sollte den zeitlichen Anfang ihres Daseins überschreiten, dabei aber den ewigen Anfang ihres Wesens, d. h. ihr Princip, bewahren, wie es ein- für allemal als ein ewiger Kanon gegeben war in der ursprünglichen Offenbarung Gottes in Christo. Auch Christus hat (nach der Schrift) ein „Gestern" und ein „Heute", und dennoch bleibt er „derselbe in Ewigkeit". Nicht das Anderswerden der Kirchengestalt, nicht die Wandlungen in der Lehrform, im Gottesdienste, im Gemeindeleben u. s. w. sind an sich schon als der Abfall vom apostolischen Christenthum und als das Hereinbrechen des Verderbens zu fassen, wie das bisweilen aus Mißverstand geschieht; wohl aber ist da der Abfall vorhanden, wo das Spätere nicht mehr zeugt vom Ursprunge, wo es diesen im Princip verläugnet und von der Regel und Richtschnur, dem Kanon der Wahrheit, sich abwendet. Dieß ist nun allerdings geschehen; aber wann das Verderben begonnen, ist schwer mit Namen und Zahlen zu bezeichnen. Wenn wir indeß dem Verderben auf den Grund gehen, so finden wir auch da nicht erst eine spätere Zeit, mit welcher dieses Verderben von außenher eingebrochen wäre; sondern wir sehen, wie schon die Apostel das antichristliche Wesen zu bekämpfen hatten und wie dieses unter den verschiedensten Gestalten und Verhüllungen in den gesunden Leib der Kirche einzudringen suchte. Statt also auf einzelne Zeiten, auf einzelne Männer, z. B. auf Rom und seine Päpste, die Schuld zu werfen, was immer das Leichteste ist, sollen wir vielmehr in Demuth die Sündhaftigkeit des menschlichen Wesens im Ganzen, die Kurzsichtigkeit des Verstandes und die Unlauterkeit des Herzens eingestehen, welche von Anbeginn es möglich machten, daß auch das Reinste und Göttlichste schon bei seinem Ursprunge entstellt, und wodurch die Wahrheit in Irrthum verwandelt werden konnte.

Beginnen wir mit der Entwicklung der Kirchenlehre oder der Dogmengeschichte des Christenthums, so sehen wir, wie frühzeitig die einfache Predigt des Evangeliums, daß Jesus von Nazareth der verheißene Messias (Christus, der Gesalbte) und der Erlöser der Welt sei, bald in beschränkt jüdischem Sinne genommen, bald in einer über die Thatsachen der Geschichte hinausgehenden, idealistisch-phantastischen Weise aufgefaßt wurde; mit andern Worten, daß die Einen in ihm

nur den ausgezeichneten jüdischen Propheten und Gesandten Gottes, den Erneuerer des Judenthums, die Andern ein himmlisches Wesen erblickten, das blos mit der Hülle eines menschlichen Körpers sich scheinbar umgeben habe; daß die Einen den Buchstaben des alten Gesetzes auch für die Christen verbindlich hielten, die Andern sich nicht nur über das Gesetz, sondern auch über die ganze geschichtliche Grundlage der alttestamentlichen Offenbarung hinwegsetzten und einer Freiheit zustrebten, die leicht aus der Uebergeistlichkeit wieder in fleischliches Heidenthum zurückfiel. Sowohl gegen die judaisirenden (ebionitischen) als gegen die heidnisch-gnostischen und doketischen Richtungen hatte die Kirche von Anfang an zu kämpfen und sich ihres Andranges zu erwehren. Es bildete sich nach und nach eine Lehrnorm auf der Grundlage der kirchlichen Ueberlieferung, erst nur in einfachen kurzen Sätzen, wie sie das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß enthält, das zwar nicht von den Aposteln selber herrührt, aber die wesentlichen Stücke der apostolischen Verkündigung in sich faßt. Die Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte hatten vollauf zu thun, theils mit der Vertheidigung des Christenthums gegen die Angriffe der Juden und Heiden, besonders auch gegen die Philosophen aus den letztern, welche die neue Lehre als eine gottlose und schwärmerische bekämpften, theils mit der Bestreitung der Irrlehrer innerhalb der christlichen Welt, der sogenannten Häretiker (Ketzer). Je mehr sich nun, im Kampfe mit den Gegensätzen, eine christliche Lehrwissenschaft (Theologie, Dogmatik) ausbildete, desto häufiger und einläßlicher wurden die Erörterungen nicht nur über das Wesen des Christenthums im Ganzen, sondern auch über seine einzelnen Lehrstücke. Während früher die Abwehr des Irrthums den einzelnen Kirchenlehrern überlassen war und nur hie und da Provinzialsynoden Bestimmungen in Absicht auf Lehre, Cultus und Kirchenzucht erließen, finden wir, daß seit dem Uebertritte Constantins zum Christenthum der Lehrkampf in großartiger Weise geführt und auf den großen Reichssynoden zu Nicäa, Constantinopel, Ephesus, Chalcedon u. s. w. ausgefochten wurde. Das ganze 4. und einen großen Theil des 5. Jahrhunderts hindurch sehen wir das Morgen- wie das Abendland von Lehrstreitigkeiten bewegt, an denen sich der Staat und das Volk eben so lebhaft betheiligten, als die Geistlichen und die Mönche. In diesem Kampfe entwickelte sich der Scharfsinn, die Beredsamkeit, der Glaubens-

muth und die Glaubenssicherheit der großen Kirchenlehrer Athanasius, Basilius, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus. Die Niederlage der Arianer, die so lange Zeit die Herrschaft in der Kirche zu erringen strebten, und der übrigen Häretiker, welche die Kirchengeschichte uns verzeichnet (Nestorianer, Monophysiten, Pelagianer, Manichäer, Donatisten), war die Folge dieser Anstrengungen. Doch leider hat nicht die geistige Ueberlegenheit allein entschieden in diesem Kampfe. Leidenschaft, Streit- und Parteisucht hat dabei nicht wenig mitgewirkt, und selbst die Edlern und Bessern haben sich zu unwürdigen Verdächtigungen ihrer Gegner und zu Schritten hinreißen lassen, welche der evangelische Geist nicht zu billigen vermag. Die von den Geistlichen zur Hülfe aufgerufene, mitunter aber auch eigenmächtig sich hervordrängende Staatsgewalt hat nicht selten mit ungeistlichen Waffen die geistlichen Dinge gerichtet und mit dem Irrthum auch den berechtigten Widerspruch unterdrückt, indem sie durch Einschüchterung der Gemüther jede freie Meinungsäußerung zum Schweigen brachte. Wohl hat frühzeitig auch der päpstliche Stuhl zu Rom auf die Glaubens- und Lehrbestimmungen der Kirche entscheidend gewirkt; aber sein Verfahren erscheint uns noch als ein besonnenes und gemäßigtes, gegenüber den rohen Gewaltthaten byzantinischer Herrscher, von denen selbst mehrere Päpste Unwürdiges zu leiden hatten. Der Grundsatz, Ketzer mit dem Tode zu bestrafen, ist anfänglich sogar als ein heilloser von der Kirche bestritten, zuerst aber von der weltlichen Macht geübt worden. Dieß dürfen wir nicht vergessen, wenn wir nicht auch hier wieder in den Fehler verfallen wollen, jedes Verderben in der Kirche, mithin auch die Verirrungen auf dem Lehrgebiete derselben, den Päpsten allein zuzuschieben. Weder haben die Päpste von sich aus die Heilslehre des Christenthums planmäßig entstellt, noch haben sie in erster Linie die kirchliche Rechtgläubigkeit gewaltsam durchgeführt. Beide Vorwürfe mögen ihnen beziehungsweise gemacht werden, aber nicht ohne Beschränkung. Nicht *erfanden* sie die Orthodoxie zur Begründung ihrer Macht: diese ging voraus, diente aber wohl auch hinterher zur Stütze dieser Macht, insofern die Päpste als die Wächter des Glaubens galten.

Die Völker, welche seit der großen Völkerwanderung in immer weiteren Kreisen zum Christenthum übertraten, waren keineswegs zu tiefen

theologischen Speculationen geneigt; noch besaßen sie die Kenntnisse, um die Religionsurkunden in den heiligen Schriften in der Grundsprache zu erforschen. Zwar machte sich der Benedictinermönch Ottfrid im 9. Jahrhundert verdient durch eine deutsche gereimte Uebersetzung der Evangelienharmonie, und schon weit früher hatte Ulfilas die Bibel ins Gothische übersetzt. Aber das waren vorübergehende Erscheinungen. Ulfilas war überdieß ein Arianer. Herrschende Kirchensprache war im Abendlande mit wenig Ausnahmen die lateinische, was, beiläufig gesagt, auch mit beitrug, den Verband sämmtlicher Kirchen mit der abendländischen Mutterkirche, mit Rom, zu erhalten. Statt des hebräischen und griechischen Originals der heiligen Schriften galt durch das ganze Mittelalter hindurch, und gilt jetzt noch größtentheils in der katholischen Kirche, die alte lateinische Uebersetzung derselben, die unter dem Namen der Vulgata bekannt ist. Wie wenig eine gründliche und schriftgemäße Theologie da aufkommen konnte, wo man genöthigt war, seine Bibelkenntniß aus einer unvollkommenen, oft fehlerhaften Uebersetzung zu schöpfen, läßt sich leicht einsehen. Aber auch selbst in dieser Form wurde die Bibel nur wenig benutzt; und da man sich mit der mündlichen Ueberlieferung begnügte, so kam ihr Studium mehr und mehr in Abnahme. Auch daran waren die Päpste zunächst nicht schuld; denn das Ansehn der Tradition war älter als ihr eigenes. Es lag die Unwissenheit in der Zeit überhaupt und in den ungünstigen Verhältnissen derselben. Wie gering waren die Kenntnisse, die man von einem Geistlichen, einem Lehrer und Führer des christlichen Volkes verlangte! Mechanische Verrichtung der Kirchengebräuche war fast alles. Schon zu Karls des Großen Zeiten wurde von den Geistlichen verlangt, daß sie das Unser Vater, die zehn Gebote und das (apostolische) Glaubensbekenntniß auswendig wüßten und es Andern erklären könnten. Aber auf einer nicht viel höhern Stufe scheinen auch viele Geistliche zu Luthers und Zwingli's Zeiten gestanden zu haben*). Wo aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Die Mönche waren es zum Theil, die,

*) Vgl. Luthers Vorreden zu seinen Katechismen, und Bullingers Bericht, daß von allen Dekanen der Schweiz nicht über drei in der Bibel zu Hause gewesen; die andern hätten frei bekannt, daß ihrer keiner nur das N. T. ganz gelesen. J. J. Hottingers Fortsetzung von Müllers Schweizergeschichte VI. S. 251.

wie wir schon früher bemerkten, sich einiges Verdienst um die Wissenschaft erworben haben, doch nicht sowohl durch das, was sie selber dachten und ausbreiteten, als durch die mechanische Verrichtung des Abschreibens. Hier und da gab es freilich auch originelle Köpfe unter den Mönchen, die mit hellem Blicke ihre Zeit überschauten, wie Johannes Scotus Erigena im 9. Jahrhundert, der aber auch dadurch den Haß seiner Ordensgenossen auf sich zog, und der überhaupt mit seiner tiefsinnigen, nicht selten am Rande großartiger Irrthümer schwebenden Philosophie ziemlich allein stand.

Bei der Abgeschiedenheit des Lebens, bei dem Mangel an allen positiven Kenntnissen, die allein dem Geiste auf die Dauer eine gesunde Nahrung darzubieten im Stande sind, verfiel der Scharfsinn der grübelnden Mönche bald auf die wunderlichsten und abgeschmacktesten Untersuchungen, und verirrte sich sogar oft, mit einer ausschweifenden Phantasie gepaart, in die Gebiete der anstößigsten Zweideutigkeiten*). Von den Schulen, in welchen diese Art von theologischer Dialektik geübt wurde, wurde dann dieselbe mit dem Namen scholastische oder Schulweisheit benannt. Unter Scholastik sind nun Viele gewohnt, sich eine Art von Wissenschaft zu denken, die es mit allerlei wunderlichen, oft geringfügigen Gegenständen, mit allerlei sophistischen Beweisen und albernen Untersuchungen zu thun hat. Allein man würde der eigentlichen Scholastik sehr Unrecht thun, sie unter diesem einseitigen Gesichtspuncte zu fassen. Den Namen hat sie freilich von jenen dürftigen Mönchsschulen, in denen die Wissenschaft in ihren Kinderjahren gepflegt wurde; allein dieser Name ist zufällig. Wohl ging die Scholastik von diesen Klosterschulen aus; sie bildete aber in der Folge den Inbegriff der philosophischen und theologischen Wissenschaft, wie diese auf den Universitäten, deren seit dem 11. Jahrhundert immer mehr in Frankreich, England und Deutschland gestiftet wurden, gelehrt ward. Paris, Oxford, Köln waren die Hauptsitze, von denen ihre Lehrthätigkeit ausging. Die ewigen Gesetze des Denkens in Uebereinstimmung zu bringen mit den positiven Wahrheiten der christlichen Offenbarung, wie sie durch die Kirche vermittelt waren, Glaube und Wissen zu versöhnen, und

*) Man denke an den Streit des Paschasius Radbertus und Ratramnus.

das ganze Lehrgebäude der Kirche zu innerer Abrundung zu bringen: das war die Aufgabe, woran die begabtesten Geister jener Zeit sich oft mit bewunderungswürdigem Scharfsinn zerarbeiteten, woran sie ihre ganze Kraft setzten; und wenn sie auch die Aufgabe selbst nicht lösten, ja nur wenige von ihnen sie ihrer Lösung näher führten, so haben sie doch die Denkkraft geübt und den Geist an Arbeit und Methode gewöhnt, und nicht mit Unrecht hat man daher die kühnen Systeme dieser Männer den Domen des Mittelalters verglichen, in deren großartigem und oft seltsamen Bau sich Ideen versteinert haben, deren wahre Bedeutung erst eine spätere Zeit wieder zu ahnen vermochte. Die Schriften eines Anselm, Roscelin, Abälard, Hugo von St. Victor, Peter des Lombarden, Albert des Gr., Thomas von Aquino, Bonaventura und selbst des Duns Scotus und Wilhelm Occam bieten bei allem Seltsamen, Willkürlichen und Phantastischen, womit ihre Werke theilweise durchwirkt sind, dem forschenden Geiste unsers Jahrhunderts geistige Schätze dar, über welche die Aufklärungsperiode des vorigen allzu voreilig den Stab gebrochen hat. Nichts desto weniger trägt die ganze Erscheinung der Scholastik die Spuren einer Zeit an sich, die mit der einen Seite ihres Wesens in barbarisches Dunkel getaucht war. Bei allem Streben, Philosophie und Theologie zu verbinden, konnte sie weder den unbefangenen Sinn des Philosophen, noch den christlichen Sinn des Theologen befriedigen: bald stand der vorgefaßte Glaube an die Satzungen der Kirche der freien Forschung entgegen, und bald wieder störte die spitzfindige Grübelei den kindlichen Glauben und entzog ihm die Lebenskraft, die im Gemüthe wurzelt, indem sie eben dem Gemüthe keine rechte Nahrung zuführte. Bald wurde die Bibel den Aussprüchen des Aristoteles, dessen Ansehn immer höher stieg, hintangesetzt, bald wieder Dinge aus der Bibel bewiesen, die aus ihr in Ewigkeit nicht bewiesen werden können. Es fehlte der Scholastik vor allen Dingen das sichere wissenschaftliche Fundament alles Wissens, es fehlte ihr die unbefangene Naturbeobachtung, auf die ein Roger Baco vergebens hinwies; es fehlte ihr neben dem natürlichen auch der historische Sinn: daher ein großer Theil ihrer Arbeit an einen leeren Formalismus verschwendet wurde. Vollends ausgeartet zur Sophistik erscheint sie in den spätern Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts. Aber auch schon bei den frühern und bessern

unter den Scholastikern muß man sich oft wundern, wie in einem und demselben Kopfe die tiefsten, eines Plato und Aristoteles würdigen Ideen neben den albernsten Fragen, wie sie etwa ein vorwitziger, altkluger Knabe seinem Religionslehrer aufwerfen würde, Platz greifen konnten. So, um nur einiges anzuführen, wurde in Beziehung auf die Allmacht Gottes gefragt, ob er denn alles könne, ob er auch könne nicht sein, ob er auch könne Geschehenes ungeschehen, aus einer liederlichen Dirne eine keusche Jungfrau machen, ob er könne sündigen, lügen, ob er könne den Befehl geben, ihn zu hassen u. s. w. In Beziehung auf Christus wurde gefragt, ob er nothwendig habe müssen in der Gestalt eines Menschen erscheinen, um die Welt zu erlösen, oder ob er nicht jede beliebige Gestalt hätte annehmen können, etwa die eines Kürbis? Namentlich wurde die Frage alles Ernstes behandelt, ob eine Maus, die zufällig eine geweihte Hostie zernage, wirklich den Leib des Herrn genieße oder nicht? Doch gab es andere, die vernünftig und christlich genug dachten, solche Cruditäten als unziemliche und fromme Ohren beleidigende Fragen von der Hand zu weisen. Zum Glücke fand die Scholastik als die einseitige Verstandesrichtung des Mittelalters ihr Gegengewicht in der Mystik, die das mit der steigenden Gluth des Jünglingsalters heraustretende Gefühlsleben darstellt und das nach innen hin vertieft, was die scholastische Dialektik auf die Spitze des abstrakten Begriffes hinausgetrieben. Wie die Scholastik, so hatte auch die Mystik in den Klöstern ihren ursprünglichen Sitz, und je nachdem einer mehr speculativ oder contemplativ gestimmt war, gab sich auch sein Geistesleben bald mehr unter der Form der spitzfindigen Scholastik, bald mehr unter der der tiefsinnigen Mystik zu erkennen. Vergleichen wir die mittelalterliche Theologie mit einer gothischen Kirche, so können wir sagen, die verwickelten und sonderbaren Beweise der Scholastiker gleichen den phantastischen Verzweigungen und Schnitzwerken, welche das äußere Gerippe des Tempels bilden, während uns die Mystiker an die stillen innern Räume des Gebäudes und an jene Farbengluth der gemalten Scheiben im Innern des Heiligthums erinnern, durch welche das Sonnenlicht zwar nur gedämpft, aber mit magischer Wirkung auf Gefühl und Phantasie eintritt. Oder soll ich einen andern Vergleich wagen, so finden die seltsamen Disputirübungen der Scholastiker ihre entsprechende Erscheinung auf dem weltlichen Gebiete in den Kampf=

spielen und Turnieren der gleichzeitigen Ritterwelt, während die **Mystik** mit der **Romantik** eben derselben ritterlichen Zeit in Form und Wesen zusammentrifft.

Glücklichere Naturen, wie ein Hugo von St. Victor und Andere, wußten auch in der That Scholastik und Mystik mit einander zu vereinigen, und somit den Verirrungen beider auszuweichen, d. h. Verstand und Gefühl, so gut es gehen konnte, im Gleichgewicht zu erhalten, während weniger Begabte Gefahr liefen, entweder in den Dornen des flammenden Busches sich zu verwickeln, oder von dem Feuer desselben verzehrt zu werden.

Beide, Scholastik und Mystik, haben übrigens als zwei gewaltige Kräfte, nicht auf ihre Zeit allein, sondern auch auf die folgenden eingewirkt, und ihre Spuren sind sogar noch deutlich in den philosophischen und theologischen Erscheinungen der Gegenwart zu erkennen. Die Reformation kam zu beiden in eine eigenthümliche Stellung, in eine mehr feindliche zur Scholastik, in eine freundlichere zur Mystik. An den großen Mystikern des 15. Jahrhunderts, **Thomas von Kempis**, **Tauler**, und der **deutschen Theologie** hatte sich ja Luther vorzüglich gebildet, und mit ihren Waffen, die er mit denen der reifern Bibelkenntniß verband, bekämpfte er hauptsächlich die Ausgeburten der Scholastik, welche der witzige Erasmus mehr mit den leichtern Pfeilen des Spottes und der Satyre verfolgte.

Treten wir nun der Kirchenlehre selbst näher, wie sie unter den Augen des Papstthums und unter dem Einfluß der eben gezeichneten Geistesrichtungen sich ausgebildet hat, so werden wir bald finden, daß es keiner absichtlichen Totalverkehrung des reinen Gotteswortes in eitle Menschensatzung bedurfte, um zu der römisch-katholischen Dogmatik zu gelangen, sondern daß sich dieselbe bei den vorhandenen Bedingungen gleichsam wie von selbst machen mußte. Und wie überhaupt es nur selten die Lehre ist, die das Leben bildet, sondern wie vielmehr die Lehre erst aus dem Leben abstrahirt und nach demselben gerichtet wird, so war es auch hier *).

*) In der nachfolgenden Darstellung dürfte freilich darin etwas vorgegriffen sein, daß mehr der Katholicismus des Tridentiner Concils, als der des frühern

Was zunächst den historischen Grund des Christenthums betrifft, die Lehre von der Person Jesu, die Lehre von Gott, Vater, Sohn und Geist, so blieben diese Puncte, wenigstens dem Buchstaben des Bekenntnisses nach, unverändert, wie sie schon von den Concilien der frühern Jahrhunderte, von dem zu Nicäa und Constantinopel, waren festgestellt worden. An diesen Lehrsätzen, deren Richtigkeit zu prüfen hier nicht unsres Ortes ist, fanden auch die Reformatoren ihrer Zeit nichts zu ändern. Sie blieben vielmehr das feste Band, das die beiden getrennten Kirchen mit der ältern Kirche der frühern Zeit vereinigt hielt, wie denn auch die Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes von beiden Kirchen, der protestantischen wie der katholischen, gegenseitig anerkannt wird. Wollte also ein allzueifriger Antipapist behaupten, der Papst sei ein Läugner der Gottheit Christi, er sei eben der Antichrist, der da läugne, daß der Sohn Fleisch geworden u. dgl., so würde er allerdings damit die unverständige Sprache der Leidenschaft, nicht die der wissenschaftlichen Besonnenheit führen*). Praktisch freilich mochte mancher Papst sich dadurch als einen Läugner der göttlichen Würde Christi beweisen, daß er seine eigene Würde in Hochmuth überschätzte, und dadurch das Verdienst Christi in den Augen der Gemeinde verdunkelte. Allein solche praktische Christusläugner hat es zu allen Zeiten, auch unter den Orthodoxesten aller Parteien, gegeben, wenn nämlich ihr Leben nicht mit der Lehre übereinstimmte. Hier aber reden wir von der Lehre, und da thut man Unrecht, wenn man die Päpste und ihren Anhang der Irrlehre in diesem Puncte beschuldigt. Sie waren gerade die Handhaben der Orthodoxie und fanden ihren Vortheil dabei. Anders verhielt es sich mit denjenigen Dogmen, die nicht sowohl die Lehre von Gott und Christus, als die Lehre vom Menschen und seinem Verhältniß zur Gottheit betreffen, also die Lehre von der Sünde, der Freiheit, der

---

Mittelalters gegeben wird; denn mit Recht ist behauptet worden, daß die Kirche vor dem Tridentinum keine rechte, sich selbst bewußte Dogmatik hatte. Doch um der Uebersicht willen schien mir das Anschließen an eine systematische Form nothwendig, und im Ganzen war denn doch in den Hauptlehren der Scholastiker das tridentinische Dogma vorgebildet.

*) Vgl. Joh. v. Müller, das Christenthum, im 8. Theile der sämmtlichen Werke, S. 257.

Gnade, die Lehre von der Kirche und den Gnadenmitteln, die Lehre von den Sacramenten u. s. w. Hier gehen die Lehren des Katholicismus und Protestantismus aus einander, und hier müssen wir denn auch genauer sehen, wie der erstere sich entwickelt hat. Daß der Mensch nicht durch das Verrichten äußerer Gesetzeswerke sich den Beifall Gottes verdienen könne, daß er überhaupt von Natur, d. h. von sich aus, ohne Gott und göttlichen Beistand nichts wahrhaft Gutes zu thun vermöge, sondern erst in der Gemeinschaft mit Gott die rechte Geistesfreiheit erlange, und daß nur der lebendige Glaube an Christus, den Gottes- und Menschensohn, zu diesem religiösen Verhältniß hinführe, das war Grundlehre des Christenthums. „Aus Gnaden seid ihr selig worden, nicht aus Verdienst der Werke", das war apostolischer, paulinischer Grundsatz. Gegen die äußere Werkheiligkeit des Judenthums hatte Paulus die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben auf eine Weise ins Licht gesetzt, wobei er die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner natürlichen Verdorbenheit, sowie den hellsten Blick in die Tiefe des Reichthums göttlicher Weisheit und Liebe an den Tag legte. Dabei hatte er keineswegs der Ausübung wirklich guter Werke entgegentreten, und die menschliche Freiheit, ohne die keine wahre Tugend bestehen kann, einseitig vernichten wollen. Er selbst erkannte ein inneres Gesetz des Geistes im Menschen an, das endlich unter Gottes Anregung und Beistand über das äußere Gesetz der Glieder Herr werden, und den Sieg davontragen sollte im Kampfe; daher er auch überall zu strenger Tugendübung und Selbstüberwindung auffordert, aber immer so, daß es ohne Tugendstolz, ohne Anspruch auf eigenes Verdienst, im Geist der reinen Demuth, der Liebe, des Gehorsams geschehe. Als Früchte sollten die guten Werke wie von selbst aus der durch Gottes Geist erneuerten Gesinnung hervorkeimen; in allem sollte nicht unsere, sondern Gottes Ehre verherrlicht werden, der in den Schwachen mächtig ist. Welche reine, welche erhebende Lehre! gleichmäßig geschickt, den Menschen an seine Abhängigkeit von Gott, wie an seine höhere Freiheit zu erinnern, sein religiöses, wie sein sittliches Leben zu stärken, zu verklären.

Die ältere Kirche, namentlich die des Morgenlandes, folgte diesen apostolischen Ideen im Allgemeinen nach, ohne sich jedoch für ein be-

stimmtes System in dieser Hinsicht zu entscheiden. Es bedurfte ja auch keines Systems, so lange man mit einem gesunden, praktischen Gefühle nur daran festhielt, daß beides nothwendig sei zum Guten, sowohl die Gnade Gottes von der einen, als die freiwillige Unterwerfung unter dieselbe und die bewußte Mitwirkung unsres freien Willens von der andern Seite.

Erst im 5. Jahrhundert entwickelte sich ein Streit hierüber im Abendlande, den wir hier nicht übergehen dürfen, da er auf die Lehrstreitigkeiten zur Zeit der Reformation großen und entscheidenden Einfluß geübt hat, und noch heut zu Tage das Motiv vieler religiösen Spaltungen und Kämpfe ist; — ich meine den Streit des Pelagianismus und Augustinismus.

Der brittische Mönch Pelagius, mit seinem Freunde Cölestius, hatte sich im Abendlande ein nicht geringes Verdienst dadurch erworben, daß er die trägen Mönche zur Thätigkeit antrieb und vielfache sittliche Reformen unter ihnen vornahm. Dazu war nöthig, die sittliche Kraft, die in dem Menschen liegt, aufzuregen und die eigene Thätigkeit anzuspornen. Es schien ihm gefährlich für die Sittlichkeit, wenn der Mensch sein Verderben entschuldigen wollte mit der fremden Schuld Adams und das Verdienst Christi zu einem Ruhekissen für seine Trägheit benutzte; daher trug er den Satz vor, daß der Mensch noch immer dieselbe Anlage zum Guten besitze, welche Adam vor dem Falle gehabt, und daß es nur von ihm abhange, zu wollen, um es schon auf dieser Erde zu einem hohen Grade von Heiligung zu bringen. Hilf dir, so wird dir Gott helfen! Das ist in wenigen Worten die pelagianische Lehre. Dieser Satz, auf die Spitze gestellt, konnte aber leicht wieder gefährlich werden. Der menschliche Hochmuth konnte in Versuchung gerathen, etwas für sich sein zu wollen, oder wenigstens konnte die reiche Idee von der alles wirkenden göttlichen Gnade leicht verflacht und auf den alltäglichen Gedanken einer blos äußerlichen Unterstützung heruntergebracht werden.

Dieser Lehre des Pelagius trat daher mit allem dem Ansehen, das er hatte, der heil. Augustin entgegen, Bischof von Hippo in Karthago. Er hatte durch eigene Erfahrung die Schranken der menschlichen Kraft

und die Schwäche des Willens kennen gelernt, so lange sie nicht beide vom göttlichen Walten getragen und gleichsam durchdrungen sind. Nach vielfachen Verirrungen seines Jugendlebens, nach vielfachen Kämpfen und Anstrengungen hatte er, wie durch ein plötzliches Wunder (für ihn war es ein solches), die göttliche Gnade an seinem Herzen erfahren, und nur in dieser Gnade allein, wie der Wiedergeborne sie besitzt, erblickte er das Heil. Sie erschien ihm nicht nur als nothwendige Unterstützung der menschlichen Freiheit, sondern als ihre Quelle, als Anfang, Mitte und Ende derselben. Dabei gerieth er aber freilich auf Behauptungen, die bisher noch nie in der Kirche so schroff und unbedingt waren ausgesprochen worden, nämlich auf die Behauptung eines gänzlichen, absoluten Verderbens der menschlichen Natur durch die Erbsünde, aus welchem nur der errettet werden könne, den Gott dazu vorher erwählt und bestimmt habe. So sollten also nach ihm die neugebornen Kinder verdammt sein und ewig verloren, wenn sie vor der Taufe dahinstürben. So waren ihm die edelsten Tugenden der Heiden nur glänzende Laster. Denn außer der Kirche, und zwar der sichtbaren Kirche, sah er kein Heil, ja keinen Schein des Heils.

Durch das Ansehen, welches Augustin im Abendlande hatte, trug seine Lehre den Sieg davon über die Lehre des Pelagius. Allein sie selbst wurde nur von wenigen der tiefer Denkenden gehörig verstanden und gewürdigt. Die Meisten hingen sich an die äußere Form und vergaßen darüber den innern Gehalt. Gerade das Verletzende an ihr, das Harte und Schroffe, wurde benutzt, um der Lehre von der allein seligmachenden katholischen Kirche eine neue Stütze und bedeutenden Nachdruck zu geben; und während man so das Aushängeschild der augustinischen Rechtgläubigkeit an das Hauptportal der Kirche hing, die mit den härtesten dogmatischen Riegeln verschlossen schien, ließ man ganz sachte und allgemach den Pelagianismus wieder durch eine Hinterthür hinein. Ja, was sage ich den Pelagianismus? Dieser hatte doch auf wirklich sittliche Handlungen, auf Werke der Tugend gedrungen, während jetzt wieder die crasseste pharisäische Lehre von der Verdienstlichkeit äußerer Ceremonialwerke, im schneidendsten Widerspruche mit der Lehre des Evangeliums, ja im schneidendsten Widerspruche mit Augustin selbst, ihr Haupt erhob.

Indessen müssen wir auch hier wieder die Zeitumstände berücksichtigen. Die Völker, in welche das Licht des Christenthums seit dem 5. und 6. Jahrhundert eindrang, waren nicht fähig, die geistige Lehre des Evangeliums in ihrer Geistigkeit zu fassen. Sie mußten, sollte man fast denken, erst durch das A. T. hindurch zum Neuen kommen; daher das Gesetz und des Gesetzes Werke bei ihnen fast wieder eine ähnliche Bedeutung erhielten, wie bei dem israelitischen Volke. Der Zuchtmeister übte auch hier sein Amt, und so entwickelte sich denn bald ein neues Judenthum innerhalb der katholischen Kirche. — Die früher genannten Scholastiker waren es nun aber, unter deren Händen die gesunde Heilslehre des Evangeliums in willkürliche Menschensatzung verwandelt, oder vielmehr so künstlich mit ihnen verflochten ward, daß es schwer ist, das Wahre und Falsche überall zu trennen.

Lassen Sie mich die Heilslehre des Katholicismus in kurzen Zügen entwerfen; nicht wie sie durch den Volksglauben entstellt, sondern wie sie durch die Kirche selbst festgestellt und sanctionirt worden ist. Den durch die Erbsünde verdorbenen natürlichen Menschen empfängt die heilige Mutter, die Kirche, mit liebender Sorgfalt an der Schwelle des Lebens. Durch die heilige Taufe, die er in ihr und von ihr empfängt, wird die Erbsünde getilgt, und der Mensch ist wieder im Besitze seiner freien, wenn auch durch die böse Lust gehemmten Kräfte. Diese soll er aber dem Dienste der Kirche weihen, von ihr und ihren Gnadenmitteln unterstützt. So lange der Mensch im äußern Zusammenhange mit der Kirche lebt, so lange ist er in dieser sichern Arche geborgen gegen alle Stürme des Lebens, er ist aufgehoben, wie das Kind an der Mutterbrust. Die Kirche glaubt für ihn, denkt für ihn, sorgt, liebt und kämpft für ihn. Genug, daß er ihr nicht widerstehe, und ihren Befehlen gehorsam und blindlings sich unterwerfe. Strauchelt und sündigt er auch wegen der ihm von Adam noch immer anhaftenden Schwäche (lex fomitis), so ist die Kirche reich genug an Sühnungsmitteln, reich genug an Gnaden, um das geschehene Uebel wieder gut zu machen. Der Mensch muß freilich auch das Seinige beitragen zur Buße; aber auch dieß wird dem gläubigen Sohn der Kirche vielfach erleichtert. Er soll seine Sünde herzlich bereuen; in

der Thränentaufe der Reue soll er die frühere Wassertaufe gleichsam wiederholen*).

Die Buße ist das zweite Bret nach dem Schiffbruch, an das der mit den Wellen Ringende sich anklammert. Der Bußfertige soll seine Sünde dem Priester bekennen, er soll beichten (und zwar wurde seit Innocenz III. dieß ein Gesetz, daß wenigstens einmal des Jahres jeder Christ zur heiligen Beichte müsse). Er soll alles aufrichtig bekennen und nichts verhalten; aber auch der Priester soll das Geheimniß des Beichtsiegels bewahren. Hat er gebeichtet, dann soll er genugthun durch Werke, nicht zwar, als ob er damit unbedingt die Seligkeit verdiene (das wollte die Kirche nie zugeben), aber doch, um sich bedingter Weise das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Diese guten Werke bestehen (ähnlich wie bei den Mahomedanern) in Almosen, Fasten, Wallfahrten, aber auch in gewaltsamen Kasteiungen, Geißelungen, Entbehrungen aller Art, und endlich im Gebet. Hat dann der Sünder genuggethan, dann ist der von oben geweihte Priester da, ihn wieder zu entsühnen, und die Vergebung der Sünde im Namen Gottes ihm anzukünden (Absolution). Wir müssen in der Beurtheilung dieser Bußtheorie, wie mich dünkt, einen großen Unterschied machen zwischen der ältern katholischen Kirche bis nach dem Zeitalter Gregors VII., und der spätern, besonders der im 14. und 15. Jahrhundert. Wenn wir auch vom rein evangelischen Standpunct aus keine dieser Bußtheorien billigen können, so wird uns doch der ältere Katholicismus eine höhere Achtung abnöthigen; denn dort ist noch Würde der Sache, ernste Zucht, Eifer nach Heiligung, eigene Kraftanstrengung.

Ich habe schon früher erwähnt, wie die Bußwerke in der ältern Kirche persönlich verrichtet werden mußten, und diese heroische Bezähmung des Fleisches, wenn sie auch am unrechten Orte angegriffen wird und oft eine falsche Wirkung that, hat dennoch etwas Ehrwürdiges. Man erstaunt zwar über die Verirrungen des menschlichen Geistes, wenn man sieht, wie der Mönch Peter Damiani noch im 11. Jahr-

*) Wie viel eine einzige Thräne vermöge, zeigt unter anderm einer der neuesten und geistreichsten Vertheidiger des Katholicismus, Herr von Chateaubriand, der irgendwo in seiner Attala sagt, daß eine einzige Thräne, in Reue geweint, Ströme vergossenen Blutes tilgen könne.

hundert einen eigenen Tarif entwarf, nach welchem auf **10** Psalmen, die man abzusingen hat, **1000** Geißelhiebe gerechnet werden, die man sich unter dem Singen zu ertheilen hat u. dgl. — Allein man bedauert solche Selbstpeiniger mehr, als daß man sie verachtet. Aber Verachtung tritt ein gegen eine Heilslehre, die, selber heillos, um Geldeslohn die Sündenvergebung feilbietet; und wenn wir gleich die Kirchenlehre selbst von der offenen Billigung dieses Marktes freisprechen müssen, so liegt doch der damaligen Kirche zur Last, daß sie nie mit dem rechten Ernste besorgt war, das Volk gehörig über solche Dinge aufzuklären, daß sie dem Mißbrauch gewähren ließ und bei allem durch die Finger sah, was nicht ihrer äußern Autorität Gefahr drohte.

Daß Christus der Grund unsrer Seligkeit sei, das hat die katholische Kirche nie in Abrede gestellt, und es ist leidenschaftliche Folgerungssucht, ihr solches aufzubürden. Eben so wenig hat sie die höhere Bedeutung und die heilsame Kraft des Leidens und Todes Jesu geläugnet, noch sich des Kreuzes geschämt. Im Gegentheil bildet ja das versöhnende Opfer, welches der Priester täglich Gott in der Messe darbringt, den Mittelpunct des katholischen Gottesdienstes, und das Kreuz ist ja das eigentliche Symbol der Kirche, das wahre Ehren- und Siegeszeichen, womit sie alles schmückt und verklärt.

Wer diese bedeutsamen Sinnbilder der katholischen Kirche herzlos verkennen kann, den beneide ich nicht um seinen nüchternen, oder verschrobenen Protestantismus, der vielleicht eben so sehr im Dienste des Buchstabens befangen ist, wie der Katholicismus im Dienste des Symbols. Was aber an dem ausgearteten Katholicismus zu tadeln ist, das ist eben die immer mehr überhandnehmende Aeußerlichkeit in Formen, der Ueberschwall des Sinnlichen, wodurch zuletzt der wahre, geistige Gehalt überdeckt und erdrückt, und somit das, was die Hauptsache sein soll, über der Nebensache in den Schatten gestellt wird*).

An die Stelle eines von innen heraus sich bildenden religiösen Lebensorganismus, wie ihn der Geist des reinen Christenthums in den Menschen hervorrufen und befördern will, tritt ein äußerer kirchlicher Mechanismus, durch welchen die sittliche Kraft des

*) Vgl. J. P. Lange, die gesetzlich-katholische Kirche. Als Sinnbild der freien evangelisch-katholischen Kirche. Heidelb. 1850.

Einzelnen in dem Grade gelähmt wird, als ihm die Masse der geheimnißvollen und für ihn thätigen Kräfte der Andern imponirend entgegentritt.

Fragen wir nun genauer, wer sind diese Andern, die im Namen der Kirche für den Einzelnen handeln, wer sind diese vermittelnden Kräfte zwischen Himmel und Erde, so erblicken wir hier auf Erden die Priesterschaft, dort im Himmel die Schaar der Heiligen. Gleichwie die irdische Hierarchie eine Stufenleider bildet von dem untersten Altardiener und Meßner bis hinauf zum heiligen Vater, so führt eine ähnliche Stufenleiter im Himmel durch die Heiligen, die Engel, die Erzengel und die heilige Maria hindurch zu Christo und Gott dem Vater. Beide Kirchen, die triumphirende Kirche der Heiligen im Himmel, und die streitende Kirche des Papstes auf Erden, stehen in gegenseitigem Rapport. Was hier gebunden, ist dort gebunden; was hier gelöst, ist dort gelöst. — Während ihres Lebens haben sich die Heiligen einen Schatz von guten Werken erworben, d. h. sie haben mehr Gutes gethan, als sie zu thun schuldig gewesen (ganz entgegen der Lehre Jesu, der zu den Seinen sagt: Wenn ihr alles gethan habt, so seid ihr unnütze Knechte), und dieses Mehrhaben an Verdienst kommt nun den armen Schuldnern zu gute, deren Blöße aus dem Ueberschuß der Heiligen gedeckt wird. Freilich verwahrt sich die katholische Kirche aufs feierlichste, daß dieses Verdienst der Heiligen kein unbedingtes ist, sondern nur in dem Verdienste Christi selbst seine Quelle hat. Aber wenn auch theoretisch das Verdienst Christi durch das Verdienst der Heiligen nicht verdunkelt, ja vielmehr erhöht werden sollte, so wurde es doch praktisch mehr und mehr in den Schatten gestellt. Der Schatz der fremden guten Werke war ein gar zu bequemer Fund für die sittliche Trägheit, und zugleich in der Folge eine willkommene Lehre für die Ausbildung des Papstthums; denn der Papst hatte den Schlüssel zum Schatze.

Nicht nur aber die Werke der Heiligen, die sie einst gethan, auch ihre Fürbitte, die sie fortwährend thun, sollte den Gläubigen zu gute kommen. Auch hier wurde die ursprüngliche Idee der christlichen Lehre von der Fürbitte Christi bei dem Vater dadurch verdunkelt, daß man nun, um zu Christo zu gelangen, selbst wieder eines Mittlers bedurfte, der Maria. Je mehr aber diese anfing, an derselben Ehre Theil zu nehmen mit dem Vater und dem Sohne, desto mehr bedurfte

es wieder gewisser Mittelspersonen: und so füllte sich denn der Himmel mit einer Unzahl von Heiligen und der christliche Calender mit eben so viel Feiertagen, daß auch hier wieder der einfache Dienst Gottes im Geist und in der Wahrheit in einen fast undurchdringlichen Nebel zurücktrat.

Auch hier indessen muß man sich vor Uebertreibungen hüten in der Darstellung der katholischen Lehre. Niemals konnte es in dem Sinne des Katholicismus liegen, eine Vielgötterei an die Stelle der monotheistischen Religion setzen zu wollen. Die Anbetung gehört nur Gott; aber die Anrufung den Heiligen. Eben so wenig wollte sie das zweite Gebot übertreten, wegen der Bilder; denn wenn auch Gottvater hie und da von Künstlern abgebildet wurde, so billigte dieß die Kirche nicht*). Den Bildern Christi und den Bildern der Heiligen sollte man Ehrfurcht, nicht aber in dem Sinne einen Dienst erweisen, wie dem unsichtbaren Gott. Auch hier blieb wieder die Volksreligion weit hinter der Kirchenlehre zurück, oder eilte ihr auch voran durch die Ausbildung von Mißbräuchen, an die jene selbst nicht gedacht hatte. Die Kirche auf Erden befindet sich im Besitze reicher Gnadenmittel. Nicht zufrieden mit den beiden Sacramenten der Taufe und des Abendmahls, hat die katholische Kirche sieben Sacramente**), gemäß der heiligen Zahl, die so oft wiederkehrt in dem Kreise der religiösen Vorstellungen, denn auch sieben Todsünden giebt es und sieben Hauptugenden u. s. w.

Unter diesen Sacramenten ragt das Sacrament des Meßopfers mit einer äußern Pracht, mit einem mächtig auf die Sinne wirkenden Glanze hervor, daß man die ursprüngliche Bedeutung dieser Ceremonie schwer erkennen würde, wenn man nicht sonst wüßte, daß sie sich allmählig aus der einfachen Abendmahlsfeier hervorgebildet hat. Dazu half besonders die immer mehr sich entwickelnde Ansicht von einer Brotverwandlung. Nach dieser scholastischen Lehre hört das Brot gleich nach der Weihung des Priesters auf, wahres Brot zu sein, und geht

---

*) S. Grüneisen, über bildliche Darstellung der Gottheit. Stuttgart 1828.

**) Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße, letzte Oelung, Priesterweihe und Ehe.

unmittelbar und ganz in den Leib Christi über. Die lateinische Kirche hatte sich schon längere Zeit des ungesäuerten Brotes bedient statt des gewöhnlichen, und auch dieß trug dazu bei, das Außerordentliche und Ungewöhnliche der Sache zu erhöhen. Die Priester waren es, welche die Abendmahlsbrote in der Form der sogenannten Hostie (Oblate) verfertigten, was allerdings dazu beitrug, sie in den Augen der Menge als die allmächtigen Leute darzustellen, welche selbst den Leib Gottes bereiteten, so daß am Ende das Geschöpf den Schöpfer zu bereiten schien, welcher vermessene Gedanke jedoch nie in dieser Form von der Kirche selbst ist gebilligt worden.

Während nun Christus den gemeinschaftlichen Genuß des Brotes und Weins zur Hauptsache gemacht hatte in dem Symbol, so wurde jetzt dagegen die äußere Verehrung dieses Brotes zur Hauptsache. Feierlich sollte die geweihte Hostie aufbewahrt werden in der silbernen oder goldenen Monstranz; beim Anblick des leiblichen Gottes soll das Volk auf den Schall eines Glöckleins, das die Wandlung ankündigt, auf die Kniee fallen und sich kreuzen. Alles, was die Kunst Schönes und Herrliches hat an Formen, Tönen und Farben, alles, was die Sinnlichkeit in Anspruch nimmt, soll mitwirken, diesen glorreichen Moment zu feiern, wo der Unendliche eintritt in die Endlichkeit. Und wer läugnet das Imposante, das in dem Anblick einer gläubigen Menge liegt, die plötzlich, wie in einem Nu durchdrungen von dem Gefühl der Gottesnähe, alles Irdische vergißt, die umhüllt von den duftenden Weihrauchwolken, getragen von rauschender Kirchenmusik, umringt von den heiligen Gestalten der Vorzeit, sich entrückt fühlt in die seligen Räume des Himmels? Aber wer läugnet auch bei etwas längerm Nachdenken das Unstatthafte, ja das höchst Gefährliche und Verführerische einer also auf Sinnlichkeit gebauten Religion? Und wer, dem auch das Einfache Geltung hat, muß am Ende doch nicht eher mit Wehmuth wahrnehmen, wie das stille herzliche Brudermahl zu einer lärmenden Ceremonie, und das Mahl der Gemeinschaft zu einer isolirten priesterlichen Handlung geworden ist? Doch dieß nicht allein. Noch bleiben uns die Mißbräuche zu betrachten übrig, die allmählig an die Feier der Messe sich ansetzten.

Die Messe (das Abendmahl) war nicht nur zu einer Ceremonie, sondern zu einem Opfer geworden. Wie diese Opferidee sich all=

mählig ausgebildet, würde, hier zu zeigen, uns zu weit führen*). Genug, mit dem mehr und mehr aufkommenden levitischen Priesterwesen hielt auch das Opferwesen gleichen Schritt, und statt daß man in dem Abendmahl die lebendige geistige Erinnerung an die einmal geschehene Aufopferung Jesu gefeiert hätte, feierte man darin eine förmliche Wiederholung des Opfers, nur mit dem Unterschiede, daß das Opfer auf Golgatha ein blutiges gewesen, dieses ein unblutiges. Jedesmal, wenn die Messe gefeiert wird, steigt Christus aufs neue vom Himmel hernieder, sich Gott dem Vater zu opfern durch die Hand des Priesters. In diesem Geheimniß des heiligen Meßopfers liegt die ewige Sühne für all die Sünden, die täglich begangen werden von dem schwachen Geschlechte der Sterblichen, während die Bibel lehrt, daß Jesus das Ende der Opfer sei. — Je mehr aber die Messe eine Opferhandlung wurde, desto mehr verschwand aus der Abendmahlsfeier der Begriff der Gemeinschaft (communio), und das äußerlich verrichtete Werk des Einzelnen trat an die Stelle davon: daher die zauberische Gewalt der sogenannten stillen Messen, die der Priester auch ohne weiteres Gepränge, ohne Beisein der Gemeinde hält, einzig unterstützt durch den die Gemeinde vertretenden Meßdiener. Oder muß man nicht fast unwillkürlich an eine Art von Zauberhandlung denken, wenn man vernimmt, wie diesen stillen Messen, d. h. dem Ablesen gewisser lateinischer Formeln, ein gebietender Einfluß auf das Reich der Natur, auf Fruchtbarkeit des Erdreichs, auf Ungewitter u. dgl. zugeschrieben wird? Und ein unheimliches Grauen befällt uns, wenn wir sogar hören, wie diese Macht auf die Ruhe der Todten sich erstreckt in der Gestalt der Seelenmessen. Die Seelenmessen hängen dann wieder zusammen mit der Lehre vom Fegfeuer, die schon seit dem 5. Jahrhundert vorbereitet, seit dem 6. und 7. aber besonders ausgebildet worden ist. Um die Seelen aus dem Mittelzustande einer sie von den Schlacken der Sünde reinigenden Pein zu erlösen, dazu wurden und werden noch heute besondere Messen gehalten, und diese werden bezahlt. Ja eigene bedeutende Vermächtnisse zog mit dieser Lehre die Kirche sich

*) Sie entstand aus der Sitte, Gaben zu opfern bei den kirchlichen Zusammenkünften. Brot und Wein wurden erst als dargebrachtes Dankopfer (Eucharistie), keineswegs aber als Sühnopfer angesehen. Aber aus dem Einen entwickelte sich das Andere.

allmählig zu (Stiftung von Jahreszeiten): und da schwindet denn freilich wieder die Illusion, wenn man mitten aus den Hochgefühlen eines ästhetischen Cultus wieder in die gemeinsten Menschlichkeiten herabgezogen wird. Fast sollte man glauben, es sei nur im Scherze gesagt, und doch ward es von angesehenen Theologen, wie von Peter dem Lombarden, im Ernste behauptet, daß die Reichen allerdings hierin einen Vorzug vor den Armen hätten, für den sie Gott nicht genug danken könnten, daß sie nämlich durch ihre Gaben und Vermächtnisse früher könnten aus dem Fegfeuer erlöst werden, als ihre ärmern Mitbrüder.

Ein fernerer Mißbrauch, der endlich an die Feier der Messe sich knüpfte, war die Entziehung des Kelches bei dem Abendmahlsgenusse des Laien. Je mehr die Verehrung und das äußere Anstaunen der Hostie Hauptsache ward, desto weniger fand man nöthig, daß das Volk die heiligen Zeichen selbst genieße; und wo es sie genoß, da sollte die eine Gestalt schon hinreichen, während es ein Vorrecht der Priester blieb, unter beiderlei Gestalten das Abendmahl zu genießen. Doch muß man auch hier sagen, es war nicht absichtlicher Priestertrug, der plötzlich den Laien den Kelch des Herrn entzog. Die abergläubische Vorstellung von der Heiligkeit der Zeichen wirkte dazu mit, und die erst gutgemeinte ängstliche Scheu, es möchte bei der Administration von dem geweihten Weine, somit von dem Blute Christi, etwas auf die Erde gegossen werden, gab zuerst den Anlaß zur Kelchverweigerung*).

So haben wir die Lehre und den Gottesdienst des Katholicismus, so gut es sich in der Kürze thun ließ, an uns vorübergehen lassen, und wir werden bei der Betrachtung des Kampfes selbst auf die einzelnen Theile, auf den Ablaß, die Heiligen, die Bilder, die Messe, das Fegfeuer zurückkommen. Wir haben gesehen, wie auf den Grund der apostolischen Lehre allerlei ist gebauet worden, woran nicht einzelne Menschen, etwa die Päpste, schuld waren, sondern wie der Geist der Zeit selbst daran gebaut hat. Unwissenheit von der einen Seite, und die Neigung des Menschen zur Bequemlichkeit von der andern mögen

---

*) Siehe Spittlers Gesch. vom Kelch im Abendmahl.

viel dazu beigetragen haben. Indessen hatte sich auch mitten unter den Entartungen viel Schönes und Gutes erhalten, was die Reformation nicht zu zerstören kam, sondern zu retten. Unter dem Schutte, der sich aufgehäuft, lag die Stadt Gottes; und undankbar wäre es, das zu verkennen, was dieselbe Kirche, indem sie manches zerfallen ließ oder verunstaltete, auch wieder uns bewahrt hat.

Fünfte Vorlesung.

Der katholische Volksglaube und die Sitten. — Unglaube und Aberglaube. — Predigtwesen. — Jugendunterricht. — Legenden und Wunderglaube. — Crucifix. — Glockentaufe. — Weihwasser. — Reliquien. — Wallfahrten. — Gebetsformeln. — Rosenkranz. — Verschiedene sittliche Wirkungen des Aberglaubens. — Geißelfahrten. — Scenen aus dem gottesdienstlichen Leben des spätern Mittelalters. — Entweihungen des Heiligen: Narren- und Eselsfeste u. s. w. — Ein Wort über den Gegensatz von Scherz und Ernst und den wahren Humor. — Die katholischen Feiertage. — Frohnleichnamsfest. — Allgemeine Sittenschilderung.

Die Reformation ist eben dadurch eine so wichtige Epoche in der Geschichte der europäischen Menschheit, daß sie nicht nur die eine oder die andere Seite des Lebens berührt, sondern in das Mark des Lebens eingreift. Sie war nicht blos Kirchenverbesserung, inwiefern man unter der Kirche die äußere Form der Kirchenverfassung, das politische Kirchenthum versteht, also nicht bloßer Umsturz des Papstthums; sie war auch nicht Glaubensverbesserung allein, inwiefern man dabei an bloße Aenderung eines dogmatischen oder theologischen Systems denkt, auch nicht bloße Cultverbesserung, inwiefern man etwa die Verminderung der Ceremonien, die Abschaffung einiger Feiertage im Auge hat: sie war Reformation nach allen Beziehungen hin, und vor allem Sittenverbesserung, Erneuerung der ganzen Lebensrichtung zum christlichen, rein evangelischen Urbilde, wie es für alle Zeiten vorgeschrieben ist in den Büchern des neuen Bundes. Dahin wenigstens ging ihr Streben, wenn gleich dieses, wie alles Menschliche, hinter dem Ziele zurückblieb.

Eben deßhalb ist aber auch unsere vorbereitende Aufgabe, ihrer negativen Seite nach, noch nicht beendet; denn nicht nur, wie es mit Verfassung, Lehre und Cultus vor den Zeiten der Reformation gegangen, sondern auch, wie das Leben selbst in seinen mannigfaltigen Erscheinungen herausgetreten, muß, so weit es angeht, dargestellt werden.

Ich habe in der vorigen Stunde schon darauf hingedeutet, daß der eigentliche Volksglaube, wie er sich am Katholicismus genährt hat, wohl zu unterscheiden sei von der Kirchenlehre. Beide verhalten sich zu einander, wie das Officielle und das Nichtofficielle, wie das Kunstgerechte und Ungeregelte, wie die überdachte diplomatische Consequenz und der freie fließende Strom des täglichen Handelns: so daß wohl der Volksglaube uns als eine freie Uebersetzung der lateinischen Kirchenlehren in die verschiedenen Mundarten, ja nicht selten als eine muthwillige Travestie des großen Epos in ein muntres Mährchen erscheint.

Der officielle Katholicismus, wie er sich bis auf die Reformationszeit ausgebildet, und dann bald nach der Reformation durch das Tridentiner Concil festgestellt hat, ist durch mehrere Jahrhunderte hindurch derselbe geblieben, und er ist noch heute derselbe, auch in Beziehung auf Oertlichkeit und Nationalität. Auf gleiche Weise wird die Lehre bekannt und die Messe gehalten im nordischen Irland, wie unter dem spanischen und italischen oder unter dem Himmel der südlichen Hemisphäre, im phlegmatischen Baiern und Oesterreich, wie unter dem regsamen Volke der Franken. Auf diese Uniformität hat sich auch die katholische Kirche von je vieles zu gute gethan, gegenüber den vielen Secten und Parteien in der protestantischen Kirche.

Ganz anders stellt sich aber die Sache, wo es den Volksglauben und die Volkssitte gilt. Obwohl überall modificirt durch den Katholicismus, so sind doch diese Modificationen sehr verschieden nach Zeit und Ort, und eine Procession z. B., die uns in Italien oder Spanien begegnet, wird einen ganz andern Eindruck auf uns machen, als eine in Schwaben oder dem Elsaß. Ein Kreuz, eine Kapelle in den kleinen Kantonen der Schweiz wird andere Stimmungen und Gefühle in uns wecken, als die Kirche Notre Dame zu Paris; und von der Predigtweise eines Bossuet und Massillon bis zu der eines Abraham a Sta. Clara ist noch

immerhin ein großer Schritt. Also hat sich denn doch auch der Katholicismus in seiner eigentlichen lebendigen concreten Erscheinung nicht entziehen können dem Einfluß, welchen Bildung, Gewohnheit, Zeitgeschmack und Nationalität auf alles Menschliche üben.

Sonach können wir von einem bestimmten Volksglauben zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters reden, und von einer durch diesen Volksglauben mehr oder weniger bedingten Volkssitte. Und dieß soll unsre heutige Aufgabe sein. Wir können uns hierbei nicht über das ganze Mittelalter verbreiten, sondern müssen hauptsächlich die beiden Jahrhunderte ins Auge fassen, welche dem Reformationszeitalter am nächsten liegen, wiewohl wir auch hie und da noch weiter zurückblicken werden.

Will man den katholischen und namentlich den mittelalterlichen Volksglauben geradezu Aberglauben nennen, so wollen wir über den Ausdruck nicht rechten, wiewohl sich bei genauerer Untersuchung ergeben dürfte, daß eine jede Zeit ihren Aberglauben hat. So viel ist gewiß: der Aberglaube wird immer da erst recht gefährlich, wo ihm sein Doppelgänger, der Unglaube, gespensterhaft zur Seite geht. Es giebt nämlich eine unbefangene, kindliche Weise des religiösen Vorstellens und Denkens, die ich nur ungern Aberglauben nennen möchte, oder doch nur in einem bedingten Sinne, inwiefern sie allerdings den geläuterten Ansichten eines im Denken weiter geförderten Christen nicht mehr genügt, dabei aber doch in ihrer Kindlichkeit eine willkommene Handhabe darbietet zum Anbau der Religion und Sittlichkeit unter einem noch rohen Volke. Allein, wenn es unklug, ja ungerecht ist, etwas dem Volke zu nehmen, ehe man ihm Besseres dafür gegeben, so ist es eben so unklug, ihm von oben herab noch das Gängelband aufzuzwingen, wenn es dessen nicht mehr bedarf, statt vielmehr dieses Band mit milder Hand zu lösen. Wie im sittlichen Leben des Einzelnen die Behandlung des Kindes nicht mehr auf den zum Jüngling heranwachsenden Knaben, noch die Behandlung des Knaben auf den zum Manne heranreifenden Jüngling paßt, so scheint sich auch der himmlische Erzieher einen ähnlichen Entwicklungsgang mit der Menschheit vorbehalten zu haben; und an den Führern des Volkes ist es, auf diese Winke zu merken: es sind die Winke des Zeitgeistes, im bessern Sinne des Wortes.

Das Christenthum, als den Samen des ewigen Lebens in sich tragend, ist ewig seiner Bestimmung nach, aber die Form ist eine wandelbare; und eine Dogmatik, eine Verfassung, ein Cultus, die in einem gewissen Zeitalter heilsame Formen und Anstalten sein können, sind es nicht mehr in einem spätern. Der ältere Katholicismus hatte, auch unter mangelhaften Formen, dazu gedient, die Völker des Abendlandes durch ein großartiges geistiges Band zusammenzuhalten. Er hatte das aus der alten Welt herübergerettete Erbgut der Christusreligion bewahrt und erhalten, wenn auch in irdenen Gefäßen. Aber jetzt war die Zeit der Kindheit vorüber. Schon von der Hohenstaufenschen Periode an beginnt der Knabe heranzuwachsen zum Jüngling. Die grübelnde Scholastik vertrug sich nicht mehr mit dem einfachen Kindessinn. Mehr und mehr drangen dann später im 14. und 15. Jahrhundert die Lichtstrahlen einer neuen Bildung von außen hinein, während früher die Kirche von innen heraus ihre Strahlen gesendet hatte; und in dem Maße als diese merkte, daß man ihr die Vormundschaft entreißen wolle, ward sie aus einer sorgsamen Mutter eine eifersüchtige Tyrannin. Früher war sie, ihrer Bestimmung gemäß, die Pflegerin der europäischen Bildung gewesen; jetzt fing sie an, ihre Gegnerin zu werden und vor den Wirkungen derselben zu zittern. Gerade die gewaltsamen, krampfhaften Anstrengungen, ihr Ansehn zu erhalten, wie die Inquisition, waren ein Zeichen, daß ihr Credit gesunken und ihre Autorität gefährdet sei. Das Leben, das früher ein einheitliches gewesen im Gefühl, fängt nun immer mehr an, ein zwiespältiges und getheiltes zu werden, in dem Maße, als die Reflexion mit ihrer verständig sondernden Kritik an das Mysterium herantritt. Jetzt treten sich Aberglaube und Unglaube in widriger Entzweiung entgegen, und streiten sich um die Herrschaft im einzelnen Herzen, wie im Herzen des Volkes. Beide sind die verwandten, aber sich abstoßenden Pole eines von Gott entfremdeten Lebens. Der eine Pol berührt in der Regel mehr die obern Regionen der menschlichen Gesellschaft, der andere ist der Masse zugekehrt.

Es ist schon öfter die Zeit vor der Reformation mit der Zeit verglichen worden, welche der Stiftung des Christenthums voranging, und es lassen sich allerdings gewisse Parallelen durchführen. Sowie damals die alte Götterwelt und der Glaube an sie sich überlebt hatten, so hatte

sich auch mit dem 14. Jahrhundert der Katholicismus überlebt. Die gebrochene Einheit des Papstthums (das große Schisma) ist ein Beweis davon. Sowie damals nicht zwei Auguren sich begegnen konnten, ohne zu lachen, so waren auch jetzt die Hohenpriester großentheils einverstanden unter sich, daß die Welt wolle betrogen sein, und man sie deßhalb betrügen müsse.

So lange einem Papste, wie Gregor VII., noch das stolze Bewußtsein inwohnte, daß er von Gott bestellt sei zu einem Hohenpriester, der die Könige demüthige unter die Hand des Gewaltigen, so lange hatte auch die Würde des Papstes noch etwas Großartiges. Der besser erleuchtete Christ wird freilich und muß den Hochmuth verdammen, der aus den Worten und Handlungen solcher Männer spricht. Aber er weiß ihn auch zu entschuldigen mit dem Irrthume der Zeit, in welchem diese Männer aufgewachsen waren. Jedenfalls war dieser Irrthum verzeihlicher bei solchen, die sich selbst eines höhern, sittlichen Strebens bewußt waren und in der That einen edlern, göttlichen Funken in ihrem Innern verspürten. Und das war unstreitig bei Gregor, vielleicht auch bei Innocenz der Fall. Anders aber war es nun mit den Päpsten seit Bonifaz, wenigstens der Mehrzahl nach. Jene Schlemmer, die in allen erdenklichen Lastern sich ergingen, die, während sie den Cölibat von Andern forderten, selbst die schauderhaftesten Beispiele von Ausschweifung gaben, oder die muthwillig in weltliche Händel sich mischten: sie wußten es wohl, daß gar nichts Göttliches, sondern nur Allzumenschliches sie treibe; sie waren viel zu schlecht, um Gregore zu sein, und der frechste Unglaube, der Unglaube an ein Höheres, an menschliche Tugend überhaupt, gehörte dazu, um mit Bewußtsein die betrügerische Rolle eines leibhaften Statthalters Christi ferner spielen, und mit dieser abgenutzten Maske das fortgeschrittene Jahrhundert länger täuschen zu wollen. War es auch nicht dieser freche Unglaube bei allen, so war es doch ein unbegreiflicher Leichtsinn, der Andere, wie einen Leo X., verblendete, wenn sie glaubten durch den Schimmer der Kunst und durch das Buhlen mit Wissenschaft und Aufklärung den faulen Fleck des Herzens verdecken zu können. Von dem religiösen Indifferentismus und der feinen, vornehmen Freigeisterei, die am römischen Hofe waltete zur Zeit der Reformation, werden wir noch in der Folge einige Bei-

spiele sehen. Hier nur eins statt vieler*). Als Georg Sabinus, ein Gelehrter und Dichter des 16. Jahrhunderts, in Italien war, fragte ihn der Cardinal Bembo über den berühmten Melanchthon um verschiedene Dinge, z. B. wie viel Gehalt, wie viel Zuhörer er habe, zuletzt auch, was er von der Auferstehung der Todten und vom ewigen Leben hielte. Da auf die letzte Frage Sabinus ihm aus Melanchthons Schriften antwortete, erwiederte der Cardinal: „Ich würde ihn für einen gescheidtern Mann halten, wenn er dieses nicht glaubte." Und das war ein Cardinal, der den rothen Hut trug, zum Zeichen, daß er für den Glauben der Kirche Gut und Blut daran geben wolle. Kann man sich bei solchen Aeußerungen wundern, wenn dieselbe Frivolität auch hie und da in Einzelne unter dem Volke überging und zu dem Aberglauben einen schreienden Contrast bildete? Natürlich mußte dann die Kirche wieder alles aufwenden, das Feuer zu dämpfen, wenn es ungerufen auch da ausbrach, wo die Autorität es ersticken sollte; und während sie an dem einen Ende den Unglauben hervorrief, mußte sie am andern den Aberglauben geflissentlich unterhalten. Mancher schlichte Bürger merkte indessen wohl diese schlaue Politik, und dachte deßhalb verächtlich genug vom geistlichen Stande. So wird uns erzählt, daß der Vater des nachmaligen Basler Reformators Capito seinen Sohn erst nicht habe wollen Theologie studiren lassen, weil ein Geistlicher nothwendig entweder ein Schwachkopf, oder ein Heuchler sein müsse**). Der Sohn widerlegte die Meinung des Vaters durch die That. Und die ganze Reformation half dieses in der Zeit nur allzutief gegründete Vorurtheil widerlegen. Aber sie that es eben dadurch, daß sie nicht nur einseitig den Aberglauben, sondern eben so wohl den Unglauben bekämpfte, gleichwie Christus gegen Pharisäer und Sadduzäer mit gleichem Ernst und Nachdruck gekämpft hatte.

Wir würden indessen ungerecht sein, wenn wir den höhern Clerus insgesammt dieses frivolen Unglaubens beschuldigen wollten, der besonders in Italien, dem Sitze der päpstlichen Herrlichkeit, seine Anhänger hatte. Viele Edle und Treffliche gab es auch unter den höhern

---

*) S. Herder, von der Auferstehung, von Anfang.

**) S. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, Bd. I. S. 36, — eine überhaupt an einzelnen interessanten Zügen reiche Schrift.

Prälaten, wie einen d'Ailly, Gerson, Clemangis u. A., welche allmählig das Volk zu besserer Einsicht heranzubilden suchten, wie wir dieß später sehen werden. Die Mystik half besonders, den in seiner nackten Prosa ausgenützten Katholicismus zu idealisiren und dem, was dem schlichten Verstand als Unsinn erscheinen mochte, eine tiefere Bedeutung unterzulegen. Auch hier finden wir überhaupt ähnliche Erscheinungen, wie zur Zeit der Einführung des Christenthums. Auch dort suchte die höhere Weisheit der Mysterien manche Blöße des Volksglaubens zu decken und die Mythologie in Symbolik und Allegorie zu verwandeln. Wenn auch die Pflegung und Fortpflanzung einer kirchlichen Geheimlehre für die Eingeweihten nicht mit Sicherheit den Templern des 14. Jahrhunderts beigelegt werden kann, obwohl sie, scheinbar ketzerischer Lehren halben, unter Clemens V. ein Opfer der Inquisition wurden: so gab es doch mehrere andere geheime Gesellschaften und Verbrüderungen, die eine mystisch reformatorische Tendenz verriethen *).

Was nun den niedern Clerus betrifft, in dessen Händen doch eigentlich die Bildung des Volks und der Jugend lag, während mehrere der hohen Prälaten ihre Einkünfte in Müßiggang verzehrten, so war von ihm wenig zu erwarten **). Von den geringen wissenschaftlichen Ansprüchen, welche an die Geistlichen gemacht wurden, von der Vernachlässigung des Bibelstudiums, von dem Einfluß der Bettelmönche auf das Predigtwesen, und von der Erziehung ist schon früher geredet worden. Hier nur einiges von dem Volks- und Jugendunterrichte. Bei dem Uebergewichte des Ceremoniellen über die Lehre (da die Messe den Mittelpunct des Gottesdienstes bildete) trat natürlich die Macht des lebendigen Wortes, die Predigt, in den Hintergrund. Und wo gepredigt wurde, da war es auch nicht immer das Beste und Zweckmäßigste. Die Texte zu den Predigten wurden keineswegs durchgängig aus den heiligen Schriften, sondern auch aus beliebigen andern Büchern, aus

---

*) Man denke an die Verbrüderungen der Steinmetzen, die Anfänge der Freimaurerei.

**) „Zu Landpredigern wurden die allerschlechtesten Bursche genommen, die vorher entweder dem Betteln nachzogen, oder als Köche, Musikanten, Roßbuben, Jäger, Schuldenboten, Kuppler u. dgl. die niedrigsten Dienste verrichteten." Georg Müller, Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen, Bd. III. S. 245. aus Wimpheling.

Aristoteles oder einem Scholastiker, genommen. Selbst bessere und wohldenkende Prediger damaliger Zeit, wie der fromme und helldenkende Geiler von Kaisersberg*), der in Basel Doctor der Theologie war und später Domprediger in Straßburg, predigte über seines Freundes, Seb. Brands, Narrenschiff (ein satyrisches Gedicht). Ueberhaupt giebt sich das sonderbare Gemisch von Frivolität und Aberglaube in jener possenhaften Behandlung des Heiligen zu erkennen, die damals großen Geschmack fand. Es liegt eine solche Geschmacksrichtung tiefer in der Disharmonie des Herzens und des Verstandes gegründet, als man glauben sollte, und ich führe daher auch die Beispiele davon nicht blos zur Belustigung, sondern zur ernsteren Beachtung an. — Vor allem glaubte man dem Osterfeste dadurch eine heitere Seite abgewinnen zu müssen, daß man, nachdem die herbe Fastenzeit vorüber war, das Volk von der Kanzel herab mit allerlei Possen und Schnurren belustigte. Man nannte dieß das Ostermährchen, das Ostergelächter. Oekolampad in einem Briefe an Capito**) giebt darüber als Augen- und Ohrenzeuge einen höchst merkwürdigen Bericht. Nach diesem Berichte gab es Prediger, die, zu lauter Kurzweil ihrer Zuhörer, die verschiedenen Thierstimmen nachzuahmen sich bemühten. Der eine rief wie ein Kukuk, ein anderer schnatterte wie eine Gans, ein dritter benutzte die Legende vom heiligen Petrus, um allerlei lustige Schwänke von ihm zu erzählen, wie er z. B. einmal seinen Wirth um die Zeche betrogen u. a. m. Noch andere verfielen sogar in die gröbsten und schmutzigsten Späße, so daß, wie Oekolampad berichtet, ernster gesinnte Christen um diese Zeit die Kirche gar nicht besuchten, um sich nicht zu ärgern, andere aber vor Aerger und Schaam hinausliefen***). — Besonders war Gabriel Barletta, ein neapolitanischer Dominicanermönch gegen

---

*) Vgl. Geilers von Kaisersberg Leben, Lehren und Predigten, von Dr. Ammon. Erlangen 1826.

**) De risu paschali; vgl. Füßli's Beiträge zur Kirchen- und Reformationsgeschichte. V. 447.

***) „Ein Prediger in Braunschweig, Suigbertus, suchte die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer durch ein lautes Geschrei zu erregen, womit er einen verwundeten Teufel nachahmte, welcher, nach des Predigers Erzählung, durch seine als Riegel vorgesteckte Nase dem Eingange des Siegesfürsten in die Thore der Hölle habe wehren wollen, und an diesem Gliede verstümmelt worden sei.“ Lenz, Braunschweigs Kirchenreformation S. 55.

Ende des 15. Jahrhunderts, ein beliebter Prediger in jener komischen Manier, die nachmals durch die Capuziner nachgeahmt und besonders durch Abraham a Sta. Clara im 17. Jahrhundert zu einer eignen Art von Virtuosität ist ausgebildet worden. Nur ein Beispiel aus diesen Predigten mag hinreichen, zu zeigen, wie man bemüht war, selbst die heiligsten Wahrheiten des Christenthums unter einem lächerlichen Gewande darzustellen. So will Barletta zeigen, wie der Herr auch an seinen Heiligen immer noch einen Fehl finde, und um dieß anschaulich zu machen, erzählt er folgendes Ostermährchen. Als Christus der Herr auferstanden, boten sich ihm mehrere an, seiner Mutter die frohe Botschaft seiner Auferstehung zu melden. Allein jeder wurde als untauglich zurückgewiesen. Adam sagte, es gebührt mir, weil ich die Ursache des Uebels gewesen; aber der Herr antwortete ihm: Du issest gern Feigen, du möchtest dich auf dem Wege aufhalten. Abel wollte es thun. Der Herr aber erwiderte ihm: Mit nichten, du könntest den Cain antreffen, der dich todtschlüge. Da wollte Noah die Botschaft verrichten. Aber zu ihm hieß es: Du sollst nicht gehen, weil du gern trinkst. Der fromme Schächer wollte gehen; allein der konnte nicht, weil ihm die Beine zerbrochen waren — und so geht es noch weiter fort*).

Nicht besser, als mit den Predigten, stand es mit den Kinderlehren. Von eigentlichem Jugend- und Confirmandenunterricht war keine Rede. Mathesius, ein Zeitgenosse Luthers, berichtet von sich selbst, daß, ehe er nach Wittenberg auf die hohe Schule gekommen, er von dem Troste des Abendmahls nichts gehört habe, „wie ich auch (fährt er fort) keiner gedruckten oder geschriebenen Auslegung der Kinderlehre im Papstthum mich zu erinnern weiß, da ich doch von Jugend auf alle Legenden und Brigittengebetlein durchlesen habe"**). — Nur hie und da machten einige Geistliche eine würdige Ausnahme, die sich der armen verlassenen Jugend erbarmten. So der fromme Kanzler Gerson von Paris. Er verfaßte nicht nur ums Jahr 1420 eine Schrift, wie man die Kindlein zu Christo führen soll, sondern hielt, obwohl er als Prälat keineswegs dazu verpflichtet war, aus eigenem Herzenstriebe Kinderlehren zu Lyon.

---

*) Siehe G. Müller a. a. O. S. 259. und Schröckhs Kirchengeschichte XXXIV. 257. Es war ein Sprichwort: nescit praedicare, qui nescit barletare.

**) Bei Marheineke, Reformationsgeschichte I. S. 6.

Eben dieser Gerson machte nebst Johann Tauler und andern Mystikern zugleich auch einer bessern Predigtweise Bahn, obwohl auch in den Vorträgen dieser Männer manches an Form und Inhalt unsrer Zeit nicht mehr zusagen dürfte.

Bei so bewandten Umständen konnte natürlich der Aberglaube des Volkes immer mehr um sich wuchern. Wir wollen die einzelnen Erscheinungen desselben näher kennen lernen. Daß schon die Kirchenlehre selbst durch ihre Ansicht von den Heiligen, der Messe, den Bildern, dem Fegfeuer dem Aberglauben Vorschub leistete, ist in der vorigen Stunde gezeigt. Hier haben wir es aber mit der Anwendung dieser Lehren in den vorkommenden Lebensfällen und somit auch mit den Uebertreibungen zu thun, an denen es nicht fehlen konnte. Der Sinn für das Wunderbare, der in allen Menschen liegt, glaubt sich erst dann befriedigt, wenn er ungehemmt und frei dem Wunder nachgehen und auch das noch in den Kreis seiner Verehrung aufnehmen darf, worüber nichts von außen geboten ist. Aberglaube will im Wunderbaren immer lieber zu viel, als zu wenig thun, nach dem bekannten Sprichwort: Hilft es nicht, so schadet es nicht. Das zeigt sich uns nun auch hier. Auch das Aeußerlichste, was mit der Kirche zusammenhängt, ist nach der Meinung des Volkes gleichsam von einer magischen Kraft inficirt, und thut seine Wirkung in gewissen Fällen. Daß man von der geweihten Hostie Wunder erwartete, und das Brot des heiligen Abendmahls bei sich trug, um vor Schaden bewahrt zu werden*), das läßt sich denken, wenn man weiß, wie die Kirche selbst bemüht war, die Verehrung der Hostie zu steigern. Vielfache Erzählungen sollten es bestätigen, wie oft der Genuß des Abendmahls oder die Ertheilung der letzten Oelung vom leiblichen Tode geholfen; und wer möchte läugnen, daß bei gehobener Stimmung des Kranken solches wirklich der Fall gewesen? — Aber bei den sacramentlichen Zeichen blieb man nicht stehen. Wie viele andere heilige Zeichen, Geräthschaften und Außendinge gab es nicht, an welche die erregte Phantasie sich hängen und der Aberglaube sich anheften konnte! Das heilige Kreuzeszeichen, welche mächtige Wirkungen

*) Die auch noch unter den Protestanten, jedoch mehr nur im Scherz, geäußerte Behauptung, daß es auf Wanderungen gut sei, ein Stückchen Brot in der Tasche zu haben, mag wohl auf diesem ältern Aberglauben beruhen.

wurden ihm zugeschrieben schon von alten Zeiten her*)! Jetzt bedienten sich desselben die Mönche als eines ordentlichen Zaubermittels gegen die Wirkungen des Satans; und die Kirche half dazu, den Aberglauben zu befördern in Anordnung von eigenen Festen, wie das der Kreuzerfindung und der Kreuzerhöhung. In der Osternacht pflegte man besonders in Kirchen und Klöstern das Crucifix zu segnen, und es dann in feierlicher Procession umherzutragen. — Auch den Glocken wurden wunderbare Kräfte zugeschrieben. Ihr Geläute sollte bei Gewittern die bösen Geister in der Luft vertreiben und bei einem Sterbefalle die Seele auf dessen Schwingen in das Todtenreich geleiten; daher das sogenannte Grab- und Wetterläuten. Obgleich schon Karl der Große zu seiner Zeit die sogenannte Glockentaufe als etwas Absurdes abgeschafft hatte, so wurde sie doch noch öfter bis ins 15. Jahrhundert hinab wiederholt. (Auch unsre sogenannte Papstglocke wurde förmlich getauft und hatte ihre hohen Taufzeugen unter den Geistlichen und dem Adel**).) — Von dem Weihwasser, das schon ziemlich früh in der Kirche Eingang fand, erwartete man ebenfalls eine Menge wunderbarer Wirkungen, Vertreibung böser Geister, Verhütung von Krankheiten, Reinigung von Sünden, Segnung der Erdfrüchte u. s. f. Am meisten waren es aber die in den Kirchen und Klöstern aufbewahrten heiligen Reliquien, von denen man große Wunder rühmte, mit denen ein einträglicher Handel getrieben wurde, und über deren wahren Besitz oft große Streitigkeiten sich erhoben. Bald waren es ganze Leichname von Heiligen, bald einzelne Gliedmaßen derselben (heilige Partikeln), bald Kleidungsstücke, Geräthschaften von ihnen, welche aus Krankheiten und allerlei Nöthen helfen sollten. Wie ehemals bei den Heiden jede Berufs- und Lebensart ihre eigene Gottheit, jedes Uebel einen besondern Helfer hatte, so hatten auch jetzt einzelne Stände ihre eigenen Patrone und Schutzheiligen (die Jäger den heil. Hubertus, die Schuster den heil. Crispin u. s. w.) — und für einzelne Gebrechen und Schäden gab es besondere himmlische Retter. So half die heilige Apollonia gegen das Zahnweh, der heil. Rochus gegen die Pest u. s. f. Selbst aufgeklärte

*) Im deutschen Volksglauben vertrat es die Stelle von dem Hammer des Gottes Thor.

**) S. Ochs V. 204.

Männer nahmen hie und da zu diesen Heiligen ihre Zuflucht. So gesteht Erasmus, wie er einst flehentlich die heilige Genoveva um Rettung aus einer Fieberkrankheit gebeten habe und durch sie geheilt worden sei, was er dann in einem Gedichte feierte *). Er erzählt die Sache keineswegs ironisch, obwohl er an andern Orten wieder über die Heiligen spottete; ein Beweis, wie auch in dem Einzelnen oft Unglaube und Aberglaube einander ablösen konnten. — Mit dem Glauben an die Heiligen und die wunderthätige Kraft ihrer Reliquien hingen die Wallfahrten zusammen. Wer mit einer Krankheit oder einem Leibesschaden behaftet war, der scheute keine Mühe, keine Kosten, keine Anstrengung, an den gnadenreichen Ort zu gelangen, wo das Wasser eines Brunnens, aus dem ein Heiliger getrunken, wo das Gewand eines gottseligen Bischofs, die Kutte oder das Scapulier eines Mönches, der Schädel eines Märtyrers, oder sein Blut oder sein Bildniß, ein Knochen, ein Zahn von ihm oder Aehnliches dem Gläubigen Heilung, dem Angefochtenen Beruhigung gewährte. Vor allen Heiligen war aber auch hier die Jungfrau Maria die Hochbegnadete und die Gnadenreiche. Ich erinnere an das wunderthätige Mutter-Gottes-Bild zu Maria Einsiedeln, zu welchem der Zudrang schon seit dem 10. und 11. Jahrhundert bedeutend war. Daß mancher von solchen Wunderstätten wirklich am Leibe geheilt zurückkam, wer möchte dieß läugnen? Wer wagt es überhaupt zu bestimmen, wie weit in solchen Fällen wirklich jene verborgene Kraft der Seele reicht, die, wir mögen sie nun als Kraft des Glaubens oder der Einbildungskraft bezeichnen, von keinem Psychologen ausgemessen, und deren Einfluß auf das Körperleben von keinem Physiologen hinlänglich ergründet worden ist!

Wäre auch der Aberglaube nur dabei stehen geblieben, hätte er sich allein und ausschließlich auf dem physischen Gebiete gehalten, so würde auch daraus noch nicht die Nothwendigkeit einer Reformation gefolgt sein. Ruhig hätte man hier den Gang der Naturforschung und der Arzneikunde abwarten können, und der Wissenschaft wäre es überlassen geblieben, die besonnene Grenze zu ziehen zwischen dem, was über die gemeine Erfahrung allerdings hinausgeht, und dem, was dem Reiche des wirklichen Aberglaubens und des frommen Betrugs an-

*) S. Ad. Müller, Leben des Erasmus Rotterdam, S. 116.

heimfällt. Jedenfalls ist der Aberglaube sittlich unschädlicher, der von einer geistigen Einwirkung eine leibliche Heilung erwartet, als der, welcher umgekehrt durch Leibliches und Aeußerliches das Geistige heilen zu können glaubt*). Darin lag eben die religiöse Gefahr des Aberglaubens, daß er auch auf das sittliche Gebiet der menschlichen Freiheit bezogen wurde, und daß man durch äußere Werke und Ceremonien von dem Seelenschaden der Sünde geheilt zu werden hoffte, für den es doch nur ein Mittel giebt, Umkehr des Herzens, Sinnesänderung, Erneuerung des Geistes und Gemüths.

Von diesem sittlichen Aberglauben haben wir schon in der vorigen Stunde gehandelt bei Betrachtung der katholischen Bußtheorie, und haben schon da erwähnt, wie auch das Gebet mit unter die Disciplinarmittel gerechnet wurde. Daß das Gebet zur Heiligung des Menschen wirke, wird kein wahrer Christ in Abrede stellen. Aber je mehr er den wahren Segen des Gebetes kennt, desto betrübender muß es für ihn sein, wenn er sieht, wie auch aus diesem heiligsten der Gnadenmittel, das die ewige Liebe dem Menschen spendet, ein rohes, äußeres Machwerk der menschlichen Willkür und Berechnung wurde. Nicht auf die Tiefe und den Inhalt des Gebetes, auf den äußern Umfang und die Anzahl der Gebetsformeln sollte es ankommen; und wenn Jesus, gegenüber dem Plappern der Heiden, seinen Jüngern ein schönes einfaches Mustergebet in dem Unser Vater gegeben hatte, so war es gerade dieses schöne, inhaltschwere Gebet, was jetzt selbst wieder zum sinnlosen Geplapper gemißbraucht wurde**). So und so viele Vaterunser, denen dann eben so viele englische Grüße oder Ave Maria beigefügt wurden, sollten innerhalb einer gewissen Zeit gesprochen werden, um dieß oder jenes zu erreichen; und konnte man nicht selbst beten, so konnten auch andere

---

*) Ueberhaupt soll das Wunder als eine Verklärung des Irdischen ins Himmlische gefaßt werden, und nicht als eine Trübung des letztern durch das erstere.

**) Luther sagt daher irgendwo, es sei kein größerer Märtyrer auf Erden, als das Unser Vater, da es jedermann plage und mißbrauche; s. Keils Lebensumstände Luthers (Leipzig 1764), Seite 68. An demselben Orte S. 67 giebt er auch ein Beispiel von der Art zu beten, wie Luther versichert „im Papstthum viel gehört und erfahren zu haben.“ Eine Pfaffe wird nämlich also redend eingeführt: Deus, in adjutorium meum intende, Knecht, hast du ausgespannt? Domine, ad adjuvandum me festina, Magd, gehe und milk die Kühe. Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto, lauf', Bube, daß dich der Ritt schütt' u. s. w.

Lippen die Mühwaltung übernehmen; das Herz hatte ja so keinen Antheil daran.

Ich weiß nicht, bei welcher heidnischen Völkerschaft, ich glaube bei den Tibetanern, werden gewisse Gebetsmaschinen erwähnt, die nach einem berechneten Mechanismus eine Anzahl Formeln abdrehen oder abhaspeln: und wahrlich, wir brauchen nicht nach Tibet zu gehen, um die gleiche Verirrung des menschlichen Geistes in der Nähe zu betrachten. Oder was ist jener von den Mönchen zuerst gebrauchte, nachher aber allgemein eingeführte Rosenkranz Anderes, als eine Maschine, wonach man recht eigentlich die Gebete am Schnürchen herbetet, indem man die Kügelchen desselben bei jedem vollendeten Paternoster und Ave Maria durch die Finger laufen läßt! Dem heiligen Rosenkranz wurden aber, wie dem heil. Crucifix und dem Weihwasser, allerlei Wunderkräfte zugeschrieben, und er ist, so rühmen es die Mönche, die Hauptwaffe wider Teufel und Hölle.

Betrachten wir nun die sittlichen Wirkungen des Katholicismus in den Jahrhunderten unmittelbar vor der Reformation, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Wirkung des Christenthums nie ganz aufgehört hat, und es wäre gewiß einseitig, ja undankbar gegen die göttliche Vorsehung, wenn wir nicht auch das Gute ehren wollten, das mitten unter den Dornen seine stillen Blüthen trug. Ja, wie hätte die Reformation je Platz greifen können, wenn sie nicht in den Herzen der Frömmern, ja wir dürfen sogar sagen, in einem großen Theile der Volksmasse einen empfänglichen Boden gefunden hätte?

Im Ganzen aber können wir bemerken, daß der Aberglaube, besonders dann, wenn ihm der Unglaube als Extrem gegenübersteht, nach zwei Seiten hin verderblich wirkt. Entweder verschließt er sich, aus Furcht vor dem Unglauben, jeder Aufklärung, verachtet das Licht der Wissenschaft, und sein Welthaß wird thörichte Selbstpeinigung, Ertödtung der Natur. Oder er trifft mit dem Unglauben eine eigene Art von Abkunft, so daß er sich leichtsinnig der Welt in die Arme wirft, mit Gott und göttlichen Dingen augenblicklich frechen Scherz treibt, dann aber wieder durch übernommene Bußen die Sache gut zu machen

sucht. Es ist z. B. gar nicht uninteressant, zu sehen, welche Rolle der Teufel in den Vorstellungen des Mittelalters gespielt hat, um zu bemerken, wie die Gegensätze sich berührt haben. Auf der einen Seite war es die furchtbare Gestalt dieses dunkeln Wesens, die sich ängstigend zwischen den Glauben des Volkes und die Forschungen der Weisern hineinstellte. Wo eine neue Wissenschaft sich aufthat im Gebiete der Natur, da glaubte man die Macht des Fürsten der Finsterniß zu erkennen, und die Hexenprocesse sind ein trauriger Beleg dazu. Auf der andern Seite trieb man wieder mit dem Satanas den ausgelassendsten Scherz, mischte ihn als den lustigen, heitern Gesellen in alle Mährchen, und ließ ihn oft recht als den dummen Teufel Spott leiden zum Schaden für eine ausgeübte Bosheit. Diese immerwährende Furcht vor dem Teufel, und das ewige Scherzen und Buhlen mit ihm ist ein charakteristischer Zug in der Denkweise unbefestigter Gemüther, und spricht das in einem anschaulichen Bilde aus, was ich in Beziehung auf die doppelte Wirkung des Aberglaubens bemerken wollte. Das Sprichwort, daß, wo der liebe Gott eine Kirche baue, der Teufel seine Kapelle daneben habe, findet darin seine Anwendung.

Lassen Sie mich es durch redendere Beispiele deutlich machen, die ich Ihnen aus dem großen Bilderbuche der damaligen Zeit vorlegen werde. — Ein trauriges Jammerbild steht vor uns, wenn wir hinblicken auf jene Selbstpeiniger, welche damit Gott einen Gefallen zu thun glaubten, daß sie ihrem Fleische wehe thaten und sich aufs Blut zergeißelten. Nicht nur einzelne Menschen, ganze Schaaren von sogenannten Geißlern oder Flagellanten sehen wir, vom 13. und 14. Jahrhundert an bis nahe an das Zeitalter der Reformation, Italien, Frankreich und Deutschland durchziehen und Wehe rufen über die gesunkene Welt. Zu vielen Hunderten zogen sie daher unter kläglichem Gesange, und zerhieben sich den Rücken mit Ruthen und Geißeln. Solche Züge nannte man Bittfahrten und die Lieder Leisen (abgekürzt aus dem Kyrie Eleison, das sie in ihre Gesänge mischten). Eine solche Bittfahrt von Geißlern kam auch bald nach der großen Pest in unsre Gegend im Jahre 1349. Sie kamen von Straßburg her und zogen nach Avignon an den päpstlichen Hof. Mehrere Bürger Basels schlossen sich an den traurigen Zug an, und unterwarfen sich derselben Buße. Ungern sahen die Päpste diese Erscheinung der Geißelbrüder, weil sie

auf ergreifende Weise an die Noth und den Jammer der Kirche erinnerten, und auf eine Reformation hindeuteten *).

Eine traurige Religion, werden manche sagen, die dahin führt! Wir werden aber diese Religion weniger traurig finden, wenn das Blatt sich wendet, und uns mitten in dem Heiligthume des Straßburger Münsters folgendes Bild vor die Seele tritt, nach der getreuen Zeichnung der Zeitgenossen **). Eben wird das feierliche Hochamt gehalten. Die Adeligen erscheinen in prunkenden Kleidern, mit klappernden Schnabelschuhen, mit Jagdhunden und Falken, die sie bisweilen zum Zeitvertreib während des Gottesdienstes aufsteigen lassen. Dort machen Kaufleute ihre weltlichen Geschäfte ab; dort spricht ein Ammeister öffentlich Recht in der Kirche. Um den Weg abzukürzen, werden vom nahen Markt die Spanferkel durch das Heiligthum getragen, so daß das Geschrei und der Lärm den Priester nöthigen, inne zu halten. Soll ich nun gar erzählen, wie es an gewissen Festzeiten zuging? Wohlan, hören wir auch darüber einen Chronisten ***). Ueber der Münsterorgel war eine groteske Figur angebracht, welche man den Rohraffen nannte. Hinter diese pflegte sich während der Pfingsttage ein muthwilliger Geselle zu verstecken, und ergötzte durch Geheul, derbe Späße und lustige Lieder die Menge. Vom St. Nicolaitage an bis zum Tage der unschuldigen Kindlein (also in der Zeit vor heil. Weihnachten) pflegte ein in einen Bischof verkleideter Knabe die Messe zu lesen, auch die Uebrigen erschienen verkleidet in der Kirche; Processionen wurden gehalten und weltliche Lieder gesungen. Noch toller ging es zu am Kirchweihfeste des Münsters auf St. Adelphitag, den 29. August, wo zugleich Jahrmarkt war. In der Katharinenkapelle waren Fässer voll Wein aufgestellt, der Hochaltar diente zum Schenktisch, und der übermäßigste Genuß des Weines vollendete diese die heidnischen an Wildheit übertreffenden Orgien †).

Schon seit längern Zeiten her, namentlich seit dem 12. Jahr-

*) Wer sich hierüber des Weitern belehren will, der lese Förstemanns Geschichte der christlichen Geißlergesellschaften. Halle 1828. Ueber die Flagellanten zu Basel s. Wurstisen und Ochs.

**) Nach Brandt, Wencker und Schott bei Röhrich, Reformationsgeschichte des Elsasses. I. S. 52.

***) Schott bei Röhrich a. a. O.

†) S. Wimpheling bei Röhrich a. a. O.

hundert, wurden an verschiedenen Orten die sogenannten Narren- und Eselsfeste gefeiert, welche eine förmliche Nachahmung der alten Saturnalien waren. Der niedere Clerus, um sich einmal gütlich zu thun und seine Abhängigkeit von der hohen Geistlichkeit zu vergessen, wählte sich einen Narrenbischof oder Narrenpapst, um den die Uebrigen herumtanzten und mit dem sie allerlei Possen trieben. Das Eselsfest, das schon im 9. Jahrhundert vorkommt, sollte die Flucht des Kindleins nach Aegypten darstellen. Ein Esel ward phantastisch ausgeschmückt und in die Kirche geführt, wo ihm vor dem Altar ein Bündel Heu vorgesetzt ward. Dabei wurde ein komisches Lied gesungen, das immer mit den Worten schloß: He, Sir Ane, He! Zwar hatte das Basler Concil diese Feste untersagt, aber dennoch kehrten sie in ähnlichen Gestalten mehr oder weniger wieder, und namentlich war es die Fastnacht, die Zeit vor Aschermittwoch, in welcher das Fleisch sich schadlos zu halten suchte, gegenüber den Büßungen, die ihm die darauf folgende Fastenzeit zumuthete.

Nach diesem wird man nicht mehr glauben, daß die Religion des Mittelalters durchweg eine finstere und traurige gewesen. Man wird aber auch zugeben, daß eben eine Religion, die es zu solchen Extremen von beiden Seiten kommen ließ, ihre eigentliche Bestimmung an den Gemüthern verfehlt haben mußte; denn das ist ja eben der Zweck aller Religion und der des Christenthums insbesondere, daß sie den Gegensatz des Schmerzes und der Lust, welchen der unaufhaltsame Strom des Lebens beständig heraufschwemmt, in dem wahren Ernste vermittle; so indessen, daß auch dem Scherz, aufgelöst in den Ernst, sein höheres Recht wird. Darin scheint mir eben — um mit einer vergleichenden Bemerkung vorzugreifen — der Unterschied zwischen dem Katholicismus und Protestantismus in dieser Hinsicht zu bestehen, daß in dem erstern Scherz und Ernst einen grellen Contrast bilden, während in dem letztern Beides in jener Gemüthsstimmung sich vereinigt, die wir passend den Humor nennen, und der gerade in der Person Luthers so ganz eigenthümlich und herrlich uns entgegentritt. (Ich glaube, wenn wir die Literatur durchgehen, daß man wenig katholische Humoristen*) finden wird, während hingegen eine gewisse sinnliche Jovialität

*) Cervantes möchte zu diesen gehören.

mehr im Katholicismus wurzelt.) Es ist ein gleichmäßigerer Ernst über den Protestantismus verbreitet, der es nie zu dieser unbefangenen Lustigkeit bringt, wie wir sie bei den Katholiken finden, dabei aber auch wieder eine Heiterkeit und eine Mäßigung im Schmerze bewahrt, welche es nie bis zur Weltverachtung kommen läßt; vorausgesetzt nämlich, daß das Princip des Protestantismus auch wirklich ins Leben übergegangen sei.

Was wir vorhin, freilich in etwas starken Extremen, gezeigt haben, stellt sich uns übrigens auf eine mildere, aber nicht weniger merkwürdige Weise dar in dem Verhältniß der Feiertage zu den vielen Fasttagen in der katholischen Kirche. Die vielen Fasten möchten auf der einen Seite an eine große Strenge des Lebens erinnern, wie das gesetzliche Judenthum sie vorschreibt. Aber auf jedes Fasten folgt wieder ein Feiertag, der nicht umsonst roth bezeichnet ist im Calender, und der mit heiterm Tanz und Spiel die Sorgen des Lebens wegscherzt und das Judenthum durch die Sinnenlust der Heidenwelt wieder austreibt.

Ich erinnere nur an ein einziges Fest, an das höchste der katholischen Kirche, an das Frohnleichnamsfest. Dieses Fest ist dem heiligen Leichnam (Leibe) Christi geweiht, wie derselbe im heiligen Meßopfer gegenwärtig ist (festum corporis Domini). Deßhalb wird an diesem Tage die geweihte Hostie in feierlicher Procession umhergetragen und ihr alle Ehre erwiesen. Jedermann kennt die Lebenslust und Freude, die noch jetzt an diesem Tage sich kundgiebt. Blumen werden gestreut, Kränze gewunden, Freudenschüsse gethan, Jubel ertönt ringsumher, und einem alten Griechen oder Römer, der ein solches Fest mit ansähe, könnten dabei nur wohlbekannte Erinnerungen in der Seele aufsteigen. Wenn aber der protestantische Christ denkt, daß dieses Fest erinnern soll an den Leib des Herrn, den er geopfert hat am Kreuze für die Sünden der Welt, dann staunt er billig, und bedenkt sich zweimal, ehe er wünschen möchte, daß auch wir der fröhlichen Feste mehr haben möchten. — Doch, wir kehren von dieser Abschweifung zu der allgemeinen Sittenschilderung zurück.

Im 14. und 15. Jahrhundert hatte das Sittenverderben in mancher Hinsicht den höchsten Grad erreicht, wozu das schlechte Beispiel der Päpste und der hohen Geistlichkeit vieles beitrug. Zu welchen Verirrungen der Cölibat und das Klosterwesen führten, brauche ich nicht

weiter aus einander zu setzen. Ich bemerke nur, daß nicht blos fleischliche Ausschweifungen die Folge davon waren, sondern daß, weil Grausamkeit und Wollust oft nahe beisammen sind, das Herz eines ehelosen Wüstlings sich leichter gegen jedes menschliche Gefühl verhärtete und in die niedrigste Selbstsucht zusammenschrumpfte. Nur schwer konnten Männer, die durch keine Familienbande mit Gattin und Kindern verknüpft waren, die Freuden und Leiden des häuslichen Lebens würdigen und begreifen: daher die herzlosen Zumuthungen der Ketzerrichter und Gewissensräthe, nach welchen Kinder ihre Eltern auf den Scheiterhaufen liefern, Eltern ihre Kinder zum ewigen Klostergefängniß verdammen sollten! Und diese Klöster, waren sie nicht aus heilsamen Pflegestätten der Frömmigkeit der Sitz des Müßiggangs, des Wohllebens, der arglistigsten, abgefeimtesten Anschläge geworden*)? Waren sie es nicht, welche das Mark des Landes aussogen, das Aufblühen bürgerlichen Gewerbfleißes hemmten, und dagegen die Zwecke des Aberglaubens auf alle Weise beförderten? Man erstaunt über die Anzahl der Klöster, Mönche und Nonnen in dieser Zeit**); aber noch mehr muß man erstaunen über die Zuchtlosigkeiten, die da verübt wurden.

Was das bürgerliche Leben betrifft, so hatten seit dem 14. und 15. Jahrhundert die Verhältnisse sich gewaltig verändert. Die Kreuzzüge waren vorüber, das Städtewesen erhielt im Gegensatz gegen das Feudalsystem immer mehr Bedeutung, und in dem aufkeimenden Bürgerstande war ein Gegengewicht gegeben gegen die Bedrückungen des Adels. Noch hatte zwar das Faustrecht nicht ganz aufgehört, aber doch fing ein geordneter Zustand der Dinge an, Platz zu greifen. Aber mit der aufkommenden Cultur war auch eine gewisse Weichlichkeit des Lebens verbunden, die neben der größten Rohheit sich wunderbar genug ausnimmt. Man lese die Sittenmandate, die Kleiderordnungen dieser Zeit, an welchen denn auch die Reformationsepoche überreich ist, und man wird erstaunen über den Luxus, der da getrieben wurde, über die unbändige Trinksucht und Spielsucht unsrer guten Vorfahren, und über so manches, was uns die gute alte Zeit in einem minder günstigen Lichte erscheinen läßt. Bei allen Ausartungen und Mißbräuchen aber,

*) S. unten den Jetzerischen Handel in Bern.

**) In Basel waren ohne die Beguinenhäuser und das Domcapitel 12 ordentliche Klöster, in welchen bei dritthalb hundert Ordensgeistliche wohnten.

die wir bisher kennen gelernt haben, war denn doch das Gefühl für das Bessere nicht verloren gegangen, und von vielen Seiten her ertönte die ernste Mahnung, die Kirche bedürfe einer Verbesserung, einer Reformation an Haupt und Gliedern. Dieß führt uns zur positiven Seite unsrer vorbereitenden Aufgabe, nämlich zu den eigentlichen reformatorischen Versuchen, die schon vor Luther und Zwingli in der Kirche gemacht wurden.

Ich habe schon in einer frühern Stunde bemerkt*), daß im Grunde das reformatorische Streben schon im apostolischen Zeitalter begonnen und zu keiner Zeit ganz aufgehört habe, und ich habe bereits hie und da auf die kräftigen Widersprüche hingedeutet, welchen die Hierarchie in ihrer Entwicklung und das kirchliche Leben in seiner Entartung sich aussetzten. Wir dürfen uns indessen bei frühern Kämpfen nicht zu lange aufhalten, und müssen nur die Erscheinungen ins Auge fassen, die ganz eigentlich der Reformation des 16. Jahrhunderts vorgearbeitet und gleichsam ihre Zeit durch den Stoß, den sie ihr gaben, der Reformation selbst entgegengedrängt haben. Wie jedoch nicht aller Widerspruch gegen das Falsche an sich schon Wahrheit ist, und wie oft eine Verkehrtheit nur andere Verkehrtheiten hervorruft, so geschah es auch hier bisweilen, und wir können daher in den reformatorischen Bestrebungen aller Zeiten, besonders aber auch in den Zeiten unmittelbar vor Luther, verschiedene Richtungen unterscheiden, die nicht viel mehr mit einander gemein haben, als die antihierarchische oder antipapistische Tendenz, im Uebrigen aber sich sehr unähnlich sind. Die eine könnten wir die radical-revolutionäre, eine andere die gemäßigt-liberale, und eine dritte die evangelisch-apostolische nennen oder die reformatorische im wahren, eigentlichen Sinne des Wortes. Wir werden diesen Richtungen im Reformationszeitalter selbst wieder begegnen, die eine repräsentirt durch die Wiedertäufer, die zweite durch Erasmus, die dritte durch Luther, Zwingli, Calvin, Oekolampad u. s. f. Aber schon in den vorbereitenden Erscheinungen, mit denen wir uns nun befassen wollen, sehen wir diese Elemente theils unter einander gähren, theils sich gegen einander absetzen.

*) S. die 2. Vorlesung.

Sechste Vorlesung.

Vorbereitung zur Reformation. — Verschiedene Arten zu reformiren. — Fanatismus und Radicalismus. — Arnold von Brescia. Peter von Bruys. Heinrich von Lausanne. — Secten der Bulgaren, Katharer, Manichäer, Lollharden, Begharden, Fratricellen u. s. w. — Von den Beguinen insbesondere und ihrem Wesen in Basel. — Die gemäßigt-liberale Partei innerhalb der Kirche. — Eigentliche Vorgänger der Reformation: Waldenser, Wiklif, die Vorgänger Hussens, Huß selbst, Hieronymus von Prag. — Die Constanzer Synode.

Wir haben in den drei letzten Stunden den negativen Theil unsrer vorbereitenden Aufgabe vollendet, d. h. wir haben gesehen, wie das Verderben in der damaligen römischen Kirche gewachsen ist unter Geistlichen und Weltlichen, unter Hohen und Niedern. Wir haben Papstthum, Lehre, Gebräuche, Volksleben und Volkssitte in flüchtigen Zügen an unsern Blicken vorübergehen lassen. Heute beginnen wir den positiven Theil dieser Aufgabe zu lösen, indem wir die Reformationsversuche betrachten wollen, die dem Werke Luthers und Zwingli's vorangingen.

Drei verschiedene Richtungen habe ich bezeichnet, welche die Reformation vorbereitet haben: die fanatisch-revolutionäre (radicale), die gemäßigt-liberale (kirchlich-aristokratische), und die evangelisch-apostolische oder eigentlich reformatorische.

Lassen Sie uns allervorderst die fanatische, die radicale Oppositionspartei, wie sie schon vor der Reformation heraustrat, etwas näher betrachten; wobei wir nicht vergessen dürfen, daß eben diese Partei hervorgerufen wurde durch den übermäßigen Druck, welchen der stabile Katholicismus übte, wie denn immer gerade der härteste Druck, der das Unhaltbare zusammenhalten will, einen um so heftigern Gegendruck hervorruft.

Wie konnte auch aus der Grundsuppe des römischen Verderbens sogleich ein lichtes, klares Engelbild heraufsteigen? Mußten nicht, ehe sich die aufgerüttelten Elemente gesetzt hatten, allerlei ungesunde Dünste sich entwickeln, welche die Luft umher eher noch mehr zu verpesten, als zu reinigen schienen?

Schon in den ältesten Zeiten des Christenthums finden wir einen Geist der Unruhe, der Faction, des Aufruhrs gegen die gegebene Ordnung und ihre Vertreter. Hatte doch schon Paulus mit Solchen zu kämpfen, welche aus Mißverstand der christlichen Freiheit dieselbe mißbrauchten zum Deckmantel der Bosheit, und welche so oder so Parteiungen anrichteten in der jungen Gemeinde. Nun aber konnte auch das Christenthum dem Schicksal aller menschlichen Ordnungen nicht entgehen, daß, wo diese in sichern Formen hervortreten, sie leicht die Macht der Gewohnheit üben und mit dem Gefühl der Sicherheit, das sie hervorrufen, auch bald die Erschlaffung eintreten lassen. Dieser Erschlaffung tritt dann sofort wieder die Spannkraft Einzelner aufregend entgegen, und was die Stürme in der Natur, das sind die Geister der Opposition zu allen Zeiten gewesen. Das Christenthum war bei seinem Eintritt in die Welt eine aufregende Macht, die die Welt aus ihren Angeln hob und die alten Gewohnheiten stürzte. Nach und nach aber ward es selbst wieder eine Gewohnheit, und es mußte eine solche werden, wenn es Bestand gewinnen und einen dauernden Segen stiften wollte. Bei beständiger fieberhafter Aufregung hätte sich der Körper verzehrt. Aber auch der Genuß der Ruhe brachte seine Gefahr, und so sehen wir immer der bewahrenden (conservativen) Macht gegenüber eine Opposition auftreten, die, bald mehr, bald weniger berechtigt, eine straffere Sittenzucht, ein höheres Maaß der Hingebung, der Begeisterung forderte, als sie bei der großen Masse und bei den amtlichen Vertretern der Kirche gefunden ward. Schon im 2. Jahrhundert stellten die Montanisten, die, von Phrygien ausgegangen, sich auch im Abendlande verbreiteten, eine Richtung dar, der das Gewöhnliche, wie es eine ruhige Entwicklung der Dinge mit sich brachte, nicht genügte, die, angeregt von prophetischer Begeisterung, sich neuer Offenbarungen rühmte und eine beständige Entsagung, eine fortdauernde Aufregung des Geistes forderte. Die Mehrheit der Kirche wies diesen Enthusiasmus als einen unberechtigten, in dem Wesen der christlichen Uroffenbarung nicht

gegründeten zurück, während Einzelne (z. B. Tertullian) sich seinen Einflüssen hingaben. Desgleichen wollten die Novatianer und bald nach ihnen die Donatisten in Nordafrika eine strengere Kirchenzucht geübt wissen, als die katholische Kirche sie übte. Die Reinheit der Kirche ging ihr über deren Einheit und Allgemeinheit; ein Häuflein todesmuthiger Märtyrer galt ihr mehr, als die Masse der Getauften. Wir können sie die ersten Puritaner nennen, wie sie denn auch in Absicht auf Kirchenverfassung das demokratische, presbyteriale Princip dem hochbischöflichen, wie es ein Cyprian in Karthago vertrat, entgegensetzten. Aber der auf die äußere Einheit dringende Katholicismus siegte besonders durch Augustin über diese separatistischen Tendenzen, die bei ihrem achtungswerthen sittlichen Rigorismus doch eben die höhere Aufgabe der Kirche verkannten, auch das Unreine, das ihren Gliedern inwohnt, durch die in ihr wohnende Heilkraft zu überwinden. — Nicht immer war es aber der Geist der Strenge — dem wir ein reformatorisches Element nicht absprechen können und der als ein wohlthätiges Salz die Kirche vor Fäulniß bewahrte —, von dem die Opposition gegen die herrschende Kirche ausging. Häufig machte sich auch ein falscher Freiheitsschwindel geltend, der, weit entfernt die Zuchtmittel der Kirche zu schärfen, sich vielmehr, unter dem Vorwande höherer Geistigkeit, aller Zucht und allem Gesetze zu entziehen wußte. Dieser antinomistische Spiritualismus hatte sich schon bei den gnostischen Secten der ersten Jahrhunderte gezeigt, und später sehen wir ihn unter verschiedenen Namen und Gestalten, oft auch unter der Maske des Mönchsthums und sogar einer selbsterwählten asketischen Strenge in die katholische Kirche des Morgen- und Abendlandes einbrechen und eine Zeit der Herrschaft des Geistes verkünden, wo der alte Buchstabe des Gesetzes und der Lehre dahinfallen werde und mit ihm jeder äußere Gottesdienst, jedes priesterliche Vorrecht u. s. w. Wahres und Falsches, Evangelisches und Antievangelisches fand sich nicht selten in diesen Verkündigungen eines neuen Evangeliums gemischt. Das Beste daran bestand aus aufgerafften, aber öfters entstellten und gemißbrauchten Bibelstellen. Der dunkle Hintergrund einer pantheistischen, Gott und Welt vermengenden, die sittlichen Schranken durchbrechenden und alles in ein unklares Gefühl auflösenden Weltanschauung ließ sich indessen schwer verdecken und schaute oft Grauen erregend aus der gleißenden Maske der

Frömmigkeit heraus. Bis auf den heutigen Tag ist es der Wissenschaft noch nicht gelungen, das weit verbreitete Sectenwesen des Mittelalters so aufzuhellen, daß das Gesunde und Berechtigte, das in ihm lag, von dem Krankhaften und Verderblichen hätte können geschieden werden. Es wird dieß vielleicht auch nie zu voller Befriedigung geschehen können, weil die Berichte darüber von den Gegnern oft sehr einseitig gefaßt, öfter noch die Thatsachen entstellt und übertrieben sind. So sehen wir die Partei der Katharer, der Manichäer im 11. Jahrhundert im südlichen Frankreich verfolgt, und bald treten uns im 12. eine Menge kirchenfeindlicher Parteien unter den seltsamsten Namen mit ihren Führern entgegen. Lassen Sie uns nur einige unter ihnen näher betrachten. Peter von Bruys verband mit dem Angriff auf das Papstthum das Verwerfen der Kindertaufe; er predigte gegen das Meßopfer und die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle. Während die katholische Kirche das Kreuz des Erlösers zum Gegenstand der Verehrung machte, gebot er, diese Werkzeuge der Marter und der Schmach zu verbrennen, und auch die Kirchengebäude wollte er zerstört wissen, da man Gott auch in der Schenke verehren könne. Aehnliches lehrte sein Schüler Heinrich (Hanrich), der seine Lehre in der Gegend von Lausanne ausbreitete und als strenger Bußprediger großen Eindruck auf das Volk machte. Beide zogen sich die Verfolgung der Priesterschaft zu. Peter von Bruys starb auf dem Scheiterhaufen, Heinrich im Kerker; ihre Partei dauerte fort unter dem Namen der Petrobrusianer und Henricianer. Was sollen wir von Arnold von Brescia (Brixen) sagen, dem Schüler des geistreichen Abälard? Dürften wir allein dem Zeugniß des frommen, aber im System der Hierarchie befangenen Abtes Bernhard von Clairvaux trauen, der sein entschiedener Gegner war, so müßten wir in Arnold mehr den politisch-kirchlichen Demagogen, als den apostolischen Kämpfer erkennen*). Beides scheint in ihm sich begegnet zu haben, der kirchliche, wie der politische Reformationseifer; und vermögen wir auch eben um dieses gemischten Charakters

*) Als solchen scheint ihn auch Hurter zu fassen, s. dessen Innocenz S. 114. Mehr zu seinen Gunsten sind die Schilderungen über ihn von Beck in der Basler wissenschaftlichen Zeitschrift 2. Bds. 2. Heft, und von Franke, Arnold von Brescia und seine Zeit. Zürich 1825. Vgl. damit Neanders heil. Bernhard S. 157 ff.

willen Arnold nicht so hoch zu stellen, wie Huß und Wiklif, die nach ihm kommen, so dürfen wir in ihm doch nicht das Edlere verkennen, das ihm in der Reihe der Vorläufer der Reformation seine Stelle sichert. Arnold starb, wo nicht als Märtyrer für das reine Christenthum, doch gewiß als muthiger Zeuge für die von ihm nach bestem Wissen bekannte Wahrheit; und eine Schmach bleibt es immer, wie der sonst so aufgeklärte Friedrich Barbarossa selbst dazu die Hand bot, ihn an seine Henker auszuliefern. Arnold hatte sich, da er sein Vaterland Italien der politischen Unruhen wegen verlassen mußte, längere Zeit in Zürich aufgehalten, und einige (z. B. Franke a. a. O.) haben schon hier bereits einen Anknüpfungspunct für die schweizerische Reformationsgeschichte finden wollen; doch lassen sich die hinterlassenen Spuren seines Wirkens in Zürich nicht so deutlich nachweisen, daß sich darauf gründliche Vermuthungen bauen ließen.

Die schwärmerische Richtung trat am auffälligsten und ungescheutesten zu Tage in den Brüdern und Schwestern des freien Geistes im 13. Jahrhundert, die den theoretischen Pantheismus eines Amalrich von Bena und David von Dinanto praktisch ausführten, die, gleichsam berauscht von dem seligen Gefühl der Allenthalbenheit Gottes, auch die gröbsten Ausbrüche sinnlicher Lust für Lebensäußerungen der Gottheit nahmen. So lehrten sie, alles was man thue in der Liebe, Rauben, Stehlen oder was es sei, das sei in Gott gethan. Jeder Mensch sei ein Christus; in jedem Brote, das wir essen, essen wir seinen Leib; es bedarf der priesterlichen Einsegnung nicht. Der Geist Gottes hat in Ovid sich ausgesprochen so gut als in Augustinus (und der Bibel?). Aehnliches lehrten Gerhard Segarelli von Parma und die Apostler, an deren Spitze der schwärmerische Dolcino aus Mailand mit seiner Gefährtin Margaretha stand, die nach langem bewaffneten Widerstande ein trauriges Ende nahmen. Völlige Emancipation des Fleisches, Gütergemeinschaft und Auflösung der ehelichen Bande waren die äußersten Consequenzen, in welche diese Richtung sich verlief. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Extreme sich berühren und daß die übertriebene Strenge, womit die Natur zurückgedrängt werden soll, in die größte Zügellosigkeit umschlägt. Und so können wir uns nicht wundern, wenn gerade das Mönchsthum solche schwärmerische Erscheinungen hegte. So sehen wir aus dem Franziscanerorden sich Secten hervorbilden,

die sich bald mit den Brüdern und Schwestern des freien Geistes und Aehnlichen in Verbindung setzten und zugleich mit ihnen verfolgt wurden. So die Fratricellen (Zelatoren, Spiritualen), Ordensglieder des h. Franciscus, die zur alten Strenge des Ordens wieder zurückkehren wollten, als dieser durch die Gunst der Päpste Milderungen erlangt hatte. Sie beschuldigten eben deßhalb die Päpste der Weichlichkeit und des Abfalles, rügten namentlich in scharfer Weise die Reichthümer der Kirche und verlangten die Armuth Christi auch von seinen Nachfolgern. An die Stelle der verdorbenen Religion sollte ein neues, ein ewiges Evangelium treten, da die Zeit der Vollendung, die Zeit des h. Geistes angebrochen sei, auf welche die frühern Perioden der Kirche nur eine Vorbereitung gewesen. Aus demselben Franciscanerorden gingen auch die schwärmerischen Beguinen oder Beghinen hervor. So hießen ursprünglich barmherzige Schwestern, die zunächst in den Niederlanden sich der Krankenpflege widmeten *). Aber während die Einen dieser Gesellschaft dieser schönen und einfachen Pflicht der Menschenliebe oblagen, mischten sich Andere in die Angelegenheiten der Kirche und nahmen Theil an den Bewegungen gegen dieselbe. Auch sonst luden die weiblichen Beguinen durch das ungeordnete Leben, dem sie sich hingaben, durch ihre Zudringlichkeit, womit sie sich in Familienverhältnisse mischten, durch ihren Müßiggang den Haß der Bürger und der Obrigkeiten, der Geistlichen und der Mönche auf sich.

Auch unsere Stadt wurde im 14. Jahrhundert und im Anfange des 15. in den Beguinenstreit verwickelt. Es hatte sich eine beträchtliche Anzahl Beguinen in Basel niedergelassen, seit 1329. Sie waren im Aeußern den Nonnen ähnlich **), und lebten auch, wie diese, in besondern Häusern zusammen, die man deßhalb Beguinenhäuser nannte.

---

*) Die Herleitung des weiblichen Namens Beghine und des männlichen Beghard von beg (bitten, beten — oder auch betteln), Betschwestern, Betbrüder (oder Bettler?) ist in neuern Zeiten aufgegeben und eine andere vorgezogen worden, welche den Namen von Lambertus le Bègue (1180), als dem Stifter des Vereins, herleitet.

**) Röhrich a. a. O. S. 44 nennt sie auch Sorores grysiae (soeurs grises?). Auch hießen die mit den Beguinen verwandten Lollharden in Straßburg Blotzbrüder (Blatterbrüder), weil sie die Blatterkranken abwarteten; ebend. S. 45. Ihr Zweck war demnach ein guter und löblicher. Vgl. Ochs III, S. 24 ff. Noch jetzt nennt man in Basel und der Umgegend eine Art von Hauben, wie sie die gemeinen Leute tragen, Beguinen.

Durch den Ruf ihrer Frömmigkeit, den sie bei der Bürgerschaft genossen, wußten sie sich bald ein gewisses Ansehn zu verschaffen; sie machten hin und her Besuche in den Häusern, mischten sich in die Seelsorge, und hielten, von den Franciscanern unterstützt, ihre besondern Winkelgottesdienste. Sie wurden aber bald beschuldigt, durch allerlei Klatschereien Unfrieden in den Familien angerichtet zu haben; auch ließen sie sich mancherlei Art frommen Betrugs zu Schulden kommen. Genug, die Geistlichkeit und ein großer Theil der Bürgerschaft ward ihres Treibens müde, und der Predigermönch Mulberg trat 1405 in offener Disputation gegen sie auf. Der Streit dauerte mehrere Jahre hindurch, bis es endlich den Gegnern gelang, die Beguinen aus der Stadt zu vertreiben, die dann auch in andern Schweizerstädten, namentlich in Zürich, ihr Heil versuchten.

Der Dominicaner Mulberg gehörte zu denen, welche eine gründliche Besserung der Kirche wünschten; er soll Basels Reformation geweissagt haben mit den Worten: O freue dich Basel großer Ehren; denn in dir soll es rein werden und in dir sollen die Pfützen aller Ketzereien geoffenbart werden! Freue dich, Basel! daß die Wurmnester, aus denen alles Böse entstanden, in dir sollen zerstreut werden. Aber es muß mit bitterlicher Arbeit geschehn. Ich mag die Zeit nicht mehr erleben, allein es sitzen etliche vor meinen Augen, die es erleben werden. Es muß eine Reformation geschehn, es sei recht wem, lieb oder leid. Wollen die großen Prälaten und Herrn nicht dazu, so werden die harten Steine so oft reden, bis eine Reformation geschieht*).

Solche Stimmen wurden überhaupt häufig gehört, und viele von denen, welche jene schwärmerischen Secten bekämpften, waren ihrerseits ebenfalls bemüht, auf dem kirchlich gesetzlichen Wege das zu erreichen, was jene auf dem unkirchlichen, gesetz- und regellosen erreichen wollten.

Unter diesen kirchlichen Freunden der Reformation zeigen sich aber selbst wieder zwei Richtungen, die ich schon oben bezeichnet habe. Die Einen, welche ich in einem gewissen Sinne die gemäßigt Liberalen**)

*) So stehen die Worte bei Ochs.

**) Ich habe schon oben bemerkt, daß solche Ausdrücke nur annähernd die Sache bezeichnen. Auch die Reformatoren waren gemäßigt-liberal im guten

oder die kirchlichen Aristokraten nennen möchte, suchten mehr nur allmählig von dem wissenschaftlichen Gebiete aus einige Strahlen des Lichts in die Kirche zu leiten, doch gerade eben nur so viel, als das Volk zu ertragen vermöchte. Sie wollten zunächst die Gebildetern für eine freiere Religionsweise gewinnen, und behielten sich vor, der Menge die Binde von den Augen zu nehmen, wenn es Zeit sei. Jedenfalls wollten sie alles nur thun in Uebereinstimmung mit der großen Kirche und im Zusammenhange mit ihr, daher sie auch von den großen Synoden, den allgemeinen Kirchenversammlungen, die sie über den Papst stellten, alles Heil erwarteten. (Die Kirchenversammlungen von Constanz und Basel müssen daher als die Repräsentanten dieser Richtung betrachtet werden.) Man würde die reinere Gesinnung solcher Männer verkennen, wenn man ihnen dabei niedrige Zwecke priesterlicher Selbstsucht unterschieben wollte; sie mochten wirklich glauben, daß nur auf diesem Wege geholfen werden könne, obwohl vielleicht einige dabei von zweideutigem Betragen und einer gewissen Menschenfurcht nicht frei zu sprechen sein dürften.

Von dieser kirchlichen Mittelpartei unterschieden sich aber aufs bestimmteste wieder die, welche ich als die evangelisch-apostolischen Reformatoren bezeichnet habe. Sie bildeten die eigentliche wahre Mitte zwischen den radicalen Schwärmern auf der einen, und den aristokratischen Liberalen auf der andern Seite. Sie erwiesen sich dadurch als ächte Demokraten und Volksmänner, daß sie für das Volk lebten, kämpften, lehrten, und daß sie die Wahrheit nicht für ein Privilegium gewisser Stände, sondern für ein Gemeingut Aller hielten. Durch diese edle Popularität, durch ihre unumwundene, entschiedene Wahrheitsliebe, durch ihr kräftiges Auftreten und energisches Handeln unterschieden sie sich von jenen, die auf dem Wege des Nivellirens und der Accommodation doch nur ein Halbes erreichen konnten. Aber darin waren sie auch wieder von der stürmischen Opposition verschieden, daß sie in ihren Angriffen auf das Bestehende besonnener zu Werke gingen, sich nicht an Formen und Nebendingen aufhielten, sondern das Eine im

---

Sinne des Wortes. Es giebt aber auch wieder eine Mäßigung, die an Lauheit grenzt, bei der es zu nichts Entschiedenem kommt, wie denn auch das sogenannte juste milieu nicht immer die rechte Mitte ist.

Auge behielten, was noth thut. Darin waren sie besonders gemäßigte Reformer, daß sie den historischen Grund bewahrten, worauf das Christenthum gebaut ist, und daß sie somit nicht ihre willkürlichen Einbildungen und Meinungen des Augenblicks, sondern das Wort Gottes in der Schrift, die Offenbarungsurkunden der Bibel zur festen Norm ihres Strebens machten. Damit retteten sie zugleich die Würde des Lehramtes und der Wissenschaft, welche beide von den Schwärmern in ihrem geistlichen Hochmuthe geringgeschätzt oder gar als schädlich waren bezeichnet worden. Dadurch gaben sie der kommenden Zeit den wahren Anknüpfungspunct zu einer eigentlichen Reformation.

Zu diesen eigentlichen Protestanten vor der Reformation, im ächten Sinne des Worts, die bereits das Princip des evangelischen Protestantismus in sich trugen, rechnen wir die Waldenser (wenigstens ihrer Hauptrichtung nach), Wiklif, mehrere Vorgänger Hussens in Böhmen, Huß selbst und Hieronymus von Prag. Freilich läßt sich auch hier nicht alles haarscharf nehmen, und hie und da werden wir noch unklare Elemente in dem klarern Streben finden, wie wir umgekehrt zugeben mußten, daß auch in der schwärmerischen Opposition ächt reformatorische Goldkörner enthalten waren. Aber im Ganzen wird sich uns doch zeigen, daß sich in den eben Genannten der evangelisch-apostolische und somit auch der protestantisch-reformatorische Geist am reinsten abgespiegelt hat. Was zuerst die Waldenser betrifft, so sind diese zwar häufig auch mit den schwärmerischen Secten des Mittelalters zusammengeworfen, namentlich viel mit den ihnen zum Theil verwandten Albigensern verwechselt und mit ihnen zugleich verfolgt worden. Allein eine genauere Betrachtung ihres Wesens zeigt, daß sie weit mehr auf einem sichern apostolischen Grunde ruhten, als diese.

Ueber Namen und Ursprung der Waldenser sind die Meinungen getheilt, indem die Einen sie auf Peter Waldo, einen Bürger von Lyon, in der Mitte des 12. Jahrhunderts, zurückführen, Andere schon im 9. Jahrhundert ihre Wiege suchen. Die Letztern berufen sich darauf, daß Waldenser (Vallenses) in der That nichts anderes heiße, als Thalleute, Thalbewohner (Vaudois); und für diese Meinung könnte sprechen, daß in den Gebirgsgegenden und Thälern von den Alpen bis zu den

Pyrenäen, also im Languedoc, der Provence, der Dauphiné, sich frühe schon Häuflein von solchen Christen zusammenthaten, welche, im Gegensatz gegen die Hierarchie und das Ceremonienwesen, sich eines einfachen Christenthums beflissen und das Papstthum verwarfen. Besonders wird der fromme Erzbischof Claudius von Turin, zur Zeit Ludwig des Frommen (9. Jahrhundert), als der genannt, an welchem diese einfachen Leute eine kräftige Stütze hatten. Indessen ist in neuerer Zeit die Richtigkeit dieser Ableitung wieder mit guten Gründen bezweifelt worden, so daß wir nicht berechtigt sind, mit den Waldensern weiter als auf Waldo zurückzugehn. So viel ist gewiß, daß eben die Waldenser, die seit Peter Waldo im 12. Jahrhundert in der Geschichte vorkommen, sich vortheilhaft vor jenen schwärmerischen Secten auszeichnen, die wir oben berührten. Die Waldenser blieben nicht bei bloßen Verneinungen und Widersprüchen stehen, noch beriefen sie sich auf neue Offenbarungen u. dgl., was immer der Schwärmerei Thür und Thor öffnet; sondern sie wurden darin vorzüglich Vorläufer der Protestanten, daß sie die Bibel zum Grunde ihres Glaubens legten, und ein biblisch-praktisches Christenthum, nicht ein schwärmerisch-speculatives, wie jene, zum Ziel ihres Strebens machten. Dabei war ihre Verfassung ganz auf die einfachen Lebensformen angelegt, in denen sie sich bewegten, und wie sie unmöglich der größern Kirchengemeinschaft hätte zuträglich sein können. Indem sie zu buchstäblich das apostolische Zeitalter nachbilden wollten und dem Momente der historischen Entwicklung zu wenig Rechnung trugen, schlossen sie sich zur Secte ab, wenn gleich zur reinsten Secte des Mittelalters. So hatten sie denn auch keinen studirten Lehrstand, und bedurften dessen weniger in ihren einfachen Verhältnissen; dagegen hatten sie ihre Lehrer und Vorsteher (Barben), von denen sie verlangten, daß sie durch Frömmigkeit des Wandels und der Gesinnung sich auszeichneten. Selbst die Gegner mußten den Waldensern das Zeugniß eines stillen, ehrbaren, frommen Wandels geben. So schildert ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, der gegen sie schrieb*), die Waldenser also: „Sie sind ordentlich und bescheiden, haben keine Kostbarkeit an ihren Kleidungen; „die meisten erscheinen ganz armselig. Schuster sind unter ihnen Lehrer.

---

*) Rainerius Sacchoni bei Schröckh XXIX. S. 541.

„Sie sind zufrieden mit dem nothwendigen Lebensunterhalt, besuchen „keine Wirthshäuser und öffentliche Tänze; man bemerkt an ihnen keinen „Zorn; sie arbeiten immer, lernen und lehren, und beten deßhalb wenig.“

Anfänglich entfernten sich die Waldenser nicht von dem Lehrbegriff der Kirche. Sie drangen einfach auf sittliche Reform derselben und rügten die Gebrechen der Zeit. Nachdem aber der päpstliche Stuhl sogar den Bann über sie gesprochen, da glaubten sie Gott mehr gehorchen zu sollen, als den Menschen. Ihre Angriffe richteten sich aber auch hier zunächst nicht gegen das Dogma, sondern mehr gegen die Verfassung und Uebung der Kirche; namentlich betonten sie das Recht, das allen Christen zustehe, zu lehren. Indem sie die Schrift zur Grundlage ihrer Reform machten, überzeugten sie sich mehr und mehr davon, daß die Kirche, besonders seit Constantins Zeiten, von der alten Einfachheit und Heiligkeit abgewichen sei: und so bestritten sie die Rechtmäßigkeit des Papstthums, das Ablaßwesen, und die ganze Beicht- und Bußtheorie der Kirche. Gott allein, lehrten sie, habe Macht, die Sünden zu vergeben; auch sei es nicht nöthig, daß man dem Priester beichte, ein Christ könne dem andern seine Sünden bekennen. Desgleichen verwarfen sie die Gebete für die Verstorbenen, das Fegfeuer und die Seelenmessen. Die Verfolgung der Waldenser trug zu ihrer Verbreitung bei. Waldo fand in Böhmen Zuflucht, wo er starb. Ein großer Theil flüchtete sich in die Thäler von Piemont. Bei dem Ausbruch der Reformation kamen die Waldenser auch mit Luther in eine freundlich schriftliche Berührung; noch mehr aber schlossen sie sich an die schweizerischen und französischen Reformatoren an, besonders in Beziehung auf ihre Vorstellung vom Abendmahle. Häufig wurden sie auch mit den Hugenotten gemeinsam verfolgt. Ihre Schicksale in Piemont und Savoyen waren sehr abwechselnd. Später verwendeten sich für sie mehrere europäische Mächte, und erst in neuerer Zeit ist ihr Zustand erträglicher geworden.

An die Waldenser schließen sich an die **Wiklifiten**. **Johann Wiklif** (Wicliffe), geboren **1324**, gestorben **1384**, ein Engländer und längere Zeit Dr. der Theologie zu Oxford, wurde besonders durch das unverschämte Treiben der Bettelmönche auf den Kampfplatz gerufen, indem er sich bewogen fühlte, zu zeigen, wie die Armuth Christi eine ganz andere gewesen, als der bettelnde Müßiggang dieser rohen Menschenclasse. Dadurch ward er aber bald noch in andere Streitigkeiten

verwickelt, indem er auch die Lehre von der Brotverwandlung, das Ceremonienwesen, die Ohrenbeichte u. a. bekämpfte, und überhaupt bei verschiedenen Anlässen sich als einen kühnen Gegner der päpstlichen Anmaßungen zeigte. Auch er ging, wie die Waldenser, auf die Bibel zurück, und durch Uebersetzung derselben in die Landessprache erwarb er sich ein nicht geringes Verdienst um sein Vaterland.

Natürlich boten die Mönche alles auf, ihm den Untergang zu bereiten. Papst Gregor XI. schleuderte 3 Bullen nach einander gegen ihn; allein das um dieselbe Zeit ausgebrochene päpstliche Schisma war nur ein Beweis mehr von der Nothwendigkeit einer Reformation. Endlich veranstaltete 1382 der neue, ihm feindselige Erzbischof von Canterbury, Courtney, eine Synode gegen ihn, die seine Lehre für ketzerisch erklären mußte. — Wiklif sah sich genöthigt, Oxford zu verlassen, und zog sich auf seine Pfarre Luterworth zurück, wo er noch vor den gegen ihn eingeleiteten Verfolgungen starb.

Unter den Schülern Wiklifs, welche die Lehre ihres Meisters mit jugendlicher Begeisterung erfaßten, waren einige Böhmen: und diese verpflanzten den Samen derselben auf den empfänglichen Boden ihres Vaterlandes. In Böhmen hatte sich ohnedieß von je ein freierer kirchlicher Geist erhalten. Nicht von Rom, sondern von der griechischen Kirche aus hatten die slavischen Völker ihrer Zeit das Christenthum empfangen, und so blieben sie auch länger frei von dem päpstlichen Einfluß, der erst später sich auch bei ihnen geltend machte. Die Ehe der Geistlichen und der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt hatten sich hier, trotz des römischen Widerspruches, bis ins 14. Jahrhundert erhalten. Die im Jahr 1348 gestiftete Universität Prag sollte nun, so hoffte man, eine gesegnete Pflanzstätte gutkatholischer, d. h. römischer Gesinnungen werden. Allein um dieselbe Zeit traten, da eben Wiklif vom englischen Schauplatz abgetreten, die ersten Vorkämpfer der evangelischen Freiheit in Böhmen auf, welche ihrem Nachfolger, Huß, die Bahn brachen*). Hierher gehört zuerst Conrad Stiekna (Conradus ab Austria), Pfarrer an der Marienkirche zu Prag, der mit

*) Vgl. Neander, Züge aus dem Leben des heiligen Johann Huß, als Beweise der immer gleichen Wirkung des ächt evangelischen Geistes; abgedruckt in dessen kleinen Gelegenheitsschriften Nr. 4.

großer Freimüthigkeit gegen das Verderben der Geistlichkeit eiferte, das Treiben der Bettelmönche bekämpfte, und den Unterricht in der Religion wieder aufs Praktische und Biblische hinleitete. Er starb **1369**. Würdig schließt sich an diesen an Johann Milicz, aus Kremsier in Mähren. Dieser Mann bekleidete als Archidiaconus von Prag eine hohe und einflußreiche Stelle. Allein obwohl er hätte reich sein mögen, zog er die Schmach und Armuth Christi vor. Um thätiger für die Verbreitung des wahren Christenthums wirken zu können, legte er seine einträgliche Stelle nieder, wanderte, ein schlichter Apostel, in den Dörfern umher, und predigte das Evangelium den Armen. Nach dieser selbstgewählten Missionsreise kehrte er nach Prag zurück, wo er jetzt mit einer geringern Stelle vorlieb nahm. Zugleich änderte er seine bisherige Predigtweise. Er legte allen künstlichen Redeschmuck ab, alle unnöthige Zuthaten einer auf der Kanzel übel angebrachten Gelehrsamkeit, womit damals viele dem Volk imponiren wollten, und befliß sich der Einfachheit und Würde des Ausdrucks. Das entzog ihm zwar anfänglich den Beifall derer, die nur gekommen waren, eine schöne Rede zu hören; aber von allen Seiten flogen ihm die Herzen derer zu, die wahre Erbauung, Trost und Belehrung suchten. Bald zeigten sich die Früchte seiner Predigten, indem viele Lasterhafte bekehrt wurden. Drei- bis fünfmal predigte er täglich in den verschiedenen Kirchen von Prag, und noch in seinem Alter lernte er das Deutsche, um auch den fremden Kaufleuten das Evangelium zu predigen*). Gewöhnlich wurde er, wenn er aus der Kirche nach Hause ging, von einer großen Menge Volks begleitet, die alle noch bei ihm Rath und Trost suchten. Angesehene Theologen mußten es von sich gestehen: „Was wir durch das Studium eines ganzen Monats nicht erreichen können, das erreicht Milicz durch eine Stunde." Aber sein einfacher, apostolischer Lebenswandel verschaffte auch seinen Worten den besten Eingang. Er war in hohem Grade enthaltsam und uneigennützig, da er bei der elenden Stelle nur von dem lebte, was ihm andere freiwillig wollten zufließen lassen, und von diesem noch den Armen mittheilte. Diesen

*) Doch sah er später ein, daß das allzuviele Predigen auch nicht gut sei und daß sorgfältige Vorbereitung dazu gehöre; weßhalb er denn seine Vorträge mehrere Jahre gänzlich einstellte, bis er sich wieder gesammelt hatte nach allzugroßer Erschöpfung.

merkwürdigen Mann ergriff endlich das Verlangen, nach Rom zu gehen, um da an der Schwelle des Verderbens als Herold des reinen Glaubens aufzutreten. Urban V. wurde dazumal, von Avignon zurückkehrend, in Rom erwartet. Als Milicz mit seinen Reformationspredigten auftrat, wozu er sich durch fleißiges Gebet und Bibellesen vorbereitet hatte, erregte er gar sehr den Widerspruch der Geistlichen. Die Bettelmönche machten ihm den Proceß vor der Inquisition, und ließen ihn in den Kerker eines Franciscanerklosters einsperren. Sein bestes und einziges Labsal, die Bibel, ward ihm genommen, und erst dann wieder gereicht, als er sie zu seiner Verantwortung nöthig hatte. Aber dießmal nahm der Papst selbst die Partei der gerechten Sache gegen den Fanatismus der Mönche. In Rom angelangt, schenkte er Milicz die Freiheit.

Als dieser nach Prag zurückgekehrt war, zog er sich in die Stille zurück. Er lebte mit einigen seiner Schüler in einem Hause zusammen, las mit ihnen die Bibel, und gab ihnen Anweisung zum theologischen Studium. Allein bald wurde auch diese harmlose Gesellschaft verschrieen. Sie wurde mit den Lollharden, Begharden und andern schwärmerischen Secten in eins zusammengeworfen, wie solches in den Zeiten der Aufregung zu geschehen pflegt, und Papst Gregor XI. ruhte nicht, bis Milicz sich abermals in Rom stellte. Doch auch dießmal führte er seine Sache so gut, daß ihm niemand eine Ketzerei anhaben konnte. Auf der Rückreise starb er, 1373.

Der dritte von den Männern, welche dem seligen Huß vorgearbeitet haben, war Matthias Janow, auch Matthias von Paris genannt, weil er dort studirt hatte, der, als Beichtvater Kaiser Karls IV., diesen Fürsten auf alle Weise zu bewegen suchte, ein allgemeines Concil anzustellen, dafür aber endlich des Landes verwiesen wurde. Er hatte eine Schrift von dem Antichrist und der Anatomie seiner Glieder herausgegeben, worin er die päpstlichen Mißbräuche in einer starken Sprache rügte, und namentlich den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt auch für die Laien forderte. Nach solchen Vorgängern und Zeugen der Wahrheit trat Johannes Huß auf. Geboren 1373 in dem böhmischen Flecken Hussinecz an der bairischen Grenze, und armer Leute Kind, hatte er eine harte Jugendzeit verlebt, und vielfache Proben bestanden. In Prag, wo er seine Studien vollendete, bekleidete er eine

akademische Lehrstelle, daneben aber noch zwei andere, die ihm ein seiner praktischen Geistesrichtung vorzüglich angemessenes Feld der Wirksamkeit eröffneten. Er ward nämlich als Prediger an der neu errichteten Kapelle Bethlehem angestellt, wo er in der Landessprache zu predigen gehalten war; und zugleich wählte ihn die Königin Sophia, geborne Herzogin von Baiern, zu ihrem Beichtvater. So also stand ihm ein dreifacher Einfluß offen: auf die studirende Jugend, auf das christliche Volk, und auf den Hof und die Großen. In allen drei Wirkungskreisen bewegte er sich mit edler Freimüthigkeit, stets den Blick auf die Hauptsache, auf praktische Frömmigkeit, auf Leben und Wandel gerichtet. Anfangs wurde sein Eifer gern gesehen; und da man seiner Rechtgläubigkeit nichts anhaben konnte, so freute sich sogar ein Theil der Geistlichen seiner die öffentliche Sittlichkeit befördernden Wirksamkeit. Ja, der Erzbischof Sbinko in Prag bediente sich seiner sogar, um die Mißbräuche zu bekämpfen, die sich der Wallfahrten wegen in seinem Sprengel eingeschlichen hatten. Huß, der unter der Zeit mit Wiklifs Schriften bekannt worden war, war keineswegs ein blinder Nachbeter des Neuern und Aufsehenerregenden. Im Gegentheil. Ein strenger Katholik, im Herzen wie im Bekenntniß, verdammte er im ersten Eifer die kühnen Behauptungen der Wiklifischen Schriften, die er sogar des Feuers würdig hielt. Bald aber gewann er eine vorurtheilsfreiere Ansicht, besonders seit er mit einem jungen Adeligen, Hieronymus Faulfisch, gewöhnlich Hieronymus von Prag genannt, näher befreundet und durch diesen in den Geist der Wiklifischen Schriften gründlicher war eingeleitet worden. Jetzt trat auch er, unterstützt von Hieronymus, kühner auf in Behauptung der Sätze, welche Wiklif vertheidigt hatte. Auf der Universität Prag entstand ein bedenklicher Streit über das Ansehen des Oxfordischen Lehrers: die Böhmen waren meist Wiklifiten, die Deutschen Gegner seiner Lehre; doch war der Streit nicht allein theologischer, sondern auch philosophischer Natur und drehte sich um Bestimmungen der Begriffe, über welche die Scholastiker schon viel gestritten hatten, und die wir hier nicht verfolgen können*). Genug, die Spaltung wurde so arg, daß endlich die deutschen Mitglieder der

*) Es war der Streit der Nominalisten und Realisten. Huß hielt es mit den letztern.

Universität, die sich auch durch anderweitige Verfügungen hintangesetzt glaubten*), sämmtlich aus Prag auszogen, sowohl Professoren, als Studenten. Es sollen ihrer nach der höchsten Angabe 44,000, nach der geringsten 5000 gewesen sein. Diese Begebenheit hatte für Hussens Schicksal nachtheilige Folgen. Die Ausgewanderten, über ihn und Hieronymus aufs höchste erbittert, verbreiteten überall das Gerücht von der in Böhmen ausgebrochenen Wiklifischen Ketzerei, und auch die Bürger und Einwohner Prags selbst, die durch den Auszug der Studenten an ihren Einkünften verloren, verwünschten einem großen Theile nach die ärgerlichen Disputationen und deren Urheber, während andere der aufkeimenden Freiheit sich zu freuen schienen. Der Erzbischof, der früher sein Gönner gewesen, wandte alles auf, die neue Lehre zu ersticken; doch starb er, noch ehe es ihm gelungen war, Hussen zu verderben. Allein gerade nach dem Tode des Erzbischofs begann ein neuer Kampf. Der päpstliche Legat, welcher 1412 dem neuen Erzbischofe das Pallium von Rom überbrachte, brachte auch eine Ablaßbulle von Rom mit. Geldkasten wurden öffentlich in den Kirchen aufgestellt, und die Leute ermahnt, diese Kasten zu füllen, damit sie ihre und der Verstorbenen Seelen vom Verderben retteten. Das ging Hussen ans Herz. Er weigerte sich standhaft, sich zu diesem frechen Spiel herzugeben. Auch andere Lehrer der Universität erklärten sich dagegen, doch unter dem Vorbehalte, daß sie gehorchen würden, wenn es der König beföhle. Huß, dem die weltliche Macht hierin so wenig eine Autorität schien als die geistliche, erklärte dagegen frei heraus, wenn auch der König hundertmal einen Mißbrauch billige, so bleibe dieser nichts desto weniger verwerflich. Selbst Freunde Hussens, wie Stephan von Palecz, hielten es für unmöglich, der vereinten Macht des Papstes und des Königs zu widerstehen. Sie riethen ihm, zu gehorchen, und legten es ihm für Starrsinn aus, als er nicht gehorchen wollte. Huß aber sagte: Mein Freund ist Palecz. Meine Freundin ist die Wahrheit. Ihr gebührt der Vorzug. An Hieronymus hatte er einen treuen und muthigen Beistand. Ja, dieser ging in seinem Eifer sogar weiter als Huß, indem er die Ablaßbulle am Pranger der Neustadt Prag verbrennen

*) Die Böhmen wirkten nämlich bei Wenzel ein königliches Edict aus, nach welchem bei den Berathungen den Böhmen in Zukunft drei, den Deutschen nur eine Stimme zukommen sollte.

ließ, und dadurch den Zorn der Gegner nur mehr reizte. Aber auch diese, vielleicht unkluge, That ward Hussen auf die Rechnung geschrieben. Jetzt erfolgte von Rom aus der Bann über ihn. Schon früher hatte der Papst Alexander V. gegen ihn eine Bulle erlassen, und damals appellirte Huß von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden. Jetzt aber, da er wohl sah, daß diese Formel vergebens sein würde, appellirte er — nicht an einen andern Papst, auch nicht an ein Concil, sondern an den unbestechlichen Richter Jesus Christus. Wohl aber meinte Kaiser Sigismund, daß eben auf dem Concil zu Constanz, im Angesicht der ersten Theologen aller Länder, die ja selber zu einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern sich versammelt hatten, die Sache Hussens am besten möchte geführt werden. Das Concil lud Hussen ein, und Sigismund versah ihn mit Geleitsbriefen. Die Freunde Hussens trauten nicht; doch er, auf Gott sich verlassend, folgte arglos dem Rufe, und langte den 3. Nov. 1414 in Kostnitz an. Drei Wochen ward er hingehalten, ehe etwas gegen ihn unternommen wurde. Endlich ward er vorgefordert. In Begleitung seines Freundes, des Ritters Johann Chlum, begab er sich in den Saal der versammelten Väter. Hier aber wurde er — gegen alles zugesicherte Geleit, gegen die Einsprache seines wackern Begleiters — festgenommen und in einen engen, scheuslichen Gewahrsam gebracht. Ketzern, hieß es, sei es nicht nöthig, Wort zu halten. Nach einigen vorangegangenen Privatverhören ward er endlich den 5., 7. und 8. Juni 1415 öffentlich vor der Synode verhört, und zum Widerruf der ihm schuld gegebenen Ketzereien aufgefordert. Huß erklärte sich zu jedem Widerruf bereit, sobald man ihn aus der heiligen Schrift eines Bessern belehre. Allein darauf wollte sich das Concil nicht einlassen. Selbst aufgeklärte Männer, wie der Canzler Gerson u. a., standen in der Meinung, daß das Concil in Glaubenssachen unbedingten Gehorsam zu fordern habe. Vielen that es leid um den edeln Mann, den sie gern der Wuth der Zeloten entzogen hätten, für den sie sich aber offen zu erklären scheuten, aus Furcht, selbst verketzert zu werden. Was blieb also übrig, als den auf seiner Lehre standhaft Beharrenden dahin zu bearbeiten, daß er doch nachgeben und das Aeußerste von sich abwenden möchte? Ein Dr. der Theologie, der es mit der Wahrheit weniger genau nehmen mochte als der begeisterte Huß, sagte zu ihm, halb im Ernst, halb im Scherze:

Wenn das Concil zu dir sagte, du habest nur **ein** Auge, obgleich du deren zwei hast, so müßtest du mit dem Concil bekennen, es sei dem also. Wie es oft geschieht, daß weniger edle Naturen die edleren nicht begreifen und das dem Stolze und Eigensinn zuschreiben, was Sache des in Demuth erstarkten Gehorsams und des wahren Charakters ist, so meinten auch hier Einige, wie Stephan Palecz, er solle sich doch vor der Schande des Widerrufes nicht scheuen. Huß antwortete: Die Schande des Verbrennens sei eine noch größere — und doch scheue er auch diese nicht, wo es der Wahrheit gelte. Am 5. Juli erschien die letzte Gesandtschaft an ihn, an ihrer Spitze der Ritter Chlum, der alles aufbot, ihn zum Widerruf zu bewegen. Vergebens. Den 6. ward Huß zum letzten Mal vor das Concil gestellt. Hier thronte Sigismund in seiner Kaiserpracht, umringt von den Fürsten und Prälaten. Auf einem erhöhten Tische in der Mitte lagen priesterliche Gewänder für Huß. Noch hatte er die Wahl. Im vollen Priesterornate sollte er den Abendmahlskelch zur Hand nehmen und in die frühere Würde eintreten nach feierlichem Widerruf, der ihm noch offen stand. Das Urtheil ward ihm vorgelesen. Huß schwieg und betete, da jede Verantwortung ihm verweigert und nur ein Ja oder Nein gefordert war in Betreff des Widerrufs. Der Ornat ward ihm angezogen. Noch einmal ward er aufgefordert, zu widerrufen. Er that es nicht. Nun ward der Ornat ihm abgerissen und der Kelch ihm abgenommen, mit den Worten: Verdammter Judas! wir entziehen dir den Kelch des Heils. Der Henker wartete seiner, und man schritt zur Vollziehung des Urtheils. Betend bestieg Huß den Scheiterhaufen — zur Verwunderung des Volkes, dem es unmöglich schien, daß ein Ketzer so andächtig beten könne. Noch sah man ihn die Lippen bewegen, als die Lohe flammend aufschlug und seinen Leib verzehrte. Die Asche des Gemordeten ward in den Rhein geworfen.

Ein gleiches Schicksal wartete seines Freundes **Hieronymus**. Dieser war während der Zeit aus freien Stücken von Prag nach Kostnitz gekommen, um sich für Huß zu verwenden. Als letzteres vergebens war und sein eigenes Leben in Gefahr schwebte, begab er sich nach **Ueberlingen**, von wo er ein Schreiben an Kaiser und Concil erließ, in dem er sich erbot, sich gegen jede Beschuldigung zu vertheidigen, wenn man ihm während der Untersuchung persönliche Sicherheit gewährleisten wollte. In zweideutigem Ausdruck ward ihm das Geleit versprochen,

nämlich „so weit," hieß es, „als es an uns liegt und der orthodoxe Glaube es erfordert." Auf dieses hin fand Hieronymus es gerathener, sich in der Stille wieder nach Böhmen zu begeben. Allein auf der Heimreise ward er bei Hirschau in der Oberpfalz gefangen genommen, und in Ketten nach Kostnitz geschleppt. Seine Gefangennehmung fällt in die Zeit von Hussens Hinrichtung.

Hieronymus mußte den Vätern der Kirche in der That als der gefährlichere Feind erscheinen, da es nicht so ganz unbekannt war, daß er vorzüglich auf Hussens Gesinnung gewirkt und fortwährend ihn in seinem Widerspruch unterstützt hatte; daher es denn auch hieß, man müsse nun auch hinter die kleinen Füchse, welche den Weinberg des Herrn verwüsteten.

Hieronymus war auch in seinem ganzen Benehmen gegen den Papst und seine Verordnungen noch rascher, heftiger, stürmischer verfahren, als Huß. Wie aber diese hitzigern Naturen oft weniger Stand halten im Augenblick der Gefahr, und ihren Eindrücken, wenigstens auf kurze Zeit, eher nachgeben, als die kalt Besonnenen, so war es auch hier der Fall. Hieronymus ließ sich wirklich zu einem Widerrufe bereden, worin er Wiklifs und Hussens Ketzerei verdammte, ja die Strafe des letztern als eine gerechte billigte. Aber wie einst jener feurige Apostel, da er in der ersten Verlegenheit den Herrn verläugnet hatte, wieder zur Besinnung kam und in der Folge für das Bekenntniß der Wahrheit mit seinem Leben einstand: so gereute auch bald den redlichen, frommen Mann sein abgenöthigter Widerruf. Und bald zeigte sich die Gelegenheit, die Aufrichtigkeit dieser Reue mit der That zu bezeugen. Die Feinde, besonders die Mönche zu Prag, hatten nicht geruht, neue Beschuldigungen gegen ihn zu häufen; vergebens suchte der edle Cardinal d'Ailly den Proceß niederzuschlagen, da man sich mit dem einmal geschehenen Widerruf begnügen solle. Der sonst so fromme, freisinnige Gerson aber bestand auf Wiederaufnahme des Processes. Hieronymus erschien abermals vor den versammelten Vätern, und jedermann hoffte, er werde seinen Widerruf wiederholen und bekräftigen. Aber wie erstaunte man, als jetzt derselbe, der einst schwach gewesen, mit einer Kraft redete, als ob die Pfingstweihe des heiligen Geistes über ihn gekommen. Er rief Gott um seinen Beistand an, daß er ihn erleuchten wolle, damit er nichts sage, was seinem Seelenheile schaden möge.

Dann sprach er von den Zeugen der Wahrheit aus allen Zeiten, die als Opfer für dieselbe gefallen, und unter diesen nannte er zuletzt seinen Freund Huß, den er stets als einen frommen, unsträflichen Mann erfunden, und dessen Andenken zu verläugnen er sich durch unwürdige Menschenfurcht habe verleiten lassen. Er widerrief nun förmlich seinen Widerruf, und erklärte offen, daß er sich noch zu allem bekenne, wozu Huß, sein Freund, sich bekannt habe. — Damit hatte sich Hieronymus selbst sein Urtheil gesprochen. Zwar suchten auch jetzt noch manche Glieder des Concils ihn zu retten. Die gleichen Ueberredungskünste wurden angewandt, wie bei Huß. Der Cardinal von Florenz, Franciscus Zabarella, bot alles Mögliche auf, ihn wieder auf den frühern Widerruf zurückzubringen. Umsonst. Wo Huß gefallen, da sollte auch Hieronymus geopfert werden. Standhaft hörte er sein Todesurtheil an; mit eigener Hand setzte er sich die läppische, mit Teufeln bemalte Ketzermütze auf, und sprach ironisch sein O sancta simplicitas! über jenes Weiblein aus, das dienstbeflissen ein Scheit zu dem Brandopfer hinzuschleppte, in der Meinung, Gott dem Herrn damit ein wohlgefälliges Werk zu thun. Auch er starb unter Gebet, nachdem er noch einmal zum Volke geredet und ihm gesagt hatte, daß er Huß für einen trefflichen Mann erkenne. „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist,“ waren die letzten Worte, die man aus dem Munde dieses Märtyrers vernahm.

So starben zwei Zeugen der Wahrheit, nicht etwa gerichtet von der Inquisition finsterer Mönche, sondern gerichtet von einer Kirchenversammlung, welche, selbst im Gegensatz gegen die Päpste, eine liberale heißen wollte, und auf welcher Männer vom juste milieu, wie d'Ailly, Gerson u. A., eine gewichtige Stimme hatten. Sollen wir die Synode deßhalb verdammen? Wer sind wir, daß wir fremde Knechte richten? Es giebt Zeiten, wo auch die Augen der Bessern verblendet sind und mitwirken zum Rathe der Bösen. Ist es doch bisweilen, als ob alles sich wider den Gerechten verschworen hätte, als ob die Gottheit das Opfer desselben forderte, damit aus Tod und Untergang ein neues Leben erblühe. Und es erblühte dasselbe aus dem Tode dieser Männer.

Siebente Vorlesung.

Reaction des fanatisch-radicalen Elementes. — Hussitenkrieg. — Das Basler Concil. — Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften. — Basel in dieser Zeit. — Das Studium der alten Sprachen. — Das Haus der Medicis. — Blüthe der Kunst. Verhältniß derselben zum religiösen Leben. — Satyrische Richtung der Kunst (Niklaus Manuel). — Universitäten. — Buchdruckerkunst. — Ueber die Wohlthat der freien Presse und ihr Verhältniß zum reformatorischen Geiste.

Noch ehe Huß in Constanz gefangen wurde, soll er einst, mit Anspielung auf seinen Namen, der im Böhmischen eine Gans bedeutet, gesagt haben: „Da die Gans ein zahmes Thier ist, das sich nicht hoch „hinaufschwingen kann, so werden noch andere, edlere Vögel, Falken und „Adler, nach mir kommen, die sich höher werden in den Himmel „schwingen"*). Aehnliches soll er noch auf dem Scheiterhaufen, Aehnliches soll auch Hieronymus von Prag geweissagt haben. Auch auf Münzen ward die Sage hiervon verewigt. Und wer will die Gabe der Weissagung diesen Helden des Glaubens absprechen, wenn man den Begriff derselben nicht äußerlich buchstäblich, sondern geistig und in seiner Tiefe faßt? Oder ist der sichere Glaube an den einstigen Sieg des Guten, ist die lebendige Hoffnung einstiger besserer Zeiten, in denen die Thränensaat aufgehen werde zur Freudenernte, ist sie nicht eine Wirkung desselben Geistes, der einst die frommen Seher in Israel auf einen Messias hoffen lehrte, und der einem scheidenden Simeon den Le-

*) S. Neander a. a. O. S. 79. Andere Weissagungen bei Schröckh XXXIV. S. 649. Die gewöhnliche Sage ist: daß er auf Luthern als den Schwan hingedeutet, den man müsse leben lassen, während man jetzt die Gans brate.

bensabend versüßte? Ja, sie haben sich erhoben die Falken und Adler über dem Scheiterhaufen Hussens, wie einst der Phönix der Alten aus der eignen Asche sich verjüngt erhob. Ehe wir jedoch den königlichen Aar selbst in seinem Schwunge verfolgen, der aus der Klosterzelle zu Wittenberg aufsteigend auf hoher Wartburg horstete und die Racheblitze herabschleuderte auf den geschändeten Altar des Herrn, müssen wir noch sehen, was unmittelbar auf die Hinrichtung Hussens erfolgt ist, und was sich zwischenhineingestellt hat zwischen das Concil von Constanz und die Periode der Reformation.

Es ist dieß ein merkwürdiges, an Begebenheiten reiches Jahrhundert, das gewissermaßen den Uebergang bereitet aus der Zeit des Mittelalters in die neuere. Es ist die eigentliche historische Grundlage der Reformation, wohl werth, daß wir ihr noch einige Aufmerksamkeit schenken.

Das Gerücht von dem an Huß und Hieronymus verübten Justizmord der Kirche hatte unter dem Volke der Böhmen allgemeine Erbitterung gegen Kaiser und Concil hervorgebracht, und wir sehen jetzt an die Stelle des reformatorischen Princips, das unkluger Weise war verschmäht worden, eine revolutionäre, fanatische Reaction treten. Zusammenrottung der Masse, Bewaffnung gegen die Obrigkeit, Tumult, Rachsucht und blinde Leidenschaft begegnen uns jetzt, wo die Ermahnungen der ruhigen Vernunft nicht waren gehört worden. Es scheint mir auch darin ein Unterschied zwischen dem reformatorischen und revolutionären Handeln zu liegen, daß jenes besonnen und umsichtig auf den Zusammenhang der Dinge eingeht, nach allen Seiten hin prüft, und deßhalb auch die Widersprüche motivirt, die es gegen das Bestehende auf die Bahn zu bringen nöthig findet; dieses hängt sich hingegen gewöhnlich blind und einseitig an ein einzelnes Wort, an eine Form — gleichviel, wie die Masse es aufnehme und verstehe, wenn es nur wirkt und die Gemüther zu raschen Handlungen forttreibt. Etwas Aehnliches zeigt sich uns jetzt in der Geschichte der Hussiten. Man beurtheilt das Wirken Hussens unrichtig, wenn man glaubt, er habe blos wegen der Kelchentziehung im Abendmahl den Streit geführt, und dafür sich verbrennen lassen. In diesem Falle möchte er nicht von einer kleinlichen Schwärmerei frei zu sprechen sein, denn am Ende hing doch davon nicht der Christen Heil und

Seligkeit ab. Huß aber war über solche Einseitigkeiten, die nur in dieser oder jener Form des Cultus das Heil suchen, erhaben. Mit großartigem Blicke überschaute er das Verderben der Kirche, und erwog besonnen die verschiedenen Mißbräuche derselben, unter welchen die Kelchentziehung ihm zwar auch eine hohe Mißbilligung zu verdienen schien, ohne daß ihm jedoch eingefallen wäre, ihretwegen ein ganzes Land in den Harnisch zu jagen und Europa mit blutigem Kriege zu überziehen. Darin dachte er viel zu mäßig, zu besonnen. Erst während seiner Abwesenheit und seiner Gefangenschaft in Constanz wurde nun dieser einzelne Punct herausgegriffen, um die Gemüther mit desto größerm Eifer zu entflammen. Der College Hussens, Jacobus (Jacobellus) von Misa, hatte nämlich in einer öffentlichen Schrift den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt vertheidigt, während die Synode von Constanz sich dahin ausgesprochen hatte, daß den Laien an der einen Gestalt, der geweihten Hostie, genügen solle. Ein gewisser Peter von Dresden soll ihn dazu angefeuert haben. Die Böhmen, selbst hierüber noch nicht einig, ließen dem gefangenen Huß die Sache vorlegen, der sie ruhig dahin entschied, daß allerdings der Genuß unter beiderlei Gestalt dem Gebrauche der alten Kirche gemäßer sei, ohne jedoch darauf ein besonderes Gewicht zu legen. Nun aber benutzten dieß die Eiferer, besonders nachdem Huß als Märtyrer gestorben war, die Menge aufzuregen. Der Kelch! der Kelch! das war jetzt das Feldgeschrei. Viertausend an der Zahl, zu denen sich bald mehr gesellten, sammelten sich zu einem bewaffneten Heereshaufen, an ihrer Spitze Nicolaus von Hussinecz und der wüthende Ziska, der sich selbst Ziska vom Kelch, Hauptmann von der Hoffnung Gottes nannte.

Auf einem hohen und steilen Berge in dem Bechiner Kreise Böhmens schlugen sie ihre Zelte auf. Den Berg nannten sie Tabor, sich selbst Taboriten. Da genossen sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und aus ihrem verschanzten Lager, das zu einer ordentlichen Stadt anwuchs, vertheidigten sie sich wie Löwen gegen die gewaltsamen Angriffe des kaiserlichen Heeres. Ja, mit einem Haufen der Hitzigsten unter ihnen wagte Ziska einen Ausfall auf Prag, stürmte das Rathhaus, wo einige der Brüder gefangen saßen; und mit Ermordung des Bürgermeisters und der Rathsherren, die zu den Fenstern hinausgestürzt und unten noch vollends erschlagen wurden, war das Signal zum

Aufruhr gegeben. Bald standen die Klöster rings in Flammen. Morden und Sengen war an der Tagesordnung. Immer weiter griff die verheerende Lohe um sich, und in Kurzem sah sich ein großer Theil von Deutschland von dem Hussitenkriege überschwemmt.

Aber eben das Entsetzliche dieser Verheerungen und Gewaltthaten zog einen großen Theil der gemäßigter Denkenden von der weitern Theilnahme ab, und es bildete sich jetzt eine Spaltung unter den Hussiten selbst. Die Gemäßigten, die zunächst zwar auf dem Kelch bestanden, jedoch dabei auch andre reformatorische Forderungen nicht vergaßen, wie die Verkündigung des Evangeliums in der Landessprache, die Einführung einer strengern Kirchenzucht und Beschränkung der geistlichen Besitzungen, — diese Gemäßigtern hießen die Calixtiner oder Utraquisten*). Die andern hingegen, welche auf eine Radicalreform drangen, dabei aber auch manches Uebertriebene einmischten in Beziehung auf die wiederherzustellende apostolische Einfachheit, hießen fortwährend Taboriten. In den Erstern war das reformatorische, in den Letztern das fanatisch-revolutionäre Princip vorherrschend. Daher zeichneten sich auch die Letztern aus durch ein schroffes Widerstreben gegen alle äußere Kirchenordnung, gegen alle Wissenschaft, gegen alles Gesetzliche, Gemäßigte, Gefügte. Exaltirte Propheten standen unter ihnen auf, wie Martin Loquis aus Mähren, der die baldige Ankunft des Messias zum Gerichte verkündete u. dgl. m.

Das Concil zu Kostnitz war unterdessen (1418) aus einander gegangen, ohne den Zweck der Reform erreicht zu haben. Es hatte zwar durch Entfernung der beiden Gegenpäpste den Skandal des Schisma beseitigt, und ebenso den schändlichen Johann XXIII. zur Flucht genöthigt, an dessen Stelle Martin V. gewählt ward. Im Uebrigen aber wurden die Verbesserungen aufgeschoben bis auf eine neue Synode.

Martin V. hatte das Versprechen geben müssen, bald eine solche anzustellen, und es wurde 1423 zu Pavia ein Concil eröffnet, dann aber der Pest wegen nach Siena verlegt. Unter dem Vorwand jedoch, daß zu wenig Prälaten gegenwärtig seien, ging auch diese Versammlung aus einander, mit dem Vorsatz, daß sieben Jahre später in Basel ein

*) Von calix (Kelch), und weil sie das Abendmahl sub utraque forma (unter beiderlei Gestalt) verlangten.

allgemeines Concil zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern gehalten werden sollte.

Das Basler Concilium bildet einen wichtigen Punct in unsrer vaterländischen Geschichte, und wie alles zusammenhängt in dem Reiche der Begebenheiten, so kann man einen mittelbaren, aber doch immerhin nur fernen Einfluß dieser Zeit auf die spätere Zeit der Reformation bei uns nicht ganz verkennen. Demungeachtet müssen wir es uns jetzt versagen, bei einer genauern Betrachtung dieses Concils zu verweilen, und uns darauf beschränken, nur das zu erzählen, was hier zu unserm Zwecke gehört*).

Papst Eugen IV. hatte das Concil im März 1431 ausgeschrieben; erst aber gegen Ende des Jahres kam es wirklich zu Stande, nachdem bereits den Sommer über die Vorbereitungen dazu waren getroffen worden. Der päpstliche Legat, Cardinal Julian St. Angelo von Cesarini, führte den Vorsitz. Nur wenige Monate wohnte der Kaiser Sigismund in eigener Person bei. Von andern ausgezeichneten Männern sind besonders zu nennen der Cardinal Ludwig Allemanni, Erzbischof von Arles, der in der Folge an Cesarini's Statt den Vorsitz führte, ein kluger, helldenkender, rechtlicher und unerschrockener Mann, dessen Geisteskraft (nach dem Zeugniß des Aeneas Sylvius) alles Gute zuzuschreiben ist, was auf der Synode zu Stande kam; dann Aeneas Sylvius Piccolomini selbst, der als Geheimschreiber der Synode ihren Geist nicht nur beobachtete und ihre Verhandlungen nachwärts beschrieb**), sondern wohl nicht unbedeutend auf den Gang derselben einwirkte. Aeneas wird uns von den Geschichtschreibern als ein Mann von großen Gaben und unternehmendem Geiste, von schlauen Maßregeln, einer reichen Gelehrsamkeit, von Witz und

---

*) Eine vollständige Beschreibung des Basler Concils und der damit zusammenhängenden Begebenheiten und Erscheinungen des Zeitalters giebt Wessenberg: Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Constanz 1840. 4 Bde. Vgl. damit das ältere Werk von Lenfant, Histoire de la guerre des Hussites et du Concile de Bâle. 2 T. 4. 1731.

**) Commentarii de gestis Basileensis Concilii. Von ihm hat man auch eine Beschreibung Basels aus dieser Zeit, die sehr lebendig ist. Sie findet sich abgedruckt in den Scriptoribus rerum Basileensium minoribus (Bas. 1752. T. I. p. 354), und übersetzt im Anhange zum 5. Neujahrsblatt für Basels Jugend, auf welches wir den einheimischen Leser verweisen.

vielseitigen Talenten geschildert, wovon seine eigenen Schriften hinlänglich Zeugniß ablegen. In seinen frühern Briefen ließ er sich besonders scharf und witzig gegen das Treiben der römischen Curie aus, und sagte unter anderm, es sei jetzt nicht mehr wie ehemals, da die Kirchen noch arm waren, vom Weiden der Schafe, sondern blos vom Scheeren ihrer Wolle die Rede. Uebrigens verstand er's, den Mantel nach dem Winde zu hängen, und giebt uns so ein ziemlich passendes Seitenbild (Pendant) zu dem spätern Erasmus. Als Papst Pius II. widerrief Aeneas manches von dem, was er als Geheimschreiber der Synode gebilligt hatte; für unsere Vaterstadt behielt er indessen dieselbe Anhänglichkeit, wie er es denn am schönsten zu erkennen gab in der Stiftung der Universität*).

Was nun die Verhandlungen des Concils betrifft**), so ist außer den Vereinigungsversuchen mit der griechischen Kirche und den Berathungen über die Kirchenverbesserung im Allgemeinen vorzüglich der Handel mit den Hussiten bemerkenswerth.

Ihr Anführer Ziska, der Furchtbare, war an der Pest gestorben. Aber noch im Tode verbreitete er Schrecken vor dem Hussitischen Heereshaufen her; denn seine Haut war, seinem Befehl zufolge, auf die Trommel gespannt worden, um in grausen Tönen den Schlachtruf des entschwundenen Helden zu verkünden. So lautet die Sage wenigstens; ihr liegt eine tiefere Wahrheit zu Grunde. An Ziska's Stelle stand jetzt Procopius Rasus, ein böhmischer Edelmann, der früher Mönch gewesen, aber beim Ausbruche des Hussitenkrieges die Kutte mit dem Panzer vertauscht hatte. — Eine besondere Partei blieb ohne Anführer, und nannte sich, da Vater Ziska todt war, die Waisen.

Als die Gewalt der Waffen an den Rasenden abgeprallt war, da versuchte man endlich von Kaiser und Reich aus vermittelst des Concils, gütliche Unterhandlungen mit ihnen; und zu diesen wurden nun sowohl die Strengern, als die Gemäßigten eingeladen. Nachdem ihnen im April 1432 zu Eger in Böhmen ein freies Geleit war zugesagt worden, langten sie, Procopius an der Spitze, den 6. Jan. 1433 auf dem

*) Vgl. meine Schrift: Erinnerungen an Aeneas Sylvius Piccolomini. Basel 1840.

**) Sie wurden im Chor des Münsters gehalten, die einzelnen Congregationen aber in dem anstoßenden Conciliensaal, in der St. Leonhardskirche, im Barfüßer- und im Predigerkloster. S. Ochs III. S. 243. 244. u. m. a.

Rheine zu Basel an. — „Die Menge strömte (so erzählt Aeneas) vor die Thore, unter ihnen selbst mehrere Väter des Concils, und erwartete die Ankunft des tapfern Volkes. Die Straßen und Plätze, wo man glaubte, daß sie durchkämen, wimmelten von Zuschauern: Frauen, Knaben, Mädchen füllten Fenster und Dächer, die einen zeigten auf diesen, die andern auf jenen mit Fingern; man wunderte sich über ihre sonderbare, zuvor noch nie gesehene Tracht, über ihre furchtbaren Gesichter, ihren trotzigen Blick, und fand, daß die Sage von ihnen nicht übertrieben sei." Aller Augen waren aber vorzüglich gerichtet auf Procopius, „der ist es, der so oft die Heere der Gläubigen in die Flucht geschlagen, der, der so viele Städte verheert, so viele tausend Menschen gewürgt hat! den seine eigenen Leute wie die Feinde fürchten, der unbesiegte, kühne, unerschrockene Führer, den weder Beschwerde, noch Furcht überwand." — War aber Procopius durch sein Aeußeres und durch die Barschheit seines physischen Muthes vor allen der gaffenden Menge merkwürdig, so dürfte dagegen die einfach würdige Gestalt eines andern Mannes unsere Blicke auf sich ziehen, den wir in der Reihe der vorlutherischen Reformatoren mit allem Rechte nennen dürfen.

Johann Rokyzana, ein Schüler des Jacobus Misa, war der ausgezeichnetste unter den Theologen und der beredteste Prediger der gemäßigten Partei, der Calixtiner. Ihm war seit 1427 die Aufsicht ihrer Kirchen zu Prag übertragen worden, und mit christlicher Milde und Weisheit hatte er seine Leute vor manchen Unordnungen und Excessen zu bewahren gewußt. Standhaft hielt er aber bei dem, was er als wahr und in der Schrift begründet erkannte. Dieser Mann war nun auch mit den Hussiten angelangt, und er sollte besonders ihre Sache führen vor den Vätern des Concils.

Die Zeit gestattet nicht, in das Nähere der Disputationen einzutreten, welche das Recht, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen, die freie Verkündung des Wortes Gottes, die Sittenzucht und die Einschränkung der geistlichen Gewalt betrafen. Und wir verlieren dabei auch um so weniger, da in der That nicht viel bei diesen Verhandlungen herauskam, und die Hussiten unverrichteter Sache im April wieder abreisten. Doch hatten sie von ihrer Frömmigkeit und Sittlichkeit einen guten Eindruck in der Bürgerschaft hinterlassen. Ihre Versammlungen, in denen deutsche Predigten gehalten und deutsche Lieder gesungen wurden,

erbauten durch ihre apostolische Einfachheit jedermann mehr, als das römisch-katholische Gepränge. Sie wurden häufig von Bürgern besucht; und um diesen frommen Leuten kein Aergerniß zu geben, wurden unter der Zeit Spiel und Tanz und alle Lustbarkeiten eingestellt, und zur Erhöhung der allgemeinen religiösen Stimmung öffentliche Bet- und Fasttage angeordnet. Wer weiß, ob nicht in dem einen oder andern Herzen schon damals ein Samenkorn der reinern Lehre blieb, das eine fromme Mutter im Stillen bewahrte, auf ihr Kind überpflanzte, und das endlich, befruchtet vom Geiste der Reformation, hundert Jahre nachher in der Seele des Enkels aufging! — Fortwährend erhielt sich nun die gemäßigte Hussitische Partei, und unter dem Einflusse des sanften Rokyzana bildete sich allmählig die aus Taboriten und Calixtinern gemischte Gesellschaft der böhmischen oder mährischen Brüder, mit denen Luther, gleichwie mit den Waldensern, in Berührung kam, und die dann später im 18. Jahrhundert mit den Anhängern Zinzendorfs zur evangelischen Brüdergemeinde (unitas fratrum) sich vereinigten *).

Noch ist das Benehmen der Synode gegen den Papst zu betrachten. Eugen IV., der nur ungern die Synode zusammenberufen hatte, weil er das päpstliche Interesse dabei gefährdet sah, wendete alles Mögliche an, die Väter wieder aus einander zu bringen. Unter dem Vorwande der Pest verlegte er das Concil nach Ferrara, in der Folge nach Florenz, — und wie sonst zwei Päpste, so sah man jetzt zwei allgemeine Concilien gegen einander, wovon eins das andere in den Bann that. Es ist schon vorhin bemerkt, wie eben Ludwig von Allemanni durch seine Standhaftigkeit das Basler Concil leitete; und wenn denn gleich einige Väter, unter ihnen der schwankende Cesarini selbst, die Synode verließen, so widersetzte sich Allemanni fortwährend an der Spitze der Gebliebenen der Einsprache des Papstes. Mitten unter den Gefahren der Pest, die als ein göttliches Strafgericht gedeutet wurde und die auch einige Väter hinraffte, andere, wie einen Aeneas, an den Rand des Grabes brachte**), mitten unter den Bannstrahlen, die von Rom und Ferrara auf ihn und die Synode geschleudert wurden, setzte er die

*) S. L. Schaaff, die evangelische Brüdergemeinde geschichtlich dargestellt. Leipzig 1825.

**) Man gab ihm schon die letzte Oelung.

Sitzungen fort, und „gleichwie Kriegsleute," sagt Wurstisen*), „wann sie ihren Feldobersten bei sich sehen, alle Gefahr desto waghafter auszustehen pflegen, so wollten auch des Conciliums Herren nicht weichen, weil sie den Präsidenten in solchen Gefahren unverzagt sahen, konnten es auch schon Schanden halber nicht thun." Genug, als der Papst nicht nachgeben wollte, wurde er endlich von der Synode entsetzt, und an seine Stelle Amadeus von Savoyen in der Person Felix V. gewählt**). Doch konnte dieser Papst sich nicht halten, und auch das Concilium stob aus einander. Zu der Pest gesellten sich noch die Armagnaken, die unsre Gegend überschwemmten; und zur Zeit der Schlacht von St. Jacob (1444) war nur noch ein Rest der Versammlung vorhanden. Endlich erfolgte ein gestrenger Befehl Kaiser Friedrichs III. an unsre Stadt, den Vätern das Geleite aufzukünden; 1448 reisten die letzten ab, und in Lausanne wurden die Verhandlungen nur schwach fortgesetzt. Vergebens hatte man in Deutschland den Basler Decreten, in Beziehung auf Einschränkung der päpstlichen Willkür, Eingang zu verschaffen gesucht. Durch das unter der Mitwirkung des schlauen Aeneas Sylvius abgeschlossene Wiener Concordat (1448) wurden sie so viel als überflüssig gemacht, und nur die französische Kirche suchte in der 1438 zu Bourges geschlossenen pragmatischen Sanction ihre Rechtsansprüche aufrecht zu erhalten.

Vergebens war somit von den Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel, den Organen des kirchlichen juste milieu, eine gründliche Reformation erwartet worden. Von einer andern Seite her ward sie aber jetzt immer mehr vorbereitet durch verschiedene Bildungsmomente, welche die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts mächtig zu befruchten begannen. Es heißt diese Zeit wohl mit Recht die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, und es ist besonders erfreulich für den Freund der vaterländischen Geschichte, daß die Blüthezeit unsres Basel mit dieser ersten Blüthezeit der neueuropäischen Bildung zusam-

---

*) Basler Chronik I. S. 378.

**) Das Conclave fand in der Mücke, dem ehemaligen Bibliothekgebäude, statt, die Krönung geschah auf dem Münsterplatze. Auch schenkte der Papst bei diesem Anlaß der Stadt eine große Glocke, welche noch immer die Papstglocke heißt und an hohen Festen geläutet wird. Ueber die weitern Feierlichkeiten der Krönung vgl. Wurstisen, Ochs und das Neujahrsblatt.

mentrifft, und daß somit unsre Vaterstadt einen Heerd und Sammelpunct derselben bildet. War es doch Basel, das schon durch das Concil an sich einen welthistorischen Namen und die Gunst und Freundschaft vieler ausgezeichneten Männer sich erworben hatte! eben dasselbe Basel, das bald darauf durch seine von Pius II. aus dankbarem Andenken gestiftete Universität (1460) zu einem strahlenden Leuchtthurm wurde für die, welche dem erhabenen Ziele einer gründlichern Bildung und freiern Ansicht des Lebens zusteuerten; eben dasselbe Basel, aus dessen Druckereien die geistweckenden Werke des Alterthums, sowie die gediegenen Früchte eines neubelebten Forschungstriebes hervorgingen; eben dasselbe Basel endlich, das einen Erasmus, Holbein, Capito, Oekolampad beherbergte, und das die erste Bildungsstätte eines Zwingli, die Schule so vieler Biedern und Trefflichen, der Uebungsplatz so vieler kräftigen Geister wurde! Wahrlich, indem sich mir der Vorhang aufthut dieser schönen Zeit eines wiedererweckten wissenschaftlichen Geistes mitten unter den noch stehenden Ruinen der Barbarei, so weiß ich nicht, wo ich meinen Blick zuerst hinwenden soll, ob auf das Ganze oder ob auf das Einzelne, auf Europa oder auf die geliebte Vaterstadt, in der die Bildung des erstern aufs herrlichste sich wiederspiegelt. Doch, ich ziehe vor, das allgemeine Bild zu entwerfen, einzelne Züge aber desselben mit besonderer Beziehung auf Basel herauszuheben.

Blicken wir noch einmal zurück in die Zeiten des 12. und 13. Jahrhunderts, so finden wir, daß seit den Kreuzzügen ein regerer Verkehr sich zwischen dem Morgen- und Abendlande gebildet hatte. Von den Arabern lernten die Europäer so vieles in Philosophie, Medicin, Astronomie, Naturkunde. Freilich war diese arabische Weisheit selbst noch eine unklare, ein sonderbares Gemisch von Orientalischem und Mittelalterlichem, dem es an dem nüchternen Geiste des Urtheils und an jenem rechten Ebenmaaß eines guten Geschmacks fehlte, wie wir es einzig so ausgeprägt in der alten griechischen Welt finden, welche Gott gewiß nicht vergebens eine so wichtige Stelle in der frühern Geschichte der Menschheit hat einnehmen lassen.

Wir haben früher gesehen, wie das Christenthum mit dem einen Fuße in der alten Welt wurzelte, mit dem andern aber hinübersetzte in die neue. Es ist die Brücke aus der einen in die andere, die mächtige

Angel, um die die beiden Welten sich drehen. Aber so gewiß auch die alte Welt von der neuen, ich meine hier die vorchristliche von der christlichen, sich unterscheidet in Beziehung auf die sittlichen Grundsätze und die Lebensansichten überhaupt, so gewiß ist auch, daß beide wieder in anderer Beziehung zusammengehören, und daß nur in der richtigen Durchdringung des rein verständigen und des gemüthlichen Lebens, in der höhern Einheit des klassisch Antiken und christlich Modernen die höchste Aufgabe der Menschheit gelöst werden könne. Das Heidenthum freilich als Heidenthum hatte sich für immer überlebt. Aber das Schöne und Wahre, das auch in ihm war, konnte eben, weil es auch göttlichen Ursprungs war, nicht untergehen auf immer. Ja gerade zu einer Zeit, wo das Christenthum selbst in ein abermaliges und fast noch traurigeres Heidenthum als das alte zu versinken drohte, ward ihm eine Verjüngung vorbereitet aus dem befruchtenden Samen der untergegangenen alten Welt. Jener Geist der Humanität, wie man ihn treffend bezeichnet, weil er eben das Menschliche im Menschen zum klaren Bewußtsein und zu reiner Darstellung dieses Bewußtseins bringt, sollte noch einmal die Welt begrüßen und dienstbar werden dem höhern, Alles verklärenden, göttlichen Geiste des Christenthums. — Offenbar war das Christenthum seit der Völkerwanderung, das Christenthum des Mittelalters überhaupt, ein einseitiges gewesen, einseitig durch die beschränkte und beschränkende Form der kirchlichen Verhältnisse und der kirchlichen Bildung. Darin aber ist eben der Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit zu suchen, daß nun die alte, aber auch ihrer Natur nach ewig junge, ewig frische Welt der Griechen ihre Schätze öffnete, und aus ihnen dem christlichen Geiste eine würdige menschliche Form bereitet ward. In dieser ächten Schätzung des griechischen und römischen Alterthums, welche die gesunde Mitte hält zwischen einer heidnischen Ueberschätzung und einer falschfrommen Geringschätzung, scheint mir eben auch wieder ein Hauptmerkmal des protestantischen Geistes und eine hauptsächliche Stütze der Reformation zu liegen; denn nicht deßhalb allein, weil die Bücher des neuen Testamentes in griechischer Sprache verfaßt sind, sondern noch um so vieler andern Ursachen willen, war dieses Studium so wichtig und einflußreich, und ist es noch bis auf den heutigen Tag für den Theologen. Nichts war so sehr geeignet, die abgeschmackte Scholastik zu stürzen, nichts so sehr geschickt,

auch die Mystik vor Entartung und Einseitigkeit zu bewahren, als eben dieses wiedererweckte Studium der Alten. Wie innig und tief dieß Luthers Scharfblick erkannte, wie hoch besonders Zwingli die Alten stellte, und wie fein sie selbst Calvin zu benutzen wußte, wenn er gleich der Heiden Tugenden für glänzende Laster ansah, werden wir später zu sehen Gelegenheit haben. Wie kam nun aber das Studium der Alten wieder zu Ehren? Ein sonderbares Geschick waltet oft über der Geschichte der Wissenschaften, wie über der Staaten- und Kirchengeschichte, und auch in ihr ist für den Beobachter der Finger Gottes nicht zu verkennen. Von den Griechen aus hatte sich einst die Bildung nach dem mächtigen Rom verpflanzt, wo sie zur Zeit der Stiftung des Christenthums auf ihrem höchsten Gipfel stand. Mit der Verlegung des Kaisersitzes nach Byzanz, die den Untergang des weströmischen Reiches um so schleuniger nach sich zog, nahm die alte Herrlichkeit ein Ende, und nur in dürftiger Gestalt bewahrten die Byzantiner den Zusammenhang ihrer Sprache und Bildung mit dem alten Griechenland. Aber noch nicht vollendet ist der Kreislauf. Noch einmal soll Italien von Griechenland her befruchtet werden, und von beiden Ländern aus ein großer Theil der neuern Bildung sich über Europa verbreiten! Und dazu muß helfen — wunderbare Ordnung der Dinge! — eine ganz fremde Macht, die Macht der Barbarei selbst, obwohl geleitet von einem nichts weniger als barbarischen Führer.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken unter Mahomed II. (1453) ist das wichtige Ereigniß, das auf die Bildung Europa's einen unmittelbaren, auf die Reformation der Kirche aber wenigstens einen mittelbaren Einfluß übte. Gelehrte Griechenflüchtlinge, unter ihnen besonders Joh. Chrysoloras, kommen in Folge dieser Katastrophe nach Italien, und bringen dahin die Schätze einer Weisheit und die genauere Kunde einer Sprache, die so lange Zeit dem Abendlande, mit wenigen Ausnahmen, fast ganz waren verborgen geblieben. Griechische Sprache, griechische Literatur werden von nun an wieder ein Eigenthum der Gelehrsamkeit, ein reiches Bildungsmittel für die studirende Jugend, eine Zierde nicht der Männer allein, auch mancher gelehrter Frauen, vor allem aber ein Hauptbeförderungsmittel zu einem gründlichen unbefangenen Studium der heiligen Schrift. Nach Italien also hatte sich die griechische Literatur zuerst verpflanzt. War doch

Italien überhaupt das Land, in welchem sich seit einer geraumen Zeit eine freiere wissenschaftliche Richtung hervorgethan hatte, hart neben dem apostolischen Stuhle, den manche mit Unrecht als den Sitz der dichtesten Finsterniß betrachten mögen; denn in der That würde man sich eine falsche Vorstellung von den Päpsten machen, wenn man glauben wollte, daß sie der Verbreitung wissenschaftlicher Aufklärung im Wege gestanden. Im Gegentheil waren es mehrere von ihnen, die sich eine Ehre daraus machten, Beförderer der Kunst und Wissenschaft zu sein. Derselbe Pius II., der zwar, wie wir gesehen, ganz wieder zu dem System der Hierarchie zurückkehrte, das er als Aeneas Sylvius bekämpft hatte, derselbe ist dennoch fortwährend ein Freund der Wissenschaft, so lange diese nicht mit den Zwecken der Kirche im Widerspruche steht. Wie treffend spricht er sich über sie aus in der Stiftungsbulle der Basler Universität **1460** mit den Worten: „Unter allen Glückseligkeiten, die der Sterbliche in diesem hinfälligen Leben aus Gottes Hand „empfängt, gehört nicht unter die letzten, daß er durch Fleiß die Perle „der Wissenschaft zu erringen vermag. Sie ist es, die ihm den Weg „zeigt, gut und glücklich zu leben, und die durch ihren hohen Werth den „Erfahrenen über den Unerfahrenen weit erhebt; sie ist es, die den Menschen der Gottheit ähnlich macht, und ihn erleuchtend einführt in die „Geheimnisse des Weltalls; sie unterstützt die Ungelehrten, und hebt die „an niederm Orte Geborenen zu glorreicher Höhe, — und während die „Vertheilung der andern Güter die Menge derselben vermindert, nimmt „hingegen die Wissenschaft in eben dem Maaße, als sie an Andere abgegeben wird, selbst zu an Wachsthum und Fülle." So redete einst ein Papst zu unsern Vätern, und meinte ihre Stadt wohl mit Recht zu ehren, indem er ihr ein solches Gut zuwandte. Mögen wir, die Enkel, ein solches Geschenk zu würdigen wissen; möge uns der Vorwurf der Gleichgültigkeit nicht treffen, wenn je zu einer Zeit schlimmere Machtsprüche, als die päpstlichen, zerstören wollten, was diese aufgebaut!

Doch schon vor den Zeiten dieses Papstes hatten Kunstsinn, Wissenschaft und Geschmack am Schönen unter dem italischen Himmel ihre Pflege gefunden. Blüthen doch die großen Dichter Dante, Boccaccio, Petrarca bereits um die Mitte des **14.** Jahrhunderts, und vor allen erlaucht war in Beziehung auf großartige Schöpfungen das Haus der Medicis zu Florenz. Cosmus, und sein Enkel Lorenzo, sie

waren es, die durch edle Freigebigkeit und eigenes Beispiel Kunst und Wissenschaft in den verschiedensten Formen unterstützten. Die letztere hatte vorzüglich an Cosmus, die erstere an Lorenzo ihren Gönner. Oder wer kennt nicht die Namen eines Titian, Correggio, Leonardo da Vinci, eines Michel Angelo Buonarotti und des Größten unter allen, des Raphael Sanzio Urbino? —

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen eine sehr einfache Scene aus dem Leben des Lorenzo von Medicis vorzuführen, die uns mit wenigen Zügen ein Bild giebt von dem edeln Geiste dieses Mannes *). Als nämlich der gelehrte Reuchlin im Gefolge Herzog Eberhards zu Florenz war, zeigte ihnen Lorenzo alle seine Kunstschätze und seine reiche Büchersammlung, worüber der Fürst und die Seinen aufs äußerste entzückt waren. Nun trat Lorenzo zur Gesellschaft mit dem Versprechen, ihr noch einen schönern Schatz zu zeigen. Er öffnete ein Zimmer. Da saß auf der einen Seite die Gattin mit ihren Töchtern, auf der andern der Lehrer Angelus Politianus mit den Söhnen beschäftigt. Dieser Anblick, wie die Weisheit des Fürsten, überraschte und erfreute nicht allein den Reuchlin, sondern auch den Eberhard so sehr, daß er ausrief: „Wohl Freund! es giebt keinen theuerern Schatz für einen Vater, als diesen!" — Einer dieser gelehrigen Söhne war der nachmalige Papst Leo X., unter dessen Regimente die Reformation ins Leben trat. Und auch dieser seines prachtliebenden Vaters würdige Sohn veranstaltete als Papst so manches zur Aufrechterhaltung und Beförderung des neu erweckten wissenschaftlichen Geistes. Gelehrte und Künstler berief er an seinen Hof, und verschwendete Summen für wissenschaftliche Unternehmungen **), so daß, wenn die Wissenschaft allein die Reformation vermocht hätte zu schaffen, Leo selbst als ihr größter Beförderer erschienen wäre.

Allein das ist es nun eben, was wir bei aller Ehrfurcht vor der Wissenschaft und bei aller Anerkenntniß dessen, was durch sie für die Reformation geleistet worden ist, gestehen müssen, daß sie allein, wenn sie nicht getragen wird vom sittlich-religiösen Sinne, eine

*) S. Meyerhoff, Reuchlin und seine Zeit. Berlin 1830. S. 19. 20. Ueber Cosmus (Cosimo) von Medicis vgl. die akademische Rede von Gerlach. Basel 1849.

**) Man denke z. B. nur an die complutensische Polyglotte.

unfruchtbare bleibt für das Leben in seinen wichtigsten Beziehungen. So wenig das stürmische Feuer der Revolution den Namen der Reformation verdient, eben so wenig die kalte Flamme der Aufklärung. Die Wissenschaft war wohl der glänzende Schild der Reformatoren, an welchem die Pfeile der Dummheit abprallten; aber das Schwert, womit sie den Knoten zerhieben, der die freie Entwicklung des Geistes Jahrhunderte gehemmt hatte, war das Schwert jener noch höhern göttlichen Wahrheit, die eben so tief, ja noch tiefer und eigenthümlicher in den stillen Kammern des Herzens wohnt, als die Weisheit der Welt in den Gehirnhöhlen des menschlichen Schädels.

Weit weniger, als die Wissenschaft, konnte die Kunst, die bildende namentlich, unmittelbar reformatorisch auf die Zeit einwirken; denn entweder leistete sie dem falschen Glauben an die Heiligen und dem Bilderdienste Vorschub, oder sie nahm, in Italien wenigstens, eine solche weltlich-sinnliche Richtung, daß sie eher in das Heidenthum zurückzuführen, als das Christenthum zu befördern schien, während dagegen die deutsche Schule, wie sie um dieselbe Zeit in Albrecht Dürer und Lucas Cranach zur Erscheinung kam, den keuschern Styl bewahrte, wie er dem Protestantismus ziemt. Dieser keuschere Geist des Protestantismus mußte aber erst auf anderm Wege die Gemüther für den edlern Kunstgenuß und Kunstgebrauch vorbereiten, ehe selbst Raphaels Ideale ihren höhern religiösen Zweck an denselben erreichen konnten; denn auch hier gilt, daß nur dem Reinen alles rein ist*).

Von einer ganz andern Seite hingegen äußerte die Kunst, besonders der deutschen Schule, eine ächt-reformatorische Wirkung, nämlich von Seiten der Karrikatur und der Satyre.

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, wie das Lächerliche und Komische neben dem Ernsten eine bedeutende Stelle in dem Volksglauben und der Volkssitte des Mittelalters

*) Es zeigt daher von der größten Unkenntniß des wahren protestantischen Geistes, wenn der viel gelesene Heine im 1. Bd. seiner Geschichte der deutschen Literatur gerade die sinnliche Richtung in der Kunst eine reformatorische nennt und ihr auf Unkosten der Reformation eine Lobrede hält, die jedes Schaamgefühl verletzt. „Das kecke Fleisch eines Titian" soll ebenso wirksam gewesen sein, als die „Thesen Luthers" u. dgl. m. Wir enthalten uns jeder weitern Schilderung einer Lehre, die so ohne Weiteres den Materialismus auf den Thron hebt.

einnimmt. Bisweilen verbindet sich nun aber dieses Lächerliche auf eine solche Weise mit dem Ernsten, daß man wohl sieht, wie der Scherz hervorgewachsen ist aus einer bittern Wahrnehmung des Gegensatzes zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, und daß bei solchen Späßen die Wehmuth dem Herzen näher liegt, als das Lachen. Das ist aber eben der tiefere Charakter der Karrikatur und der Satyre, daß sie diesen durch das Leben sich hindurchziehenden Gegensatz zum Bewußtsein bringt; und je verderbter eine Zeit, desto schneidender ist die Gewalt der Satyre. Es zeigt sich auch hier wieder eine Aehnlichkeit zwischen den ersten Zeiten des Christenthums und denen der Reformation. Wie das römische Kaiserzeitalter seinen Juvenal, so hatte auch dieses seine Satyriker, die bald in Wort und Schrift, bald in Farben und Gestalt dem gepreßten Herzen Luft machten. Oder was sollten jene in Erinnerung an die verheerende Pest gemalten Todtentänze, unter welchen der an der Kirchhofmauer des Predigerklosters zu Basel der berühmteste war, Anderes als den schneidenden Contrast darstellen zwischen dem Scherz und Ernst des Lebens, wo der Tod mit bitterer Ironie über alle Herrlichkeit der Welt, auch über Kaiser und Papst triumphirt, während hinwiederum der Künstler im höhern Aufschwunge seines Geistes dem Tode eben dadurch zu trotzen scheint, daß er sein Bild als scheusliches Gerippe an die Mauer malt? Was bedeutete wohl jenes jüngste Gericht, das ums Jahr 1510, also mehrere Jahre vor der Reformation, ein kühner Maler über unsere Rathhaustreppe al fresco hinstellte, wo ein dreigekrönter Papst mitsammt den Cardinälen und der Clerisei im Höllenpfuhle Qual leidet*), was Anderes wohl, als daß es daran erinnern sollte, wie vor Gott kein Ansehen der Person gelte, und wie die Heuchelei, wenn es hier gelingt, die Menschen zu täuschen, jenseits ihre gerechte Strafe finde? Solche Gemälde waren lebendige Reformationspredigten an das verdorbene Geschlecht der Hohen und Niedern. Nur an eins derselben erinnere ich noch, das öfter verfertigt wurde: auf der einen Seite erschien der Papst, im Gefolge der stolzen Cardinäle in prachtvoller Procession einherziehend, ihm gegenüber der Heiland auf dem Eselsfüllen reitend, umgeben von den armen Jüngern, die barfuß nebenherschreiten. Auch in den damaligen Zierrathen der kirchlichen Bau-

*) S. Ochs V. 275.

kunst*), an Portalen und Kirchenstühlen, auf Holzschnitten und Glasgemälden, auf Münzen, Wappenbildern, Buchdruckerstöcken finden wir diesen satyrischen Zug wieder, welchem nachzugehen dem philosophischen Kunstforscher ein eigenthümliches Interesse darbietet. Besonders war der Maler und Dichter Manuel von Bern, der auch einige Zeit in Basel lebte, in dieser Weise ausgezeichnet. Er wählte unter anderm zu Schildhaltern seines eigenen Wappens zwei Priester in Wolfspelzen, mit der Umschrift: „Inwendig sind sie reißende Wölfe“, und in seinen Fastnachtspielen ergötzte er die Menge, wie die Gebildeten.

Indessen auch diese satyrische Richtung der Kunst konnte allein noch nicht die Reformation bewirken. Nur in Verbindung mit der schlichten, ernsten Prosa der Wahrheit konnten die versteckten Anspielungen des Satyrikers ihr Ziel erreichen. Auf sich allein gestellt, verfehlten sie ihren Zweck. Man lacht wohl über die Thorheiten anderer, auch über die eigenen, sobald man sich im letztern Falle damit trösten kann, es sei nur Scherz; aber — man bleibt ungebessert. Darum durften sich auch Maler und Dichter manches in dieser Zeit herausnehmen, was, in der dürren Alltagsprosa gesagt, unfehlbar den Bannstrahl nach sich gezogen haben würde. War nun gleich Italien hauptsächlich das Land, in welchem die wiedererweckten Wissenschaften zuerst wieder emporblüthen, so blieben doch auch die übrigen Länder Europa's, namentlich Frankreich und Deutschland, nicht ohne wissenschaftliche Hülfsmittel. Längere Zeit waren Paris, Bologna und Salerno die einzigen höchsten Lehranstalten, die einzigen Universitäten gewesen, welche denn auch von Deutschland aus zahlreich besucht wurden. Aber mit der Stiftung der Universität Prag 1384 war das Institut der Hochschulen auch nach Deutschland verpflanzt worden, und bald hinter einander entstehen nun die Pflegestätten der Wissenschaft zu Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Rostock, Greifswalde, Freiburg, Basel, Tübingen und Mainz, woran sich dann noch unmittelbar vor dem Zeitalter der Reformation Wittenberg anschließt. Von der einen Seite zwar sollten diese Universitäten mit ihrer scholastischen Weisheit das päpstliche System unterstützen helfen, von der andern aber konnte auch die Macht

*) S. Röhrich a. a. O. S. 36, und Hottinger (Forts. von Johann von Müller) VI. S. 322 ff.

der Wissenschaft, die Macht der Wahrheit nicht unterdrückt, die Lehrfreiheit nicht gehemmt werden. Der freiere Forschungsgeist wurde auf den Universitäten geweckt, und von der Persönlichkeit der Lehrer mußte viel abhängen, da die Wahrheit nur dann wirkt, wenn sie zur persönlichen Ueberzeugung des Individuums geworden, nicht wenn sie gefangen ist im Dienste einer Kaste oder eines Systems.

Was aber vor allem geeignet war, den wissenschaftlichen Verkehr des Gedankenaustausches auf eine bisher nie geahnte Weise zu befördern, was dem neuerwachten jugendlichen Geiste Flügel verlieh, womit er sich um ein Bedeutendes über die Schranken des Raums und der Zeit erhob, die bisher auch den Werken des Geistes allzuenge gesetzt waren, das war die Erfindung der Buchdruckerkunst (ums Jahr 1440).

In unserm schreibseligen, leselustigen Zeitalter können wir uns keinen Begriff machen von der Schwierigkeit des höhern Gedankenverkehrs vor Erfindung dieser Kunst. Mühsam wurden die Werke von Mönchen und andern Gelehrten abgeschrieben, dann hoch und theuer bezahlt und in den Bibliotheken der Großen oder auch der Klöster verwahrt, und nur aus besonderer Gunst dem weniger bemittelten Freunde der Wissenschaft mitgetheilt; denn nicht viele Gelehrte waren im Stande, sich eigene Sammlungen anzulegen. Die größten Geister achteten es daher nicht für verlorene Zeit, selbst Hand anzulegen beim Geschäfte des Abschreibens, wie denn Petrarca den Virgil mitsammt dem Commentar des Servius abschrieb, welche Handschrift noch auf der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand aufbewahrt wird. Allein wir dürfen auch hier über dem Guten, das die Buchdruckerkunst uns gebracht hat, nicht die Vortheile übersehen, welche die Schwierigkeiten und deren Ueberwindung dem menschlichen Geiste von je gewährt haben. Der Eifer für die Wissenschaft, der Durst nach ihr wurde vermehrt durch die Seltenheit der Schätze. Wer sich die Mühe nimmt, einen Schriftsteller ganz abzuschreiben, der lebt sich gewiß tiefer und gründlicher in denselben hinein, als wer ihn nur flüchtig vom gedruckten Blatte wegliest. Eben jener eiserne Fleiß, den wir an den Reformatoren bewundern, wurde gestählt in dem Glühofen der Schwierigkeiten. Auch muß man sich nicht vorstellen, daß die neue Erfindung im Augenblick jene große Veränderung bewirkt habe, deren Früchte wir jetzt fast im Ueber-

maaße genießen. Erst nach und nach konnte sich die Kunst vervollkommnen, und mit dem Zeitalter der Reformation erst erreichte sie jene Höhe, die sie befähigte, ein Werkzeug derselben zu werden. Auch hier aber dürfen wir mit Stolz auf unser Basel hinsehen. Lassen wir Mainz, Straßburg und die Holländer sich die Ehre der Erfindung streitig machen, unstreitig bleibt Basel die Ehre, das, was Fust, Schöffer und Guttenberg ins Leben gerufen, auf die Stufe höherer Vollkommenheit gebracht zu haben. Nächst der Druckerei des Aldus Manutius in Venedig, und der des Robert Stephanus zu Paris, waren die Baselschen Werkstätten eines Froben und Amerbach, der Gebrüder Andreas und Heinr. Petri, eines Oporin, Herwagen, Wolf, Cratander, die berühmtesten *). Diese Buchdrucker waren zugleich meist Männer von hoher Bildung, die Freunde der Gelehrten, die ihnen ihre gastlichen Häuser öffneten, wie ein Froben seinem Erasmus, ein Cratander seinem Oekolampad. Sie scheuten keine Opfer, wo es galt, dem Lichte zum Durchbruch zu verhelfen. Doch trieb auch manche Buchdrucker damaliger Zeit die Berechnung des eigenen Vortheils zu schneller Industrie. Eins half dem Andern, die Presse diente der Reformation, und die Reformation der Presse. Oft kam die gewaltige Macht der letztern dem schüchternen Entschlusse des Reformators zuvor. Was kaum der Feder entflossen, das setzte, oft früher als der Verfasser selbst es wünschen mochte, alle Gemüther in Bewegung.

Es ist schon oft als ein providentieller Zug in der Geschichte nachgewiesen worden, daß die Reformation und die Erfindung der Buchdruckerkunst so nahe zusammenfallen — und wer möchte diesen Wink der Vorsehung verkennen? Allein auch hier muß man sich hüten, das Werkzeug zu überschätzen und die mitwirkende Ursache zur einzigen und höchsten machen zu wollen. Gerade in unserm Zeitalter, und namentlich in diesen letzten Jahren, kann diejenige Ansicht als die herrschende der liberalen Partei betrachtet werden, welche alles Heil allein und fast ausschließlich in die freie Presse setzt, und schon öfter ist gehört worden, daß sie unendlich mehr bewirken werde und schon bewirkt habe in unsrer Zeit, als einst die nur aufs Kirchliche

*) Vgl. Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte (von Stockmeier und Reber). Basel 1840. 4.

beschränkte Reformation des 16. Jahrhunderts. Ich bin weit entfernt, die Wohlthat der freien Presse zu verkennen, und selbst ihre Mißbräuche können mich nicht bestimmen, sie nicht als eine Wohlthat, ja als ein unschätzbares Beförderungsmittel der Wissenschaft, der wahren Freiheit und Aufklärung zu betrachten. Allein in jenen Götzendienst kann ich nicht einstimmen, der dem gedruckten Buchstaben eine höhere Wirkung beimißt als dem lebendigen Worte, der weniger fragt, was gedruckt wird, zufrieden, daß nur gedruckt werde, und der am Ende an die Stelle eigenthümlicher Geistesentfaltung einen den Zeitgeist beherrschenden Mechanismus der sogenannten Publicität setzt*). Oder ist es nicht bald dahin gekommen, daß die Lettern früher auf dem Rahmen stehen, ehe die Gedanken im Kopfe sich recht geordnet haben, und sind nicht gewisse Freiheitsideen unsrer Tage zu Stereotypen geworden, die jeder nur wieder etwas anders ordnet, ohne über deren Bedeutung selbst sich klar geworden zu sein?

Diesen papiernen Journal- und Zeitungsmechanismus kannte freilich das Reformationszeitalter noch nicht. Obenan stand immer noch das lebendige Wort, der Ausdruck einer frischen Eigenthümlichkeit, wie sie im Innern des Geistes sich erzeugt hatte, und der gedruckte Buchstabe war nur wieder ein Abdruck dieses Wortes; daher, wenn wir ein Buch aus jener Zeit zur Hand nehmen, wir in eine weit nähere, individuelle Berührung mit dem Manne selbst, gleichsam mit dessen Fleisch und Blut, treten, als dieß heut zu Tage zu geschehen pflegt, wo die Person des Buches oft eine ganz andere ist als die Person des Verfassers.

Es mag immerhin zufällig genannt und aus sehr natürlichen Ursachen erklärt werden, daß die ersten Drucke, welche in die Welt ausgingen, Bibeldrucke waren. Aber wie oft findet der ahnende Geist auch im Zufälligen eine höhere Nothwendigkeit angedeutet, und das Natürlichste wird uns dann ein Symbol des Geistigen. Liegt nicht

*) Vgl. Ancillon, zur Vermittlung der Extreme S. 139 ff. und (Bulwer) England und die Engländer III. 12. „Es ist“, sagt der Letztere, „Art und Weise der Leute, die mehr eifrig als tiefdenkend sind, schaamlose Lobes- „erhebungen über die periodische Presse zu ergießen und den Einfluß derselben „den Einfluß des Wissens zu benennen — er ist vielmehr ein Einfluß der „Meinung.“

eben darin eine höhere Bedeutung, daß diese nützliche Kunst der Menschen geweiht ward durch das Wort Gottes? daß die Erstlinge derselben niedergelegt wurden auf den Altar der Kirche? Soll uns dieß nicht ein Wink sein, daß sie eine heilige Kunst ist, geweiht zunächst den höchsten und edelsten Interessen der Menschheit, der Religion, der Wissenschaft, der Freiheit im wahren Sinne des Worts? Ja, die Presse war in ihrer Entstehung ein Organ des christlich=reformatorischen Geistes. Gebe Gott, daß sie es bleibe und nicht in ein Organ des antireligiösen, revolutionären Geistes ausarte! Nicht äußerer Zwang vermag diese Ausartung zu verhüten (obwohl bald nach Erfindung der Kunst die päpstliche Censur eintrat); sondern auch hier muß endlich der reinere Geist der Wahrheit, der Geist der Reformation, läuternd hindurchdringen durch die unreinen Elemente menschlicher Selbstsucht und Leidenschaft.

Achte Vorlesung.

Vorzügliche Männer, die in den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften gewirkt haben. — Die Mystiker: Meister Eckart, Tauler, Ruysbroek, Thomas a Kempis. — Johann Wessel. Johann von Wesel. Joh. Goch. — Hieronymus Savonarola. — Reuchlin und Erasmus.

Wir haben uns in der letzten Stunde bedeutend dem Reformationszeitalter genähert. Die Zeit zwischen Huß und Luther erschien uns als eine höchst wichtige, von vielfachen Bildungselementen befruchtete Zeit. Wiederherstellung der Wissenschaft, Erweckung des Studiums der Alten, Blüthe der Kunst in Italien und auch zum Theil in Deutschland, Vermehrung der wissenschaftlichen Anstalten durch die Stiftung der Hochschulen, und endlich die Buchdruckerkunst waren diese Elemente. Ich hätte auch noch der Entdeckung Amerika's 1492 erwähnen können; doch stand diese in keiner nähern Berührung zur Reformation, es sei denn, daß man in der kühnen Zuversicht, womit ein Columbus, den Wellen trotzend, nach seinem Ziele steuerte, ein schickliches Gegenbild erkennen wolle zu der ähnlichen Kühnheit, womit der Geist der Reformation das Schiff der Kirche durch den Strudel leitete dem Lande des Glaubens, dem Lande der Freiheit zu! oder es sei, daß man über den Zwischenraum der Jahrhunderte sich hinwegsetzend, schon die Folgen berechne, welche diese Entdeckung allerdings auch für das spätere kirchliche Leben hatte, und an das Verhältniß denke der nordamerikanischen Freiheit zum christlich-protestantischen Geiste. Doch solche Betrachtungen liegen uns jetzt ferner. Es bleibt uns nur noch eins übrig zur Vervollständigung des Gemäldes, das wir in der letzten Stunde entworfen haben, nämlich, daß wir die Landschaft mit menschlichen

Figuren ausstatten, daß wir auf den gezeichneten Schauplatz die Männer selbst hinstellen, die darauf sich bewegt haben, damit durch das Anschauen der Persönlichkeiten der Eindruck, den wir von diesem Zeitalter erhalten, in uns erhöht und befestigt werde. Noch darf ich indessen auch jetzt nicht die Personen der Reformatoren selbst Ihnen vorführen, sondern wie jeder Maaßstab menschlicher Größe überhaupt nur ein relativer ist, so können wir auch die Person und die Wirksamkeit dieser Männer nur dann gehörig abschätzen, wenn wir sie mit ihres Gleichen, namentlich mit den Zeitgenossen und den unmittelbaren Vorgängern zusammenstellen; und nur vermittelst der Berechnung der geistigen Kräfte, die, von andern ausgehend, auf sie gewirkt haben, können wir die Macht des Einflusses ermessen, den sie selber wieder auf andere übten. Wir können die Männer, welche hier in Betracht kommen, in zwei Hauptclassen theilen, in solche, welche mehr auf dem Wege der gemüthlichen Erbauung, und solche, die mehr auf dem der verständigen Belehrung ihr Ziel verfolgten, wiewohl auch hie und da Einzelne beides, das Erbauliche wie das Belehrende, zu vereinigen suchten.

Ich habe schon früher bemerkt, wie der unfruchtbaren Scholastik gegenüber sich die Mystik aufthat*), und besonders ist das Zeitalter des 14. und 15. Jahrhunderts reich an Erzeugnissen derselben und an großen Schriftstellern auf diesem Gebiet. Unter der Mystik verstehen wir hier nicht etwa alles das, was man in neuerer Zeit unter diesem Namen befaßt hat, sondern eine bestimmte, geschichtlich ausgeprägte Richtung, die wir kurz als die in sich selbst zurückgehende Gefühlsreligion oder die Religion des reflectirten Gemüths bezeichnen können.

Je weniger die Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit in einer ungläubig gewordenen Zeit genügten, je mehr der Zweifel an der Kirchenlehre überhand nahm, desto mehr entschlugen sich die wahrhaft Frommen, die aus innerer Erfahrung das zu besitzen glaubten, worüber andere sich mühsam stritten, jeder Art von scholastischer Zänkerei, und bauten sich im Gemüthe einen Tempel auf, dessen Grundlage das unmittelbar in ihnen wohnende Gottesbewußtsein selbst war. Sammlung des Gemüthes aus der Zerstreutheit des Weltlebens zur innern ungestörten Harmonie in Gott — das war die Aufgabe

*) S. die 4. Vorlesung.

der Mystik. Der Mensch sollte als Einzelwesen sich aufgeben, um in Gott sich wiederzufinden, sein endliches Dasein sollte aufgehn im unendlichen, sein Ich mit allen Eigenthümlichkeiten, Neigungen, Begierden begraben werden in den Tod, um mit Christo wieder aufzustehen zu einem neuen Leben. Die reine Liebe war das Element der Mystik, sie das Band, das Erd' und Himmel verknüpfte, sie das Gluthmeer, in dem alle Funken des Geistes vibrirten und zuletzt in einen Ocean sich selbst verzehrender Gefühle verschwammen. Daß solche Lehren einen Haltpunct in manchen Stellen der heiligen Schrift hatten, ja daß sie gar sehr geeignet waren, eine tiefe und ernste religiöse Stimmung zu erhalten, wer kann dieß läugnen? obwohl von der andern Seite die Gefahr sehr nahe lag, bei einem einseitigen Hervorheben derselben in die Träume der Schwärmerei sich zu verirren. Mit dem Aufgeben der Individualität lief man Gefahr, das klare und sichere Bewußtsein von dem zu verlieren, was man, statt es in einer edeln Brust zu bewahren, nur im Ringen mit unklaren Bildern erreichen zu können meinte. Leicht konnte mit dem Mysticismus ein gefährlicher Pantheismus sich verbinden, und die Lehre, daß nichts Wesenhaftes sei außer Gott, keine Freiheit außer in ihm, kein Leben als nur in ihm, sie konnte leicht dahin ausgedehnt werden, daß die Vorstellung von einem persönlichen Gotte, einer persönlichen Freiheit des Menschen, und einer persönlichen Unsterblichkeit sich dem schwindelnden Blicke bis dahin entzog, wo mit der niedergerissenen Schranke zwischen dem Endlichen und Unendlichen der Geist seinen eigenen Schwerpunct verliert und wie von einer fremden Macht in die bodenlosen Untiefen einer alles verschlingenden Einheit und Einerleiheit heruntergezogen wird. Zugleich mangelte auch den Mystikern mit der Bestimmtheit des Gedankens nicht selten die Klarheit der Sprache. Die dunkeln, aus der Sinnenwelt entlehnten Bilder wurden unbesonnen auf das Uebersinnliche angewendet, und das Maaß des Schicklichen nicht selten überschritten. So ist dieß der Fall bei Meister Eckart, dem Dominicanerprovinzial zu Köln, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, bei dem man oft nicht weiß, ob man die Tiefe des frommen Gedankens mehr bewundern, oder ob der Kühnheit, ja Verwegenheit des Ausdrucks sich entsetzen soll. Steht er doch, wie ein neuerer Geschichtschreiber sagt, „mit seinem Gefühl der Gottesnähe und mit seiner heiligen Liebesgluth gleichsam schwindelnd auf einer

Höhe, auf welcher der Unterschied zwischen Gott und Menschen, zwischen Christus und Christ, zwischen Gut und Böse verschwindet" *).

Von diesen Entartungen der Mystik haben wir übrigens schon früher gesprochen bei der Betrachtung jener schwärmerischen Secten der Beguinen, Lollharden rc. **). Lassen Sie uns jetzt, ohne weiteres Eintreten in eine specielle Kritik dieser Systeme, die vorzüglichern unter den mystischen Schriftstellern des 14. und 15. Jahrhunderts ins Auge fassen, die bei allem, was an ihnen getadelt werden kann, doch einen von gröbern Entartungen sich frei haltenden praktisch-christlichen Sinn zeigen. Vor allen verdient Johann Tauler, Dominicanermönch zu Köln und nachher zu Straßburg, genannt zu werden, da er nicht nur auf seine Zeit bedeutend gewirkt hat, sondern auch gewissermaßen als der Lehrer Luthers, der sich an dessen Schriften überaus erbaut fand, angesehen werden kann. Schon der Titel einiger seiner Schriften ***) erinnert zwar an die Vorliebe zu jener Bildlichkeit der Rede, von der wir eben sprachen, und die so oft unglücklich genug von spätern Mystikern nachgeahmt worden ist. Wer aber über diese auffällige Außenseite sich hinwegzusetzen vermag, und die Mühe nicht scheut, mit einiger Selbstverläugnung in eine fremde Eigenthümlichkeit sich zu versetzen, der dürfte leicht in der ungewohnten Schale einen nahrhaften Kern, und durch die Nebel hindurch einen Sonnenstrahl der reinern Wahrheit entdecken. Ob das Büchlein von der deutschen Theologie, an dem sich Luther besonders erquickte, von ihm ist, lassen wir dahingestellt. Es ist in einem ihm verwandten Geiste geschrieben.

In der Nähe unsres Vaterlandes predigte und schrieb in ähnlichem Geiste der schwäbische Mystiker Heinrich Suso (gewöhnlich der Seuse genannt), in den Niederlanden Joh. Ruysbroek. Letzterer ging in dem Gebrauche üppiger und unpassender Bilder noch weiter, als Tauler, obwohl ihn einige (vielleicht eben darum?) diesem noch vorziehen †).

---

*) Hase, Kircheng. 6. Aufl. S. 321.

**) Besonders gehörte auch dahin Amalricus von Bena, der 1207 starb und, nach Gieseler, als Vater der Secte „des freien Geistes" anzusehen ist.

***) Medulla animae, das Mark der Seele; von den 10 Blindheiten und 14 Wurzeln der göttlichen Liebe u. s. w.

†) Vergl. über diese Männer de Wette's christliche Sittenlehre II. 2. S. 220 ff. S. 236: „Diese Mystik (Taulers) ist sehr tief und innig, und zugleich

So viel ist aber gewiß, daß, wenn auch diese Mystiker, sowie andere ihnen ähnliche, auf die Frömmigkeit einzelner ihrer Zeitgenossen und Nachkommen vortheilhaft mögen gewirkt haben, besonders auf solche, die im Stande waren, sich in ähnliche Tiefen der geistlichen Speculation zu versenken, sie doch an allgemeiner, populärer Wirksamkeit zurückblieben hinter dem weit klarern und verständlichern Thomas a Kempis, der, in seinem Zusammenhang mit den „Brüdern des gemeinsamen Lebens", auch wirklich nur theilweise zu den Mystikern, weit eigentlicher aber zu den ascetischen Sittenlehrern oder Erbauungsschriftstellern zu rechnen ist. Das allbekannte Buch von der Nachfolge Christi, das nächst der Bibel am meisten gedruckt worden ist, ist zwar von einigen nicht ihm, sondern dem Abt Gersen, von andern wieder andern zugeschrieben worden*); allein es scheint denn doch, daß es ihm mit Recht angehöre. Th. a Kempis, mit seinem eigentlichen Namen Thomas Hamerken, war Augustinermönch zu Zwoll in Flandern, und starb in hohem Alter 1471. Wenn gleich seiner Sittenlehre noch manches Klösterliche anhaftet, das nicht auf alle Verhältnisse anwendbar sein dürfte, so wehet doch im Buche von der Nachfolge Christi, dessen Verfasser der große Haller „einen Lehrer übermenschlicher Tugend" nennt, jener reinere Geist der Frömmigkeit, dessen die Reformation sich bemächtigte. Insofern gehört Th. a Kempis zu den Vorgängern der Reformation, ob er gleich nichts unternommen hat zur Stürzung des alten Gebäudes, in dem er sich bei seiner von der Welt abgezogenen Stimmung im Gegentheil wohl zu befinden schien. Desto mehr tritt das reformatorische Element heraus in seinem Schüler Joh. Wessel.

„sehr speculativ; aber es fehlt ihr doch der Gehalt. Sie ist nämlich fast nur „negativ, Verläugnung des Irdischen, Endlichen; das Wahre hingegen, das „Wesentliche, Göttliche, weil es nicht in bestimmtem Verhältniß zum menschlichen „Leben und Herzen gefaßt wird, ist gewissermaßen eine leere Stelle." — S. 247: „Ruysbroek bestätigt die so wahre Bemerkung, daß alle (derartige) Mystik auf „eine feinere Art von Wollust hinausgeht, auf ein Schwelgen mit Gefühlen. „Wenn er auch die heilige Liebesraserei und das Liebesfieber nur als einen Durchgangspunct bezeichnet, so ist es doch immer schlimm, daß solche Unnatürlichkeiten „auf dem Wege zu seinem Ziele vorkommen." Ein Weiteres bei Ullmann, Reformatoren vor der Reformation. Bd. II. S. 36 ff.

*) Die neuesten Untersuchungen darüber siehe in den theol. Studien und Kritiken Jahrg. 1830. S. 469. 833. 1189. und bei Ullmann a. a. O. Bd. II (in der Beilage).

Geboren 1419 zu Gröningen, gehört Joh. Wessel*), der von seinen Anhängern das Licht der Welt (lux mundi) genannt wurde, zu den Männern, welche das Mystische mit dem Praktischen aufs trefflichste zu verbinden, und ebenso auf das Gefühl und das Leben, wie auf die verständige Einsicht ihrer Zeitgenossen zu wirken wußten, wodurch er seinen Beruf zum eigentlichen Reformator beurkundet. In ihm hatte sich der Geist der Mystik bereits abgeklärt; es ist die reinere Flamme derselben, die in ihm glüht, ohne jenen düstern Qualm und Rauch, der gesunde Augen angreift. Sehr schön zeigt er daher von der einen Seite, wie das bloße Wissen um des Wissens willen noch zu nichts führe**), sondern wie erst die aus der Tiefe eines von Gott erleuchteten Gemüthes auftauchende Liebe alles verkläre und vergöttliche. Von der andern Seite aber war er so weit entfernt, den Verstandesgebrauch und die tüchtige Uebung in der Wissenschaft zu verachten, daß er im Gegentheil sich auch hier als Freund des Lichtes in jeder Beziehung bewies, und sich durch seinen kühnen Oppositionsgeist bei seinen Gegnern den Spitznamen des Contradictionsmagisters zuzog.

Diesem Oppositionsgeiste nach trat Wessel auch in Bestreitung der päpstlichen Alleinherrschaft und Willkür, sowie der Mißbräuche überhaupt, positiver und entschiedener auf als die frühern Mystiker, und trat insofern in die Fußtapfen eines Wiklif und Huß. Er wies namentlich darauf hin, wie viele Päpste schädliche Irrthümer gehegt hätten, und wie es allein in der Macht Gottes und nicht in der der Menschen stehe, Sünden zu vergeben. Ueberhaupt unterwarf er die kirchliche Bußtheorie einer scharfen Kritik, und zeigte, wie die Buße nicht bestehen könne in der Ablegung der Ohrenbeichte und der mechanischen Verrichtung äußerer Werke, sondern wie sie von innen heraus als eine Frucht der Liebe und Dankbarkeit müsse gewirkt werden. Solcher Lehren halber mußte aber Wessel die Universität Paris verlassen, wo er als Dr. der Philosophie lehrte. Er fand in Basel eine Zufluchtstätte, kam dann nach Heidelberg, und endlich in sein Vaterland zurück, wo er noch im hohem Alter wirkte.

---

*) Vgl. das oben angeführte Werk von Ullmann.

) Sein Wahlspruch war: **Qui scit ut sciat, stultus est; qui sciunt, ut sciantur, stultiores.

Nicht zu verwechseln mit Wessel ist sein etwas jüngerer Freund, Johann von Wesel (Johannes de Vesalia, auch Ruchrath oder Richrath, lat. Burchardus). Aus Oberwesel, zwischen Mainz und Coblenz, gebürtig (das Geburtsjahr läßt sich nicht genau ermitteln) studirte er in Erfurt und ward Professor daselbst. Er ist insofern ein Vorgänger Luthers, als er es wagte, mit entschiedenem Muthe den Ablaß anzugreifen, der während der Feier des päpstlichen Jubeljahres 1450 und 1451 in Deutschland verkündigt wurde. Als berufener Professor der h. Schrift protestirte er gegen Alles, was der Wahrheit des göttlichen Wortes widersprach. Im Jahr 1460 ward er Prediger in Mainz, und als ihn die Pest von da vertrieb, in Worms, wo er 17 Jahre lang durch Wort und Wandel die Gemeinde erbaute. Mit Schmerzen sah er den Verfall der Kirche und eiferte mit aller Macht gegen das eingerissene Sittenverderben. Dabei gründete er alles auf die Bibel, von der schon er die Ueberzeugung hatte, daß sie sich vollkommen durch sich selbst erkläre. Von diesem positiven Grunde aus bestritt er die Ceremonien der Kirche und die willkürlichen Gebote derselben, mitunter scharf, nicht ohne Beimischung der Satyre. So sagte er in Absicht auf das Fasten, der Apostel Petrus habe am strengsten darauf gehalten, sintemal er ein Fischer gewesen, um seine Fische desto besser anzubringen. Auch meinte er, ein guter Christ dürfe, unbeschadet des Gewissens, am Charfreitage einen guten Kapaunen verzehren. — Ebenso griff er die Wallfahrten an, und unter anderm sagte er: „Ich „verachte den Papst, die Kirche, die Concilien und lobe Christum; das „Wort Christi wohne unter uns reichlich." Noch keckere Aeußerungen wurden ihm von seinen Gegnern aufgebürdet. So soll er in Wiesbaden in einer Predigt gesagt haben: wer das h. Sacrament der Messe sehe, der sehe den Teufel. Wie wenig er zu solchen Uebertriebenheiten geneigt war, mag aus seiner Schrift „über die Autorität der Geistlichen" hervorgehen, worin er zwar die Anmaßungen und die Herrschsucht des Klerus mit scharfen Waffen angreift, unter anderm aber sich also vernehmen läßt: „Widerstreiten die Gebote und Ueberlieferungen der Obern „dem Geiste der Liebe nicht, stimmen sie mit dem Christenthum überein, „so wollen wir ihnen gehorchen, nicht aus Rücksicht auf das Gesetz, „wohl aber aus dem freien Geiste der Liebe, auf daß wir nüchtern, ge„recht und fromm leben in dieser Welt, nüchtern für uns, gerecht gegen

„die Brüder und fromm gegen Gott".*) — Die erbittertsten Gegner fand Johann von Wesel unter den Bettelmönchen, namentlich unter den Dominicanern. Man warf ihm vor, daß er es mit den Hussiten halte, ja im Geheimen ihr Bischof sei. Der Bischof Diether von Isenburg, bei dem die Klage anhängig gemacht wurde, bestellte Theologen von Köln und Heidelberg nach Mainz, um über ihn und seine Lehre zu richten. Unterdessen ward er in strengem Gewahrsam gehalten. Die Hauptrolle als Inquisitor spielte der Kölner Dominicaner Gerhard von Elten. Von Alter, Krankheit und Kummer abgezehrt, wankte der blinde Greis an seinem Stabe, von zwei Franziscanern geführt, vor das Gericht. Er mußte sich, dem Inquisitor gegenüber, auf den Boden setzen. Nach einigem Zögern ließ er sich bewegen, um Gnade zu bitten und endlich vor allem Volke den Widerruf zu leisten, der ihm auferlegt wurde**). Seine Schriften wurden dem Feuer übergeben, er selbst zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Augustinerkloster zu Mainz verurtheilt. Nur zwei Jahre brachte er im Kerker zu. Der Tod machte seinem Leiden 1481 ein Ende.

In der Reihe der Vorläufer der Reformation erscheint auch *Joh. Goch* (Puper), von Goch im Cleve'schen, der als Prior eines von ihm gestifteten Nonnenklosters zu Mecheln im Jahre 1475 starb. Was ihn vor seinen Mitstreitern auszeichnet, ist, daß er nicht blos einzelne Gebrechen der Kirche angriff, sondern das Ganze und Innerlichste des kirchlichen Lebens mit reformatorischem Geist erfaßte, und dabei weniger stürmisch und angreifend als ruhig erörternd verfuhr. Als die vier großen Irrthümer der Kirche seiner Zeit nannte er die unevangelische Gesetzlichkeit, die gesetzlose Freiheit, das falsche Selbstvertrauen und die äußerliche Frömmigkeit. Diesen stellte er gegenüber die wahre Frömmigkeit, die auf dem Bewußtsein der freien Gnade Gottes in Christo ruht. Damit traf er in

---

*) *Ullmann*, Reformatoren vor der Reformation I. S. 361.

**) Von dem Peinlichen des Gerichts giebt uns *Ullmann* a. a. O. S. 387 eine anschauliche Schilderung. Zuerst fragte der Inquisitor Weseln, ob er glaube, vermöge des geleisteten Eides verpflichtet zu sein, die Wahrheit zu sagen, auch wider sich selbst oder jeden Andern? Wesel: Ich *weiß* es. Der Inquisitor: Saget, ich *glaube* es. Johannes: Wozu brauche ich es zu *glauben*, wenn ich es *weiß*? Da wurde der Inquisitor aufgeregter und sprach mit scharfer Betonung: „Magister Johannes, Magister Johannes, Magister Johannes, saget: ich glaube, saget, ich glaube es." Also erwiderte Wesel: „Ich glaube es."

das Herz der evangelischen Wahrheit. Und damit standen auch seine übrigen reformatorischen Grundsätze in Verbindung. Wohl, sagt er, ist die Kirche die Mutter aller Gläubigen, aber oft haben die Mütter mehr Liebe als Einsicht. Die wahre Kirche ist da, wo Christus ist. Er ist das unsichtbare Haupt des Leibes, der allen Gliedern Leben und Bewegung mittheilt.

Nicht nur aber in Deutschland und den Niederlanden, auch im Lande jenseits der Alpen sehen wir Männer auftreten, die prophetisch auf die Reformation hinweisen. Da erhebt sich in Florenz in der Klosterkirche San Marco der Dominicaner Hieronymus Savonarola (besonders seit 1489) und verkündet das Hereinbrechen der Strafgerichte Gottes über die entartete Welt (**Gladius Domini super terram veniet cito et velociter**). Von seinen einzelnen Weissagungen sind mehrere eingetroffen, wie der Tod Papsts Innocenz VIII., der Untergang des mediceischen Hauses, und der Heereszug eines fremden Königs (Karls VIII.) über die Alpen. Die Idee einer theokratischen Republik, eines freien Gottesstaates beseelte sein Streben; mit Feuereifer kämpfte er wider die Weichlichkeit und die Selbstsucht der Großen und drang auf eine durchgreifende Reform der Sitten, die mit der Herzensbuße jedes Einzelnen beginnen sollte. Vergebens suchte der in Lastern versunkene Alexander VI. den lästigen Prediger zum Schweigen zu bringen. Nicht den Cardinalshut begehrte er, sondern den rothen Hut des Märtyrers, mit seinem eigenen Blute gefärbt. So geschah es auch. Erst ward ihm die Kanzel verboten, dann der Bann über ihn ausgesprochen, die Stadt Florenz mit dem Interdict bedroht. Die Eifersucht der Franziscaner regte die Volksmassen wider den verhaßten Dominicaner auf. Mitten im Tumulte, in welchem San Marco überfallen und mehrere Anhänger Savonarola's getödtet wurden, ward er selbst verhaftet und vor ein Inquisitionsgericht gestellt. Mit zweien seiner Ordensbrüder, Domenico da Peschia und Sylvestro Maruffi, ward er den 23. Mai 1498 am Galgen erdrosselt und dann seine Leiche verbrannt. Sein prophetischer Geist hatte ihn verlassen, nicht aber sein Gottesmuth, seine Frömmigkeit. Er starb unter dem Beten der Psalmen. Luther hat sein Andenken hoch gehalten*).

---

*) Vgl. über ihn Rudelbach, Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Hamb. 1835. K. Meier, Girolamo Savonarola. Berlin 1836. Hase, neue Propheten. Leipz. 1851. S. 97 ff.

Treten wir nun unmittelbar an das Reformationszeitalter hinan, so sind es zwei Männer, die durch ihre wissenschaftliche Begabung*), zugleich aber auch durch den factischen Gegensatz, den sie gegen den Aberglauben und die Unwissenheit des Mönchsthums bildeten, unsre Betrachtung auf sich ziehn. Beide sind auch noch insbesondere für die Geschichte unsrer Vaterstadt nicht unwichtig; ich meine Reuchlin und Erasmus.

Johann Reuchlin**), geboren den 28. Dec. 1455 zu Pforzheim, genoß von seinen eben nicht wohlhabenden, aber auch nicht allzudürftigen Eltern eine fromme Erziehung; und da er auf dasiger Stadtschule sich bald, außer in andern Fächern, auch im Gesang auszeichnete, so ward er in seinem 18. Jahre unter die badenschen Hofsänger oder Chorschüler aufgenommen. Mit dem jungen Markgrafen Friedrich von Baden, dem er an Alter ziemlich gleich war, wurde er als Begleiter desselben auf die Hochschule zu Paris geschickt, wo er sich in den alten Sprachen, die hier mit erneuertem Eifer betrieben wurden, umsah. Hier war es der vorhin genannte Johann Wessel, der ihn besonders in diesem Eifer unterstützte und ihm weitere Anleitung zu seinen Studien gab. Von ihm lernte er auch die ersten Anfangsgründe des Hebräischen. Mit diesem Freunde traf Reuchlin gegen Ende des Jahres 1474 wieder in Basel zusammen, wo er dann das Band mit ihm noch enger knüpfte. Reuchlin kann als derjenige angesehen werden, der das Studium der alten Sprachen, besonders des Griechischen***), in Basel gründete, und diesem zuerst den sichern Platz unter den Lehrfächern einräumte, den es

*) Andere waren ihnen freilich vorangegangen. Schon vor der Eroberung Constantinopels hatte Nic. Lyra im 14. Jahrhundert, so weit ihm eben die Mittel zu Gebote standen, die Bibel zu erforschen gestrebt. Es hieß von ihm: Si Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts machte sich dann Laurentius Valla, Canonicus zu Rom, um dieselben Wissenschaften verdient, und wagte zugleich, mit persönlicher Gefahr, verjährte Rechte der Päpste anzugreifen. In Paris lehrte Faber Stapulensis.

**) Das Neueste über denselben: Meyerhoff (Dr. Ernst Theodor), Johann Reuchlin und seine Zeit, Berlin 1830. Damit zu vergleichen Meiners, Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften (Zürich 1795. Bd. I.), und Athenae rauricae p. 251—255.

***) Er selbst lernte es hier genauer von dem Griechen Andronicus Contoblacas. Er benutzte auch hier die vom Cardinal Nicolaus de Rhagusio nach Basel gebrachten Codices des N. T., und schrieb daselbst, von den Gebrüdern Amerbach ermuntert, sein lateinisches Wörterbuch.

bis auf den heutigen Tag behalten hat und, so Gott will, ferner behalten wird*). Der allgemeine Beifall, den sich Reuchlin durch seine Vorlesungen in diesem Fach erwarb, erregte jedoch den Neid einiger andern Lehrer, die jedenfalls mehr in den scholastischen Spitzfindigkeiten, als im Griechischen, bewandert waren. Diesen blieb in ihrer Leidenschaft nichts übrig, als eine Sache, die sie nicht verstanden, zu verdächtigen, und den neuen Lehrer in den Ruf der Ketzerei zu bringen. Zu was das Griechische? hieß es; dieß sei eine Sprache, die zu lauter Irrlehren und Spaltungen führe**). Und doch war das neue Testament, doch waren so viele orthodoxe Kirchenväter griechisch geschrieben! Trotz des Geschreies gewann Reuchlin an Achtung bei denen, welche seine ungeschminkte Frömmigkeit zu begreifen und seine über das Gemeine hinausstrebende Wissenschaft zu würdigen im Stande waren. Vier Jahre hatte Reuchlins Aufenthalt in Basel nicht ohne Segen gedauert. Nachdem er 1474 die Laureaten- und 1477 die Magisterwürde erlangt***) hatte, begab er sich 1478 nach Orleans, um sich der Rechtswissenschaft zu befleißigen. Aber auch hier, sowie nachmals in Poitiers, setzte er seine Vorlesungen über die alten Sprachen fort, mit demselben Beifall wie in Basel. Viele hohe Adelige, die aus Deutschland und Frankreich hier versammelt waren, wurden seine Freunde, und halfen ihm seine äußere Lage verbessern †). Nach diesem Aufenthalt in Frankreich kehrte er als Licentiat der Rechte in sein deutsches Vaterland zurück, wo er im Dienste seines Fürsten, des Grafen Eberhard im Bart, mehrere Reisen machte ††) und bedeutende Staatsämter bekleidete. Kaiser Friedrich III. erhob ihn in den Adelstand mit dem Titel eines Pfalzgrafen, und bald darauf machte er ihn zu seinem wirklichen Rathe. Nach dem Tode Eberhards, der politische Unruhen im Lande herbeiführte, folgte Reuchlin gern einem Rufe des würdigen Prälaten Dalberg, der als

---

*) S. Meiners a. a. O. S. 50.

**) „Die Griechen seien Schismatiker." Sie kannten wahrscheinlich keine andern Griechen, als die Anhänger der griechischen Kirche, die von der römischen als schismatisch betrachtet wurde.

***) Athen. raur. a. a. O. Ochs V. S. 154 sagt auch, daß er 1474 das Rectorat bekleidet habe, doch nennen die Athenae rauricae in demselben Jahre zwei andere Namen.

†) Largum accepit διδακτρον. Athen. raur.

††) Unter andern auch die oben (Vorles. 7) erwähnte nach Italien.

Kanzler des Churfürsten Philipp von der Pfalz in Heidelberg residirte und ein großer Gönner des aufdämmernden Lichtes der Wissenschaft war*). Auch für diesen unternahm er unter anderm eine Reise nach Rom, die ihm vielen wissenschaftlichen Gewinn brachte und ihm neue Freunde zuführte. Nach Entsetzung Eberhards des Jüngern kehrte Reuchlin ins Würtembergische zurück, wurde Mitglied und bald darauf Vorsteher des schwäbischen Bundesgerichts, zog sich aber nach einigen Jahren in den gelehrten Privatstand zurück. Nachdem er eine kurze Zeit noch in hohem Alter eine Lehrstelle zu Ingolstadt bekleidet hatte, verbrachte er den Rest seines Lebens, das immer der Wissenschaft gewidmet war, in Tübingen, und starb zuletzt in Stuttgart (1522).

So verschieden auch die äußern Schicksale Reuchlins waren, überall war es doch das gelehrte Streben, das sich in reicher Entfaltung bei ihm hervorthat. Nicht allein für die Wiedererweckung der classischen Studien war er thätig durch Belebung des Sinnes für griechische Sprache und griechisches Alterthum; sondern wodurch er hauptsächlich ein Werkzeug der Reformation wurde in der Hand der Vorsehung, das war sein Eifer für die Beförderung der hebräischen Sprachkunde. Aber auch eben dieses war es, was ihn in einen Kampf mit den Finsterlingen seiner Zeit hineinzog, der als ein kleines Vorspiel zu dem großen Drama der Reformation betrachtet werden muß.

Das Studium der hebräischen Sprache, dessen Nutzen für die Theologie heut zu Tage jeder Laie einsieht (weil er weiß, daß das ganze alte Testament hebräisch geschrieben und auch das neue „voll hebräischer Art zu reden" ist), war von den christlichen Theologen des Mittelalters gänzlich vernachlässigt worden. Nur die jüdischen Rabbinen waren im Besitz desselben, während die Diener der herrschenden Kirche mit der lateinischen Uebersetzung (Vulgata) sich begnügten. Von den Juden mußte also damals das Hebräische wieder erlernt werden, ehe man es auf die christliche Theologie anwenden konnte. Aber gerade diesem einfachen Unternehmen standen große Vorurtheile im Wege. Die Juden waren als das von Gott verworfene und verstoßene Volk der Gegenstand allgemeiner Verachtung, und es ist bekannt, mit welcher Härte und

*) Seine Verdienste hat **Ullmann** gewürdigt, in einem lateinischen Programm 1840.

Grausamkeit bei verschiedenen Anlässen gegen sie war gewüthet worden. (Ich erinnere nur an die Judenverfolgung zu Basel im 14. Jahrhundert nach der großen Pest, wo man ihnen ganz grundlos die Vergiftung der Brunnen zuschrieb.) Schon der Umgang also mit gelehrten Juden galt damals dem großen Haufen für nichts Besseres, als der Umgang mit Ketzern und Schismatikern, mit Hexenmeistern und Zauberern, ja mit dem Teufel und seinen Genossen selbst*). Die Beschäftigung mit den hebräischen und chaldäischen Schriftzeichen, von denen die Mönche so wenig verstanden als von den ägyptischen Hieroglyphen, galt für Magie und Zauberwerk. Welche Gefahr also, eine Sprache von solchen Männern zu lernen! — Und doch setzte sich Reuchlin dieser Gefahr aus, er, der gar nicht einmal Theologe von Beruf war, der aus reinem Triebe zur Wahrheit, aus unbegrenzter Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte, das er so gern in der Ursprache gelesen hätte, sich dem undankbaren und schwierigen Geschäfte unterzog. An dem kaiserlichen Hofe zu Linz hatte Reuchlin einen gelehrten Juden, Jacob Jehiel Loans, kaiserlichen Leibarzt und Ritter, kennen gelernt; und von diesem besonders war er in die hebräische Sprache eingeweiht worden. Reuchlin brachte es auch in ihr bald so weit, daß er im J. 1506 seine hebräische Grammatik ans Licht stellte, deren hohen Werth er selbst in vollem Maaße fühlte und offen, ohne Ziererei, bekannte**). Und in der That war dieses Werk mit ein Haupthebel der Reformation. Mit der hebräischen Grammatik hatte Reuchlin gleichsam der protestantischen Theologie den Schlüssel in die Hand gegeben, aufzuthun die längst verschlossenen Schätze der Bibel. Er hatte Luthern die Fackel angesteckt, die ihn weiter in das Heiligthum führen, er hatte die Magnetnadel geschliffen, mit der der kühne Fährmann in den weiten Ocean steuern sollte. Dankbar erkannte dieß auch Luther in der Folge an, der Reuchlin seinen Vater nannte. Auch Melanchthon und unser Oekolampad waren Schüler Reuchlins, und lernten von ihm die heilige Sprache.

---

*) Billiger urtheilten die Erleuchteten in der Kirche, und es gereicht Päpsten, wie Innocenz II. und III., Alexander III. und Gregor IX. zur Ehre, wenn sie die Israeliten gegen den Fanatismus der Zeit in Schutz nahmen. Ueberhaupt ging die Intoleranz im Mittelalter eben so oft von Regierung und Volk, als von Papst und Clerisei aus. Vgl. Hurters Innocenz S. 312 ff.

**) Er gab ihr das Motto: Exegi monumentum aere perennius.

Wäre Reuchlin allein dabei stehen geblieben, das Werkzeug zu bereiten zu einer gründlichen biblischen Theologie, sein Ruhm wäre vielleicht noch größer eben in dieser schönen Einfachheit. Leider ließ er sich aber durch den Geist der Zeit verleiten, aus dem Werkzeuge auch ein Spielzeug zu machen, wenn gleich ihm selbst die Sache kein Spiel, sondern hoher Ernst war. Mit dem Studium der hebräischen Sprache nahm er zugleich noch eine Weisheit in den Kauf, von der er sich große Dinge versprach, die aber, wäre sie herrschend geworden, eher wieder uns in die dunkeln Zeiten zurückgeführt hätte, als vorwärts dem reinern Lichte zu. Sowie nämlich die christliche Theologie in eine unfruchtbare Scholastik ausgeartet war, die bisweilen wieder in eine unklare Mystik überschlug: so hatte auch die jüdische Theologie der Rabbinen sich in eine sonderbare Art des Philosophirens verwandelt, die unter dem Namen der Kabbala oder Kabbalistik bekannt ist, und die, um es kurz zu sagen, hauptsächlich darauf ausging, vermöge künstlicher Buchstabenrechnungen allerlei Geheimnisse über das Weltall und die Natur Gottes zu ergrübeln. Dieser bodenlosen, abenteuerlichen Philosophie warf sich Reuchlin in die Arme, und auch andere berühmte Männer jener Zeit, wie ein Picus von Mirandola und Agrippa von Nettersheim, versprachen sich von ihr, sowie von der Alchymie, Nekromantie u. s. w. goldene Berge. Uebrigens müssen wir uns darüber nicht wundern. In vielbewegten Zeiten, wo der menschliche Geist, von den Wogen hin- und hergetrieben, eine Spanne breit Landes sucht, auf der er ausruhen könne, da ergreift er leicht das nächste, beste Bret, um auf diesem dem ersehnten Ziele zuzusteuern, und klammert sich an dasselbe krampfhaft an, wenn es ihn gleich, statt an den sichern Port, nur einer gefährlichen Klippe zuführt. So war es zu den Zeiten der Geburt Jesu *), so zu den Zeiten der Reformation, so ist es — wer mag es läugnen? — in unsrer Zeit, wo jedes System, das wieder eine neue Wahrheit verheißt, von vielen mit Begeisterung ergriffen, mit glühender Leidenschaft vertheidigt, und oft dann bis auf ein Aeußerstes getrieben wird, in dem es seinen Untergang findet.

Mag nun aber auch Reuchlin immerhin gefehlt haben, darin daß er, während er schon den ächten und wahren Schlüssel in der Hand

*) Vgl. Neanders Kirchengeschichte I. 1. S. 23 ff.

hatte, nach einem verrosteten Zauberschlüssel spähte in dem Moder dunkler Ruinen, so war doch der Trieb, der ihn dabei leitete, ein reiner, der freie Trieb nach Wahrheit, nach Licht, nach einer Wissenschaft, die Geist und Gemüth zu befriedigen und Gottes Sache unter den Menschen zu fördern im Stande wäre. Und — zeugt nicht schon das von einem freien, unbefangenen Geiste, daß er sich über das Vorurtheil seiner Zeit, das auf den Juden lastete, zu erheben wußte, und schon einen Keim der Toleranz in seinem Herzen nährte, die dem Zeitalter so fremd war?

Ganz anders die Partei der Finsterlinge, die ihn verfolgte. Verhaßt war einmal ihrem beschränkten Sinne Jude wie Judengenosse, und beiden war der Untergang geschworen. Zur Ausführung dieses finstern Planes konnten sie sich keines bessern Werkzeuges bedienen, als eines Mannes, der selbst früher Jude gewesen, in der Folge aber aus niederträchtigen Beweggründen zum Christenthum übergegangen war, und jetzt den Eiferer spielte als Proselyt und Proselytenmacher. Johann Pfefferkorn hieß dieser Treffliche, der in einer Schrift, die er unter dem Titel „Judenspiegel" im J. 1507 zu Köln herausgab, das Wesen und Treiben sowie die Lehre seiner ehemaligen Glaubensgenossen im gehässigsten Lichte darstellte, und dazu rieth, ihre Bücher sämmtlich zu verbrennen; in der That das kürzeste Mittel, ohne Kopfzerbrechen die ganze jüdische Theologie über den Haufen zu werfen. Unter diesen Büchern waren hauptsächlich der Talmud, die Kabbala und einige andere Schriften verstanden.

Die Dominicanermönche, als die berufenen Ketzerjäger der Kirche, stellten sich auch hier an die Spitze, und ruhten nicht, bis sie von Kaiser Maximilian I. 1509 ein Mandat ausgewirkt hatten, welches die Verbrennung dieser Bücher befahl. Reuchlin, der indessen um sein Gutachten in der Sache befragt wurde, widerrieth den Schritt aufs ernstlichste. Einmal berief er sich auf das allgemeine Naturrecht, wonach jedem in einem geordneten Staate lebenden Menschen, sei er Christ oder Jude, erst Verantwortung und Vertheidigung gestattet sein müsse, ehe man ihn verurtheilen könne. Dann zeigte er, wie die angezeigten Bücher gar nicht so gefährlich seien, als wofür man sie ausgebe; denn, bemerkte er ironisch, um den Christen gefährlich sein zu können, müßten sie erst von ihnen verstanden werden. Nun aber sei wohl im ganzen

heiligen römischen Reich keine Christenseele zu finden, die genug Hebräisch könne, um den Talmud zu verstehen. Es sei daher das Vorhandensein solcher Bücher, falls sie auch dem Glauben gefährlich sein könnten, ein heilsamer Sporn für die Trägheit der Geistlichen und Mönche, damit sie sich erst mit den nöthigen Kenntnissen rüsteten, den Feind zu bekämpfen, ehe sie ihn überwunden glaubten. Das bloße Verbrennen sei ein trauriges Hülfsmittel der Unwissenheit und Rohheit. Zudem wisse man ja gar nicht, ob nicht selbst viel Gutes in den Büchern stehe, das auch für die Christen nützlich und erbaulich sein könne; denn „wie die Biene aus jeder Blume den Honig, so soll der „Christ aus allen Büchern das Beste ziehn; er soll mitten aus den „Dornen heraus die Rose pflücken, wo er sie finde“; auch habe ja Christus befohlen, man solle das Unkraut mit dem Weizen aufwachsen lassen, damit man nicht mit jenem auch diesen zugleich ausraufe. Und wenn man einwenden wolle, daß die Juden durch diese Bücher in ihrem Irrthum bestärkt würden, so solle man nur bedenken, wie sie ihnen eben so gut auch ein Führer zu Christo werden könnten; denn auch Paulus sei durch die tiefere Einsicht in das Wesen des Judenthums zum Christenthum hingeleitet worden. Endlich fügte er die sehr wahre und treffende Bemerkung hinzu, daß durch das Verbot solcher Bücher die Lust nach der verbotenen Speise nur sich mehre, und die Aufmerksamkeit gerade auf das Gefährliche und Schädliche derselben hingelenkt werde. Er seines Orts rathe also, vom Verbrennen abzustehen. Besser dünke ihn, alle deutsche Universitäten zu verpflichten, daß sie 10 Jahre lang 2 Lehrer des Hebräischen unterhielten, wodurch man denn bald in den Stand gesetzt werden würde, gründlich mit den Juden zu verhandeln und sie auf dem Wege der Ueberzeugung zu bekehren.

Diese ruhigen, humanen Vorstellungen, wie sie uns in diesem Zeitalter als eine seltene Erscheinung begegnen, fanden aber kein Gehör bei den Dunkelmännern. Diese versuchten vielmehr alles Mögliche, den Mann, der ihnen an Geist und Gelehrsamkeit, und eben deßhalb auch an Milde des Urtheils, so weit überlegen war, bei dem Kaiser anzuschwärzen, und besonders zeigten sich die Theologen zu Köln in dieser Sache geschäftig, an ihrer Spitze der berühmte Ketzermeister, Jacob Hochstraten. Es entwickelte sich nun ein weitläufiger Schriftenstreit, an dem viele ausgezeichnete Gelehrte und rüstige Köpfe

Theil nahmen, und den weiter zu verfolgen uns hier nicht vergönnt ist. Es mag genügen, den Ausgang des Streits mit wenigen Worten zu melden.

In Mainz war unter Verletzung mehrerer Rechtsformen ein Inquisitionstribunal aufgeschlagen worden, dessen Competenz jedoch Reuchlin nicht anerkannte und von dem er an den Papst Leo X. appellirte. Und in der That fiel dießmal das Urtheil des Papstes, auf das auch der Kaiser Maximilian und einige Herren vom Adel Einfluß hatten, zu Gunsten Reuchlins und gegen die Lichtfeinde aus, wie auch schon früher in der Sache des Milicz ein Papst gegen die Mönche entschieden hatte*). Dieß erbitterte aber die letztern nur noch mehr, und wie immer die Ultra's einer jeden Partei am leichtesten zu Aufruhr geneigt sind, so ließen sich auch jetzt die Mönche sehr rebellische Aeußerungen gegen den Papst, ihren Obern, zu Schulden kommen, und drohten im ersten Zorne damit, zu den Böhmen überzugehen, wenn man sie nicht besser von Rom aus schütze. Die Freunde Reuchlins und der guten Sache aber feierten in mehrern Schriften einen glänzenden Triumph**). Eine bedeutende Anzahl hochgefeierter Namen kommen in dieser Sache bereits zum Vorschein, welche uns später zum Theil wieder begegnen werden in der Geschichte der Reformation. So Bilibald Pirkheimer, Ulrich von Hutten, Eoban Hesse, G. Spalatin, Capito, Oekolampad und viele andere. Unter den Schriften aber, die in diesem Streite Aufsehn erregten, haben sich im Andenken der Nachwelt am meisten erhalten die „Briefe der Dunkelmänner“ (Epistolae obscurorum virorum)***), welche in einem absichtlich schlechten Küchenlatein, wie es die damaligen Mönche sprachen und schrieben, sowohl deren Unwissenheit lächerlich, als ihre Sittenlosigkeit verächtlich machten vor aller Welt. Ob Ulrich von Hutten, ob ein anderer, ob mehrere die Verfasser gewesen? ist hier unseres Ortes nicht, zu untersuchen.

Ein anderer Mann, dessen Wirksamkeit noch länger und inniger

---

*) S. die 6. Vorlesung.

**) Triumphus Capnionis von Hutten u. a. dahin gehörige Schriften s. in der Ausg. der Huttenschen Werke von Münch, und vgl. damit Mayerhoff S. 111 ff.

***) Neu herausgegeben von Rottermund — befinden sich auch im 5. Bande der Ausg. von Münch.

an unsre Vaterstadt geknüpft war, als die Reuchlins, ist Erasmus. Auch bei diesem lassen Sie uns noch etwas verweilen.

Desiderius Erasmus*), die Frucht einer unerlaubten, unglücklichen Liebe, wurde zu Rotterdam im October 1467 geboren. Die romanhafte Geschichte seines Vaters Gerhard**) gehört nicht hierher; nur so viel ist zu bemerken wichtig, daß die Abneigung gegen den Mönchsstand, wozu Gerhard wider Willen war gezwungen worden und der die Quelle vielfachen Elends für ihn wurde, sich auch auf den Sohn fortpflanzte, und daß dieser somit recht eigentlich „den Mönchshaß mit der Muttermilch einsog". Trotz dem aber sollte eben der junge Erasmus, der schlauen Berechnung seiner Vormünder nach, in ein Kloster gesteckt werden, nachdem er auf der Schule zu Utrecht und Deventer den ersten Unterricht erhalten hatte. Er gehörte nicht eben zu den besonders ausgezeichneten Kindern, er soll sogar in seinen frühesten Jahren einen ziemlich blöden Verstand gezeigt haben, was in der Folge mancher holländischen Mutter zum Trost gedient haben soll, wenn es mit dem Lernen ihres Söhnchens nicht recht fortwollte. Im spätern Knabenalter jedoch entwickelten sich seine seltenen Anlagen auf eine so überraschende Weise, daß der gelehrte Agricola, der einst die Schule zu Deventer besuchte, ihm bereits Hoffnung machte, ein großer Mann zu werden, wenn er so fortfahre.

Wer die Jugendgeschichte dieses großen Mannes etwas genauer betrachtet, der wird auch die spätern Verirrungen desselben, namentlich seine ihm so oft vorgeworfene Charakterschwäche, milder beurtheilen. Der einzige Trost einer unglücklichen Mutter, war er von dieser in weichlicher Stimmung verhätschelt, durch die rohen Mißhandlungen seiner Lehrer dagegen eingeschüchtert, mit sich selbst in einen grausamen Zwiespalt gebracht, und daher schon früh in der freien Entwicklung seines Geistes verkümmert und verwahrlost worden. Dazu kam jetzt noch nach dem Tode seiner Mutter die Einsperrung ins Kloster, die

*) Ueber ihn ist die neueste Monographie von Adolf Müller zu vergleichen: Leben des Erasmus von Rotterdam; eine gekrönte Preisschrift. Hamb. 1828. Damit zu verbinden ältere Beschreibungen von Jortin, Burigny, Heß, und der Artikel von Baile im Dictionnaire.

**) Im Grunde ist der Name Desiderius Erasmus nur eine lateinische und griechische Uebersetzung des Namens Gerhard = Gernhaber, Liebhaber.

seinem ganzen Naturell widerstand. Wenn kräftigern Naturen, wie einem Luther, eine ähnliche harte Jugendzeit zur heilsamen Schule fürs künftige Leben werden konnte, weil solches auch mit der rauhern häuslichen Erziehung mehr im Einklange stand: so mußte auf den schwächlichen, von Kindesbeinen an verweichlichten Erasmus eine derartige Pädagogik nur verderblich einwirken. Unvermerkt mußte sich da sein Geist die gefährlichen Waffen ausbilden, womit die Schwachheit sich gegen den Rohen so oft zu helfen sucht, ich meine eine unedle Geschmeidigkeit, und wo diese nicht hilft, List und Verstellung*). Unbekannt mit der Welt, die er erst später kennen lernte, unzufrieden mit seinen Umgebungen, nur auf seine Bücher angewiesen, an denen er Freude hatte, ging an ihm jene frische Jugendzeit freudenleer vorüber, die Stärkere auch unter ungünstigen Verhältnissen sich zu nutze machen, und es bildete sich in ihm jene pedantische Eitelkeit und unnatürliche Ziererei, die ihn mehr zum Stubengelehrten, zum Dienstmanne hoher Gönner, als zum unabhängigen Manne des Lebens, zum freien Manne bildete.

In dem Kloster Stein (Emaus) bei Gouda hatte er fünf seiner schönsten Jünglingsjahre, vom 19. bis zum 24., wider Willen zugebracht, als er durch den Erzbischof von Cambray aus seinem Gefängniß erlöst ward. Von nun an sehen wir ihn, den Vielbegabten und Hochgefeierten, auf den Schauplatz der großen Welt gestellt, in Verbindung mit Päpsten und Cardinälen, mit Fürsten und ihren Ministern, mit den größten Gelehrten und Künstlern seiner Zeit. Wohl dürfte es sich lohnen, ihn auf seinen Reisen nach Paris, nach England, nach Italien und wieder heimwärts nach den Niederlanden zu begleiten, ihn im Kreise seiner zahlreichen und oft schon bejahrten Schüler zu Oxford, oder im Hause seiner edeln Gastfreunde, eines Cardinal Wolsey, eines Thomas Morus und Warham in England, eines Aldus Manutius in Venedig, eines Froben und Amerbach in Basel, oder an den Höfen Heinrichs VIII. und des Prinzen Karl von Brabant zu beobachten, oder auch wieder seine schriftstellerischen Leistungen ins Einzelne zu verfolgen. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß das Leben des einzelnen Mannes

*) Ein artiges Beispiel führt Müller S. 105 an von dem im Kloster verübten Birnendiebstahl.

für unsern Zweck nur dann Bedeutung hat, inwieweit es in die Reformationsgeschichte selbst eingreift, oder irgend eine neue Seite des reformatorischen Geistes uns darstellt.

Ohne also länger bei der äußern Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes zu verweilen, wollen wir dessen Physiognomie etwas genauer ins Auge fassen und von seiner Charakteristik so viel hinzufügen, als nothwendig sein wird, um sich seiner wieder lebhaft zu erinnern, wenn wir ihm später auf dem Kampfplatze der Parteien begegnen werden. Wir haben mehrere Bilder von Erasmus, und besonders gelungen ist das von Holbein auf unsrer öffentlichen Bibliothek, das auch in vielfachen Nachzeichnungen vorhanden ist. In Beziehung auf diese Bilder von Erasmus bemerkt Lavater*): „Das Gesicht des Erasmus „ist eins der sprechendsten, der entscheidendsten Gesichter, die ich kenne. „So verschieden diese Gesichter sind, haben sie dennoch alle die furchtsame, zaghafte, bedächtliche Stellung, das Launigte im Munde und „das Freie im Blicke mit einander gemein. Derselbe Ausdruck von „Mannigfaltigkeit der Gedanken, Furchtsamkeit, Naivetät, Laune. „Nirgends ein Zug vordringender, zerstörender Kühnheit. Im Auge „die ruhige Heiterkeit des feinen, in sich verschlingenden Beobachters. „Dieß halb geschlossene Auge, von dieser Tiefe, diesem Schnitte, sicherlich „allemal das Auge feiner und kluger Planmacher. Die Nase ist allen „meinen Beobachtungen zufolge sicherlich die des Feindenkenden und „Zartfühlenden. Der zartgeschlossene Mund, das breite, und dennoch „nicht platte, nicht flache, nicht fleischige Kinn, das Vielfältige im „ganzen Gesichte stimmt trefflich mit dem Uebrigen überein, und ist „Ausdruck von Nachdenken und sanfter Thätigkeit. Die Falten der „Stirn sind sonst gemeiniglich nicht sehr vortheilhaft, sie sind beinahe „immer ein Zeichen irgend einer Schwäche, einer Nachlässigkeit, Lockerheit, Schlaffheit. Wir lernen aber doch aus unserm Bilde, daß sie „sich auch an großen Leuten finden lassen."

Dieß Letztere, was der Physiognomiker von den Falten auf der Stirn bemerkt, läßt sich indessen auch auf die Falten des Charakters anwenden; auch diese lassen sich ja nicht selten an großen, wenigstens an berühmten Leuten finden, und leider finden wir sie auch bei unserm

---

*) In seiner Physiognomik, vgl. Adolf Müller S. 108.

Erasmus. Doch darf über diesen Falten der zartere Grund seines Gemüths nicht verkannt, und über seinem Schatten das Licht nicht vergessen werden, das von seinem Geiste aus über Europa strahlte, und das manchen seiner engherzigen, allzueinseitigen Tadler verdunkeln dürfte.

Erasmus war, um sein Bild zu vollenden*), klein von Statur, schwächlich, aber wohlgebildet, von zarter Hautfarbe, blonden Haaren und blauen Augen. In seiner Haltung hatte er Würde, seine Kleidung war zierlich und nett. Blick und Stimme angenehm und voll Ausdruck. Er hatte einen Widerwillen gegen alles Rohe, Plumpe, Gemeine. Die feinere Sinnlichkeit stand mit seinen reizbaren Nerven in einer natürlichen Verbindung, während die in seinem Zeitalter nicht selten auch unter dem geistlichen Stande vorkommenden gröbern Ausschweifungen ihn anekelten. Seine schwächliche Gesundheit und frühere Verzärtelung machten ihn abhängig von tausend kleinen Umständen, in welchen Sonderbarkeiten er sich, statt sie kräftig zu überwinden, mit selbstgefälliger Eitelkeit zu gefallen schien. Der bloße Geruch von Fischen z. B. verursachte ihm Uebelkeiten; andern Wein als Burgunder, konnte er nicht vertragen. Der Ofendampf unserer geheizten Zimmer setzte seinen Nerven zu. Jeder Windstoß brachte ihm ein Fieber. Reiten war ihm Bedürfniß, sonst scheute er jede Leibesbewegung. Als Jüngling, so gesteht er selbst von sich, fuhr er schon nur bei dem Namen des Todes zusammen; natürlich, daß er in der Folge selbst über sich scherzte, er sei nicht zum Märtyrer geboren.

Und doch — wer fühlt sich nicht angezogen durch die Anmuth seines gebildeten Geistes, durch die zarte Empfindsamkeit seiner Seele, durch die helle, milde Denkart seines aufgeklärten Verstandes, welche nur bisweilen durch kränkliche Verstimmung seines Wesens in augenblickliche Bitterkeit überging und so einen höchst unangenehmen Contrast seines Betragens mit seinen liebenswürdigen Maximen hervorrief. Ich gebrauche das Wort „Maxime" absichtlich, weil mir „Grundsätze" zu stark scheint, denn diese eben fehlten ihm, wenn man darunter nicht blos die obersten Verstandessätze seines moralischen Systems, sondern die Pfeiler seiner Seele, die Träger seines Willens versteht. — Ein in hohem Grade glückliches Gedächtniß, Leichtigkeit der Auffassung,

---

*) Großentheils nach Müller, nach eigener Anschauung des Holbeinischen Bildes und nach seinen Stellen in seinen Briefen.

Gewandtheit der Darstellung, Beweglichkeit der Phantasie, und vor allem derjenige Witz, der mehr spielt und glänzt, als trifft und schneidet*): das war es, was ihn zum fruchtbaren und geistreichen Schriftsteller seiner Zeit, zum Lieblingsschriftsteller aller Gebildeten machte. Volksmann war Erasmus nicht.

Fragen wir, wie es mit dem Christenthum dieses Mannes gestanden, so war es in der That weder das feurige, kräftige Christenthum eines Petrus und Paulus, noch das tiefe, klare, innigliebende eines Johannes. Es war mehr der äußere Zusammenhang der Kirche durch Erziehung, Gewohnheit, und eine gewisse Achtung vor allem Guten, als der innere, lebendige Zusammenhang mit Christo, was ihn zum Christen machte. Was wir so eben als Mystik kennen gelernt haben, im guten wie im schlimmen Sinne, ging dem überwiegend verständigen Erasmus beinahe ganz ab. Höchstens finden sich bei ihm einige mystische Anflüge. Sein Gefühl selbst war mehr sittliches und ästhetisches, als rein religiöses Gefühl. Vermöge dieses zarten sittlichen Gefühls wußte er aber die sittlichen Ideen und Beziehungen des Christenthums oft wieder auf eine feine, selbst dem innersten Leben wohlthuende Weise zu erfassen. Seine Frömmigkeit ist eben so oft kindlich und aufrichtig, wo er uns den Menschen zeigt, als auch wieder geschraubt und zweideutig, wo er den behutsamen Theologen spielt. Wo die Religion sich einfach auf sein Ich bezieht, da dient sie ihm in den bessern Stimmungen, an denen es ihm nicht fehlte, zur Verklärung seines Wesens; er ist dankbar gerührt bei empfangenen Wohlthaten, und scheut sich dann selbst nicht vor dem Vorwurfe des Aberglaubens**). Aber die Religion zu fassen als Sache der Menschheit, sich ihr ganz hinzugeben, sich nur zu fühlen im Zusammenhange mit dem Ganzen, im Zusammenhange mit dem Reiche Gottes, und diesem alles zum Opfer zu bringen, sein Ich dem Gesammtwohl unterzuordnen, dahin hatte ihn weder das von ihm mit aller Liebe ergriffene Studium der Alten, noch sein philosophisches Christenthum gebracht.

---

*) Dahin ließe sich wohl, nach den eigenen Andeutungen des Verfassers, die Ansicht Müllers modificiren, der ihm den Witz schlechthin abspricht. S. 112.

**) Man vgl. die früher angeführte Ode auf die heil. Genoveva. Müller S. 116.

Demungeachtet bereitete Erasmus auf verschiedenem Wege die Reformation vor, wenn gleich mehr mittelbar, als unmittelbar. Wenn die wissenschaftliche Aufklärung überhaupt die Reformation beförderte (obgleich nicht ausschließlich bewirkte), so hat Erasmus in dieser Hinsicht ihr wesentliche Dienste geleistet. Er war es, der das Studium der griechischen Sprache und Litteratur, an welcher Valla und Reuchlin gearbeitet, noch weiter vervollkommnete, und der namentlich durch seine Ausgabe des griechischen neuen Testaments, die er in Basel besorgte und nach der dann Luther seine deutsche Uebersetzung fertigte, dazu mithalf, das göttliche Wort wieder in ursprünglicher Reinheit in die Hände der Menschen zu bringen. Er war es, der den Sinn für die Schönheiten des römischen und griechischen Alterthums überhaupt wieder anregte, und das Göttliche und Große, das wir auch bei den Heiden, bei einem Cicero und Plutarch, finden, in ein freundliches Licht hob. Er war es aber auch, der das Studium der Theologie von den Fesseln der Scholastik befreite und eine geschmackvollere Behandlung der heiligen Gegenstände anbahnte. Zugleich aber war auch er es, der, wie Reuchlin und seine übrigen Zeitgenossen, das Treiben der Mönche, gegen deren Stand und Wesen er besonders eingenommen war, mit satyrischer Schärfe aufdeckte und überhaupt eine Menge Gebrechen der Zeit lächerlich machte. Freilich ist, wie wir schon früher bemerkt haben, der bloße Spott noch keine Arznei; ja, er kann oft mehr verletzen, als Gutes wirken. Aber wo er dem tiefern Ernste vorarbeitet, da gleicht er dem ätzenden Scheidewasser, das der Künstler anwendet, um dem nachfahrenden Grabstichel Bahn zu machen, womit er die Gestalten bestimmter und auf die längere Dauer berechnet auf seine Tafel zeichnet.

Ein Buch, in welchem Erasmus die Thorheiten der verschiedenen Stände, besonders aber die des geistlichen Standes und der Mönche, sowie die Pedantereien der Schultheologen und den Volksaberglauben lächerlich zu machen sucht, ist das berühmte Lob der Narrheit, welches er auf seiner zweiten Reise nach England theils auf dem Pferdesattel, theils auf dem Schiffe ausgearbeitet haben soll, und dann im Hause des Kanzlers Thomas Morus in wenigen Tagen vollendete. Es mag dieß Buch wohl mehr seinem sonderbaren Titel nach jedermann bekannt sein, als daß es heut zu Tage noch viel gelesen würde, und in der That sagt die darin waltende Art von Scherz und Satyre unserm Geschmacke nicht

mehr durchgehends zu. Denn obwohl Erasmus die Linie des Anständigen weit seltener überschreitet, als manche seiner Zeitgenossen, so ist das Buch doch nicht frei von Obscönitäten, und bisweilen streift auch der Spott in religiösen Dingen so an das Frivole, daß ein Ungeübter zweifelhaft sein könnte, ob die Ironie nur dem Mißbrauche der Religion oder ihr selbst gelten solle. Für uns Basler hat das Buch indessen noch ein besonderes Localinteresse, da unsere Bibliothek das Exemplar besitzt, wozu Holbein die Randzeichnungen mit der Feder entwarf.

Ueberhaupt war es denn unsre Vaterstadt, die dem großen Manne nach vielen Wanderungen durch halb Europa zur zweiten Heimath wurde. Oft und viel hätte er bedeutende Anstellungen erhalten können. In Rom wollte ihm der Papst ein hohes und einträgliches Kirchenamt übertragen, nur um ihn in der Nähe zu haben. England und die Niederlande stritten sich um die Ehre seines Besitzes. Aber Erasmus, bei seinem Hange zu persönlicher Unabhängigkeit und zu ungestörten Mußestunden, zog vor, in einer Stadt den Abend seiner Tage zu verleben, die frei nach außen und in ihrer Verfassung, begünstigt durch eine reiche, schöne Umgebung, belebt von einer durch regen Gewerbfleiß blühenden Bürgerschaft, zugleich der Sitz der Gelehrsamkeit, und neben wenigen ihres Gleichen die Zierde des Jahrhunderts war. Die Universität war jetzt in ihrem größten Flor. Zwar trat Erasmus nicht als Lehrer an ihr auf, war aber mit deren Lehrern befreundet, und wurde von allen denen besucht, die der Universität wegen nach Basel kamen*). In Frobens Hause (zum Luft) hatte sich Erasmus seit 1516 niedergelassen. Hier erreichten ihn die Stürme der Reformation. Wir verlassen ihn jetzt an der Grenze dieser ereignißreichen Periode. Zum Schlusse aber noch eine Stelle aus einem seiner Briefe, den er aus Basel an einen Freund schrieb, um Ihnen zu zeigen, was ihn denn so innig an unsere Stadt fesselte.

„Ich glaube mich hier (so schreibt er)**) geradewegs in dem an-

---

*) Zu derselben Zeit lehrten in der Theologie Wyttenbach und Capito, in der Philosophie Glarean (Loroti), in den orientalischen Sprachen Pellican, in den Rechten Amerbach u. s. w.

**) Ad Sapidum (Epp. lib. I. p. 58 nach der Frob. Ausg.): Nam mihi prorsus in amoenissimo quopiam Museo versari videor, ut ne dicam eruditos tam multos et eruditos tam non vulgari more. Nemo latine nescit,

„muthigsten Museum zu befinden, um dir nicht alle die vielen und sehr „bedeutenden Gelehrten zu nennen (mit denen ich verkehre). Lateinisch „und Griechisch versteht jedermann, die meisten auch Hebräisch. Dieser „zeichnet sich in der Geschichte aus, jener in der Theologie. Hier ist ein „trefflicher Mathematiker, dort ein fleißiger Alterthumsforscher, dort ein „(ausgezeichneter) Rechtsgelehrter. Wie selten dieß alles beisammen sei, „weißt du selbst. Mir wenigstens (und das sagt der vielgereiste Eras„mus!) ist bis dahin ein so glückliches Zusammentreffen noch nirgends „zu Theil geworden. Aber auch (dieser wissenschaftlichen Vorzüge) zu ge„schweigen, welche Redlichkeit waltet überall, welche Freundlichkeit, welche „Eintracht! Du würdest dich verschwören, daß alle nur ein Herz und „eine Seele hätten!" Wohl einer Stadt, die solche Zeugnisse aufzuweisen hat in ihrer Geschichte, und die, ähnliche der Nachwelt zu hinterlassen, sich zu keiner Zeit entmuthigen läßt!

---

nemo graece nescit, plerique et hebraice sciunt; hic in historiae cognitione praecellit, ille callet Theologiam; hic mathematices peritus est, alius antiquitatis studiosus, ille juris consultus. Jam hoc quam sit rarum, ipse nosti. Mihi certe hactenus non contigit in aeque felici versari contubernio. Verum, ut haec sileantur, qui candor omnium, quae festivitas, quae concordia! unum omnibus animum esse jures.

Neunte Vorlesung.

Die stumme Komödie. — Verhältniß Reuchlins und Erasmus' zu Luther. — Politischer Zustand Europa's, Deutschlands und der Schweiz insbesondere. — Luthers Jugendjahre.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1530 den Reichstag zu Augsburg bezog, meldete sich (so erzählt man) eine Gesellschaft, die, zum Ergötzen des Kaisers und seines Bruders Ferdinand, nach der Tafel eine stumme Komödie (Pantomime) aufführen wollte, was ihr auch gestattet ward. Zuerst betrat die Scene ein Vermummter in der gewöhnlichen Kleidung der Doctoren, dem der Name Capnio (der griechische Name Reuchlins) auf den Rücken geschrieben war. Er trug ein Bündel von krummen und geraden Stäben, die er in die Mitte des Saales warf und wieder abtrat. Ihm folgte ein Zweiter, als Weltgeistlicher gekleidet und mit Erasmus' Namen bezeichnet, der sich bemühte, die hingeworfenen Stäbe zu ordnen, und die krummen unter ihnen grade zu biegen. Als er aber sah, wie vergeblich seine Arbeit sei, schüttelte er verdrießlich den Kopf, und verließ die Scene. Darauf erschien als Mönch gekleidet Dr. Martin Luther, der die krummen Reiser anzündete, und als die Flamme aufschlug, sich wieder entfernte. Nun trat einer als Kaiser angethan in den Saal, und da er das Feuer die krummen Reiser verzehren sah, fuhr er mit dem Degen dazwischen, wodurch die Flamme, statt zu erlöschen, nur mehr angeschürt wurde. Endlich erscheint auch der Papst. Dieser schlägt vor Schreck die Hände über den Kopf zusammen, und sieht sich nach Mitteln um, den Brand zu löschen. In der Ferne stehen zwei Eimer, der eine mit Oel, der andere mit Wasser gefüllt. In der Herzensangst greift er nach dem Oel, und gießt dieß in

die Flamme. Das Feuer greift ernstlich um sich; die Schauspieler benutzen die Verwirrung, die unter den Zuschauern entsteht, zu entkommen, und als man ihnen nachfragt, sind sie entschwunden.

Diese Anekdote mag nun wahr oder erdichtet sein*), so giebt uns die hier erzählte stumme Komödie in einem kurzen treffenden Bilde die Geschichte der deutschen Reformation. Reuchlin und Erasmus, mit denen wir uns in der vorigen Stunde beschäftigt haben, sie hatten die Reiser theils zum Brande herbeigebracht, theils vergeblich gestrebt, das Krumme gerad zu machen. Aber der Funke, den Luther hineinwarf in den dürren, seinem Verderben nahen Brennstoff, der zündete, und weder Kaiser noch Papst vermochten sie aufzuhalten, die Riesenflamme, die sie nur stets vergrößerten durch ihren Widerstand. — An ähnlichen Gleichnissen und Bildern war die Zeit reich. So hieß es unter anderm auch, Erasmus habe das Ei gelegt, Luther es ausgebrütet, und auch hierin liegt ausgedrückt, vielleicht unbewußt dem, der das Bild erfand, daß eben das Belebende, Befruchtende, Erwärmende von Luther ausging, während die Bestrebungen des Erasmus und Aehnlicher nur den kalten Stoff bereiteten.

Eben deßhalb beginnen wir auch, wie schon früher bemerkt ist, mit Luthern selbst die eigentliche Reformationsgeschichte im engern Sinne des Wortes.

Fassen wir nun noch einmal die Bestrebungen zusammen, welche bisher für die Reformation geschahen, so werden uns diese Bestrebungen, im Vergleich mit dem, was ihnen auf dem Fuße folgte, mehr vereinzelt erscheinen, sowohl ihren Quellen als ihren Wirkungen nach. Bei den meisten antikirchlichen Secten des Mittelalters war es mehr nur ein unklares Gefühl gewesen, welches die Bewegungen derselben leitete. Die Waldenser machten zwar eine rühmliche Ausnahme; allein ihre Verhältnisse waren zu eng, als daß das, was in diesen Verhältnissen gut und zweckmäßig war, sich auf die große Kirche hätte anwenden lassen, z. B. die Gütergemeinschaft und die Entbehrlichkeit des Lehrstandes.

---

*) Sie findet sich, so viel ich weiß, zuerst bei Majus in der Vita Reuchlini (Durlach 1687) p. 546, bei Mayerhoff S. 79, und bei Adolf Müller S. 358. Majus giebt zwar den Ort nicht an, aber das Jahr 1530 läßt auf Augsburg schließen. Bei feierlichen Anläßen wurden in damaliger Zeit häufig von Bürgern der Städte Komödien aufgeführt.

Den Reformationsversuchen, die von der Kirche selbst ausgingen, auf den Synoden zu Constanz und Basel, fehlte es an der rechten Energie. Die Männer der kirchlichen Mitte hatten viele schöne und zweckmäßige Gedanken angebahnt; aber theils waren sie selber wieder in Vorurtheilen von der kirchlichen Gewalt der Synoden befangen, wie Gerson, der bei aller Liberalität für den Tod Hussens stimmte, theils wurden sie in der Folge wieder ihren Grundsätzen untreu, wie Aeneas Sylvius. Die Fortschritte, welche die wiederauflebende Wissenschaft machte, waren allerdings ein schönes Zeichen der Zeit, aber sie standen zu wenig in Berührung mit dem Leben selbst, namentlich mit dem frommen, christlichen Leben. Dieses zog sich lieber in das Dunkel der Mystik zurück, deren Charakter wir in der letzten Stunde betrachtet haben. Statt hinauszutreten in die frostige Welt und die Flamme der Religion ihr einzuhauchen, nährten die Mystiker die Flamme nur im stillen Heiligthume ihres Gemüths, und machten sie nur denen zugänglich, die mit ihnen dieselbe Stimmung theilten. Sie verbauten alle ihre geistige Kraft in dem Tempel der Gemüthswelt, dessen tiefsinnige Symbolik und Allegorie den Ungeweihten ein hieroglyphisches Räthsel blieb, statt daß sie hinausgetreten wären auf die Zinne des Tempels und gewagt hätten, auch auf dem Markte des Lebens den unbekannten Gott zu verkünden in der alltäglichen, jedem verständlichen Sprache. Ueber dem Spruche des Heilandes, daß man die Perlen nicht vor die Schweine werfen solle, scheinen sie vergessen zu haben, daß das Reich Gottes einem Sauerteige gleicht, der nicht allein bleiben darf, sondern die Masse durchsäuern muß, und daß jeder wuchern müsse mit seinen Pfunden zum gemeinen Nutzen des himmlischen Reiches. Ihr verborgenes Leben in Gott brach wohl hervor, wie die Morgenröthe über der in Schlummer versunkenen Welt, und einzelne ihrer Strahlen schlossen menschliche Herzen dem göttlichen Lichte auf; aber zu jener Mittagshöhe der Vereinigung von Licht und Wärme, die zu Erzielung allgemeiner Fruchtbarkeit nöthig ist, brachte es die im Nebel ihrer Vorstellungen verstrickte Sonne der Mystiker nicht. Aber eben so wenig war das wieder angesteckte Licht der Wissenschaft dieser Sonne zu vergleichen. Auch sie glich mehr nur dem Frührothe, welches den Horizont begrenzt, oder (wenn Sie lieber wollen) dem kalten Mondscheine, der die Nacht zwar erhellt, aber nicht erwärmt, bei dem sich wohl lesen und phantasiren

und träumen läßt in schönen Stimmungen, aber nicht arbeiten und kämpfen, und an dem jedenfalls nur die ein Vergnügen finden können, die nicht allzusehr schon des Tages Last und Hitze getragen haben, sondern die zum bequemen Genusse des Lebens geschaffen scheinen. Jene gepriesene Liberalität der Mediceer hatte viel Aehnliches mit der höfischen Gönnerschaft der Auguste und Mäcenate, zur Zeit, da das Christenthum in die Welt trat, oder mit der eines Richelieu und Ludwig XIV. in späterer Zeit. Es war ein Baum der Erkenntniß, gepflanzt nicht in einem Paradiese, nicht an frischen Wasserbächen, sondern in einer sittlichen Wüste, die absichtlich wüste gelassen wurde für die Menge. Keine Verbindung war gegeben zwischen ihm und dem Baume des Lebens; und mancher, der die verbotene Frucht kostete, aß sich an ihr den geistigen Tod. Unglaube und Aberglaube stritten sich — wie schon früher bemerkt — um die Herrschaft, auch in den Herzen der Edlern und Bessern.

Was daher die einzelnen Gelehrten betrifft, welche auf den Verstand und Geschmack ihres Zeitalters zu wirken suchten, so äußerte sich diese Wirksamkeit zunächst auch nur wieder in dem Kreise der gelehrten Welt, und der Vornehmern, die mit ihr in Verbindung standen. Ein interessantes Schauspiel mochte es immerhin gewähren, zu sehen, wie Genialität, Witz und Gelehrsamkeit Weniger ihre Kraft maßen mit der rohen, an äußern Mitteln ihr weit überlegenen Gewalt des Aberglaubens und der mönchischen Finsterniß. Der in der vorigen Stunde erzählte Streit Reuchlins mit den Kölnern hatte die ganze Gelehrtenrepublik in Aufruhr gebracht; es war eine eigentliche Komödie, wo von allen Seiten her die Freunde des Lichts sich Beifall klatschten und die Finsterlinge auszischten und auspochten. Aber das Volk nahm an der Komödie wenig Antheil, als daß hie und da einer mitlachte über Dinge, die er selbst nicht verstand, und froh war, wenn die verhaßten Mönche einmal eine Niederlage erlitten, ohne eigentlich den Grund derselben einzusehen. Noch weniger, als die Streitsache Reuchlins, konnten die Angriffe des Erasmus auf allgemeine Theilnahme rechnen. Seine Witze glichen mehr dem Wetterleuchten, das augenblicklich den Horizont erhellt, als daß ein nachdrücklicher Donner und ein befruchtender Regen dem Geistesblitze gefolgt wären. Jedenfalls galten die Angriffe Reuchlins und Erasmus' mehr den Vorwerken der feindlichen

Veste, als der Citadelle, und trafen mehr die Extremitäten des Körpers, als daß sie unmittelbar in dessen Herz gegriffen hätten.

Am meisten wäre wohl mit Luthern, der tiefern und zugleich praktischen Richtung des Geistes nach, Huß zu vergleichen. Allein Huß kam zu früh für seine Zeit und ging eben deßhalb unter im Kampfe. Auch war sein Widerspruch gegen das Bestehende unbestimmter, weniger motivirt, als es in der Folge bei Luther und seinen Zeitgenossen der Fall war; daher die traurige Reaction des Hussitenkrieges. Man hielt sich am Kelch und an einzelnen Puncten auf, statt das Ganze ins Auge zu fassen. Nun aber machte es gerade die Zeit zwischen Huß und Luther möglich, daß dieser in bestimmterer Weise und mit sichererm Erfolg auftreten konnte, als jener. Die bloße Aufklärung, welche die Wiederherstellung der Wissenschaften brachte, hätte freilich die Reformation nie hervorgebracht aus eigener Kraft; denn nicht aus der Einsicht geht das Große hervor, sondern aus dem Gemüth und dem verständig und gemüthlich bestimmten Willen. Der Freidenker ist noch kein Märtyrer, vielmehr scheut er in der Regel die Flammen des Scheiterhaufens. Aber von der andern Seite kann auch die wohlgemeinteste Frömmigkeit, der gutmüthigste Glaube eines besser Denkenden nichts ausrichten, wenn die allgemeine Bildung, die geförderte Intelligenz des Ganzen ihm nicht förderlich entgegenkommt. Wo die fromme Einfalt der Zeit den wahrhaft Weisen und Frommen nicht begreift, da wird dieser ein Opfer, wie es bei Huß der Fall war. Es kam also Luthern und Zwingli gar sehr zu statten, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts so manches vorgegangen war, was die Köpfe aufhellte und für freiere Ideen empfänglich machte; und insofern hatten sie allerdings einen leichtern Stand, als Wiklif, Huß und Hieronymus zu ihrer Zeit. Dieß nimmt ihnen aber auch von der andern Seite nichts an ihrer wahren Größe. Die Gesinnung ist es, die den Märtyrer macht, nicht die Katastrophe, und dieser Gesinnung nach stehen die Reformatoren nicht zurück hinter Huß. Einen Zwingli sehen wir wirklich fallen, zwar als Kämpfer in der Schlacht, nicht als Opfer auf dem Scheiterhaufen; und was Luther betrifft, so ist es erwiesen, und es wird sich auch uns aus seiner Geschichte zeigen, daß er für seine Person das Feuer nicht scheute. Kühn ging er ins Feuer, und würde sich ebenso gut haben verbrennen lassen, als Huß es gethan hat. Und an diesem Willen

hatte dießmal der Himmel sein Genügen. Nicht eigene Zaghaftigkeit war es, wie bei Erasmus, welche Luthern dem Scheiterhaufen entzog; sondern die Macht der Umstände, vor allem die Macht der vorgeschrittenen Aufklärung und Bildung war es, welche ihn über den Scheiterhaufen weghob; und wie die Luft den Fittig des Adlers trägt, so konnte jetzt der Geist der Reformation in der freiern Atmosphäre um so schöner seine Schwingen entfalten. Nicht waren es mehr einzelne Sterne, die am dunkeln Himmel glänzten, wie zur Zeit des frühern Mittelalters. Luther, Zwingli, Calvin, sie stehen nicht allein da, sondern sie sind nur die größern Lichter unter den vielen, die allmählig aus der Tiefe der Nacht auftauchen und ihr flammendes Zelt über die Erde ausbreiten.

So war also die Zeit gekommen, wo das, was bisher vereinzelt gewirkt hatte, zusammenwirken konnte. Was die Mystik Wahres, Großes und Tiefes in sich faßte, das ging auf in dem frommen Gemüthe Luthers und trug Früchte im Volke. Aber auch, was die Wissenschaft geleistet, ging nicht ungenutzt an seinem und seiner Mitarbeiter Geiste vorüber. In seiner Person mochte das praktisch=fromme Element vorwalten, wie es auch gut war bei dem, der sich an die Spitze stellte; aber das verständig=kritische, das wissenschaftlich aufklärende Element machte ebenfalls sein Recht geltend, und in eben dieser Durchdringung beider Elemente, des Gemüthlichen und des Verständigen, des Religiösen und des Wissenschaftlichen, der Herzensfrömmigkeit und der Geistesbildung, liegt das dynamische Lebensprincip, ich möchte sagen, das Geheimniß der Reformation. Grade darin, daß man nicht sagen kann, was allein gewirkt oder vorzüglich, ob die Einsicht oder der bessere Wille, ob die Trefflichkeit der Personen oder die Gunst der Umstände, grade darin — sage ich — liegt das Interessante, das Großartige der Erscheinung; denn das, was uns am meisten anzieht in der Natur, wie in der Geschichte, ist das Leben. Das Leben aber ist das Unerklärliche, ein ewiges Wunder, und wenn wir auch bis auf einen gewissen Grad die Elemente, die das Leben bilden, atomistisch aufzählen, mechanisch an einander reihen können, so entzieht sich doch das eigentliche Moment der geistigen Schöpfung unsrer Berechnung, und läßt in uns die bloße, reine Anerkennung der Thatsachen und deren Bewunderung zurück.

Wir haben uns nun bisher Mühe gegeben, die einzelnen Elemente,

so gut es uns gelingen mochte, aufzuzählen. Noch müssen wir aber, ehe wir den chemischen Proceß vor sich gehen sehen, das Gefäß betrachten, in welchem er sich erzeugt, welches Gefäß selbst nicht ohne Einfluß auf den Proceß geblieben ist, und von ihm hinwiederum einen umgestaltenden Eindruck erhalten hat; ich meine den politischen Zustand Europa's um diese Zeit*).

Auf den Trümmern des untergegangenen Römerreiches im Westen Europa's hatte sich das neueuropäische Staatensystem aufgebaut aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen. Allmählig war in das Chaos der Völkerwanderung Licht gedrungen, gewisse Nationalitäten hatten sich ausgeschieden, und nachdem bald das eine Volk wieder das andere verdrängt hatte, wozu denn noch die Einfälle der mahomedanischen Völkerschaften kamen, finden wir nach den Zeiten Karls des Großen und seines Sohnes Ludwigs des Frommen, der das fränkische Reich unter seine Söhne getheilt hatte**), die Basis zu derjenigen Staateneintheilung gelegt, wie sie, mit mehr oder weniger Veränderungen im Einzelnen, sich ihren Grundzügen nach bis auf den heutigen Tag zu erhalten gestrebt hat. Doch ist alles noch roher Anfang. Das Feudalwesen hemmt den freien Verkehr der Völker unter einander. Das Recht des Stärkern gilt durchweg; man sieht nur Adelige, Priester und Leibeigene. Allein wie im Kirchlichen und Wissenschaftlichen, so sehen wir auch im Politischen schon von den Zeiten der Kreuzzüge an sich eine gewaltige Veränderung vorbereiten. Es beginnt aufzuthauen, und die starre Eisrinde, die den Fluß des Lebens gehemmt hatte, fängt zu schmelzen an. Die Städte gewinnen mehr und mehr an Bedeutung, und von ihnen gehen Bildung und Industrie, Leben und Wohlstand aus, während ein großer Theil des Adels durch die Kreuzzüge und andere Fehden verarmte. Nach und nach bilden die Städte, um sich gegen die Bedrückungen des Adels zu schützen, Burgrechte, und die Kaiser wie die Päpste verleihen ihnen Privilegien. Das Zunftwesen kommt in

*) Vgl. hierüber vorzüglich Johann von Müllers allgem. Gesch., das 18. und 19. Buch; Robertsons Geschichte Karls V.; F. Raumers Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts (Leipzig 1832. 2 Bde.); Villers Influence de la Réformation de Luther (Paris 1804) p. 45—54; ganz besonders aber Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Berlin 1839—1843. 5 Bde.

**) Durch den Vertrag zu Verdun, 843.

Aufnahme und setzt der Feudalaristokratie eine Bürgeraristokratie entgegen. Aber in demselben Grade, als die Menschen wohnlicher werden, hört auch die Lust auf, das Brot mit dem Schwert in der Ferne zu suchen, wie es noch in den Kreuzzügen der Fall gewesen war. Die Bürger wehren sich für ihre Stadt; aber dem Heerbanne des Kaisers zu folgen in eigener Person, gestatten ihnen die Verhältnisse nicht mehr. Es bilden sich allmählig eigene Classen von Söldnertruppen (Landsknechte) zu stehenden Heeren. Dazu kommt eine große wesentliche Veränderung in der Kriegführung selbst durch die Erfindung des Schießpulvers und der Feuergewehre*). Es macht diese Erfindung offenbar eine ebenso große Epoche in der politischen und militärischen Welt, als die Entdeckung Amerika's in der des materiellen, und die Erfindung der Buchdruckerkunst in der des Gedankenverkehrs; und daß diese drei große Krisen in der Entwicklung der Menschheit so nahe zusammenfallen, wer möchte darin eine höhere leitende Hand verkennen?

Diese drei große Entdeckungen im Gebiete der Geographie, der Natur und der Kunst sind gleichsam die drei Pforten, welche der Geist der Zeit in die mächtigen Felsen sprengte, die bisher die Welt des Mittelalters abgeschlossen hielten, und durch welche er einzieht in die neue Periode der Reformation, in die Periode der größern Mündigkeit, der höhern Bildung, aber auch in die Periode der größern Gefahren und der verwickeltern Kämpfe. Lassen Sie uns nun die Weltkarte selbst vor unsern Augen entrollen und die einzelnen Staaten flüchtig betrachten, namentlich die, in welchen und auf welche die Reformation selbst gewirkt hat.

Zwei Mächte sind es, die sich im Gleichgewicht zu halten suchen und ihre Kräfte an einander messen, die Macht Oestreichs und Frankreichs. Durch den Besitz der Niederlande und die Erwerbung Burgunds hatte schon Maximilian I., der zur Zeit der beginnenden Reformation die deutsche Kaiserkrone trug, ein bedeutendes Ansehn erlangt. Allein weniger war er selbst glücklich in der Behauptung und Vermehrung

---

*) Eine interessante Schrift, welche diese Veränderungen ins Specielle durchführt, ist die von Dr. Barthold, Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamb. 1834.

seiner Macht, als in der Stiftung vortheilhafter Ehen für seine Nachkommen. Durch die Vermählung des Prinzen Philipp mit der spanischen Johanna, der Erbin der kurz zuvor vereinigten Reiche von Castilien und Aragonien, und durch günstiges Geschick kam die Krone Spaniens, vereint mit der deutschen Kaiserkrone, auf das Haupt seines Enkels, Karls V., dem zugleich die Erbschaft Neapels und ein großer Theil der amerikanischen Besitzungen zufiel. Auf diese Weise hätte also die östreichische Macht leicht jedes neben ihr aufkommende Streben erdrückt, wenn nicht die mehr concentrirte als extensive Macht Frankreichs einen Damm entgegengesetzt hätte.

Frankreich, das nach langem, hartnäckigem Kampfe die Engländer aus dem Norden des fränkischen Festlandes vertrieben, fühlte sich vor allem mächtig durch die compacte Einheit des monarchischen Princips, welche in Deutschland durch die Mittelmacht der kleinern Fürsten gebrochen war. Schon Ludwig XI. hatte aus allen Kräften dahin gearbeitet, die Macht der Vasallen zu beugen und die Stützen des königlichen Thrones zu befestigen. Karl VIII. und Ludwig XII. hatten im Kampfe um den Besitz Italiens ihre Waffen mit wechselndem Glücke gegen Oestreich versucht, und nun stand Franz I., ein jugendlicher Herrscher, an der Spitze des mächtigen Reiches. Wie viel die politische Rivalität zwischen Karl V. und Franz I. zur Erleichterung der Reformation beigetragen habe, obwohl beide bemüht waren, sie zu unterdrücken, werden wir später sehen.

Mitten zwischen diesen beiden bedeutenden Mächten hatte die Schweiz eine wichtige Stellung, und von der Zeit an, da Ludwig als Dauphin den Muth der Eidgenossen in der Schlacht bei St. Jacob (1444) erprobt hatte, „von dieser Zeit an (sagt Joh. von Müller) suchte Frankreich Freundschaft und Bündnisse mit ihnen.“ Von da an beginnt aber auch die Periode des Verfalles schweizerischer Selbstständigkeit in dem Maaße, als die politische Bedeutung des Landes von der andern Seite zunimmt. Bald sehen wir die Söhne des freien Landes im Dienste Frankreichs, bald der Päpste, bald anderer Herren um Geldeslohn ihr Leben verkaufen, bis endlich Franz I., der in dem mailändischen Kriege ihre Tapferkeit kennen gelernt hatte, mit ihnen (1516) einen ewigen Frieden schließt, wodurch die Schweiz ein Bundesgenosse Frankreichs ward, gegenüber dem mächtigen und seit dem Schwaben-

kriege aufs neue verhaßten Oestreich, welches unter Maximilian I. vergebens gestrebt hatte, sie wieder an das Reich zu bringen.

Nächst Oestreichs und Frankreichs Macht erscheint die Macht Englands als eine der bedeutendern in Europa, obwohl es erst jetzt, von den Franzosen auf sein eigenes Insellland zurückgedrängt, anfängt, seine eigenthümlichen Vorzüge, die die Natur ihm angewiesen, auf kluge Weise zu erkennen und zu nützen. Noch waren ihm indessen in der Seemacht die Portugiesen überlegen, und die geschicktesten Künstler, welche die Industrie des Landes beförderten, waren Fremde. Den merkwürdigen Antheil, welchen Heinrich VIII. an der Reformation nahm, werden wir später zu berücksichtigen haben. So viel ist gewiß, daß vielmehr die Reformation eine Wirkung auf die politische Geschichte Englands im 16. und 17. Jahrhundert gehabt hat, als daß jetzt schon die politische Lage Englands bedeutend auf die Geschichte der Reformation gewirkt hätte.

Italien, obwohl der Sitz der Künste und der päpstlichen Macht, bietet einen traurigen Anblick dar. Zerfallen in eine Unzahl kleiner, theils monarchischer theils republicanischer Staaten, innerlich zerrissen durch eine Menge von Factionen und Parteiungen, ist es das Kriegstheater, auf welchem Franzosen, Deutsche und Spanier sich den Vorrang streitig machen. Für die Reformationsgeschichte hat das Land an sich weniger Bedeutung. Einzelne Samenkörner fielen zwar auf fruchtbares Erdreich; aber Roms kirchliches System blieb das alte; seine politischen Kämpfe, der Krieg des Papstes mit dem Kaiser, wurden ein augenblicklicher Ableiter für die Verfolgungen des Protestantismus in Deutschland.

Die nordischen Reiche kommen vor der Hand noch wenig in Betracht. Erst durch seinen Gustav Wasa (1524) wurde das vom dänischen Joche befreite Schweden eine Hauptmacht in der Reihe der protestantischen Länder. Noch weniger ist über Rußland zu sagen. Polen war eine große Macht; aber die Leibeigenschaft hinderte die Cultur, und vielfache Streitigkeiten im Innern hemmten seinen Einfluß nach außen.

Eine Macht aber sehen wir hauptsächlich im Streben ihrer Ausdehnung begriffen, die, als Feindin der gesammten europäischen Menschheit, als Erzfeindin der Christenheit, als eigentlicher Vorbote „des anti-

christischen Reichs", den Zeitgenossen verderblich erscheinen will — die Macht des Türken. Die asiatische Völkerschaft der Turkomanen hatte sich, wie schon früher bemerkt worden, unter Mahomed II. Constantinopels bemächtigt, 1453. Immer weiter drangen sie vorwärts in das Herz Europa's. Griechenland, die Moldau, Walachei waren in ihrem Besitze. Zu verschiedenen Malen ward durch sie der deutsche Kaiserthron gefährdet. 1529 belagerten sie Wien. Der Türkenkrieg schlingt sich auf wunderliche Weise in die Geschichte der Reformation. Ja er gab einen, wiewohl sehr indirecten Anstoß zu ihr, indem man in der Betreibung der Türkensteuer einen Vorwand fand zum Ablaßkrame, den Luther bestritt. Aber eben dieser Türkenkrieg war auch nicht selten eine heilsame Ableitung für die Bekämpfung des Protestantismus; denn nächst den Religionsirrungen war von nichts auf den Reichstagen mehr die Rede, als eben von diesem Kriege, und öfter wurden den Protestanten Concessionen gemacht, um sie desto leichter zur Theilnahme an einem Kampfe zu bewegen, der von allen Parteien als ein heiliger Kampf angesehen wurde. — Dieß, freilich nur in flüchtigen Zügen, die allgemeine politische Lage Europa's zur Zeit der Reformation. Da wir indessen hauptsächlich die Bewegungen in Deutschland und der Schweiz betrachten werden, so müssen wir der innern Gestalt und Verfassung dieser Länder noch einen Blick gönnen. Das deutsche Reich bildete einen Bundesstaat unter dem gemeinsamen Reichsoberhaupte, dem Kaiser. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte es durch die goldene Bulle unter Karl IV. (1356) eine bestimmte Verfassung erhalten. Sieben Kurfürsten, als die vornehmsten Glieder des Reichskörpers, sollten, nach dem eigenen Ausdruck der Bulle*), „wie sieben herrliche Leuchter in der Einheit des siebenfältigen Geistes" das heilige Reich erleuchten. Sie waren die geheimen Räthe des Kaisers. Gleich nach dessen Tode sollten sie sich zur Wahl des neuen Reichsoberhauptes in der freien Stadt Frankfurt am Main versammeln, und daselbst ein Conclave halten, das mit vielen Ceremonien verbunden war. Eine gewisse Analogie dieser Kaiserwahl durch die Wahlfürsten mit der Papstwahl durch die Cardinäle läßt sich nicht verkennen; wie denn auch der neu gewählte Kaiser den Eid zu leisten hatte für Aufrechterhaltung

*) Bei Joh. v. Müller a. a. O.

des katholischen Glaubens und der päpstlich-apostolischen Macht. Nach geschehener Wahl und abgelegtem Eide pflegte dann die Krönung, früher in Aachen, nachher in Frankfurt selbst, unter großen Feierlichkeiten stattzufinden. Die Reichsinsignien bestanden in einer goldenen Krone, einem Scepter, dem Reichsapfel, als dem Symbol der Weltherrschaft, dem Schwerte und Evangelienbuche Karls des Großen, und einem kostbaren Mantel. Jeder der Kurfürsten übte sein eigenthümliches Amt bei der Bedienung des Kaisers, und jeder hatte seine eigenthümlichen Vorrechte. Von den Kurfürsten gehörten übrigens drei dem geistlichen und vier dem weltlichen Stande an. Die erstern waren die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, als Repräsentanten der geistlichen Aristokratie, die letztern der Herzog und König von Böhmen, der Pfalzgraf beim Rhein, der Herzog von Sachsen, und der Markgraf von Brandenburg. Unter ihnen zeichnete sich besonders Friedrich III., der Weise, als Beförderer der Reformation aus. Entsprossen aus der ernestinischen Linie der Herzoge von Sachsen*), ward er nach dem Tode Maximilians I. zum Reichsverweser erwählt**), und nicht viel fehlte daran, daß ihm die Kaiserkrone selbst wäre übertragen worden. Um eine größere Einheit in das wunderlich zusammengefügte Ganze zu bringen, hatte Maximilian I. alle nicht-kurfürstliche Lande in 6 Kreise getheilt, in den bairischen, schwäbischen, rheinischen, westphälischen, niedersächsischen und fränkischen. Unter den Städten aber zeichnen sich im mittlern und südlichen Deutschland durch Kunst, Handel und Gewerbfleiß aus die freien Reichsstädte Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt am Main, Straßburg, Aachen, Worms — Städte, welche größtentheils wichtig werden in der Reformationsgeschichte, und von denen mehrere die Reformation selbst annahmen. Es ist überhaupt nicht unwichtig, zu bemerken, wie im Ganzen Handel und Industrie mit dem Protestantismus

*) Er war der Sohn jenes Ernst, der einst in früher Jugend mit seinem Bruder Albert durch Kunz von Kaufungen von dem Schlosse zu Altenburg entführt worden war. (Der sächsische Prinzenraub.) Unter diese beiden Brüder wurden auf dem Leipziger Vertrage 1485 die Länder ihres Vaters, Friedrichs des Sanftmüthigen, so vertheilt, daß die thüringischen Lande an Ernst, die meißnischen an Albert fielen. Alberts Sohn war Herzog Georg, der Gegner der Reformation.

**) Schon zweimal zuvor hatte er dieses Vicariat versehen, 1496 und 1501.

in einer unläugbaren Wechselwirkung stehen, während der Katholicismus sich in den Gegenden eher erhalten konnte, wo diese Regsamkeit fehlte. Im Norden Deutschlands hatte sich zum Schutze gegen Seeräuberei schon seit Jahrhunderten die deutsche Hansa gebildet, welcher Bund aber in der Folge noch anderweitige, politische und mercantilische Wichtigkeit erhielt. Es gehörten zu diesem Bunde Hamburg, Lübeck, Bremen, Braunschweig, Anclam, Danzig, Stettin, Stralsund, Magdeburg, Köln, und eine Menge größerer und kleinerer Städte, deren Zahl zu verschiedenen Zeiten gewechselt hat. Durch das aristokratische Uebergewicht der Städte auf der einen, und das Ansehen der Kurfürsten und souveränen Herzoge, Land- und Markgrafen auf der andern Seite wurde die Monarchie des Kaisers und der Einfluß des östreichischen Hauses gewaltig beschränkt. Eine Gährung in dieser Hinsicht giebt sich mitten unter den Reformationskämpfen fortwährend zu erkennen. Was den Adel betrifft, so hatte dieser, seit der Lockerwerdung der feudalistischen Bande, großentheils seine ursprüngliche Geltung verloren. Wie viele unter den adeligen Herren ein eigentliches Räuberleben geführt und als Weglagerer die ruhig vorüberziehenden Kaufleute oder frommen Pilger geplündert haben, wie daraus unzählige Fehden zwischen solchen Rittern und den durch sie beleidigten Städten, zwischen weltlichen und geistlichen Herren, zwischen Burgen und Klöstern entstanden, ist eine bekannte Erscheinung des Mittelalters. Diesem Unwesen hatte jedoch Maximilian I. durch den sogenannten ewigen Landfrieden und Errichtung des Reichskammergerichts abzuhelfen gesucht, ein bedeutender Schritt zur Civilisation! Allein das neue Gesetz wurde nicht so bald gehalten, als gegeben, und so haben wir denn auch im Reformationszeitalter die Zeiten des Faustrechts, die manche übrigens auch heut zu Tage wiedererwecken möchten, noch nicht ganz hinter uns. Selbst edlere Männer, die sich der Reformation in allen Treuen annahmen, wie der tapfere Franz von Sickingen auf dem Schlosse Ebernburg, und noch mehr sein Schwager Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, dürften mit ihrem ritterlichen Fehdegeiste einen Beleg dazu geben. Uebrigens war es eben dieser „Adel deutscher Nation", wozu ein Ulrich von Hutten, ein Hartmuth von Kronberg u. a. gehörten, welchem die Sache der Reformation kräftigen Schirm verdankte; obwohl Luther sich deßhalb nicht scheute, die Gebrechen desselben zu rügen, wie die

Folge uns lehren wird. Der Bauer war vollends in dem Zustande der Hörigkeit, ein Leibeigener des Adels, der Geistlichkeit und mitunter auch der Städte. Versuche, sich aus diesem Zustande gewaltsam zu befreien, und auch wohl die Zwecke und Grundsätze der Revolution mit denen der Reformation zu vermengen, werden uns später begegnen.

Die deutsche Sprache, dieses mächtige Werkzeug des protestantischen Geistes, war in einer neuen Periode ihrer Entwicklung begriffen, und Luther selbst war es, der dieser Entwicklung zum Durchbruche verhalf. Der frühere Minnegesang war verstummt, und an dessen Stelle der prosaischere Meistergesang getreten, in welchem jedoch Hans Sachs zu Nürnberg in seiner Art ausgezeichnet erscheint. Die deutsche Prosa aber ward namentlich durch Luther auf den Thron gehoben und der ausschließliche Gebrauch des Lateinischen durch sie zurückgedrängt. Karl V. war freilich kein sonderlicher Gönner der deutschen Sprache; denn „nur mit seinen Pferden," sagte er, „pflege er deutsch zu reden."

Was endlich die Ausbildung der Kunst in Deutschland, die öffentlichen Sitten u. s. w. betrifft, so ist davon schon früher einiges im Allgemeinen erwähnt worden; auch werden uns in der Folge einzelne Züge davon begegnen.

Nur noch einen Blick auf das Innere der Schweiz. Die schönste Zeit der Eidgenossenschaft war vorüber. In dem burgundischen Kriege hatte sich zwar eine hohe Tapferkeit entwickelt, allein mit demselben hatten auch die Schweizer Bedürfnisse kennen gelernt, welche zu befriedigen die einfachen Mittel nicht hinreichten. Und so wurde — nach Joh. von Müllers Ausspruch — die Armuth der Schweizer Ursache, „daß „nächst Freiheit Geld ihnen das Schätzbarste war." Beides vertrug sich aber nicht wohl zusammen, und je mehr der particularistische Eigennutz sich geltend machte, desto mehr schwand der Geist der Einigkeit, durch welche der Bund stark gewesen nach außen. Der Keim des Verderbens lag somit in der Schweiz, ehe die Reformation ausbrach, was wohl zu merken ist gegen die, welche in der Kirchentrennung die Wurzel des Uebels finden wollen, und die Stimme jenes Predigers in der Wüste, des Nikolaus von der Flue, wird Zeugniß geben wider solche. War es doch eben der ketzerische Zwingli, der zugleich als politischer Reformator jene Stimme wieder aufnahm, als er gegen das Reislaufen und die fremden Pensionen predigte. — Was übrigens die Verfassung

betrifft, so war sie in ihren Grundzügen dieselbe, wie sie sich bis in die neuen Zeiten, einem künstlichen Einheitsstreben gegenüber, erhalten hat, die durch Natur und Geschichte bedingte Föderativverfassung. Zu den acht alten Orten waren nach dem burgundischen Kriege Freiburg und Solothurn getreten (1481). Zwanzig Jahre nachher, 1501, wurden Basel und Schafhausen aufgenommen, und endlich schlossen sich auch die Appenzeller, welche das Joch ihres geistlichen Herrn abgeschüttelt, dem Bunde an 1513. So bestand also die Eidgenossenschaft aus dreizehn bekannten Orten. Zugleich aber standen noch mit ihr als „zugewandte Orte" in Verbindung der Abt und die Stadt St. Gallen, die Städte Mühlhausen und Biel, die Stadt Rothweil in Schwaben, die Grafschaft Neufchatel, das Walliserland, die drei Bünde Rhätiens, und noch einige andere Orte, die später hinzutraten.

Zugleich hatten die Schweizer, seit sie aufgehört hatten, sich nur vertheidigungsweise zu verhalten, selber wieder Unterthanenland an sich gebracht*), und über die gemeinen Herrschaften im Aargau, Thurgau, dem Rheinthal und Sarganserland herrschten Vögte in ähnlicher Weise, wie einst die östreichischen über die Schweizer.

Wir stehen nun an der Schwelle der eigentlichen Reformationsgeschichte. Es ist die Schwelle eines armseligen Hauses zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld. Hier wurde den 10. Nov. 1483 **) Mar-

*) „Die Zeit war gekommen", sagt Hottinger in Beziehung auf die Reformationsgeschichte dieser Länder, „wo bestraft werden sollte, was hundert Jahre „früher von den Eidgenossen gegen die Natur republicanischer Verfassung und „gegen die Grundsätze gefehlt worden war, denen allein sie selbst den Segen der „Freiheit, und bis sie von ihnen wichen, auch das ungetrübte Glück des Genusses „desselben verdankten." Fortsetzung von Joh. von Müllers Geschichte der Eidgen. Bd. VII. S. 199.

**) Daß sich damals seine Eltern gerade auf dem Jahrmarkt in Eisleben befunden, wie auch Becker in seiner Weltgeschichte annimmt, ist nicht erweislich; siehe Lingke, Martin Luthers merkwürdige Reisegeschichte zu Ergänzung seiner Lebensumstände. Lpz. 1769. S. 3. Jedenfalls war der Aufenthalt in Eisleben ein kurzer, wie auch Luther von sich selbst sagt, daß er in Eisleben geboren, in Mansfeld erzogen sei. Merkwürdig, daß die Geburtshäuser beider großen Reformatoren, das Luthers zu Eisleben und das Zwingli's im Wildhaus, in der Folge zu Schulhäusern gemacht worden sind. Das sind die würdigsten Denkmäler, die man solchen Männern setzen kann. — Ueber Luthers Leben sind Spieker, Ukert, Tischer zu vergleichen; besonders aber Gustav Pfizer, M. Luthers Leben (Stuttg. 1836); Jürgens, Luthers Leben (Lpz. 1846 — unvollendet); und H. Gelzer, Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator, mit bildlichen Darstellungen von Gustav König (Hamburg 1851. 4.).

tin Luther geboren. Sein Vater, Hans Luther, von Möra bei Salzungen gebürtig, war ein Bergmann, und scheint in der Folge durch Erwerbung eines eigenen Schmelzofens sich in einigen Wohlstand versetzt zu haben, was denn auch daraus hervorgeht, daß er Rathsherr zu Mansfeld war. Allein früher waren Luthers Eltern (seine Mutter hieß Margarethe Lindemann) Landleute und in dürftigen Umständen, wie er selbst, ein dankbar gerührter Sohn, erzählt: „Mein Vater war „ein armer Bauer, und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken ge„tragen, damit sie uns Kinder erzogen haben. Sie haben sich's lassen „blutsauer werden." Die häusliche Erziehung war, dem Geiste des Zeitalters nach, kirchlich fromm, ehrbar; aber rauh und streng. Luther selbst erzählt in den Tischreden, daß ihn einst sein Vater so scharf gezüchtigt habe, daß er geflohen und seinem Vater gram geworden sei, bis dieser ihn wieder zu sich gewöhnet, und daß seine Mutter ihn um einer Nuß willen blutig geschlagen; woran er die Bemerkung knüpft, daß allzugroße Strenge in der Kinderzucht nicht tauge. „Die Eltern," sagte er, „meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die ingenia „nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten."

Nachdem er in seiner Vaterstadt Mansfeld bei einem mürrischen Schulmeister*) die ersten Anfangsgründe menschlicher Wissenschaft gelernt hatte, kam er in seinem 14. Jahre nach Magdeburg auf die Schule der Franciscaner**). Hier, wie in Eisenach, wohin er bald darauf kam, weil er dort mütterliche Verwandte hatte, mußte er sein Brot mit Singen vor den Thüren verdienen. Eine fromme Frau — ihr Name ist wohl werth, aufbewahrt zu werden in der Geschichte —, Frau Cotta, nahm den jungen Schüler, an dessen schönem Alt sie sich erbaut hatte, an ihren Tisch und ward seine Wohlthäterin. Und wahrlich, was sie diesem Kleinen gethan unter den Dienern des Herrn — das hat sie ihm gethan, dem Herrn der Kirche. In Eisenach blieb Luther 4 Jahre auf der dortigen Franciscanerschule, wo er sich unter der Leitung des gelehrten Rectors Trebonius sehr vor seinen Mitschülern auszeichnete. Nun bezog er als 18jähriger Jüngling die Universität Erfurt. Dieser

*) Dieß läßt sich wohl daraus schließen, daß Luther an einem einzigen Vormittage 15 Mal hinter einander von ihm gestäupt wurde.

**) Es lehrte daselbst Andreas Proles, ein freisinniger Mann.

Aufenthalt wirkte in verschiedener Beziehung bestimmend auf sein künftiges Leben ein. Einmal war es hier, wo ihm zuerst auf der Bibliothek der Universität ein ganzes Exemplar der Bibel in die Hände fiel, was ihm außerordentliche Freude machte und den Wunsch, dieses heilige Buch ganz und von Grund aus kennen zu lernen, immer mehr nährte. Hier war es aber auch, wo er 1503 in eine harte Krankheit verfiel, die ihm zur ernsten Prüfungsschule wurde. Ein alter Priester besuchte ihn in dieser Krankheit und tröstete ihn mit den Worten: Mein Baccalaurie, seid getrost, ihr werdet des Lagers nit sterben; unser Herr Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viel Leute trösten wird. Luther genaß in der That, und gedachte nachher der Worte wieder, die in der Folge der fromme Sinn der Zeit als Weissagung deutete. Endlich erlebte er hier ein Ereigniß, das seiner Wahl und Neigung plötzlich eine andere Richtung gab, als seine Eltern sich vorgesetzt hatten. Nach dem Wunsche der letztern hätte er Jurist werden und einst ein Staatsamt bekleiden sollen. Allein Luther hatte einen Freund, Alexius, der mit ihm ein Herz und eine Seele war. Dieser wurde ihm am Tage vor Mariä Heimsuchung (1505) gewaltsam von der Seite gerissen; einige sagen durch den Blitz, andere erzählen, daß er erstochen worden, bald darauf aber der Blitz hart an Luthers Seite vorbei in die Erde geschlagen habe. Genug, der gewaltige Gemüthseindruck, den das eine wie das andere auf ihn machte, ließ ihn darin einen Wink von höherer Hand erkennen, sein Leben hinfort Gott zu weihen. Er trat also in ein Kloster, Augustinerordens zu Erfurt, ohne Wissen und Willen seines Vaters, der durch die Uebersendung der weltlichen Kleider und des Magisterringes in nicht geringe Betrübniß versetzt ward. Luther selbst, nachdem er den Schaden mönchischer Selbstgerechtigkeit in seiner ganzen Tiefe einsehen gelernt hatte, bereute in der Folge diesen Schritt, und bat, obwohl jetzt ein angesehener Mann, seinen Vater in einem Briefe förmlich um Verzeihung*). Er stellt seinen Schritt als ein Werk des Satans dar, der ihn mit geistlichem Hochmuth verblendet, und ihn verleitet habe, das größte Gebot Gottes aus den Augen zu setzen, Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Eltern. Wir dürfen an=

---

*) Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken von de Wette, 2. Bd. Nr. 348.

nehmen, daß Luther hier sich selbst zu hart beurtheilt. Hintennach, bei klarerer Einsicht, kam es ihm freilich vor, er habe damals aus unklarem Triebe des Herzens gehandelt; und weil er gewohnt war, überhaupt die sittlichen Beweggründe des Menschen an sich wie an andern mit Strenge zu beurtheilen, so mag ihm wohl zur Demüthigung seines Wesens heilsam geschienen haben, auch in den edlern Trieben seiner Jugend die Flecken und Fehler aufzusuchen. Wenn aber Luther in Beziehung auf sich selbst zu solchem Urtheil berechtigt war, so sind wir es nicht, ihm gegenüber. Wir müssen wohl annehmen, daß er aus wirklichem Eifer für Gott, wenn gleich aus einem unklaren, mißleiteten Eifer, diesen entscheidenden Schritt gethan habe. Ja, wir müssen noch weiter gehen, und eine höhere Leitung darin erkennen; denn gerade dadurch, daß Luther die harte Schule des Klosterlebens durchmachte, bereitete er sich zum ernsten, gründlichen Reformator vor. Nichts bekämpft man gewöhnlich nachher mit mehr Erfolg, als eine Sache, die man erst mit aller Liebe und Begeisterung umfaßt, von der man alles Schöne und Gute erwartet hat, und von der man sich am Ende gräulich getäuscht sieht. Wie ganz anders hier Luther, als Erasmus. Dieser hatte aus Weltsinn immer einen Abscheu gegen das Klosterleben gehabt; nie war er mit Leib und Seele Mönch gewesen, sondern er spielte nur den Mönch einige Zeit, indem er die Kutte trug; und so waren auch nachher seine Angriffe auf das Mönchthum mehr die des Witzes und Scherzes oder des weltlichen Aergers über Dinge, die er ihrer innersten und tiefsten Natur nach nicht kannte. — Luther aber war, ich möchte sagen, ganz durch die Seele des Mönchthums hindurchgegangen, hatte sich völlig hingegeben mit aller Liebe jener klösterlichen Denk- und Lebensweise; und nun, da er später, nicht mit leichtem Sinn, sondern mit blutendem Herzen das Glied von sich warf, das ihn ärgerte, stand er da als ein erprobter Held und redete aus eigener Erfahrung. Nicht auf der ebenen Bahn der Wissenschaft und Kunst, nicht auf den leichten Flügeln des Scherzes sollte Luther seinem Ziele zueilen, sondern auf steilem Wege hinan zu den Gestirnen klimmen, durch Leiden und Trübsale eingehen ins Reich der Wahrheit, ins Reich Gottes. Das mögen doch die nie vergessen, welche die Reformation einzig und allein in Verstandesaufklärung und blos in die Verneinung setzen. Wie einst Paulus von sich sagen konnte, er sei der eifrigste Jude, der eifrigste Verfech-

ter des Gesetzes gewesen, aber durch die Gnade Gottes sei er dem Gesetze abgestorben **durch** das Gesetz, so konnte auch Luther von sich bezeugen, daß er in der That ein guter Katholik und Mönch aus Ueberzeugung gewesen sei, bis ihm Gott habe die Schuppen von den Augen fallen lassen*).

Der Bruder Martin**) ward in dem Kloster als Neuling sehr hart gehalten. Er mußte die niedrigsten Dienste verrichten und mit dem Bettelsacke durch die Stadt wandern. Alles that er, treu dem Gelübde der Armuth und des Gehorsams. Aber noch weit strenger hielt er das dritte Gelübde, das der Enthaltsamkeit. Bis aufs äußerste kasteiete er seinen Körper durch Fasten und Nachtwachen. Oft begnügte er sich für einen ganzen Tag nur mit etwas Brot und einem Hering. Dabei aber strengte er den Geist unausgesetzt an, bald mit Gebetsbetrachtung, bald mit wissenschaftlichem Nachdenken. Die Kirchenväter, und vor allem die Werke seines Ordensheiligen, des Augustinus, las er mit großem Eifer, und ebenso die Werke der früher genannten Mystiker, die Schriften eines Tauler und Thomas a Kempis, sowie das Büchlein der deutschen Theologie, das er 1516 mit einer Vorrede herausgab. Doch sein Hauptbuch war schon jetzt die **Bibel**, von der er auch auf der Klosterbibliothek ein ganzes Exemplar fand; sie blieb der Schatz, von dem er sich nicht mehr trennte, **sie** das Heiligthum, in dessen Geist er immer weiter einzudringen, **sie** jene höhere Weisheit, in deren Sinn und Zusammenhang er sich immer mehr hineinzuleben bemüht war. Und so wurde denn auch sie der Grundstein des Protestantismus! —

Bei den vielen Anstrengungen und Entbehrungen konnte es nicht fehlen — der Leib mußte unterliegen, und die Seele ward mit hineingezogen in des Körpers Leiden. Luther verfiel in eine schwere Krankheit. Verdüstert war seine Einbildungskraft, die ihm die Schrecken der Hölle mit wilder Farbengluth vormalte. Die Angst seiner Seele stieg oft

*) „Wahr ist's," so bezeugt er von sich selbst, „ein frommer Mönch bin ich „gewesen, und so streng meinen Orden gehalten, daß ich's nicht sagen darf. Ist „nun ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hinein „kommen sein; das werden mir zeugen alle Klostergesellen, die mich gekennet „haben. Denn ich hätte mich, wenn's länger gewährt hätte, zu Tode gemartert „mit Wachen, Beten, Lesen und andrer Arbeit." **Luthers** Werke T. XXI. Lips. p. 21; vgl. **Keils** Lebensumstände rc. S. 15 ff.

**) In der Folge führte er als Mönch den Namen Augustinus.

aufs höchste — sein ganzer Leib zitterte fieberhaft; furchtbar war sein Zustand. In diesen Anfechtungen besuchte ihn der Generalvicar seines Ordens, Johann von Staupitz, ein meißnischer Edelmann. Er richtete den jungen Mann mit sanftem Zuspruch auf, und lehrte ihn gläubig hinschauen auf das Ende der Versuchungen, auf die Krone des Siegers, die seiner warte*). Dann bestärkte er ihn in seinem Vorsatz, die heil. Schrift zu lesen, gab ihm aber auch Anleitung, wie er dieß auf eine verständige Weise und im Zusammenhange thun könne. Aber auch dabei ließ es der edle Helfer nicht bewenden. Er, dem Luthers große Fähigkeiten und sein frommer, reiner Eifer nicht entgingen, suchte ihm einen bessern, diesen Gaben angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen. Und dazu bot sich bald eine Gelegenheit.

Unlängst war nämlich von Friedrich dem Weisen, Kurfürsten von Sachsen, die Universität Wittenberg gestiftet worden (1502), wobei Staupitz selbst seinem Fürsten wesentliche Dienste geleistet hatte. Dahin suchte nun Staupitz seinen Luther zu bringen; und es gelang. Im Jahre 1507 hatte Luther die Priesterweihe erhalten, wodurch er das Recht erhielt, die Kanzel zu betreten. Aber Luther — wagte es nicht. Luther, der nachmals so gewaltig predigte, der dem ganzen deutschen Predigtwesen eine neue Richtung, einen noch nie erreichten Schwung gab; Luther, der noch immer der unerreichte Lehrmeister aller ist, die durch innere Bündigkeit der Rede mehr zu wirken hoffen, als durch äußern Schmuck: — dieser Luther war zu bescheiden, zu demüthig, um als Prediger aufzutreten. Erst auf das Zureden Staupitzens wagte er es, zuerst nur im Betsaale des Klosters, und dann in der Kirche zu predigen. Auch diese natürliche Zaghaftigkeit und Schüchternheit Luthers ist wichtig zur Beurtheilung seines Charakters und seines Werks. Er gehörte also nicht in die Classe jener vorlauten Aufklärer, die nicht

---

*) Auch scherzte wohl Staupitz gutmüthig, wenn er ihm sagte: „Du willst „ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde; du mußt ein Register haben, „darin rechtschaffene Sünden stehn: soll Christus dir helfen, mußt du nicht mit „solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen.“ Diese Scherzrede verfing aber eben so wenig bei dem tief bekümmerten Luther, als der Trost seines Beichtvaters: „Gott zürnet nicht mit dir, du zürnest mit Gott.“ Besser traf es ein alter Mönch, dem er beichtete und der ihn statt auf Bußübung und Kasteiungen auf den Sünderheiland und sein vollgültiges Verdienst hinwies. Dieses Mönchs gedachte nachmals Luther oft mit herzlicher Dankbarkeit.

früh genug glauben andere belehren zu können, ehe sie selbst gelernt haben; auch nicht zu denen, die, nur auf eigenen Verstand und Witz trauend, sich da hervordrängen, wo das Talent glänzen kann, dann aber sich zurückziehen, wo der Muth etwas leisten soll. Luther war schwach und schüchtern nach dem Fleische, aber groß und mächtig im Geist. Wo er einmal die natürliche Schüchternheit ablegt und auftritt als kühner Streiter, da thut er's, weil er's für Pflicht hält, weil Gott es ihm heißt, weil das Gewissen ihn treibt. Aber eben das ist das Schöne, das wahrhaft Große in seinem Leben, daß er nicht auf sich steht, als einem endlichen Wesen dieser Zeit, sondern getragen und gehoben ist von der ihn bewegenden Gottesidee. Diese Durchdringung von jungfräulicher Scham und männlichem Trotze, diese Vereinigung der Taubeneinfalt und Löwenkühnheit geben dem Bilde Luthers jenes ächt christliche Gepräge, an dem wir erkennen, wie Gott in den Schwachen mächtig ist. Wenn Einer, so konnte Luther dem Apostel Paulus nachsprechen: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark (2 Cor. 12, 10).

Im Jahre 1508 erhielt Luther nun wirklich den Ruf nach der Universität Wittenberg. Er sollte auf derselben noch nicht die Gottesgelehrsamkeit, sondern diejenigen Fächer lehren, die, nach der damaligen Ansicht der Wissenschaft, darauf vorbereiten sollten, Physik und Dialektik, oder, wie wir sagen würden, die rein philosophischen Wissenschaften. Auch diesem unterzog er sich; doch brannte ihm, wie er versichert, das Herz, bald die Theologie lehren zu dürfen, die seine höchste und liebste Wissenschaft war*).

Auch hier zeigt sich Luthers Neigung auf den ersten Augenblick als eine von der des Erasmus sehr verschiedene. Diesem galt die Wissenschaft selbst als das Höchste, und auch wo er Theologie trieb, war er mehr Philolog und Philosoph in der Theologie**). Luthern aber war die Theologie in ihrer Verbindung mit der Religion letzter und höchster Lebenszweck, und selbst wo er andere Wissenschaften trieb, trieb

---

*) Vgl. den Brief an Johann Braun in Eisenach (de Wette's Sammlung I. Nr. 2).

**) Dieß tritt durch die treffliche Monographie von Adolf Müller ins klarste Licht.

er sie theologisch. Wir wollen damit keineswegs sagen, es müßten alle dieselbe Neigung haben wie Luther. Es war gut, daß neben der überwiegend theologischen Richtung Luthers die kritisch-philosophische eines Erasmus nebenherging, wie denn auch bis auf den heutigen Tag sich beide Richtungen ergänzen müssen sowohl in der Kirche, als in der gelehrten Welt. Aber daß nur mit der rechten Herzenstheologie der Kirche zu allen Zeiten geholfen ist, das bleibt unbestritten. Bald kam auch Luther wirklich dazu, theologische Vorträge über die Bibel halten zu dürfen, und arbeitete sich von nun an mit immer größerem Eifer in das Studium der Theologie und der dazu nöthigen Sprachen ein. Immer größer ward sein Widerwille gegen die Scholastik, der sich sogar bis auf den an der Scholastik unschuldigen Aristoteles ausdehnte*), immer entschiedener seine Vorliebe zwar für die Mystiker, aber noch überwiegender für das göttliche Wort selbst, wie es in der heiligen Schrift gegeben ist. Im Jahre 1512 erhielt er den Doctorgrad, den er auch erst auf Zureden seines Freundes Staupitz anzunehmen den Muth hatte.

Besonders wichtig erscheint uns aber auch noch in dem frühern Leben Luthers seine Reise nach Rom, die er im Jahr 1510 in Angelegenheiten seines Ordens unternahm. Dadurch erhielt er Gelegenheit, das Treiben und Wesen der römischen Curie, das er nachmals bekämpfte, in der Nähe kennen zu lernen. „Da sieht er," wie Matthesius, sein Lebensbeschreiber, sagt, „den heiligen Vater, den Papst, und seine gül-„dene Religion und ruchlose Kurtisanen und Hofgesindel, welches ihn „nachmals gestärkt hat, daß er so ernstlich wider die römischen Greuel „und Abgöttereien geschrieben."

In der That machte Luther während seines Aufenthalts in Rom traurige Erfahrungen von dem Unglauben der hohen Geistlichkeit und ihrem leichtfertigen Wesen. Auch hier war er in seiner Unschuld wie ein Lamm unter den Wölfen. Im Herzen redlicher Katholik**) und

*) Die harten Urtheile Luthers über den letztern sind, wie seine ungünstigen Aeußerungen über den Gebrauch der Philosophie in der Theologie, aus den Eindrücken zu erklären, die er erhalten hatte. Wenn daher heut zu Tage manche auf seine Autorität hin glauben, den Vernunftgebrauch verdammen zu müssen, so möchte es wohl auch hier heißen: duo cum faciunt idem, non est idem.

**) Mehrere rührende Züge giebt Lingke in der angeführten Reisegeschichte S. 21. Als er die Stadt Rom ansichtig wurde, fiel er auf die Erde,

ein eifriger Sohn der Kirche, konnte er's nicht begreifen, wie die Herren, welche die Frömmsten hätten sein sollen, das heilige Werk Gottes so leicht nahmen. So las z. B. Luther eine Messe in Rom, und that es mit aller Andacht, in der feierlichsten Stimmung des Gemüths, weil er wirklich an die Verwandlung glaubte. Die Zudiener aber, denen die Zeit darüber zu lang ward, flüsterten ihm ins Ohr: Passa, Passa! schick' unsrer lieben Mutter ihren Sohn bald wieder zurück, wobei sie spöttisch auf die Verwandlung anspielten, an die sie nicht glaubten. Eine ebenso ärgerliche Anspielung auf diese damals ihm noch wichtige Lehre mußte er über Tische hören, da man erzählte, wie ein Priester zu den Zeichen des Abendmahls gesagt hätte: Brot bist du, Brot bleibst du; Wein bist du, Wein bleibst du (Panis es, panis manebis; vinum es, vinum manebis), während er doch dem Volke vorgab, den wahren Leib und das wahre Blut Christi zu genießen*). Wer weiß, ob diese das Gemüth Luthers so tief verletzenden Spöttereien nicht dazu beigetragen haben, ihn in der Folge der Zwingli'schen Lehre vom Abendmahl abgeneigt zu machen, weil er sie mit jener ungläubigen Ansicht verwechselte. Luther erkannte es nachmals selbst als eine gute Schickung Gottes an, daß er nach Rom gekommen sei; denn er sagte zu seinen Freunden, nicht um tausend Gulden wollte er diese Reise nicht gemacht haben. Doch von der andern Seite sah er auch das Gefährliche eines längern Aufenthalts in Rom ein, weßhalb er zu sagen pflegte: Wer das erstemal nach Rom geht, der sucht einen Schalk; zum andernmal findet er ihn; zum drittenmal bringt er ihn mit hinaus.

Hatte ihm die Reise nach Rom gedient, um das Papstthum in der Nähe zu betrachten, so sollte ihm später, 1516, eine in Staupitzens Abwesenheit unternommene Visitationsreise im Thüringischen und

---

hob seine Hände auf und sprach: „Sei gegrüßet, du heiliges Rom!" Er lief durch alle Kirchen und Klöster, besuchte die Wallfahrtsörter, und rutschte auf den Knieen die Pilatusstiege hinan. „Ich habe auch wohl," erzählt er von sich, „eine Messe „oder zehn zu Rom gehalten, und war mir dazumal schier leid, daß mein Vater „und Mutter noch lebeten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöset mit „meinen Messen" u. s. w. Noch zeigt man die kleine Kirche Maria del popolo, wo Luther predigte als Gast der Augustiner in ihrer anstoßenden Herberge. Fleck, wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien u. s. w. 1835. 2. Bds. 1. Abth. S. 5.

*) Nach Luther und Matthesius Marheineke Bd. I. S. 40.

Meißnischen dazu dienen, das Kloster= und Mönchswesen mit seinen Gebrechen noch näher kennen zu lernen, als er es während seines eigenen Aufenthalts im Kloster erfahren hatte. Doch weder das Papstthum, noch das Mönchthum waren es in ihrer Einzelnheit, die ihn auf den Kampfplatz riefen. Zu einem solchen Kampfe hätte er sich (selbst noch in den Begriffen der Zeit befangen) nicht berufen geglaubt.

Vom Praktischen aus, von dem eigenen Kreise seiner Wirksamkeit als Beichtvater und Seelsorger, ging auch sein Angriff auf das Verderben der Kirche. Hier war er zu Hause, hier war er berufen zu reden und zu streiten. Und er unternahm es mit Gott.

Zehnte Vorlesung.

Der Ablaßkram. Tezel. — Luthers Thesen. Seine Polemik. — Luthers anfängliches Verhältniß zum Papst. — Cajetan und Miltiz. — Luthers Collegen: Carlstadt und Melanchthon. — Die Leipziger Disputation. — Schilderung der Personen nach dem Berichte der Zeitgenossen: Luther, Carlstadt, Eck.

„Nichts ist in der Geschichte merkwürdiger," so sagt der große Kenner der Geschichte, Johann von Müller*), „als die Betrachtung eines einzelen Manns, der gegen alle Gaben des Glücks und alle Schrecknisse „der Macht blos durch Mittel, die auch in unserer Gewalt sind, sieg„haft kämpft." Er spricht diese Bemerkung aus bei Erwähnung Luthers, von dem er Folgendes sagt: „Doctor Martin Luther, Professor bei der „Universität Wittenberg, ein Privatmann, welcher Verstand und Muth, „aber weder ungemeine Gelehrsamkeit, noch einen cultivirten Geschmack „besaß, dieser, nur durch Heldensinn, ohne irgend eine andere Macht, „als die des gemeinen Menschenverstandes über viele wichtige Dinge, „und der Wahrheit, wo er die Mißbräuche angriff, gab dem halben „Europa eine neue Seele und eine unüberwindliche „Kraft."

Mit der Persönlichkeit dieses Mannes haben wir uns in der vorigen Stunde bekannt gemacht. Seine trüben Jugendjahre liegen hinter uns. Wir sehen ihn als gereiften Mann auf der Universität Wittenberg, als Prediger und Professor in einem bedeutenden Wirkungskreise. Jetzt sollen wir ihn als Reformator kennen lernen. Nicht eigener

*) Allg. Geschichte Bd. III. S. 4.

Wille machte ihn dazu, die Umstände führten ihn in den Kampf, und die Pflicht gebot ihm denselben. Weltverbesserer so ins Allgemeine hin zu werden, fiel dem bescheidenen Manne von weitem nicht ein. Fand er doch so vieles noch zu bessern am eigenen Herzen und Leben, was kümmerte ihn Anderer Amt und Beruf? Nicht also das Verderben, das er in Rom kennen gelernt hatte, nicht die Beobachtung der Mißbräuche, die anderwärts sich eingeschlichen hatten, gaben ihm den Gedanken ein, zu reformiren. Erst da, wo er im eigenen Amte, in dem Wirkungskreise, den Gott ihm angewiesen, solchen Mißbräuchen begegnete, hielt er sich für verbunden, ihnen nach Maaßgabe seiner Einsicht und Kraft entgegenzutreten. Auch hierin offenbart sich uns der wahrhaft reformatorische Charakter Luthers. Er wühlt nicht in fremden Dingen umher und stöbert Mängel und Gebrechen auf, die er gewaltsam heben zu müssen glaubt. Aber da, wo das Verderben Anderer ihn hindert, sein Amt nach Gewissen zu versehen, da, wo der Feind in sein eigenes Gehäge einbrechen will, da wehrt er ab. Weil aber die Grenzen der Defensive sich nie mit Bestimmtheit abmessen lassen, so verfolgt er, einmal auf den Kampfplatz getreten, den Feind weiter, uud die Defensive geht dann allerdings in die Offensive über.

In seinem eigenen Berufskreise als Pfarrer und Seelsorger war es, in welchem Luther erst dem Unwesen des Ablasses und seinen heillosen Folgen begegnete, und mit der Pflicht aufzutreten war auch sein Recht begründet. Wie ganz anders als die, welche mit Hintansetzung, ja oft mit der schnödesten Verletzung ihrer heiligsten Berufspflichten sich ein Recht herausnehmen, Bestehendes zu untergraben, wie und wo es auch sei.

Ruhig und anspruchlos sehen wir Luthern in Wittenberg seines Amtes warten. Der Feind nähert sich von außen. Lassen Sie uns genauere Bekanntschaft mit demselben machen.

Sie erinnern sich aus meinen frühern Stunden, wie der Ablaßhandel seit dem Erfinder des päpstlichen Jubeljahrs, Bonifaz VIII., und unter seinen Nachfolgern zu Avignon, namentlich Johann XXII., zu einem eigentlichen systematischen Handel geworden war. Je mehr die Päpste theils durch eigene Schuld, theils durch Schuld der ungünstigen Verhältnisse in Geldverlegenheit geriethen, desto mehr mußte auf künstliche Erwerbmittel gedacht werden. In der That hatten auch die

Päpste Geld nöthig zu mehrern großen Unternehmungen. Die Grenzen der Christenheit waren ja — wie die vorige Stunde uns belehrt hat — fortwährend beunruhigt von den Nachstellungen der Türken. Zu einer sogenannten Türkensteuer, d. h. zu einer Steuer für den zu unternehmenden Türkenkrieg, sollten also die mildthätigen Herzen der Christen gestimmt und gewonnen werden. Außerdem war Leo X., wie Sie wissen, ein prachtliebender Fürst, ein Gönner der Künste, ein Beförderer der Talente. Während er den Bau der Kirche Christi im Innern verfallen ließ durch religiösen Indifferentismus, glaubte er dagegen sich um den äußern Ausbau der stolzen Peterskirche zu Rom verdient machen zu müssen, wozu sein Vorgänger Julius II. den Grund gelegt hatte. Und so wurden denn der Bau dieses Riesendoms und die Befehdung der türkischen Macht die beiden Hauptvorwände zu dem unternommenen Handel. Dieser Handel war nun aufs trefflichste eingerichtet, wie nur immer heut zu Tage eine politische Finanzspeculation es sein kann. Wie der Staat bisweilen für gut findet, seine Einkünfte an Uebernehmer zu verpachten, so war auch der Ablaß förmlich vermiethet. Generalpächter in Deutschland war der Kurfürst Albrecht von Mainz*), und dieser hatte dann wieder seine Untercommissarien, wozu der berüchtigte Dominicanerprior, Johann Tezel, gehörte. Tezel (Diez, Diezel), aus Leipzig gebürtig, hatte auch schon früher unter andern Commissarien als Untercommissarius gedient, und dabei ein schweres Geld zusammengebracht; denn keiner hatte es in der marktschreierischen Anpreisung des Ablasses bunter getrieben, als er, obwohl er sich durch sein zügelloses und ärgerliches Leben bei den Frömmern allgemein verhaßt machte**).

Man würde sich sehr irren, wenn man sich diesen Ablaßkrämer als einen gemeinen Krämer dächte, als einen zu Fuß herumziehenden Mönch, der gelegentlich bei gemeinen Leuten seine Waare angebracht habe. Keineswegs. Tezel benahm sich als ein vornehmer Prälat auf seinen Handelsreisen. Prachtvoll fuhr er unter Glockengeläute in den Städten ein. Die päpstliche Ablaßbulle wurde auf einem Sammtkissen

*) Neben ihm erscheinen noch als Hauptcommissarien Angelo Arcimboldi, ein Mailänder, und in der Schweiz Christoph de Forli.

**) Wegen Ehebruchs hätte er sollen den Gesetzen zufolge ertränkt werden; durch Verwendung des Kurfürsten von Sachsen ward ihm das Leben geschenkt.

vor ihm hergetragen. Feierliche Processionen zogen ihm mit Kreuz und Fahnen entgegen und geleiteten ihn in die Kirche. Da wurde denn ein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen aufgerichtet, von welchem Tezel behauptete, es wäre so kräftig, als das Kreuz Christi selbst. Ja, einer seiner Begleiter*) wollte sogar der Menge weißmachen, wie er das Blut Christi mildiglich daran herunterfließen sähe (die rothe Farbe des Kreuzes, unverwandt angesehen, konnte die Leichtgläubigen bald in eine solche optische Täuschung einwiegen!). Unter jeder Bedingung ward der Ablaß angeboten; selbst für künftige Sünden**). Bekannt ist das Sprüchlein, dessen sie sich bedienten: „Wenn nur das Geld im Kasten „klingt, die Seele gleich gen Himmel springt." —

Im Jahr 1517 kam Tezel nach Jüterbock in die Gegend von Wittenberg, wo Luther Doctor der Theologie und Pfarrer war. Als Seelsorger machte Luther zuerst traurige Erfahrungen von den Wirkungen dieses Handels im Beichtstuhle; denn statt daß die Leute bei ihm erst die Beichte abgelegt und sich über den Zustand ihrer Seele mit ihm freundlich besprochen hätten, was ja der eigentliche und wahre Zweck der Beichte, auch nach den Absichten der Kirche, sein sollte, wiesen sie ihm blos die eingehandelten Ablaßzettel vor, in der Meinung, daß sie damit aller weitern Schuld quitt seien. Dieß schmerzte Luthern tief. Wie er gewohnt war, alle seine priesterlichen Verrichtungen im gewissenhaften Aufblick zu Gott zu versehen, so auch die der Beichte. Er hielt es für seine Pflicht, seine Beichtkinder über das wahre Wesen des Sündenablasses zu belehren; und dieß that er in mehrern Predigten, worin er zeigte, wie nur in der Sinnesänderung die Bedingung zu suchen sei, unter welcher der Mensch Vergebung erlangen könne. Eine dieser Predigten***) schloß er mit den Worten: „Ob etliche mich nun wohl „einen Ketzer schelten, denen solche Wahrheit schädlich ist im Kasten, so „achte ich doch solch Geplerre nicht groß, sintemal das nicht thun denn

*) Der Predigermönch Bartholomäus, s. Marheineke I. S. 50, nach Löscher I. S. 398.

**) Dieß bekam jedoch einmal dem Tezel schlecht. Ein Edelmann kaufte sich Ablaß für einen zu begehenden Straßenraub, packte dann den Ablaßkrämer selbst an, und prügelte ihn weidlich durch. Tezel ward mit der Klage abgewiesen.

***) Sermon vom Ablaß und Gnade. Wittenb. 1517 und öfter wieder gedruckt. Luthers Werke XVIII. S. 533.

„etliche finstere Gehirne, die die Bibeln nie gerochen, die christlichen „Lehrer nie gelesen, ihre eignen Lehrer nie verstanden, sondern in ihren „löcherichten, zerrissenen Opinionen viel nahe verwesen; denn hätten sie „die verstanden, so wüßten sie, daß sie niemand sollten lästern unverhört „und unüberwunden; doch Gott gebe uns und ihnen rechten Sinn. „Amen."

Nicht nur aber als Prediger und Seelsorger, auch als Diener der Wissenschaft, als Doctor der Theologie, wollte er gegen die unverschämten Werke der Finsterniß auftreten. Und so schlug er denn am Tage Aller Heiligen, den 31. Oct. 1517 Mittags 12 Uhr, seine fünfundneunzig Sätze (Thesen) an der Schloßkirche zu Wittenberg gegen den Ablaß an — das erste bedeutungsvolle Signal zur Reformation! Diese Thesen einzeln aufzuführen, würde unserm Zwecke nicht angemessen sein*). Ich begnüge mich, den Inhalt derselben dahin anzugeben, daß Luther überhaupt die Buße recht eigentlich in die Sinnesänderung setzte, und jede mechanische Tilgung der Sünde durch bloßes Außenwerk oder gar durch Geldbezahlung verwarf. Die Werke der Liebe sind ihm die rechten guten Werke, durch welche der Mensch immer frömmer wird. Die Kirche kann nur äußere Kirchenstrafen erlassen; die wahre Vergebung der Sünden steht allein bei Gott. Auch meinte Luther damals noch ernstlich und bekannte es in den Thesen, daß es gar nicht des Papstes Wille sei, die Seelen dergestalt zu verführen. Darum sagte er in der 50. These: „Man soll die Christen lehren, daß der Papst, „wenn er die Erpressungen der Ablaßprediger wüßte, lieber wollte, daß „die Peterskirche zu Pulver verbrenne, als daß sie sollte mit Haut, „Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut werden." Ebenso zeigte er, wie die Kirche selbst mit sich in Widerspruch stehe, wenn sie den Ablaß schon in dieser Welt und auch für künftige Sünden ertheile, und denn doch auch wieder die Seelenmessen stehen lasse für die Verstorbenen. Und in der That war dieß eine Bemerkung, die dem gemeinsten Verstand einleuchten mußte, wie denn auch wirklich uns von einem Schuster erzählt wird**), der für sich und seine Frau Ablaßzettel gekauft hatte,

---

*) Man findet sie in Löschers Reformationsacten S. 438 und in Luthers Werken XVIII. S. 254, und auszugsweise in den meisten Reformationsgeschichten.

**) Löscher I. 402.

daß er, als die Frau bald nachher starb, sich weigerte, Messen für sie lesen zu lassen, weil sie ja schon durch den Ablaßzettel in den Himmel gefördert sei. Entweder also, argumentirte der gemeine Mann sehr richtig, hilft der Ablaß wirklich für dieses und jenes Leben, dann brauch' ich keine Seelenmesse mehr; oder er hilft nicht, dann trau' ich auch den Seelenmessen nicht, weil am Ende beides Betrug ist.

Luther ließ es indessen bei dem bloßen Anschlag der Thesen nicht bewenden, sondern wandte sich in Briefen an die hohen Geistlichen Deutschlands, um sie auf das Unwesen, das zum Theil unter Mißbrauch ihres Namens getrieben würde, aufmerksam zu machen, namentlich an den Kurfürsten Albrecht von Mainz selbst, sowie an die Bischöfe von Brandenburg, Meißen, Merseburg und Zeitz, jedoch ohne großen Erfolg *).

Der Sermon vom Ablaß und die Thesen hatten, durch den Druck vervielfacht, in Monatsfrist einen großen Theil der Christenheit durchlaufen, und allgemeines Aufsehen erregt. Manche hatten darüber große Freude, andere ahneten Gefahr. Mehrere Federn der Mönche und ihrer Genossen setzten sich in Bewegung, zumal da ihnen der Reuchlinische Handel noch allzu lebhaft im Kopfe war. Luther blieb seinerseits keine Antwort schuldig. Diese Federkämpfe, so viel höchst interessante Züge sie auch darbieten sowohl zur genauern Kenntniß der Zeit als der Personen, können von uns jedoch nicht weiter verfolgt werden **). Es herrscht in ihnen eben nicht der feinste Ton, und auch Luther ist — wir dürfen's nicht verhehlen — ziemlich freigebig in Schimpfwörtern. So fertigt er z. B. den Ketzermeister J. Hogstraten, der sich auch schon in der Sache Reuchlins ausgezeichnet hatte, mit folgenden Worten ab: „So gehe denn hin, du unsinniger, blutdürstiger Mörder! der du des

---

*) Blos der Bischof von Brandenburg, Hieronymus Scultetus, schickte ihm durch den Abt von Lenin eine Antwort, worin er ihm sagen ließ, daß er die Thesen zwar der christkatholischen Wahrheit gemäß finde, ihn aber zur Mäßigung aufforderte. Vgl. Luthers Briefe von de Wette I. Nr. 43.

**) Zuerst trat Tezel selbst mit einer Vertheidigung auf, die ihm Conrad Wimpina, Prof. zu Frankfurt a. d. Oder, verfertigte. Dann trat Silvester Prierias, Prior der Dominicaner und Magister Palatii zu Rom, auf den Plan. Da Tezel Luthers Sätze verbrannt hatte, so verbrannten nun auch die Studenten zu Wittenberg die Sätze Tezels, woran jedoch Luther selbst kein Gefallen hatte. Vgl. Brief 58 und 64 in der de Wetteschen Sammlung.

„Blutes christlicher Brüder nicht hast satt werden können. Geh, er„forsche und suche Roßkäfer in ihrem Miste, bis du lernest, was Irr„thum, Sünde und Ketzerei sei. Ich habe noch keinen größern Esel „gesehen, als eben dich, wenn du dich gleich rühmst, so viele Jahre hin„durch die Dialektik studirt zu haben"*). —

Ueber diesen allerdings unfeinen polemischen Ton Luthers und seiner Zeitgenossen, mit dem ich Sie jedoch in Zukunft so viel als möglich verschonen will, erlaube ich mir blos ein für alle Mal zu bemerken, daß man in der Beurtheilung desselben leicht auf zwei Abwege gerathen kann. Gewiß haben die Unrecht, welche glauben, die Kraft des reformatorischen Wortes bestehe in der Derbheit, und welche sich auf Luthern berufen, wenn sie in einem an Cultur und Geschmack fortgeschrittenen Zeitalter sich eines plumpen, schimpfenden Styles bedienen. Dieß ist elende Renomisterei, die den Beifall Luthers so wenig erhalten würde als den eines andern gesitteten Menschen. Von der andern Seite aber muß ich doch auch darauf aufmerksam machen, wie es Mißverstand der christlichen Sanftmuth und Milde ist, wenn man jedes starke Auftreten, jede Wallung eines gerechten, männlichen Zornes gegen das Treiben der Finsterlinge in gewissen Zeiten mit einer ernsten, christlichen Gesinnung unverträglich hält. Darin sind unsre zarten Ohren auch wieder zu sehr verwöhnt. Man nimmt schon den Affect einem Diener Christi übel, von dem man immer nur süße Worte verlangt, und sucht besonders häufig hinter der Ironie ein böses Herz. Dadurch leistet man der Wahrheit einen schlechten Dienst, der Heuchelei aber Vorschub, welche ihre Ausdrücke um so besser auf Schrauben zu stellen und durch zweideutige Redensarten ein langsames Gift den Gegnern beizubringen weiß. Wenn ich dieß bedenke, dann lob' ich mir immer noch die Derbheit des 16. Jahrhunderts einer solchen falschen Verfeinerung gegenüber. Es giebt entscheidende Augenblicke des Kampfes, wo die dummdreiste Anmaßung einer verdammungssüchtigen Ignoranz, wie es bei jenen Mönchen der Fall war, an den Pranger gestellt und ihr mit dem Maaße gemessen werden muß, mit dem sie mißt. Man ist dieß in gewissen Fällen der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Sache schuldig.

---

*) Luthers Werke (Walch. Ausg.) XXI. Anh. S. 118.

Freilich soll der Christ dabei so viel als möglich sich frei erhalten von dem Einfluß unreiner Leidenschaft; nur der Sache, nicht der Person, soll sein Zorn gelten. So war es bei einem Apostel Paulus. So war es großentheils bei Luther, und so wird es bei jedem sein, der für die heiligsten Lebensgüter zu leben und zu kämpfen, und der über persönliche Rücksichten sich dahin zu erheben weiß, daß er sich weder von Gunst, noch Abneigung gegen die Einzelnen, sondern lediglich von seiner Ueberzeugung leiten läßt. Ein solcher mag denn immerhin etwas wagen, auf die Gefahr hin, verkannt zu werden; und wenn ihm auch Menschliches begegnet im Eifer für eine göttliche Sache, so sollen eben Menschen ihm es nicht zu hoch anrechnen.

Am weitesten ausgesponnen und am heftigsten geführt wurde diese schriftliche Polemik mit Joh. Eck, Doctor der Theologie und Prokanzler in Ingolstadt, mit dem wir Luthern noch öfter auf dem Kampfplatz treffen werden, einem Manne nicht ohne Talente, die ihm Luther selbst nicht absprach*), aber von beschränktem Geiste und falschem Herzen. Dieser griff in einer Schrift, die er Obelisken betitelte, Luthers Grundsätze an. Luther stellte seine Asterisken entgegen. Der übrigen schriftstellerischen Thätigkeit Luthers, die er mitten unter den Kämpfen zum Heil der Kirche fortsetzte**), können wir nur hie und da im Vorbeigehen einen Blick gönnen, und auch die Streitschriften lassen wir jetzt ihren Weg gehen. Wir fassen den Hauptgang der Begebenheiten ins Auge, und fragen daher gleich, welchen Eindruck Luthers Auftreten in Rom gemacht habe?

Leo X. schien die Sache anfänglich als einen Mönchsstreit zu betrachten, ähnlich dem Reuchlinischen, und schenkte daher einem Hogstraten, der auf Verbrennung Luthers antrug, kein Gehör***). Nun aber hatte sich Luther durch seinen Freund Staupitz in einem demüthigen Briefe (vom 30. März 1518) an Leo selbst gewendet und ihm die Er-

---

*) Vgl. den Brief an Sylvius Egranus bei de Wette I. 59. Eck heißt dort noch insignis vereque ingeniosae eruditionis et eruditi ingenii homo, was dem ganzen Zusammenhang zufolge nicht ironisch zu nehmen ist. Ueber Eck selbst vgl. Schröckhs Lebensbeschr. von Gelehrten I. S. 23.

**) Erklärung der 10 Gebote; Auslegung des Vaterunsers u. s. w.

***) S. Raumers neuere Gesch. Europa's I. S. 210.

klärung seiner Thesen zugeschickt*). Mit aller Achtung wird sowohl in dem Briefe als in dem Werke die Person des heil. Vaters behandelt, und aufrichtig bedauert, daß grade er, als ein so guter Fürst, in so traurigen Zeiten regiere. Und in der That ist dieß ein wahrhaft tragischer Zug in der Reformationsgeschichte, daß der Kampf nicht unter einem Papste begann, der selbst seiner Schlechtigkeit wegen Verachtung verdiente, wie dieß der Fall gewesen wäre 20 Jahre zuvor unter einem Alexander VI. Gerade der Umstand, daß Leo für seine Person einige Schonung, und in seinem Privatleben Achtung verdiente, hebt den Streit über die Grenzen der Persönlichkeit hinaus. Es ist der Papst, nicht der Mensch, der in Leo bekämpft wird, und ähnlich wie der gutmüthige Ludwig XVI. für die Sünden seiner Vorfahren büßte, ähnlich sehen wir auch Leo X. zwar nicht das Leben, aber die Existenz seines geschichtlichen Namens einsetzen für ein System, in dem er selbst verstrickt war durch die Macht der Umstände, das er aber aufrecht zu erhalten nicht vermochte. Solche Personen, die mit einem geringen Maaße von eigener Schuld das Opfer ihrer Zeit werden, nehmen unser Mitgefühl auf eine eigene Weise in Anspruch. Wir können weder entschiedene Partei für noch gegen ihre Person nehmen, sondern sie mehr nur bedauern; obwohl ich keineswegs die Parallele zwischen Ludwig und Leo damit vollkommen durchgeführt, noch in allen ihren Consequenzen gerechtfertigt wissen möchte.

Auch Luther hatte somit alles Mitleid mit der tragischen Person des Papstes. Aber dieß hinderte ihn nicht, mit Freimüthigkeit das Verderben der Kirche aufzudecken, und dem Papste die Augen zu öffnen über den Abgrund, an dessen Rand er die Kirche zu bringen durch andere geführt werde. Leo aber war taub gegen solche Vorstellungen. Das System der Curie war mächtiger als er, und im Geiste dieses Systems als blindes Werkzeug handelnd, goß er, statt zu löschen, Oel ins Feuer, wie die stumme Komödie in der vorigen Stunde uns

---

*) de Wette's Briefsammlung I. Nr. 67 f., vgl. Marheineke I. 72. „Wir haben jetzt," heißt es unter anderm, „einen trefflichen Papst an „Leo X., von dessen Aufrichtigkeit und Gelehrsamkeit jedermann mit Vergnügen „redet. Aber was sollte der einzige liebe Mann bei so großer Verwirrung ver„mögen? Gewiß ist er werth, daß er zu bessern Zeiten wäre auf dem päpstlichen „Stuhl gewesen."

gezeigt hat. Schon vor Ankunft der Schreiben Luthers hatte die Sache in Rom eine ernstere Wendung genommen. Erst sollte er persönlich in Rom erscheinen und vor dem Papste sich verantworten. Nachher aber wurde dieser Befehl durch Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen dahin abgeändert, daß der Cardinal Cajetan (Thomas de Vio von Gaeta) nach Augsburg gesandt wurde, um Luthern dort über das Vorgefallene zu vernehmen*). Luther begab sich unter sicherm Geleit und mit Empfehlungen versehen dahin, und machte den größten Theil der Reise zu Fuß. Nach mehrern zuvor genommenen Vorsichtsmaaßregeln traf er endlich mit dem Cardinal zusammen, der ihn erst ganz freundlich empfing und ihm blos, als ob es die leichteste Sache von der Welt wäre, die Widerrufung seiner Sätze zumuthete. Als aber Luther dem Begehren des Cardinals nicht sobald entsprach, als er namentlich sich auf die heil. Schrift berief, und durch Beweise aus derselben den in ihr wenig bewanderten Cardinal in die Enge trieb, da wurde der geistliche Herr heftiger, und entließ ihn endlich, nachdem er drei verschiedene Unterredungen mit ihm gehabt hatte, mit den drohenden Worten: „Gehe hin, und komme nicht wieder zu mir, du wollest denn einen Widerruf thun." Mit dieser Bestie, äußerte sich der Cardinal nachher, mag ich nicht länger disputiren, denn sie hat ein Paar schlimme Augen und wunderliche Gedanken im Kopfe. — Luther aber meinte, der Cardinal sei ein schlechter Theolog und, geistliche Dinge zu richten, eben so geschickt, als ein Esel zur Harfen**). — Trotz des sichern Geleits war für Luthern in Augsburg so wenig Sicherheit, als ehemals für Hussen in Constanz. Seine Freunde waren daher besorgt, ihn zu entfernen. Staupitz verschaffte ihm einen elenden Klepper, ohne Halfter, der Rathsherr Christoph Langemantel öffnete ihm ein kleines Pförtchen

*) In Augsburg war eben der Reichstag versammelt, auf dem auch der Kurfürst zugegen war; doch ging derselbe jetzt aus einander. Der Cardinal wird uns geschildert als ein prunksüchtiger, hochfahrender Mann. Schon bei seiner Wahl hatte er die Bedingung gestellt, daß ihm ein weißer Zelter mit Zäumen von Carmosin-Sammt und eine Zimmerbekleidung von Carmosin-Atlas zugestanden werde (Ranke I. S. 326). Seiner Mutter, als sie mit ihm schwanger ging, soll geträumt haben, der h. Thomas von Aquin unterweise ihn selbst und führe ihn mit sich gen Himmel (ebend. S. 384). Ihm zu Ehren ward er Thomas getauft.

**) Vgl. die Briefe an Spalatin und Carlstadt bei de Wette I. Nr. 83 und 85.

in der Ringmauer, und gab ihm einen Wegweiser bis Nürnberg *). Hier erfuhr denn Luther, daß es in der That Zeit gewesen, sich zu entfernen, indem er das päpstliche Breve ansichtig wurde, welches der Cardinal bei sich führte, und welches eine Vollmacht enthielt, ihn als Ketzer zu verhaften. Aber auch jetzt war er noch nicht in Sicherheit. Wer sollte ihn schützen vor des Papstes Gewalt? vor des Cardinals Zorn und Arglist? vor den Nachstellungen der Inquisition? Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, obgleich von Anfang ihm gewogen, war noch viel zu unentschlossen in der Sache, um sich des verbannten Mannes thätlich anzunehmen. Ja er wünschte wohl, daß dieser sein Land verlassen möchte, und Luther, der dieß merkte, dachte auch wirklich daran, fortzugehen, ohne noch zu wissen, wohin? Halb und halb stand sein Vertrauen auf Frankreich und die Pariser Universität; doch wäre er auch gern in seinem lieben Wittenberg geblieben, wo der aufblühende wissenschaftliche Geist der Hochschule ihm großes Vergnügen machte, wo treffliche und edle Männer sich bereits an ihn angeschlossen hatten, wo das Herz der Jugend ihm gehörte! Schwer fiel ihm das Scheiden, und doch rüstete er sich zur Abreise, und letzte sich mit seinen Freunden beim Abschiedsmahl, als er eben von dem kurf. Hofprediger Spalatin einen Brief erhielt, worin ihm dieser die Verwunderung des Kurfürsten anzeigte, daß er noch nicht abgereist sei. Da brach Luther in die Worte aus: „Vater und Mutter verlassen mich, „aber der Herr nimmt mich auf!" Doch noch an demselben Tage änderte der Kurfürst seinen Entschluß. Luther blieb in Wittenberg, und der Kurfürst, der mit Anfang des Jahres 1519 nach dem Tode Maximilians I. Reichsverweser wurde bis zur neuen Kaiserwahl, hatte nun auch größern Muth, ihn zu schützen. Luther selbst schreibt wo, es habe sich unter dem Vicariat des Kurfürsten das Ungewitter merklich gelegt, und der Strahl des päpstlichen Bannes habe angefangen, verächtlich zu werden.

Unterdessen wurden von Rom aus neue Unterhandlungen angeknüpft in Luthers Sache. Die Päpste pflegten von längerer Zeit her

*) Beim Weggehn hinterließ er eine Appellation von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden, die zwei Tage nachher am Thore des Doms angeschlagen wurde.

am Sonntage Lätare eine goldene Rose zu weihen, und diese als ein Zeichen ihrer Gunst an die Fürsten zu senden. Die Rose sollte sinnbildlich den Leib Christi vorstellen, als die Blume aller Blumen. Nun ward der päpstliche Legat, Karl von Miltitz, Domherr von Mainz, Trier und Meißen, ersehen, dieses Zeichen der päpstlichen Gunst dem Kurfürsten von Sachsen zu überbringen, und bei diesem Anlaß sollte denn auch Luthers Sache zur Sprache kommen. Im December 1518 langte Miltitz in Sachsen an, brachte jedoch die Rose noch nicht gleich mit, weil er erst auskundschaften wollte, wie die Sachen ständen; und als das Geschenk später anlangte, war der Kurfürst bereits so kalt dagegen geworden, daß er es blos durch drei Edelleute abnehmen ließ. Luther machte daher die Bemerkung, daß, wäre die Rose 1515 gekommen (wo sich der Kurfürst darum bewarb), sie noch einen guten Geruch gehabt hätte; jetzt aber habe sie ihn auf der langen Reise verloren.

Der Auftrag des Herrn von Miltitz lautete nicht allein gegen Luther, sondern eben sowohl gegen Tezel. Die Unverschämtheit dieses Menschen hatte selbst den päpstlichen Unwillen erregt, und Miltitz kam ihm bald hinter seine Schliche. So hatte er in dem damals berühmten Handelshause der Fugger zu Augsburg, welches für den Kurfürsten von Mainz die Ablaßgelder zu verwalten hatte, erfahren, wie Tezel sich alle Monate habe 80 fl. für seine Person, 10 für seinen Knecht und noch vieles andere auszahlen lassen, ohne das, was er noch sonst unterschlagen und gestohlen. Auch war ihm viel von seinem ärgerlichen Lebenswandel zu Ohren gekommen. Genug, Tezel hatte dermaßen die päpstliche Ungnade zu befürchten, daß er sich erst vor Angst in ein Kloster zu Leipzig versteckte, und dann, als er dennoch zum Verhör erscheinen mußte, mit elenden Ausflüchten bereit war. Bald darauf starb er, und Luther selbst schrieb ihm noch einen Trostbrief vor seinem Tode*), worin er ihn sehr bemitleidete; denn nicht die Person haßte er, sondern die schlechte That, den schlechten Grundsatz.

Mit Luthern hielt Miltitz eine Unterredung zu Altenburg, in Spalatins Hause. Was Cajetan durch Uebermuth und hochfahrendes Wesen nicht ausgerichtet, das glaubte Miltitz auf dem Wege der

*) Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden; vgl. jedoch den Brief an Spalatin bei de Wette I. Nr. 120.

Schmeichelei und Gelindigkeit zu erlangen. Er umarmte, küßte ihn, und sagte ihm allerlei Liebliches über seine Person. Unter anderm sprach er: „Lieber Martine! ich glaubte, ihr wäret so ein alter Doctor, „der mit sich selbst hinter dem Ofen solche Grillen fange; ich sehe aber, „ihr seid noch in den besten Jahren. Wenn ich an die 5000 verehrte „Männer hätte, getrauete ich mir nicht, euch nach Rom zu liefern; „denn ich habe auf der ganzen Reise geforscht, was die Leute von euch „denken, und habe erfahren, wo einer für den Papst ist, sind drei wider „ihn und für euch." Durch solche Reden ließ sich aber Luther nicht in die Falle locken, obwohl er sehr geneigt war, alles wieder gut zu machen, was er etwa durch Heftigkeit möchte verdorben haben*).

Abermals schrieb er einen sehr demüthigen Brief an den Papst**), worin er ihm die Versicherung gab, daß, wenn es an ihm läge den Frieden wiederherzustellen, selbst durch Widerruf seiner Disputation, er es gern thäte, daß aber die Sache nicht mehr in seiner Gewalt sei. „Ich bezeuge vor Gott und allen Creaturen," schließt dieser Brief, „daß „ich nie Willens gewest, noch heutiges Tages bin, daß ich mir mit „Ernst hätte vorgesetzt, der römischen Kirche und eurer Heiligkeit Gewalt „auf einerlei Weise anzugreifen oder mit irgend einer List etwas abzu„brechen. Ja, ich bekenne frei, daß dieser Kirchen Gewalt über alles „sei, und ihr nichts weder im Himmel, noch auf Erden möge vorge„zogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über „alles."

Luther zeigt also in diesem Briefe noch eine große Anhänglichkeit an die römische Kirche, die er mit aufrichtigem Herzen für die eine wahre und allein seligmachende hielt, und eben deßhalb zeigt er sich auch noch als einen unterwürfigen Sohn des Papstes. Allein das stand ihm denn doch jetzt schon fest, daß über der Autorität der Kirche und des Papstes die Autorität Christi selbst stehe, und von da aus ergab sich ihm in der Folge die ganze Reihe von Schlüssen gegen das päpstliche Regiment. Ueberhaupt müssen wir nicht glauben, daß Luther auf einmal zu seinen hellern Einsichten gelangt sei; es wäre dieß auch nicht

---

*) Ueber die Verhandlungen mit Miltitz vgl. die Briefe I. 108, 109, 115 in der de Wetteschen Sammlung.

**) Bei de Wette I. Nr. 124, vgl. Marheineke I. 114.

gut gewesen. Das gute Gewissen und die bessere Einsicht müssen sich stets das Gleichgewicht halten, wenn unser Verbesserungswerk einen glücklichen und gesegneten Fortgang haben soll. Eilt die bloße Erkenntniß voran mit der Fackel der Aufklärung, ehe ihr das mahnende Gewissen nachkommt, so steckt sie leicht die Häuser in Brand, und richtet Elend anstatt Segen. Luther war eben dadurch ein so großer Reformator, daß er so gewissenhaft war. Es mochte ihm die Verantwortung schwer aufs Herz fallen, die er jetzt über sich genommen, da er das angetastet oder auch nur anzutasten schien, was bisher den Menschen heilig gewesen. Es mochte ihm allerdings bange werden vor dem Brande, den er angezündet, und er mochte sich fragen: Hast du Macht, der Flamme zu gebieten: Bis hieher und nicht weiter? Solche Stunden ängstlicher Bedenklichkeit gehören mit in die Lehrzeit aller derer, die Großes unternehmen im Dienste der Menschheit. Das ist nicht die Weise der Feigheit und der Menschenfurcht, das ist die Furcht Gottes, der Weisheit Anfang.

Aus diesem Gesichtspuncte müssen wir Luthers Benehmen beurtheilen, wenn wir vernehmen, daß er jetzt außer dem Schreiben an den Papst auch noch eine Schrift verfaßte*), worin er seine Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche vor aller Welt bekannte, und in der That noch manches als ehrwürdig stehen ließ, was er in der Folge auch nicht mehr halten konnte, wie die Anrufung der Heiligen, das Fegefeuer u. a. m.**).

Fast scheint er in der That eine Anwandlung von Reue verspürt zu haben darüber, daß die Sache so weit gekommen; wiewohl er auf der Bestreitung eigentlicher Mißbräuche fest beharrt. Doch — der Mensch denkt, Gott lenkt. Luther war nur ein Werkzeug in Gottes Hand. Nicht mehr lag es in seiner Macht, zurückzunehmen, was er, getrieben vom Geiste der Wahrheit, ausgesprochen hatte vor aller Welt. Zu wahr, zu treffend war das zur rechten Zeit erlassene Wort, als daß es nicht überall Anklang gefunden hätte in gleichgestimmten Gemüthern.

---

*) „Unterricht auf etlich Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen worden."

**) Von einer Kirche sich zu trennen, „in der St. Peter und Paul, 46 Päpste, 100,000 Märtyrer ihr Blut vergossen, Hölle und Welt überwunden," das fiel ihm schwer; sie leichtsinnig zu verlassen, war ihm Sünde.

Gott selbst hatte jetzt gleichsam die Sache in die Hand genommen. Luther hätte abtreten können von ihr, sie wäre dennoch ausgeführt worden. Aber Luther wollte ihr treu bleiben, und so ging er in Gottes Namen weiter in einen Kampf, dessen Ende er nicht geahnt, da er ihn arglos begonnen. Mit Beiseitlegung aller Persönlichkeit, nur getragen vom Gemeingefühl aller Bessern, gehalten von der täglich in ihm wachsenden Kraft des Glaubens, sehen wir ihn jetzt, blind vor aller Gefahr, mit verbundenen Augen, aber offenem Herzen in den Streit gehen: und das ist, was ihn so groß macht und ihn über die gewöhnliche Sphäre der Menschlichkeit hinaushebt in die Nähe der Propheten und Männer Gottes.

Wie oft auf einen Frühlingsregen plötzlich die Blüthen aufgehen, die schon im Keime geschlummert hatten, und wir uns dann wie in eine andere Welt versetzt sehen, so giebt es auch in der geistigen Welt solche befruchtende Momente, welche wie mit einem Zauberschlage den Rath der Herzen offenbaren, und eine Fülle von Talenten und Bestrebungen ins Dasein rufen, die bisher zu schlummern schienen. Sind aber die Blüthen einmal ausgebrochen, wer mag sie zurückdrängen in die abgestreifte Hülle, wer mag zum Himmel sprechen: Nimm deinen Regen wieder, und laß wiederkehren die Nacht des Winters. So war es jetzt. Das Wort, das von Luthern ausgegangen, war der befruchtende Frühlingsregen, und wo ein Tropfen fiel, schloß ein Blüthenauge sich auf, das unter der Winterdecke geschlummert, und der Frühling begann zu treiben im Thale der Alpen und in den Geländen Deutschlands, und mehr und mehr verbreitete sich die Wärme. Wo noch Eis lag, da fing es an zu schmelzen, und die Bäche schwollen an und ergossen sich in die Thäler unter wildem Gebraus, freilich nicht immer ohne Gefahr für die gebrechlichen Hütten der Menschen, die am Wege standen.

Wir sehen von nun an eine Menge verschiedenartiger Geister auf den Kampfplatz treten, ungleich an Gaben und verschieden in ihrer Art zu kämpfen und zu wirken. Das Milde gesellt sich zu dem Starken, das Rohe setzt sich an das Kräftige, das Unreinere mischt sich mit dem Reinen, wovon sich uns später die Wirkung zeigen wird. Zwei Männer müssen wir aber jetzt schon nennen, deren Persönlichkeit eine sehr verschiedene ist, so daß uns in dem einen die Heftigkeit Luthers bis auf ihr

Extrem gesteigert, in dem andern hingegen auf wohlthätige Weise gemildert erscheint; ich meine Carlstadt und Melanchthon. Lassen Sie uns, ehe wir in unsrer Erzählung weiter gehen, bei diesen Personen etwas verweilen.

Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte im Frankenlande Carlstadt genannt, ein Mann, der auch uns Basler etwas näher angeht, weil er in der Folge hier seine, jedoch ziemlich untergeordnete Wirksamkeit fand*), ist geboren **1483**, und war also genau in demselben Alter mit Luther. Schon seit **1504**, somit **6** Jahre früher als dieser, war er auf der Universität Wittenberg als Professor der scholastischen Philosophie angestellt, und wurde bald, nachdem Luther sein Amtsgenosse geworden, dessen Freund und Anhänger. Durch ihn war er von der unfruchtbaren Scholastik abgelenkt und auf die Quelle der Wahrheit hingewiesen worden. Wenn er in der Folge diese Quelle verließ, und sich den trüben Gewässern der Schwärmerei zuwandte, so darf uns dieß nicht hindern, den Eifer anzuerkennen, womit er als einer der Ersten Luthers Sache umfaßte. Er war es denn auch, der in einer Zeit, als Luther fast nur allzu bereit war nachzugeben, den Fehdehandschuh aufnahm, welchen Doctor Eck den Freunden des Lichtes hingeworfen hatte. Er war es, der die Disputation in Leipzig hervorrief, die wir bald zu betrachten haben.

Der andere der beiden genannten Männer, Philipp Melanchthon, bildet den eigentlichen Contrast zu dem heftigen Carlstadt. Philipp Schwarzerd**) (denn das ist sein eigentlicher deutscher

---

*) Er wurde nach mehrern Schicksalen 1535 Pfarrer zu St. Peter und Professor der Theologie in Basel. Untergeordnet nenne ich seine Wirksamkeit nicht in Beziehung auf das Amt, sondern in Beziehung auf sein persönliches Verhalten, das im Vergleich mit seinem frühern Wesen ziemlich still gewesen zu sein scheint. Er starb 1541 im December an der Pest (unrichtig geben die Athenae rauricae das Jahr 1543 an). Nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht, daß sein Geist spuke; vgl. Luthers Briefe von de Wette Bd. 5. Nr. 2047, und Hottinger helvet. Kirchengeschichte III. 748 ff. — In seinem Sohne Adam scheint die excentrische Richtung des Vaters sich erneuert zu haben. Er ward ein Anhänger des Theophrastus Paracelsus.

**) Hauptquelle für dieses merkwürdige Leben bleibt immer die schöne Biographie seines Zeitgenossen Camerarius. Vgl. außerdem: Tischer, Melanchthons Leben. Lpz. 1801. Facius, Melanchthons Leben und Charakteristik. Lpz. 1832. Reformationsalmanach I. S. XXVIII. Bömels Schulrede in Schwarz' Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Lpz. 1833. Neueste Lebensbeschreibungen u. Charakteristiken Melanchthons von Matthes u. Galle.

Name), aus Bretten in der Rheinpfalz gebürtig, war der Sohn eines Waffenschmiedes, verlor aber seinen Vater früh, und genoß seinen ersten Unterricht in der Schule zu Pforzheim, wo er von seinem Verwandten Reuchlin, den wir schon kennen, öfter besucht und in seinem Fleiße aufgemuntert wurde. Reuchlin war es, der dem damaligen 11jährigen Schüler zum Scherz einen rothen Doctorhut verehrte, und nach der damaligen Sitte der Zeit den deutschen Namen des jungen Schwarzerd in den griechischen Melanchthon umwandelte. (Es sollte damit gleichsam dessen Bestimmung zum Gelehrten ausgedrückt werden, der in der alten Welt der Griechen leben und somit auch dem Namen nach ihr angehören sollte.) Zum Dank für diese Gunstbezeigung studirte der junge Philipp mit seinen Genossen eine von den Komödien Reuchlins ein, die sie dann vor ihrem Patrone aufführten.

Melanchthon gehörte überhaupt zu den eigentlichen frühreifen Geistern, aber freilich nicht zu jenen, die plötzlich aufschießen, um bald wieder abzuwelken. Schon im 12. Jahre seines Lebens (1509) bezog er, an Ernst der Gesinnung und Reife des Urtheils ein Jüngling, die Universität Heidelberg, seines Vaters Geburtsort, und erhielt bereits im 14. Jahre den Grad eines Baccalaureus. Die Magisterwürde wurde ihm, weil er noch zu jung sei, versagt. Darüber etwas empfindlich, begab er sich 1512 nach Tübingen, wo er außer der scholastischen Philosophie auch die alte Litteratur und Geschichte studirte, die jetzt wieder durch Reuchlin und Erasmus waren ins Leben gerufen worden; und hier erlangte er denn auch im Jahre 1514, in seinem 17. Lebensjahre, die ersehnte Magisterwürde, nachdem er schon ein Jahr zuvor seine griechische Grammatik herausgegeben hatte. In der Folge mißbilligte der demüthige Mann selbst den jugendlichen Ehrgeiz, der ihn damals mehr als billig gequält hatte. „Es ist zuweilen sehr gut," äußerte er sich, „wenn jungen Leuten ihre Wünsche abgeschlagen werden. „Durch die Verweigerung der Magisterwürde zu Heidelberg wurde ich „nur desto mehr zum Fleiße ermuntert." —

Melanchthon war in seinen Studien nicht allein tief und gründlich, sondern auch vielseitig, so daß bei seinen außerordentlichen Naturgaben und bei dem damaligen Stande der Wissenschaft es ihm möglich wurde, die sämmtlichen Facultätswissenschaften der Medicin, der Rechtskunde und der Theologie zu umfassen. Der letztern blieb er, obwohl

er nie in den geistlichen Stand trat, mit entschiedener Vorliebe zugethan. Melanchthon bildet in dieser Hinsicht ein Mittelglied zwischen Erasmus und Luther. Er hat eine entschiedenere theologische Richtung, und doch erscheint er wieder vielseitiger gebildet und geschmackvoller (eleganter) in seinen Formen, als der letztere. Erasmus selbst wußte auch die Gelehrsamkeit Melanchthons hochzuschätzen, und legte darüber öffentlich das schönste Zeugniß ab*). „Unsterblicher Gott!" so ruft er über den ihm werth gewordenen Jüngling aus, „welche Hoffnung gewährt „dieser junge Mann, ja dieser Knabe! In beiden Litteraturen ist er gleich „schätzenswerth. Welcher Scharfsinn der Erfindung, welche Reinheit „der Sprache, welche Schönheit des Ausdrucks, welches Gedächtniß der „unbekanntesten Sachen, welche reife Belesenheit!"

Als ein junger Mann von 21 Jahren trat Melanchthon, der bisher zu Tübingen die Rhetorik gelehrt hatte, das Lehramt der griechischen Litteratur in Wittenberg an (1518), zu dem ihm Reuchlin, sein Verwandter, verholfen hatte. Auch hier genoß er großen Beifall, und sein Ruf zog Studirende aus allen Gegenden Europa's herbei. Selbst aus Italien, dem Sitz der Gelehrsamkeit, zogen welche nach Wittenberg. Oft hatte der gefeierte Lehrer an zweitausend Zuhörer zu gleicher Zeit, die an den Fenstern hinaufkletterten, um Platz zu finden. Hier war es denn auch, wo er bald mit Luthern einen ewigen Freundschaftsbund schloß, einen Bund, der eine schöne, leuchtende Perle bildet in dem Kranze der Reformationsgeschichte. Ja, wenn es erlaubt ist, die Verschiedenheit der Gaben bei dem einen Geiste zurückzuführen auf jene Zeit der Apostel, wo des Geistes Erstlinge in verschiedenen Gefäßen sich darstellten, so möchte man wohl versucht sein, Luthern einem Paulus, Melanchthon einem Johannes zu vergleichen. Doch ohne einen solchen Vergleich durchzuführen, was bei der Verschiedenheit der Zeiten immer gewagt sein dürfte, begnügen wir uns, nur zu sagen, daß Melanchthon auf verschiedene Weise die Ergänzung zu Luthern bildete nach der Gabe, die er empfangen. Nicht nur durch seine Milde und Sanftmuth dämpfte er Luthers heftiges Feuer, sondern auch mit seiner größern, ausge-

*) In den Annotationen zum 1. Brief an die Thessalonicher, Basler Ausgabe (1522) S. 515. In der spätern Ausgabe der sämmtlichen Werke (Basel 1541) T. VI. fehlt die Stelle.

breitetern Gelehrsamkeit stand er ihm als eine helle Leuchte zur Seite, und wirkte durch seine wissenschaftliche Methode ebenso nach innen zur Begründung des Lehrbegriffes, wie Luther durch seinen praktischen Verstand und seinen Charakter nach außen wirkte. Hören wir Luthern selbst über sein Verhältniß zu Melanchthon: „Ich muß," so erklärt er sich nachmals wo*), „die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und „Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrech„ter, der Bahn brechen und zurichten muß; aber Meister Philipp fähret „säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit „Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich." — Von dem Aeußern des Melanchthon giebt uns der St. Gallische Reformator, Johann Keßler, der im Jahre 1522 zu Wittenberg studirte, folgende Beschreibung**): „Er ist nach Leibesform eine kleine unachtbare „Person, vermeinest, er wäre nur ein Knab', nit über 18 Jahre, so er „neben dem Martino Luther geht. Wenn sie aus innerlicher Liebe ohne „Unterlaß bei einander wohnen, gehen und stehen, übertrifft ihn Mar„tinus nach der Länge mit ganzen Achseln. Nach Verstand aber, Ge„lehrte und Kunst (ist er) ein großer starker Ries und Held, so daß „einen verwundern möcht', (wie) in einem so kleinen Lib ein so großer „unübersehlicher Berg von Kunst und Weisheit verschlossen „liegen."

In Begleitung dieser seiner beiden Collegen, sowie des Rector Magnif. Herzog Barnim von Pommern, und andrer Professoren und Doctoren, langte Luther den 24. Juni 1519 in Leipzig an, um hier den Kampf mit Doctor Eck zu bestehen. Die Studenten, mit langen Hellebarden bewaffnet, schritten neben dem Wagen einher. Alles war gespannt auf den Ausgang der Sache. Herzog Georg von Sachsen räumte das Schloß Pleißenburg ein, und den 27. Junius begann der öffentliche Kampf. Um jedoch das wichtige Geschäft würdig zu eröffnen, ward erst in der Thomaskirche, früh um 6 Uhr, eine Messe gehalten, und dann begab man sich in feierlichem Zuge nach dem Schlosse. Eine zahlreiche Wache war aufgestellt, Ordnung zu halten. In dem

*) In der Vorrede zu Melanchthons Auslegung der Epistel an die Colosser, verdeutscht im Jahr 1529. Bei Marheineke I. S. 136.

**) Bei Bömel a. a. O. aus den Sabbata.

Saale standen zwei Lehrstühle sich gegenüber aufgerichtet. Den einen bestieg der Präsident Peter Mosellanus, der in einer schönen lateinischen Rede an die Pflichten der Disputirenden erinnerte, und sie ermahnte, nicht in eitle Wortgezänke auszuarten, sondern die Wahrheit selbst als den Kampfspreis im Auge zu behalten. Als er geschlossen, fiel eine Musik ein, und während die ganze Versammlung auf den Knieen lag, wurde das alte Lied: Veni Sancte Spiritus, gesungen. So verging der Vormittag mit den einleitenden Feierlichkeiten. Mögen andere darin eine leere Ceremonie sehen, einen Rest der mittelalterlichen Formen. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, den die Erzählung dieser Förmlichkeiten jedesmal auf mich gemacht hat. Denken wir uns, daß doch mancher von den Anwesenden ein bewegtes und besorgtes Gemüth auf den ernsten Kampfsplatz mitbrachte, und daß wohl mancher dachte: wie wird es enden? Da lagen die Loose geworfen, da galt es — nicht eine leere scholastische Grille, sondern eine Lebensfrage galt es — Sein oder Nichtsein der bisherigen Kirchenlehre und Heilsordnung. Wenigstens mochte manchem von dieser Lebensfrage ahnen, der im Stillen bei sich nachgedacht hatte über die Wendung, welche die Zeit nehmen könnte. Noch hält in diesem Momente das e i n e Band der Kirche, das s o l a n g e gehalten, Alle zusammen; noch steigt aus e i n e m Munde das Gebet zum Herrn der Kirche, zum gemeinsamen Vater Aller auf; und wenn es auch bei vielen nur ein Gebet der Lippen sein mochte, es bebten wohl viele Herzen in Angst und Kummer, und beteten mit Inbrunst um das Kommen des Geistes der Wahrheit und der Liebe.

Noch mehr als diese Feierlichkeit dürfte uns aber auch die eiserne Geduld auffallen, mit der man damals dem Anhören solcher Disputationen sich hergab. Eck und Carlstadt stritten allein acht Tage über den freien Willen, indem Carlstadt behauptete, daß alles Gute, welches der Mensch thue, ein Werk der göttlichen Gnade sei, während Eck die menschliche Freiheit und zum Theil auch die Verdienstlichkeit der guten Werke in Schutz nahm. In den beiden folgenden Wochen stritt dann Eck mit Luthern über den Primat des Papstes, über das Fegfeuer, die Buße, den Ablaß. Zwanzig Tage dauerte die ganze Disputation, und sie würde noch länger gedauert haben, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß der Markgraf von Brandenburg, welcher von der Kaiserwahl in Frankfurt zurückgekehrt war, in der Nähe sei. Diesem mußte der Herzog

Georg sein Quartier einräumen, und so mußten die Streitenden Platz machen.

Man wundert sich, sage ich, über die Geduld, die man damals bei theologischen Disputationen hatte, denen auch weltliche Herren mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörten. Allein man vergesse nicht, daß die damalige Zeit eben durch und durch religiös gestimmt, daß die bürgerliche Existenz mit der kirchlichen aufs innigste verflochten war, und eine Aenderung in der Dogmatik ebenso wichtige Folgen nach sich zog, als heut zu Tage eine Veränderung in der politischen Verfassung. Ich will damit nicht sagen, daß unsere Vorfahren deßhalb an und für sich schon frömmer gewesen; es scheint mir sogar ein Mangel, wenn die Ruhe der Gemüther und das bürgerliche Glück allzu abhängig gemacht werden sollen von einzelnen Lehrbestimmungen der Theologen. Die Verwechslung von Religion und Dogmatik, von Christenthum und Kirchenthum hat immer große Nachtheile. Aber nur dürfen wir über den Mängeln der damaligen Zeit die unsrigen nicht übersehen; denn wahrlich ebensosehr, als wir uns wundern, wie man 20 Tage über dogmatische Sätze streiten und von ihnen das Heil der Staaten abhängig machen konnte, ebensosehr dürften unsre Väter sich wundern, wie man jetzt so oft mit aller Hintansetzung der ewigen Güter, mit gänzlicher Verläugnung der höhern Interessen des Geistes alle Aufmerksamkeit auf die materiellen Vortheile richtet, und wie man sich nicht Wochen, sondern Jahre lang um Dinge streitet, die zwar allerdings ihre Wichtigkeit haben für das öffentliche Wohl, von denen aber auch nicht alles Heil ausschließlich abhängt.

Indessen will ich Ihre Geduld darum nicht auf die Probe setzen, ob sie so viel auszuhalten vermöge wie die unsrer Vorfahren. Ich verschone Sie daher gern mit dem schwerfälligen Gange der Disputation, und vermelde Ihnen blos das Resultat und einzelne Züge des Kampfes.

Fragen wir vor allem, wie Luthers Ansicht selbst sich aussprach, so müssen wir bemerken, daß er bereits über manches freier urtheilte als zuvor, namentlich über das Fegfeuer, das er jetzt verwarf, und über die Machtvollkommenheit des Papstes; doch war er auch jetzt noch in manchem bedächtlicher als später. Eck hatte ihm vorgeworfen, daß seine Ansichten mit denen der Böhmen (Hussiten) übereinstimmten.

Dieß wollte Luther nicht gelten lassen, und er soll, nach dem Berichte der Augenzeugen, sich alle Mühe gegeben haben, den Verdacht von einem Zusammenhange mit den Böhmen von sich abzuweisen; doch bekannte er schon jetzt, daß von ihren von der Kirche verdammten Lehren einige christlich und evangelisch gewesen seien: eine Behauptung, die großes Aufsehen erregte. Herzog Georg rief, daß man's durch den ganzen Saal hörte: „Das walt' die Sucht!" schüttelte den Kopf und setzte beide Arme in die Seite. Ueberhaupt nahm Herzog Georg von Sachsen lebhaften Antheil an dem Streit, doch wurde er Luthern nur abgeneigter, und blieb fortwährend ein Gegner der Reformation. Andere hatte dagegen Luther für sich gewonnen, besonders den Herzog Georg von Anhalt, der in der Folge zur Reformation übertrat und als regierender Fürst seinen Bauern das Evangelium predigte. Auch auf Melanchthon, der zwar kein Freund von solchen Disputationen war*), und der sich nur als Zuschauer verhielt, machte Luthers Benehmen einen tiefen Eindruck; ebenso auf den Rector der Wittenberger Universität, Herzog Barnim von Pommern, der nicht eine Stunde versäumte und viel fleißiger zuhörte, als alle Leipziger Theologen. Denn daß die vorhin gerühmte anhaltende Aufmerksamkeit nicht eine durchgängige gewesen, berichten uns die Zeitgenossen ebenfalls. So wird namentlich von denen erzählt, die auf der Seite des Doctor Eck saßen: „Sie schliefen ganz sanft, so fleißig hörten sie zu, und so süß schmeckte „ihnen die Disputation, daß man sie auch mußte gemeiniglich auf„wecken, wenn man aufhörte zu disputiren, daß sie die Mahlzeit nicht „versäumten**)." — Hie und da ging es aber auch wieder heftig her. Als Eck in dem Streite mit Luther immer den Schriftbeweisen auszuweichen suchte und sich hinter die Menschensatzungen der Tradition versteckte, rief ihm Luther ärgerlich zu: „Du fliehest die Bibel, wie der „Teufel das Kreuz." Am Ende schrieben sich beide Parteien den Sieg zu. Keine hatte die andere überzeugt, weil man schon über die Principien uneins war, indem die einen das Ansehen der Kirche über das der Schrift, die andern umgekehrt das Ansehen der Schrift über das

---

*) Hierin hielt er es mit Oekolampad. Er sagte, er habe erst hier gelernt, was die Alten Sophistik nannten.

**) Marheineke I. S. 131 nach dem Berichte des Seb. Fröschel.

der Kirche gestellt hatten; ein Umstand, der es schon jetzt unmöglich machte, daß man auf dem Wege der Disputation sich hätte vereinigen können, so oft auch noch in der Folge dieser Weg versucht ward.

Noch glaube ich zum Schlusse Ihnen die Bildnisse der Männer vorlegen zu sollen, die in diesem Streit sich hervorgethan haben, wie dieselben von der Feder eines Zeitgenossen und Augenzeugen entworfen sind.

Peter Mosellanus, Präsident der Disputation, schreibt nämlich Folgendes über Luther, Carlstadt und Eck *):

Martin ist von mittlerer Leibesgröße. Sein magerer Körper ist von Sorgen und Studiren so erschöpft, daß bei näherm Anblick man ihm die Knochen zählen könnte**). Noch ist er in vollkräftigem, männlichem Alter; er hat eine helle und wohltönende Stimme, eine bewunderswürdige Gelehrsamkeit und Schriftkenntniß, so daß er beinahe alles an den Fingern herzählen kann. Griechisch und lateinisch hat er bisher so viel gelernt, daß er über Auslegungen ein Urtheil hat***). Es fehlt ihm auch nie an Stoff zum Gespräch; ein ungeheurer Wald von Worten und Sachen steht ihm zu Gebote. Im übrigen Leben und in seinen Sitten ist er höflich und gewandt; er hat nichts Stoisches und Hochfahrendes an sich; vielmehr weiß er sich in alle Zeiten zu schicken. In Gesellschaften ist er ein munterer und angenehmer Unterhalter, immer aufgeweckt und sorglos; stets blüht Heiterkeit auf seinem Gesichte, obwohl ihm die Gegner viel zu schaffen machen, also daß man schwerlich glauben kann, daß dieser Mensch so große Dinge ohne Gottes Beistand beginne. Aber, was ihm beinahe alle vorwerfen, ist, daß er in seinem Tadel etwas zu unklug und zu bissig ist, mehr als es für einen Reformator rathsam und für einen Theologen schicklich sein dürfte. . . . .

---

*) Man hat von ihm zwei Berichte, den einen an Bilibald Pirkheimer, den andern an Julius von Pflug. Diese Darstellung ist nach dem letztern. Sonst ist noch über die Leipziger Disputation zu vergleichen der Bericht des Melanchthon an Oekolampad bei Löscher III., der des Cellarius ebend., und mehrere Briefe Luthers. Von gegnerischer Seite schrieb Eck an Hochstraten. S. auch Seidemann, die Leipziger Disputation rc. Dresden 1843.

**) Erst in späterem Alter wurde Luther beleibter. Vgl. übrigens Kirchmaier, disquisitio historica de D. Martini Lutheri oris et vultus habitu heroico (Wittenb. 1750). Ueber verschiedene Bilder Luthers (die besten von L. Cranach) siehe den Reformationsalmanach Jahrg. I. von Anf.

***) Melanchthon war ihm hierin weit überlegen.

Dieses alles findet sich in geringerem Grade bei Carlstadt, nur daß seine Figur kürzer ist, sein Gesicht schwärzlich und verbrannt, seine Stimme dumpf und unangenehm, sein Gedächtniß weniger getreu, und daß er zum Jähzorn noch mehr geneigt ist. (Wir werden in der Folge sehen, wie genau diese Schilderung paßt zu dem spätern Benehmen Carlstadts.) — Eck endlich ist lang gewachsen, hat einen fetten, vierschrötigen Körper (corpus quadratum), eine volle, ächt deutsche Stimme, die, unterstützt von einem kräftigen Lendenpaare, nicht nur für einen Schauspieler, sondern auch für einen öffentlichen Ausrufer gut wäre; doch ist sie eher rauh, als deutlich. So viel fehlt ihm zu jener den Römern angeborenen Lieblichkeit der Rede, welche an einem Fabius und Cicero so sehr gelobt wird. Mund und Augen, kurz, sein ganzes Gesicht ist bei ihm so beschaffen, daß man ihn eher für einen Metzger oder einen karischen Krieger, als für einen Theologen halten sollte. Was seinen Geist betrifft, so hat er ein stupendes Gedächtniß, so daß, wenn diesem ein ähnlicher Verstand beigesellt wäre, das Werk der Natur an ihm in allen Theilen vollendet sein würde. Es fehlt ihm aber an schneller Auffassungskraft und an Scharfsinn, ohne welche alle andern Gaben umsonst sind; und das ist auch die Ursache davon, daß er im Disputiren so viele Argumente, so viele Bibelstellen, so viele gelehrte Citate ohne alle Auswahl auf einander häuft, und dabei nicht merkt, wie viel frostiges Zeug darunter sei, das, wenn es auch an seinem Orte einen guten Sinn haben kann, hierher gar nicht gehört! Wie viel Hypothetisches, wie viel Sophistisches! Es kommt ihm übrigens nur darauf an, daß er durch Anhäufen eines großen Ballastes (von Gelehrsamkeit) den großentheils dummen Zuhörern einen blauen Dunst vormache und sie so glauben mache, er sei der Sieger. Dazu kommt noch eine unglaubliche Frechheit, die er mit bewundernswürdiger Schlauheit zu verdecken weiß. Wenn er daher vermöge dieser Schlauheit mitunter merkt, daß ihn der Gegner ins Netz ziehen will, so giebt er nach und nach dem Streit eine andere Wendung; bisweilen macht er dann die Ansicht des Gegners mit andern Worten zu der seinigen, und weiß seine absurde Behauptung mit bewundernswürdiger Schlauheit dem Gegner anzudrehen, so daß es scheint, er könne alle Sokratesse überwinden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser, an die Ironie sich haltend, nichts entschied, während jener,

auf die peripatetische Zuversicht in der Wissenschaft sich stützend, seine Schmarotzernatur an den Tag legt*).

So erblicken wir also, dieser Schilderung zufolge, in Luthern das eigentliche, über alle hervorragende Genie, in Carlstadt das einseitige, untergeordnete und beschränkte Talent, in Eck die leere, dummdreiste Anmaßung des Renomisten.

*) Die Anwendung dieses Bildes auf viele Schreier und Tonangeber unserer Zeit überlassen wir dem Leser.

Eilfte Vorlesung.

Folgen der Leipziger Disputation. — Der deutsche Adel und Luthers Stellung zu ihm. — Seine Schriften an den christlichen Adel deutscher Nation, von der babylonischen Gefangenschaft, und von der Freiheit eines Christenmenschen. — Die Bulle von Rom. — Der Reichstag zu Worms. — Leben auf der Wartburg. — Bibelübersetzung.

Das Resultat der Leipziger Disputation, die wir in der vorigen Stunde betrachtet haben, war, wie diese Betrachtung uns gelehrt hat, insofern ein zweideutiges, als jede Partei sich den Sieg zuschrieb, — dadurch aber doch ein günstiges, daß der neuen Ordnung der Dinge neue Anhänger gewonnen wurden. Zwischen den hohen Schulen von Leipzig und Wittenberg hatte überhaupt schon längere Zeit eine gewisse Eifersucht geherrscht. Um so empfindlicher mußte es jetzt für Leipzig sein, als viele Studenten seine Universität verließen, um nach Wittenberg in Luthers und Melanchthons Nähe zu ziehen.

Besonders ermuthigend für Luther war die Stellung, welche ein großer Theil des deutschen, namentlich des fränkischen Adels zur Reformation einnahm. — Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Silvester von Schaumburg stellten sich in voller Waffenrüstung dem beherzten Mönch zur Seite, bereit für ihn das Schwert zu ziehen oder ihn in ihren Burgen zu schützen wider der Feinde Ueberfall. Aber der, dessen feste Burg sein Gott, dessen beste Wehr und Waffe das zweischneidige Schwert seines Wortes war, lehnte solche Hülfe mit freundlichem Danke ab; denn „ich möchte nicht,“ sprach er, „daß man das „Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte. Durch das „Wort ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche „erhalten, durch das Wort wird sie auch wiederum in Stand kommen,

„und der Antichrist, wie er seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne „Gewalt fallen." Aber gehoben wurde durch die tapfere Gesinnung jener Ritter sein Muth immerhin, und so schwang er denn um so kecker und freudiger das Schwert des Wortes, und bot um so offener Trotz den Widersachern. „Die Würfel sind gefallen," schreibt er unter anderm, „Roms Gunst und Weh ist verachtet. Ich will mich mit ihnen nimmermehr versöhnen, noch mit ihnen Gemeinschaft haben; sie mögen „meine Bücher verdammen und verbrennen; ich dagegen will verdammen „und öffentlich verbrennen das ganze päpstliche Recht, diese vielköpfige „Schlange der Ketzereien, und mit der bisher angebotnen und vergeblich „erwiesenen Demüthigung soll's ein Ende nehmen." Luther hielt Wort. Bisher hatte er mehr nur in Thesen und Streitschriften, wie der Augenblick sie forderte und eingab, oder in Predigten und mündlicher Disputation seine Sache vertheidigt. Jetzt trat er mit Büchern hervor, mit zwei geharnischten Büchern zunächst, denen dann ein drittes mehr friedlicher Natur sich anschloß. Sie erschienen alle bald nach einander, im Sommer und Herbst des Jahres 1520. Das erste, im Junius erschienene, führt den Titel: An kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung. Die Schrift hatte die Absicht, auch die Laien in den Kampf zu ziehen. Allervorderst richtet Luther seinen Blick auf die Spitze des weltlichen Regiments, den neuerwählten Kaiser, Karl V., „dieses junge, edle „Blut, das Gott der Christenheit zum Haupt gegeben, damit viel Herzen „zu großer guter Hoffnung erweckt würden." Dann wendet er sich an die Fürsten, die bisher viel zu sehr auf ihre eigene Macht sich verlassen hätten, und ermahnt sie, „mit ernstlichem Gebet Hülfe bei Gott zu suchen „und nichts anderes in die Augen zu bilden, denn der elenden Christenheit Jammer und Noth." Unter dem Bilde von drei Mauern, welche die Romanisten um sich gezogen hätten, stellt er das römische System dar, das er zu brechen und zu stürzen gekommen sei. Dem Satze, daß die weltliche Gewalt kein Recht habe über die geistliche, setzt er die apostolische Idee des allgemeinen Priesterthums entgegen; denn „wir sind „allesammt zu Priestern geweihet durch die Taufe, obwohl nicht Allen „ziemet, das Amt zu verwalten." War die erste papierne Mauer gefallen, so fiel mit ihr auch die zweite, die Behauptung, es gebühre Niemand die Schrift auszulegen, als dem Papste: „jedem Christen

„steht das hohe Recht zu, die heilige Schrift zu lesen, und die Macht zu „schmecken und zu urtheilen, was da recht und unrecht im Glauben sei." Und so mußte auch die dritte Mauer von selbst fallen, wonach nur dem Papste das Recht zustehen sollte, ein Concil zu berufen: „denn, wo der „Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig, ihn zu strafen nach „dem Worte Christi Matth. 18, 15—17." — Weiterhin entwickelt dann Luther in dieser Schrift seine Reformationsgedanken. Billig verlangte er, daß die Reformation beim römischen Stuhle selbst anhebe; denn „gräulich und erschrecklich sei es anzusehen, daß der Oberste in der „Christenheit so weltlich und prächtig fahre, daß ihn darin kein König „und kein Kaiser erlangen möge." — „Er trägt eine dreifache Krone, „wo die höchsten Könige nur eine Krone tragen." „Es wäre dem „Papst genug eine gemeine Bischofskrone; an Kunst und Heiligkeit soll „er größer sein vor andern." Dann züchtigt er das ruchlose, weltliche Leben der Cardinäle, und den Mißbrauch, deutsche Bisthümer und Pfarreien mit Welschen zu besetzen; er verlangt Beschränkung der Mönchsorden, Aufhebung des Cälibats, Reform des Ablaßwesens, Verminderung der Seelenmessen und eine gründliche Reform des hohen, wie des niedern Schulwesens.

Bald darauf (im October) erschien die zweite Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft," worin er besonders die Lehre der römischen Kirche von den sieben Sacramenten angriff, während er nur die Taufe, die Buße und das Brot des Abendmahls als wahre Sacramente erkannte. Beim Abendmahl forderte er den Kelch für die Laien zurück, und bestritt die Vorstellung des Meßopfers. — Einen mehr friedlichen Charakter hatte der Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen, worin Luther, im Geist und Ton der ältern Mystik, den schönen Gedanken durchführte, daß der Christ, im beständigen Dienste Gottes und der Menschheit, gleichwohl ein Herr aller Dinge sei. Diese letzte Schrift übersandte er auch, auf Anrathen des Miltitz, mit dem er noch eine Unterredung zu Lichtenburg (11. Oct. 1520) gehabt, dem Papst, in Begleitung eines ebenso aufrichtigen als demüthigen Schreibens an denselben*). In diesem Briefe äußert er

*) Unter dem Datum des 6. Sept. Der Brief war absichtlich zurückdatirt, um die bereits über Luthers Haupt schwebende Bulle ignoriren zu können.

sein herzliches Bedauern darüber, daß Leo, den er jetzt noch persönlich achtet, gerade in dieser Zeit habe leben müssen, indem er wohl besserer Zeiten werth gewesen wäre. Er vergleicht ihn dem Schaf unter den Wölfen, dem Daniel unter den Löwen, dem Ezechiel unter den Scorpionen; denn das ist ihm nun ausgemacht, daß der römische Stuhl dem Zorne Gottes verfallen, dieweil er ärger und schädlicher sei denn je kein Sodom, Gomorra und Babylon.

Eck hatte indessen nicht geruht, bis er in Rom eine Verdammungsbulle gegen Luthern und seine Lehre ausgewirkt. Diese brachte er im Jahre 1520 nach Deutschland*). Es waren in ihr 41 Sätze und unter denselben solche als unchristlich verdammt, als „ärgerlich und verführerisch", die weiter nichts als die lautere Wahrheit des Evangeliums enthielten, wie z. B. der, daß die beste Buße ein neues Leben, oder daß Ketzer zu verbrennen wider den Willen des heiligen Geistes sei. In der That fand auch die Bulle erst vielen Widerwillen in Deutschland, und manche Behörden weigerten sich, dieselbe bekannt zu machen. Die Studenten in Erfurt zerrissen das Papier und warfen es ins Wasser**). Luther wollte sie gar nicht als ein Werk des Papstes anerkennen, sondern hielt sie für ein Machwerk Eckischer Lüge, oder bezeichnete sie wenigstens als solche***). Ulrich v. Hutten gab sie mit beißenden Anmerkungen heraus, worin er besonders die Deutschen darauf aufmerksam machte, wie schändlich man ihrer Nation mitspiele, indem man ihre Pfründen an Fremde, an Italiener, vergeude†). Auch schrieb Luther noch ferner „wider die Bulle des Antichrists" ††).

Was aber am meisten Aufsehen erregte, war jene symbolische Handlung, wodurch Luther seine Lostrennung von den päpstlichen Satzungen und dem römischen Recht auf eine für Jedermann anschau-

*) Die beiden Legaten Caraccioli und Aleander waren indessen officiell beauftragt, sie dem Erzbischof Albrecht von Mainz zur Bekanntmachung zu überbringen.

**) Siehe Luthers Briefe bei de Wette I. Nr. 267. Bulla Erfordiae a studiosis discerpta et in aquam projecta, dicentibus: bulla est, in aqua natet.

***) Vgl. die Schrift von den neuen Eckischen Bullen und Lügen.

†) Siehe dessen Werke von Münch Bd. IV.

††) Contra execrabilem Antichristi bullam (wider die Bullen des Endchrists).

liche Weise an den Tag legte, dadurch aber auch ein Feuer anzündete, welches zu löschen nicht mehr in seiner Macht stand. Den **10.** December **1520** that er durch öffentlichen Anschlag kund, wie er Willens sei, desselben Morgens **9** Uhr päpstliche Decrete und Bulle zu verbrennen. Eine große Anzahl Doctoren und Studenten begleitete ihn vor das Elsterthor. Ein Lehrer der Universität legte selbst die Brandstätte an; und da sie angezündet, warf Luther die päpstlichen Decrete nebst der Bulle und einigen Schriften seiner Gegner, des Johann Eck und Hieronymus Emser, in das Feuer, mit den biblischen Worten, Josua VII, 25: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer."

Dieser Schritt Luthers ist verschieden beurtheilt worden, und er verdient auch von hier aus eine nähere Beleuchtung. Manche haben gerade darin seine kühnste Heldenthat, andere eine eitle Renomisterei erkennen wollen. Beides scheint mir übertrieben. Daß Luther selbst darin keine besondere Heldenthat erkannte, Bücher zu verbrennen, geht aus seinen eigenen Aeußerungen deutlich hervor, denn Tags darauf ermahnte er seine Zuhörer selbst, sie möchten nicht glauben, daß mit dem Verbrennen alles gethan sei, sondern die Hauptsache sei, daß sie fortwährend gegen die verderblichen Irrthümer des Papstes sich wappneten und kräftig dagegen ankämpften. Aber zu hart darf man den Schritt auch nicht beurtheilen. Man erinnere sich, daß der Grundsatz des „Verbrennens" von der römischen Kirche ausgegangen war. Nicht Bücher allein, Menschen waren ja zu Tausenden schon von ihr verbrannt worden um des Glaubens willen. Luthers Bücher selbst waren kurz zuvor dem Feuer übergeben worden*). Es lag also in dem Verbrennen der Bulle mehr eine Art von Ironie auf das römische Verfahren, als daß es an und für sich von Bedeutung gewesen wäre. Es sollte gleichsam nur gesagt werden: Mit dem Verbrennen ist's aus. So gut, wie ihr einen Scheiterhaufen errichten könnt, können wir es auch; und wenn ihr keine bessern Argumente habt, als diese, so fürchten wir uns nicht

---

*) Vgl. die Schrift Luthers: „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher von Dr. M. Luther verbrannt seien. Laß auch anzeigen wer da will, warum sie Dr. Luthers Bücher verbrannt haben. Eben so, Grund und Ursach aller Artikel u. s. w."

davor. Das war offenbar der Sinn, der in der Handlung lag. Zudem war diese Handlung nicht ohne Beispiel. Schon Hieronymus von Prag hatte die Verdammungsbulle gegen Huß verbrannt, und mehrere Beschimpfungen mußte sich die gegen Luther erlassene auch anderwärts gefallen lassen. So wurde sie zu Döblin beschmutzt und zerrissen, und darunter geschrieben: „Das Nest ist hie, die Vogel sind ausgeflogen"*). Wollte nun freilich jemand zu genau fragen, ob sich nicht in die Handlung Luthers doch auch einige Leidenschaft und persönliche Rachsucht gemischt, und ob er durch einen solchen auffallenden Gewaltstreich der Reinheit des Reformationswerkes nicht mehr geschadet als genutzt habe, so gestehe ich, daß ich mir hierüber kein entscheidendes Urtheil zutraue.

Ganz ohne Leidenschaft wird auf dieser Erde selten etwas Großes vollbracht, obwohl der innere Kampf gegen dieselbe nie ruhen darf. Hätte Luther nichts Größeres gethan, als die Bulle verbrannt und einige Streitschriften erlassen, so dürfte freilich sein Ruhm gering sein, und er würde ihn mit denen theilen, die zu allen Zeiten Lärm geschlagen. Aber wenn der Mensch, zumal der Christ, da am größten erscheint, wo die reine Begeisterung über die Leidenschaft und ihre Anwandlungen ihn hinaushebt, wo das reine Bewußtsein des Guten allein ihm jenen höhern Muth verleiht, den selbst die Leidenschaft in ihrer höchsten Steigerung uns nicht zu geben vermag, da nämlich, wo er im geduldigen Tragen des Kreuzes seinem Herrn und Meister nachfolgt: so werden wir jetzt Luthern auf dieser von wenigen erreichten Höhe erblicken, auf dem Reichstage zu Worms.

Dieser Reichstag hatte sich gegen Ende des Jahres 1520 versammelt. Kaiser Karl hatte sich von Oppenheim aus an den Kurfürsten mit dem Begehren gewandt, Luthern mit auf den Reichstag zu bringen, um ihn allda verhören zu lassen. Dieß war indessen der päpstlichen Partei, namentlich den Legaten, selbst nicht recht, weil es ihnen unschicklich schien, daß eine Sache, die nur vor das kirchliche Forum gehöre, auf weltlichem Reichstage entschieden werden sollte. Man suchte daher Luthers Erscheinen auf alle Weise zu hintertreiben; auch war noch eine Bulle von Rom gegen ihn eingetroffen, worin der Bann dergestalt über ihn ausgesprochen war, daß jeder katholische Christ sich zu

---

*) Vgl. die Briefe 293 und 300 bei de Wette I.

verſündigen glauben mußte, wenn er ſich nur mit ihm einließe*). Demungeachtet erfolgte die Citation an Luthern unter Anerbieten des freien kaiſerlichen Geleites; und Luther zeigte ſich zu folgen geneigt**).

Auf dem Reichstage ſelbſt waren von weltlicher Seite aus mehrere Beſchwerden, 101 an der Zahl, gegen den Papſt zur Sprache gebracht worden, und ſelbſt ſolche, die ſich der Sache Luthers ungünſtig zeigten, wie Herzog Georg von Sachſen, ſtimmten mit in dieſe Beſchwerden ein. Es zeigte ſich hier wieder ein ähnliches Verhältniß des Reichstages zu Luthern, wie das der Synode von Conſtanz zu Huß. Man wünſchte eine Reformation, aber man haßte den Reformator; man wollte den Sieg, und ſcheute den Kampf. Luther erwartete auch in der That ein ähnliches Schickſal wie Huß. Aber ſtandhaft ging er demſelben entgegen. „Wenn ich nicht wiederkomme," ſo ſprach er zum geliebten Philipp Melanchthon, als er von ihm Abſchied nahm, „wenn ich nicht „wiederkomme, und meine Feinde mich morden, ſo beſchwör' ich dich, „lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu ver„harren. Arbeite unterdeſſen zugleich für mich, weil ich nicht hier ſein „kann; du kannſt es noch beſſer machen. Nun iſt auch nicht viel „Schade um mich, bleibſt du noch da. An dir hat der Herr noch einen „gelehrtern Streiter." Alſo entwand ſich Luther den Armen ſeines Freundes und machte ſich auf den Weg gen Worms. Ihn begleiteten ſeine Amtsgenoſſen Juſtus Jonas, Nicolaus Amsdorf und der berühmte Rechtslehrer Hieronymus Schurf, der auf dem Reichstage ſein Anwalt war, ferner ein Edelmann und der Bruder Luthers, Jacob Luther. Voran ritt in ſeinem Ornat der kaiſerliche Herold, Kaspar Sturm, mit des Adlers Wappen, und ſein Knecht. Die Reiſe Luthers glich einem Triumphzuge, obwohl er unter dem Banne war. Zu Erfurt gingen Rector und Profeſſoren der Univerſität ihm zwei Stunden weit entgegen, und begleiteten den Wagen, von vielem Volk umringt, in die Stadt. Auf vieles Zureden hielt Luther daſelbſt eine Predigt, was er auch noch an andern Orten that. Zu Eiſenach erkrankte er, ward aber auf eine

*) Die Bulle Decet Romanum Pontificem. Bald darauf erſchien dann die dritte De coena Domini; wogegen Luthers Schrift: Vom Abendfreſſen des allerheiligſten Herrn, des Papſtes (1522).

**) Vgl. mehrere hierauf bezügliche herrliche Briefe Luthers, bei de Wette I. Nr. 277. 288. 302. 305—307.

Aderlässe und auf ein edel Wässerlein, das ihm der Arzt gegeben, wieder besser. „Wo er in eine Stadt einzog," erzählt ein Zeitgenosse, Fr. Myconius*), „lief das Volk entgegen für die Stadt und wollte den „Wundermann sehen, der so kühn wäre und sich wider den Papst und „alle Welt, die ihn, wider Christum, für einen Gott gehalten, legen „dürft'. Etliche trösteten ihn unterwegen sehr übel, daß, weil so viel „Cardinäl' und Bischöff' zu Worms am Reichstag wären, würd' man „ihn allda flugs zu Pulver verbrennen, wie dem Hussen zu Costnitz ge„schehen. Aber denen antwort' Luther: Und wenn sie gleich ein Feuer „machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an Himmel reicht', „so wollt' ich doch im Namen des Herrn erscheinen — und dem Behe„moth in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten, und Christum „bekennen und denselbigen walten lassen." Wie Hussens Freunde einst bemüht gewesen, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, so auch jetzt die Freunde Luthers. Zu Oppenheim kam ihm M. Bucer entgegen, der damals in Diensten des Ritters Franz von Sickingen stand, und bot ihm dessen Schloß, die Ebernburg, zum sichern Wohnsitz an. Hier, meinte er, könne er mit Kaiser Karls Beichtvater, dem Franciscanermönche Glapio, der zur Disputation mit ihm beauftragt sei, sich des Weiteren bereden, ohne daß er nöthig hätte, nach Worms selbst zu gehen. Luther aber antwortete: „Ich will fortziehen; hat des Kaisers „Beichtvater mit mir etwas zu reden, so kann er solches zu Worms „wohl thun." Auch Spalatin, der Hofprediger des Kurfürsten und der beständige Vertraute Luthers, ließ ihm durch einen Eilboten berichten, er möchte doch ja nicht gleich nach Worms kommen. Da gab Luther die ewig denkwürdige Antwort: „Und wenn so viel Teufel zu Worms „wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollt' ich doch hinein." Offenbar ist dieß der Moment in Luthers Leben, wo er am höchsten erscheint, auf dem Culminationspuncte männlicher Kraft und Entschlossenheit, fern von aller Schwärmerei, von allem Uebermuthe, erhaben über alle Rücksichten menschlicher Schwäche. Ein Held steht er da in der Hand Gottes, stehend allein auf der Kraft des Glaubens, die in den Schwachen mächtig ist. Er selbst konnte in der Folge diese Kühnheit nicht

---

*) In der Walchischen Ausgabe von Luthers Werken Bd. XV. und bei Marheineke I. S. 255.

mehr begreifen, sie erschien ihm als ein Wunder, als ein von oben durch Gottes Gnade gewirktes Werk. „Ich war unerschrocken (so äußerte er sich später über seine ihm selbst unbegreifliche Stimmung), und fürchtete „mich vor nichts. Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß „nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre." Und Mathesius, sein frommer Biograph, setzt hinzu: „Also wächst das Herz im Leibe und giebt Kraft „und Muth beides Predigern und Kriegsleuten." Den 16. April 1521, des Morgens um 10 Uhr, kam Luther mit seinem Gefolge in Worms an; viele Adelige waren ihm entgegengegangen, über 2000 Menschen begleiteten ihn in sein Quartier. Hören wir ihn selbst seine Ankunft beschreiben: „Also fuhr ich auf offenem Wägelein in meiner Kutten zu „Worms ein. Da kamen alle Leute auf die Gassen und wollten den „Mönch Doctor Martinum sehen, und fuhr also in Herzog Friedrichs „Herberge, und war auch Herzog Friedrich bange dabei, daß ich gen „Worms kam"*).

Gleich am folgenden Morgen ward er von dem Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim vor den versammelten Reichstag citirt. Pappenheim selbst holte ihn Nachmittags 4 Uhr ab, und ging nebst des Kaisers Herold vor ihm her. Durch ein großes Gedränge von Menschen mußten sie sich durcharbeiten. An der Thür des Saales stand der graue Krieger Georg Frundsberg. Dieser klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein! du gehest jetzt einen Gang, einen sol„chen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberste auch in der „allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rech„ter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort „und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen." Also trat Luther in den Saal unter die versammelten Herren des Reichstages. Nächst dem Kaiser saßen auf demselben sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 28 Herzöge, 30 Prälaten, viele Land- und Markgrafen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Abgeordnete von Städten, und Gesandte fast aus allen Reichen Europa's, gegen 200 erlauchte Personen, dabei die beiden päpstlichen Legaten, Marino Caraccioli und Hieronymus Aleander. Mehrere tausend Menschen waren auf den Gängen, den benachbarten Straßen und dicht an den Fenstern versammelt. Auf einem

*) Luthers Werke von Walch Bd. XV.

Tische mitten im Saale lagen Luthers Bücher. Der kurtriersche Official, Johann von Eck (nicht zu verwechseln mit dem Eck von Ingolstadt), fragte ihn, ob er die Bücher für die seinigen erkenne; was er bejahte. Ob er sie widerrufe? Darüber bat er sich Bedenkzeit aus. Des andern Tages wurde er wieder um 4 Uhr auf den Reichstag abgeholt, aber erst um 6 Uhr vorgelassen, nachdem er bis dahin unter dem dicht versammelten Volke gewartet. Jetzt ward ihm zu reden gestattet; und Luther nahm das Wort. Mit aller Bescheidenheit entschuldigte er sich, wenn er in seiner Rede hie und da die Form verletzen und nicht jedem den rechten Titel geben sollte, der ihm gebühre, „als der er nicht an Höfen, „sondern im Kloster erzogen sei, und deßhalb nicht gewohnt, vor großen „Herren zu reden." Dann vertheidigte er sich seiner Bücher halben, und zeigte, wie er keins derselben seinem wesentlichen Inhalte nach widerrufen könne, obwohl er gestand, daß er hie und da in der Form möge heftiger gewesen sein, als es sich für seinen Stand gezieme. „Doch (so fuhr er fort) weil ich ein Mensch bin, und nicht Gott, kann ich mei„nen Büchlein anders nicht helfen, noch sie vertheidigen, denn mein „Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher, da er, für dem „Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefraget, von des Hohenpriesters „Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach er: Hab' ich übel „geredt, so beweise es, daß es böse sei. Hat nun der Herr, welcher „wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht gewegert, Zeugniß wider „seine Lehre zu hören, auch von einem geringen schnöden Knecht, wie „vielmehr ich, der Erd' und Asche ist und leichtlich irren kann, soll „begehren und warten, ob jemand Zeugniß wider meine Lehre geben „wolle; darum bitt' ich durch die Barmherzigkeit Gottes: Ew. K. Maj., „Kur= und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohes „oder niedriges Standes, wolle Zeugniß geben, mich mit prophetischen „und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe; so ich „deß überzeugt würde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum „zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen „will."

Solches und noch viel anderes sprach Luther erst deutsch, und wiederholte es auf des Kaisers Verlangen lateinisch. Aber auch damit waren die Gegner nicht zufrieden. Der kurfürstliche Official von Eck verlangte vielmehr von ihm eine kurze, runde und richtige Antwort, ob

er widerrufen wolle, oder nicht. Da sprach Luther: „Weil denn kaiser„liche Majestät, kur- und fürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige, „richtige Antwort begehren, so will ich die geben, die weder Hörner, „noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeug„nissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen „Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich „glaube weder dem Papst, noch den Concilien allein, weil es am „Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst wider„sprechend gewesen sind), und ich also mit Sprüchen, so von mir ange„zogen und angeführt sind, überzeuget, und mein Gewissen in Gottes „Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder „sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier „stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. „Amen."

Als er dieses geredet, entließ man ihn und gab ihm zwei Männer zur Bedeckung mit. Einige Edelleute, welche glaubten, daß man ihn gefangen fortführe, erhoben sich dagegen mit Nachdruck, gaben sich aber zufrieden, als sie vernahmen, daß er nur begleitet werde. Die Rede Luthers hatte einen gewaltigen Eindruck auf die Gemüther gemacht, und mehrere der Fürsten und Grafen besuchten ihn auf seiner Herberge. Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm durch einen Edelknaben eine Kanne mit Eimbecker Bier. Da Luther sah, daß er sich nichts Böses zu versehen hätte, trank er und sprach: „Wie heute Herzog Erich mein „gedacht hat, also gedenke seiner unser Herr Jesus Christus in seinem „letzten Kampfe!" Dieser Worte gedachte nachmals Erich wieder auf seinem Todbette, und begehrte allda von einem an seinem Bette stehenden Edelknaben, Franz von Kramm, mit evangelischem Troste erquickt zu werden. Auch der noch junge Landgraf Philipp von Hessen, nachmals einer der thätigsten Beförderer der Reformation, besuchte ihn, und schüttelte ihm beim Weggehen die Hand mit den Worten: „Habt ihr „Recht, Herr Doctor! so helf' euch Gott!" Was aber für Luthern besonders wichtig war, war das, daß nun sein eigner Landesfürst, Kurfürst Friedrich der Weise, entschieden für ihn gewonnen wurde, und gleichsam wie durch Luthers Rede gestählt und gewappnet, von nun an kräftiger sich seiner Sache annahm. Noch denselben Abend schickte der Kurfürst, ehe er zum Nachtessen ging, in Luthers Herberge nach

Spalatin, ließ diesen in sein Kabinet kommen, und sprach: „Wohl „hat der Pater Doctor Martinus geredt vor dem Herrn Kaiser und „allen Fürsten und Ständen des Reichs, er ist mir nur viel zu kühne."

Noch wurden indessen Versuche gemacht, Luthern zum Widerruf zu bewegen, und mehrere Privatconferenzen mit ihm gehalten*), deren Endergebniß war, daß Luther auf den Rath Gamaliels sich berief: „Ist „das Werk aus Menschen, so wird es bald untergehen; ist es aber aus „Gott, so werdet ihr es nicht dämpfen."

Nachdem nun Luther sich 14 Tage zu Worms aufgehalten, ward ihm sein Abschied gegeben. Unterwegs sollte er das Predigen lassen; doch Luther erklärte, das Wort Gottes sei ungebunden, und predigte, trotz des Verbots, zu Hirschfeld und Eisenach. Als er nun von hier aus seitwärts lenkte, um einige seiner Verwandten und Freunde in Möhra bei Salzungen zu besuchen, wurde er plötzlich in der Nähe der Orte Altenstein und Waltershausen von Reitern angefallen, aus dem Wagen gehoben, und, während man seine Begleiter (Nic. Amsdorf und Jacob Luther) ruhig ihres Weges fortziehen ließ**), auf ein Pferd gesetzt, etliche Stunden im Walde herumgetummelt, und endlich Nachts um 11 Uhr auf das Schloß **Wartburg** bei Eisenach gebracht, wo ehemals die alten Landgrafen von Thüringen ihren Sitz hatten. Bald zeigte es sich, daß diese plötzliche Gefangennehmung, die höchst wahrscheinlich von Seiten des Kurfürsten war veranstaltet worden***), ihm zu seinem eigenen Heil und seiner persönlichen Sicherheit gereichen sollte; denn obwohl man Luthern mit freiem Geleit aus Worms entlassen hatte, so erfolgte nun doch unterm 26. Mai die **Achtserklärung** gegen ihn, welche besonders durch den päpstlichen Legaten Aleander war betrieben worden. So wurde also Luther, dem Reichsbeschluß zufolge, als ein Ketzer und Schismatiker in des Reiches Acht und Aberacht erklärt, seine Bücher verboten, und ebenso allen mit der Reichsacht gedroht,

---

*) Vgl. darüber **Marheineke** I. 268. 269; **Menzel** I. S. 96. 97; **Raumer**, neuere Geschichte der Deutschen I. S. 262. 263.

**) Von den übrigen Reisegefährten hatte er sich schon früher getrennt; auch der kaiserliche Herold hatte sich in Friedberg verabschiedet.

***) Wie viel Luther selbst von dem Plane geahnt haben mochte, mag aus seinem Briefe, den er von der Reise aus an seinen Gevatter Lucas Cranach schrieb, entnommen werden, bei **de Wette** I. Nr. 311; vgl. **Pfitzer** S. 232 ff.

„die ihn hausen, hofen, ätzen und tränken, oder ihm mit Worten und „Werken, heimlich oder öffentlich, Beistand oder Vorschub beweisen „würden." Auch auf die Verwandten Luthers sollte dieselbe Strafe sich erstrecken, wenn sie nicht sich auswiesen, daß sie den unrechten Weg verlassen und die päpstliche Absolution erlangt hätten. In dieselbe Strafe sollte endlich auch jeder verfallen, der Luthers Schriften lesen, verkaufen, abschreiben, drucken würde; dagegen wird jedermann aufgefordert, diese Schriften zu verbrennen und zu vertilgen. Eine furchtbare Schilderung wird in dem Decrete von Luthers Person gemacht. Er sei ein Mensch, der ein freies, eigenwilliges Leben lehre, das von allen Gesetzen ausgeschlossen und ganz viehisch sei; ein Mensch, der alle Gesetze verdamme und verrücke; ja er sei nicht ein Mensch, sondern der böse Geist selbst in Gestalt eines Menschen, in die Mönchskutte eines Augustiners verkleidet u. dergl. m.

Als Luther auf der Wartburg angelangt war, lagen weltliche Kleider für ihn bereit, die er anziehen mußte. Auch ließ er sich nach Art der Weltlichen Haare und Bart wachsen, und führte in der Umgegend den Namen Junker Jörg. Hie und da unterzog er sich, um seinem Junkerstande Ehre zu machen, weltlichen Beschäftigungen. So erzählt er unter anderm, wie er auf der Jagd gewesen, aber mitten unter den Netzen und Hunden theologische Gedanken gehabt habe, indem er die armen Thiere mit den armen Seelen verglich, denen der Teufel mit seinen Jägern und Hunden nachstelle, während es dem frommen Jäger Christo so schwer werde, eine Seele für sich zu erhaschen*).

Luthers Leben auf der Wartburg bildet gewissermaßen eine romantische Episode in der Geschichte der deutschen Reformation. Des Volkes Erinnerungen hangen daran, und vielfach haben Gesang und Sage dahin gewirkt, diese Erinnerungen festzuhalten und ihren Gegenstand auszuschmücken. Wer kennt nicht die Geschichte von dem Tintenfasse, das Luther während seiner Bibelübersetzung dem Teufel soll ins Angesicht geschleudert haben, der ihn an der Wand mit boshaftem Spuke neckte; und welcher Wandrer durch das nördliche Deutschland rühmt sich nicht,

---

*) Vgl. Brief 325 bei de Wette II. Ueberhaupt sind die Briefe von der Wartburg, welche bald aus Patmos, bald aus der Wüste, bald aus dem Reiche der Luft und der Vögel datirt sind, äußerst wichtig zur Beurtheilung Luthers; sie lassen uns tiefe Blicke in seine Stimmung thun.

den Fleck gesehen zu haben, den eine geschäftige Hand von Zeit zu Zeit wieder auffrischt, zu Ehren des großen Namens?

Die Protestanten haben ihre Legende, wie die Katholiken, nur hängt sie bei ihnen weniger mit dem religiösen Glauben zusammen, sondern hält sich reiner auf dem Gebiete des harmlosen Volkswitzes; und die Kirche trägt weniger dazu bei, diesen Glauben zu unterhalten. Wenn indessen den meisten Volkssagen und dem Volksglauben überhaupt etwas Reelles, Tieferes zu Grunde liegt, so dürfen wir uns auch nicht verwundern, wie gerade Luthers Aufenthalt auf der Wartburg zu abenteuerlichen, schauerlichen Sagen Anlaß gegeben hat. Es tritt hier ein bedeutsamer Wendepunct ein in dem Leben Luthers, wie in der Geschichte der Reformation überhaupt. Bisher schreitet der Held unsers Drama's ungehemmt vorwärts, getragen wie von einer fremden, höhern Macht. Wie die Nebel vor der Sonne, so fliehen die bösen Geister, gebannt durch sein Machtwort, an den Ort der Finsterniß. Es verstummt der Lästerer Mund vor dem reinen Worte der Wahrheit, und ohnmächtig prallt der Bannstrahl ab an dem dreifachen Erz, das die kühne Brust des Helden wappnet. Keck wagt er es sogar, dem Fürsten der Finsterniß Trotz zu bieten mit seinen Schaaren; denn jene Rede, daß, wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — sie war in Luthers Munde nicht eine gemeine Redensart, nicht eine rhetorische Figur; sie hatte volle Bedeutung bei ihm, der an die Wesenheit des Teufels und seiner Genossen glaubte, so gut wie an die Existenz seiner eigenen Person. Und der Teufel hatte sich gebeugt vor dem Mächtigen. Der Stärkere war gekommen und hatte den Starken gebunden, er hatte den Fuß gesetzt auf des Drachen Haupt. Mußte er nicht bald selbst sich vorkommen als ein außerordentliches Rüstzeug des Herrn, als ein Wesen höherer Art, dem die Geister gehorchen, als ein Heros, ein Heiliger, der den Himmel verdient hat durch seines Glaubens Stärke, durch seines Muthes Größe? — Daß dieser vermessene Gedanke in Luthers Seele je zur Reife gelangt, davon bezeugt die Geschichte das laute Gegentheil; und wenn es wahr ist, daß der der Größte ist, der sein eigen Herz bezwingt, so feiert Luther eben jetzt noch den größten Triumph in der Demuth, womit er bis an sein Ende sein Werk betrachtete. Nein, nie hat sich Luther angemaßt, sich den Namen und die Würde auch nur eines Propheten (im eminenten Sinne des Wortes), geschweige

denn eines Heiligen beizulegen. Er blieb in seiner eigenen Meinung von sich fortwährend das unwürdige Werkzeug, dessen Gott sich bedient hatte; das unreine Gefäß der Ehre, in das der Himmel die Fülle seiner Gnade unverdienter Weise ausgegossen. Aber eben eine solche Gesinnung konnte nur im Kampfe sich stählen. In der Wüste war es, wo der Versucher einst zum Herrn trat; aber über ihn hatte er keine Gewalt. Sollte der Knecht es besser haben, als der Meister? Ja, sollen wir verlangen, daß ihm, dem sündigen Menschenkinde, der Sieg ebenso vollkommen habe gelingen müssen, wie dem Anfänger und Vollender des Glaubens selbst? Soll es uns wundern, wenn die Anfechtung um so größer ward, je tiefer er sich selbst unter seinen Meister stellte? Und wahrlich, nicht in dem eigenen Fleisch und Blut allein hatte diese Anfechtung ihren Grund; auch außer ihm waren der Versuchungen, der Prüfungen, der Gefahren viele. Der Würfel war geworfen, das Feuer war angezündet, die Flamme griff um sich, wer wollte ihr wehren? Rings umher erheben sich Freunde der neuen Lehre, und vielen mag sie auch nur darum willkommen sein, weil sie eine neue ist, oder vielmehr eine neue scheint. Welche traurige Wendung konnte die ganze Sache nehmen! Im Geiste war das Werk begonnen, aber wer bürgte dafür, daß es nicht im Fleische endete? Konnte die kühne Sprache, vor Kaiser und Reich geführt, nicht Anklang finden in den Herzen derer, die nur aus Hang zur Ungebundenheit eine neue Ordnung der Dinge wünschten? konnte die Lehre, daß der Christ ein Herr über alles sei*), nicht mißverstanden und mißbraucht werden? konnte, mit einem Worte, nicht der Reformation, die Luther bezweckt, die Revolution auf dem Fuße folgen? konnte diese nicht, wenn sie herrschend ward, das Edle der erstern im Keime ersticken, und Unheil anrichten statt des beabsichtigten Heils? Und wenn das bessere Princip unterlag, mußte dann nicht eine um so furchtbarere Reaction eintreten? mußte dann nicht das Reich der Finsterniß mit doppeltem Jubel triumphiren? und war dann nicht auf Jahrhunderte wieder jeder, auch der wohlgemeintesten Verbesserung der Riegel vorgeschoben?

Solches und Aehnliches mochte wohl in Luthers Gemüth vorgehen; und wenn er sich's nicht mit diesen Worten dachte, so dachte er's auf

*) Vgl. die Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen. Wittenb. 1520.

seine Weise, kräftig, lebendig, nicht in Abstractionen; nein, in kühnen, riesenhaften Bildern, die sich vor seine abgearbeitete Seele drängten, die in der Gestalt leibhafter Teufel mit aufgehobnem Finger ihm drohten und ihre Zähne gegen ihn fletschten? Was Wunder, wenn er dann in schauerlicher, wilder Einsamkeit, seinen düstern Gedanken überlassen, krank und müd' am Leibe, kämpfend im Innersten der Seele, wirklich mit den Mächten der Finsterniß zu ringen glaubte, und wenn bei ihm, der nicht, wie wir, gewohnt war, das äußere Leben und das innere als gesonderte Dinge zu betrachten, sondern dem eins ein Spiegel des andern war, sich wirklich der Gedanke festsetzte, daß ihn der Teufel mit unheimlichem Spuke necke, während er gerade mit dem Heiligsten sich beschäftigte, nämlich damit, durch die Uebersetzung der Bibel die Waffen zu bereiten, mit denen er das Reich des Bösen mit dem sichersten Erfolge zu bekämpfen hoffte!

Die Uebersetzung der Bibel in die Muttersprache, das sollte gleichsam der Schlußstein des Reformationswerkes sein, inwiefern dasselbe von Luthers Person abhing. War einmal die Bibel dem Volke gegeben, war der Grundstein des neuen Gebäudes gelegt, der alte, sichere Grundstein, den niemand verrücken sollte, dann mochten andere Baumeister kommen, das Werk zu vollenden: Luthers Aufgabe war gelöst. Wir können daher den Aufenthalt Luthers auf der Wartburg zugleich als den Zeitpunct bezeichnen, von dem an seine Persönlichkeit zurücktritt hinter die weitere Geschichte der Reformation. Von nun an ist das Werk nicht mehr in seiner Hand, es ist Eigenthum seiner Zeit, seines Volkes, und der Zeitgeist, dem er selbst nicht wehren kann, bemächtigt sich desselben in verschiedener Gestalt, in böser, wie in guter. Nicht als ob Luther nicht noch fortwährend auf edle Weise bemüht gewesen wäre, auf diesen Zeitgeist einzuwirken, nicht als ob nicht fortwährend sein Einfluß ein großer, ja vielleicht eben hie und da ein nur zu großer gewesen; aber er tritt jetzt offenbar in die Reihe der Uebrigen zurück, die mit gleicher Begeisterung und oft mit größerer Besonnenheit und Umsicht, als er, am neuen Baue arbeiten. Wenn es ein Gesetz der Geschichte ist, daß jede Persönlichkeit ihr Maaß in sich trägt, über das hinauszustreben ihr nicht vergönnt ist, so hat die Persönlichkeit Luthers auf dem Reichstage zu Worms ihren Höhepunct erreicht; und hätte es der Vorsehung gefallen, ihn mit der Entfernung auf die Wartburg auf

immer den Blicken der Welt zu entziehen, so wäre sein Ende einer Apotheose ähnlich gewesen. Aber die Geschichte ist eben kein Schauspiel, und nicht was Effect macht für den müßigen Beschauer, sondern was einem jeden frommt in seiner Lage, in die ihn Gott gesetzt hat: das wird auch durchgeführt in Lieb' und Leid, in Poesie und Prosa, mit allen Licht- und Schattenseiten, wie die höhere Weisheit es für gut findet. Und so werden wir uns denn auch jetzt bald gewöhnen müssen, in Luthern nicht mehr durchgängig den außerordentlichen Mann Gottes zu erblicken, sondern auch seine Schattenseiten hervortreten zu sehen, und selbst Störendes uns begegnen zu lassen auf der weiter zu verfolgenden Bahn seines Lebens und Wirkens. Doch ehe dieß geschieht, sehen wir ihn noch einmal auftreten mit aller Gewalt eines wahren Propheten gegen die falschen Propheten, die unter der Zeit eingedrungen waren in das Heiligthum Gottes. Wie der Geist eines Abgeschiedenen aus dem Grabe, so kehrt er noch einmal von der Wartburg zurück nach Wittenberg, und dämpft die Flamme des Aufruhrs mit gewaltiger Rede und heiligem Ernste.

Doch für jetzt wollen wir noch nicht weder mit der Schattenseite der Reformationsgeschichte überhaupt, noch mit der des großen Reformators näher bekannt werden. Lassen Sie uns vielmehr noch alle die Strahlen, die von verschiedenen Seiten auf uns eindringen, in einen Brennpunct sammeln, und an diesem neuen Lichte uns recht erbauen, ehe wir den Blick hinwenden auf die unerfreulichern Parthien des Gemäldes.

Ich sagte vorhin, Luther habe mit der Bibelübersetzung den Schlußstein zu seinem persönlichen Werke, und den Grundstein zum weitern Werke der Reformation gelegt. Bei dieser großen That des Glaubens und der Wissenschaft müssen wir vorerst noch einige Augenblicke verweilen.

Man darf die Bibel nach Doctor Martin Luther, wie sie jetzt in jeder Bauernhütte als ein nothwendiges Gut des Lebens zu finden ist, nur flüchtig ansehen, um sich zu überzeugen, daß ein solches Werk nicht in so kurzer Zeit, wie der Aufenthalt Luthers auf der Wartburg war, hat geschaffen werden können. Wenn es auch ansprechend ist für die Phantasie, sich Luthern in seiner Einöde auf ähnliche Weise mit der Bibel beschäftigt zu denken, wie einen Johannes auf Patmos mit der Apoka-

lypse, so finden wir doch in der historischen Wirklichkeit die Sache etwas modificirt. Nur das neue Testament und die 5 Bücher Mosis übersetzte Luther auf der Wartburg, und auch dieß mehr dem ersten Entwurfe nach; die übrigen Bücher des alten Testaments erschienen später, und erst 1534 war die ganze Bibelübersetzung vollendet. Allein dieß hindert uns nicht, hier gleich das Ganze ins Auge zu fassen und nach dem Standpuncte der Zeit zu würdigen.

Wer die Schwierigkeiten kennt, welche bei einer Uebersetzung des alten und neuen Testaments noch heut zu Tage dem gelehrtesten Sprachforscher begegnen, der wird es nicht nur begreiflich finden, daß der Ueberarbeitungen mehrere stattfinden mußten, bis das Werk in der Vollendung dastehen konnte, wie wir's jetzt haben; sondern er wird erstaunen, daß es in der That diese Vollendung erreichte. Ich meine damit nicht, als ob die Uebersetzung Luthers eine nach allen Seiten hin vollendete zu nennen wäre. Jeder Unbefangene kennt ihre Mängel, und nur einer unverständigen Phantasterei kann es einfallen wollen, selbst die Irrthümer dieser Uebersetzung mit der Annahme einer göttlichen Eingebung beschönigen zu wollen. Aber trotz der vielen Uebersetzungsfehler im Einzelnen, welche die Wissenschaft unserer Tage bei den fortgeschrittenen Hülfsmitteln leicht verbessern kann*), ist dennoch über das Ganze eine solche Weihe des Geistes verbreitet, eine solche Kraft und Salbung der Sprache, eine solche innere Harmonie ausgegossen, daß man wohl sieht, wie nur ein mit dem Geiste der christlichen Frömmigkeit erfülltes Gemüth im Stande sein konnte, das Wort des Lebens auch in dieser lebendigen Frische aufzufassen und wiederzugeben. Selbst als ein rein menschliches Werk betrachtet, welche große Sprachkenntniß spricht sich nicht schon darin aus, welcher feine Tact in der Wahl der Ausdrücke, welche Rundung des Stils, welche Natur, welche Einfachheit, welche ächte Genialität! Den hohen Werth, welcher der Lutherschen Bibelübersetzung schon in sprachlicher Hinsicht zukommt, haben Männer vom Fache längst anerkannt. Allein, wenn es eben die Art aller hohen Geisteswerke ist, daß man ihnen die Schwierigkeiten nicht anmerkt, unter denen sie in die Erscheinung treten, so ist dieß auch hier der Fall. Wie ein gelun-

*) Wir erinnern an die treffliche Uebersetzung von de Wette, die in Absicht auf Sprachgenauigkeit die Luthersche allerdings übertrifft.

genes Gedicht, in welchem die Verse leicht hinzufließen scheinen, als ob sie sich von selbst ergäben, dem Dichter weit mehr Nachdenken verursacht hat, als wir es uns beim Anhören vorstellen, so möchten auch manche, welche die Luthersche Bibel lesen, nicht glauben, wie viel Zeit und Mühe auf das Einzelnste verwandt worden sei. Deßhalb wird es wohl gut sein, hier einige Beispiele anzuführen. Luther selbst spricht sich darüber in spätern Briefen an seine Freunde also aus. „Wir arbei-„ten jetzt (so schreibt er 1528 an Wencesl. Link) *) an den Propheten, „sie zu verdeutschen. Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk „ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie „sträuben sie sich, und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen „und dem groben Deutschen nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigall „sollte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kukuk nachsingen.“ Und an einem andern Orte sagte er über dieselben Schwierigkeiten: „Ich habe mich deß beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben „möchte, und ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14 Tage, 3—4 Wo-„chen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zu-„weilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp, „Aurogallus und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum 3 Zeilen „konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein „jeder lesen und meistern: läuft einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 „Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, wie viel „Waken und Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht wie über „ein gehoffelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. „Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist.“

Auch darin bewies Luther einen wunderbaren Tact als Uebersetzer, daß er die rechte Mitte zu halten wußte zwischen einer von dem Original sich allzusehr entfernenden Freiheit, und einer pedantischen, dem Geiste der Muttersprache zuwiderlaufenden Aengstlichkeit. Er wollte eine Uebersetzung geben für das deutsche Volk: und so führte er denn auch z. B. in Maaßen, Münzen und Gewichten deutsche Benennungen ein,

---

*) Vgl. über diesen ganzen Abschnitt J. G. Müllers Reliquien III. 291 ff. und mehrere hierauf bezügliche Briefe Luthers im II. Band der de Wetteschen Sammlung. — Ein Weiteres in der Schrift von Hopf, Würdigung der Lutherischen Bibelverdeutschung, mit Rücksicht auf ältere und neuere Uebersetzungen. Nürnb. 1847.

wie Groschen, Scheffel u. s. w., übersetzte den Proconsul in einen Landpfleger u. dgl. m. Ebenso schaltet er bisweilen das Wörtchen „Lieber“ ein, wenn er glaubt, daß die Anrede dadurch einen milden Klang erhalte, und anderes der Art mehr.

Auch hiervon nur ein Beispiel. Bei dem Gruße des Engels an Maria bemerkt er, daß er wörtlich laute: Maria voll Gnaden; „allein „wo redt der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder „einen Beutel voll Geldes. Darum hab' ich's verdeutscht: du Hold„selige! und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich das „also verdeutschen müssen: Gott grüßet dich, du liebe Maria; denn „so viel will der Engel sagen, und so würde er geredt haben, wenn er „sie hätte wollen deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, „welch ein herzlich fein Wort das ist, du liebe Maria! der liebe Gott, „der liebe Kaiser, der liebe Mann! Ich weiß nicht, ob man das Wort „Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischen oder andern „Sprachen reden möge, das also dringe und klinge ins Herz durch alle „Sinnen, wie es thut in unsrer Sprache.“

Welche unsägliche Mühe sich Luther gab, des deutschen Sprachschatzes sich vollkommen zu bemeistern, davon geben uns ebenfalls seine eigenen Briefe und die Berichte der Zeitgenossen ansprechende Beispiele. Um die Edelsteine, welche in der Offenbarung Johannes (Cap. 21) vorkommen, richtig bezeichnen und sich selber eine richtige Vorstellung von dem machen zu können, was er niederschrieb, ließ er sich durch den vertrauten Spalatin eine Auswahl solcher Kleinodien aus dem kurfürstlichen Cabinette vorlegen. Ebenso erkundigte er sich genau und umständlich über die Benennung gewisser Thiere, Raubvögel und Gewürme, die in der Bibel vorkommen. Oft mischte er sich auf dem Markt unter die gemeinen Leute, um ihnen ihre Redensarten gleichsam am Munde abzusehen, und beauftragte seine Freunde, ihm einen Vorrath guter volksmäßiger Ausdrücke an die Hand zu geben; denn die „Schloß- und Hofwörter“ könne er nicht gebrauchen. Einst ließ er sich (nach der Erzählung des Mathesius) von einem Fleischer einen Schöps abstechen und sich von ihm die ganze Anatomie desselben erklären, damit er die richtigen Ausdrücke habe bei der Uebersetzung derjenigen Stellen in der Bibel, welche von dem levitischen Opferdienste, den Eingeweiden der Thiere u. s. w. handeln.

Solche Mühe gab sich also Luther, um das werthe Bibelbuch in das Herz des deutschen Volkes zu verpflanzen, und es, nach seinem eigenen Ausdrucke, nicht nur zu einem Lesebuch, sondern zu einem Lebensbuch und Lebenswort zu machen. Er wollte damit keineswegs ein für alle Zeiten abgeschlossenes Werk geben; denn bis an sein Ende war er im Vereine mit den übrigen Wittenberger Theologen mit Verbesserungen beschäftigt. Nicht wollte er durch eine deutsche Uebersetzung den Theologen ein Ruhekissen der Trägheit unterschieben, daß er dadurch das Studium der Grundsprachen überflüssig gemacht hätte, im Gegentheil, es sollte dadurch angeregt werden; und hätte man immer in *seinem* Sinne fortgefahren, an der Uebersetzung zu bessern, so wäre sein Zweck am vollständigsten erreicht worden: denn das wünschte er, daß jede Stadt ihren *eigenen* Bibelübersetzer habe, damit sie in aller Zungen, Händen, Augen, Ohren und Herzen wäre*). Aber es scheint, als ob nicht alle Zeiten solchen frommen Unternehmungen gleich günstig seien. Wie die geistliche Liederdichtung die fruchtbarste war in der Zeit des Kampfes und der religiösen Begeisterung, so kann auch das Wort des Lebens nur mit Segen übersetzt werden, wo es im Herzen erfahren, im Leben erprobt wird; und wie das Original ein Werk des Geistes ist von oben, so muß auch eine Uebersetzung aus Anregung desselben Geistes geschehen. Denn wo dieß nicht ist, da möchte man wohl mit Klopstock singen**):

> Heiliger Luther, bitte für die Armen,
> Denen Geistes-Beruf nicht scholl, und die doch
> Nachdolmetschen, daß sie zur Selbsterkenntniß
> Endlich genesen!

Vieles ist in unsrer Zeit geschehen für Bibel*verbreitung*. Möchte die Zeit kommen, wo nach den trefflichen Vorarbeiten, die wir schon dazu haben, das unsterbliche Werk Luthers aus seinem Geiste, dem Geiste volksgemäßer und gesunder Frömmigkeit, erneuert und eine aus dem Grunde revidirte Bibelübersetzung dem kirchlichen Volke zum Andenken an die Früchte einer ewig in ihren Wirkungen fortlebenden Reformation geschenkt würde.

---

*) Vgl. den Brief an Joh. Lange, bei de *Wette* II. 354.
**) Die deutsche Bibel (Oden. 2. Bd.).

Zwölfte Vorlesung.

Fortgesetzte Betrachtung über Luthers Bibelübersetzung. — Seine Ideen von der Bibel überhaupt. — Melanchthons Loci communes. — Anfänge der Schweizer-Reformation. — Ulrich Zwingli. Thomas Wyttenbach. Leo Judä. Zwingli in Glarus und Einsiedeln. Theobald von Geroldseck. — Zwingli in Zürich. — Sein ursprüngliches Verhältniß zu Luther.

Es ist schon öfter bemerkt worden, wie das reformatorische Wirken eben auch darin von dem revolutionären unterschieden ist, daß, während das letztere nur umstürzt und niederreißt, das erstere ebenso bemüht ist, aufzubauen und zu erhalten.

Davon hat uns Luther in der vorigen Stunde ein sprechendes Beispiel gegeben. Mitten in dem Kampfe gegen die Mißbräuche, die er schonungslos bestritt, bereitete er ein positives Arzneimittel gegen die Krankheiten seiner und aller Zeiten in der Bibelübersetzung. Wohl hatte er nach seinem Ausdrucke „Dornen und Hecken ausgereutet"; aber an die Stelle derselben pflanzte er den Baum des Lebens, unter dessen Schatten die künftigen Geschlechter in Frieden wohnen, und an dessen Früchten der Wanderer sich erquicken sollte. Wohl hatte er „die Pfützen ausgetrocknet", aber wie einst Moses, so ließ auch er einen Quell entspringen aus dem Felsen, die Durstigen zu laben und zu tränken.

Es kann in der That nicht genug erwogen werden, was Luther in seiner Bibelübersetzung den Völkern deutscher Zunge geschenkt hat. Nicht als ob er der einzige oder auch nur der erste gewesen, der die Bibel ins Deutsche übersetzt hätte; denn schon vor ihm waren deutsche

Uebersetzungen vorhanden, und bald nach ihm veranstalteten seine Gegner ein Aehnliches. Aber wenn es nur mit dem Uebertragen der Wörter schon gethan wäre! Den Geist der Bibel hat keiner so verdeutscht wie Luther, und deßhalb ist es auch nicht sowohl der Buchstabe seiner Uebersetzung, wodurch er sich verdient gemacht (denn hierin konnte er am ehesten irren); sondern die lebendige Art ist es, womit er die Bibel erfaßte. Wie die frommen Maler der damaligen Zeit die Gegenstände der heiligen Geschichte oft im Costüm ihres Jahrhunderts darstellten, und etwa ihr eigenes Bild hineinzeichneten, mit gefalteten Händen vor dem Erlöser kniend: so gab uns Luther in seiner Bibelübersetzung ein mit lebendigen Farben eigener Erfahrung auf den Boden der Zeit aufgetragenes Gemälde, und zeichnete mitten hinein sein eigenes Bild, seine eigene Physiognomie. Ja, Luther lebte so ganz in und mit der Bibel, war so in ihre Denk- und Vorstellungsweise verflochten, daß er sie gleichsam persönlich in sich wiederholte, und dadurch nicht nur seinem eigenen Charakter, sondern dem ganzen Volks- und Sprachcharakter ein biblisches Gepräge aufdrückte. Es ist daher nicht die bloße ins Deutsche übersetzte, es ist die deutsche, es ist die Luthersche Bibel, die er uns gegeben hat, ein Denkmal seines Geistes, seines Volkes, seines Zeitalters, eine Bibel des 16. Jahrhunderts, und doch in ihr (so weit es möglich war) die rechte, christliche Bibel, das ewige reine Gotteswort. Eben dieses Zusammentreffen des Allgemeinen und Individuellen, das Ineinanderübergehen des Christlichen und Volksthümlichen, das geistige Band, das sich hier zwischen der Welt des Morgen- und Abendlandes schlingt, ist das Bedeutsame, Großartige, Lebenskräftige an dem Werke, über dem man die einzelnen Fehler und Unbequemlichkeiten gern vergißt.

Wir haben aber eben deßhalb unsrer Aufgabe noch nicht genuggethan, wenn wir in der vorigen Stunde nur gesehen haben, wie Luther die Bibel im Einzelnen übersetzte; sondern wir müssen noch sehen, wie er dieß heilige Buch überhaupt, das ihm Quelle und Wurzel des Lebens war, ansah und beurtheilte. Wir müssen, wollen wir anders sein Werk begreifen, uns in die Sphäre seines lebendigen Bibelglaubens hineinversetzen, und mit ihm den Segen fühlen, den er an ihm erfuhr. Lassen Sie uns demnach heute, ohne weitere Berücksichtigung des Chronologischen, die verschiedenen Aeußerungen Luthers über die Bibel, wie

wir sie in seinen Schriften zerstreut finden *), in wenigen Beispielen zusammenstellen, wodurch wir dann zugleich einen schicklichen Ruhepunct in der Geschichte der deutschen Reformation gewinnen, um uns von da nach der Schweiz zu wenden, und das Gleichzeitige nachzuholen.

Luther betrachtete die Bibel mit Recht nicht als ein einförmiges theologisches System, sondern als eine reiche Fundgrube göttlicher und menschlicher Weisheit, als eine lebendige Sammlung von Büchern aus verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Verfassern, von verschiedenem Style, aber alle durchdrungen von demselben Geiste. Die Bibel, sagt er wo, sei ein weiter Wald, darin viel und allerlei Bäume ständen, davon man könnte mancherlei Obst und Früchte abbrechen, und es sei kein Baum in diesem Walde, daran er nicht geklopft und ein paar Aepfel oder Birnen davon gebrochen oder abgeschüttelt hätte. In der wunderbaren Erhaltung dieses Buches sieht er ein deutliches Walten der Vorsehung; und obwohl er menschliche Bücher darum nicht verachtet, so bleibt ihm darum doch die Bibel das Buch der Bücher. In ihrem innern, durch und durch religiösen Gehalte, nicht in äußern Merkmalen sieht er vorzüglich die Probe ihrer Göttlichkeit. „Homerus, Virgilius und dergleichen große, feine und „nützliche Bücher sind alte Bücher, aber nichts gegen die Bibel; denn „der Heiden Bücher lehren nichts von Glauben, Hoffnung und Liebe. „Sie sehen nur das Gegenwärtige an, das man fühlen und mit der „Vernunft fassen und begreifen kann. Aber Gott vertrauen und auf „den Herrn hoffen, davon ist nichts darinnen. Solches sollten wir „allein aus dem Psalter und dem Hiob sehen, wie dieselben beiden Bü„cher vom Glauben, Hoffnung, Geduld und Gebet handeln. In Summa, „die heilige Schrift ist das höchste und beste Buch Gottes, voll Trostes „in aller Anfechtung; denn es lehret von Glauben, Hoffnung und Liebe „viel anders, denn die (bloße) Vernunft sehen, fühlen, begreifen und „erfahren kann; und wenn's übel gehet, so lehret sie, wie diese Tugenden „herfürleuchten sollen, und lehret, daß ein anderes und ewiges Leben „über dieß arme, elende Leben sei." Das höchste Ziel der Bibelforschung ist ihm Wachsthum in der Erkenntniß Jesu Christi. Zu ihm, dem lebendigen Gottessohne, weist die ganze Schrift hin, und in seinem

*) Vgl. besonders die Tischreden, die Briefe, und J. G. Müllers Reliquien.

Geiste muß sie verstanden werden. Nie kann man ihre Tiefe vollkommen erschöpfen, nie auslernen in ihr. „Wir kommen nicht über das ABC „hinaus. Wir sind und bleiben Bettler."

Was die Auslegungsgesetze Luthers betrifft, so waren diese ebenso weit entfernt von Schwärmerei, die ohne Hülfe menschlicher Kunst und Wissenschaft blos nach vermeintlichen Eingebungen des Geistes erklären will, als von jener prosaischen Nüchternheit, die vor lauter gelehrter Silbenstecherei nicht in den Geist der Schrift zu dringen weiß. Ueberall dringt er auf die so nothwendige Kenntniß der Grundsprachen, und sieht in ihnen sogar ein Werkzeug des göttlichen Geistes. „So lieb uns „das Evangelium ist," sagt er, „so hart lasset uns über den Sprachen „halten." „Wo die Sprachen sind, da geht es frisch und stark, und wird „die Schrift durchtrieben, und findet sich der Glaube immer neu durch „andere und aber andere Worte und Werke." So sehr er aber auf diese nützliche Wissenschaft hielt, so wenig glaubte er, daß bloße grammatische Sprachkenntniß allein den Bibelerklärer ausmache, wenn ihm die Weihe des christlichen Geistes abgehe. An einem Orte wundert er sich sehr über die jungen Hebraisten seiner Zeit. Er habe von ihrer Arbeit viel erwartet, aber es gehe ihm wie dem König Salomo, der auf Köstliches aus Indien gewartet, und dafür Affen und Pfauen erhalten habe. „Der Geist Gottes selbst muß daher der Meister und Präceptor sein, „der uns lehret." Schon in menschlichen Dingen wird Gleichartiges nur von Gleichartigem erkannt. „Wer die Hirtengedichte Virgils recht „verstehen will", sagt er an einem Orte, „der muß wenigstens 5 Jahre „Hirte gewesen; wer sein Gedicht vom Feldbau verstehen will, muß wenigstens sich 5 Jahre mit dem Feldbau beschäftigt haben; und niemand „wird Cicero's Briefe recht begreifen, denn der 20 Jahre in einem feinen „Regiment gestanden. Also kann auch niemand die heil. Schrift recht „verstehen, der nicht 100 Jahre mit den Propheten, mit Johannes dem „Täufer, mit Christo und den Aposteln die Kirche regiert hat." „Zum „Dolmetschen der heil. Schrift", sagt er anderswo, „gehört ein recht „fromm, freudig, fleißig, furchtsam, christlich gelehrt, erfahren, „geübt Herz."

Wohl wußte Luther, daß manche, die sich weise dünken, an der schlichten Form des Buches und der kindlichen Vorstellungsweise desselben Anstoß nehmen dürften. Für diese Ueberklugen bemerkt er: „Ich

„bitte und ermahne treulich einen jeglichen frommen Christen, daß er „sich nicht ärgere, noch stoße an den einfältigen Reden und Geschichten, „so in der Bibel stehen, und zweifle nicht daran; wie schlecht und albern „es immer sich ansehen läßt, so sind's doch eitel Wort, Werk, Geschichte „und Gerichte der hohen göttlichen Majestät, Macht und Weisheit." — „In diesem Buch findest du die Windeln und Krippen, darinnen Christus liegt, dahin auch der Engel die Hirten weiset. Es sind wohl „schlechte und geringe Windeln, aber theuer ist der Schatz Christus, so „darinnen liegt."

Indem Luther mit diesem reinen Kindessinne das Göttliche umfaßte, mußte ihm natürlich das Streben derer als eitel erscheinen, die mit ihrem menschlichen Verstande die überschwängliche Fülle göttlicher Weisheit ausmessen und erklären zu können glaubten; daher seine häufigen Warnungen vor dem einseitigen Gebrauche der Vernunft*) in Glaubenssachen und namentlich beim Erklären der Schrift. Mit dieser supranaturalistischen Ansicht Luthers von der Bibel vertrug sich aber doch auch wieder gar schön eine rein menschliche und natürliche Betrachtungsweise derselben. Er war weit entfernt, dieses heilige Buch so weit dem Gesichtskreise der Menschen zu entrücken, daß er dasselbe nur angestaunt und bewundert wissen wollte, ohne es in seinen einzelnen Theilen nach bester Einsicht zu prüfen und zu würdigen, und jedes an seinen Ort zu stellen.

So sehr er in der ganzen Bibel Gottes Wort und den lebendigen Odem des heiligen Geistes findet, so wenig scheuet er sich, die menschliche Eigenthümlichkeit der Schriftsteller anzuerkennen, und auf die Zeiten Rücksicht zu nehmen, in denen und für die sie zunächst geschrieben haben. Nicht jedes Buch der Schrift ist ihm gleich lieb und wichtig; sondern unverhohlen äußert er seine Vorliebe für die einen, und sogar seine Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die andern. Im alten Testament geht ihm der Psalter über alles, und in der That sieht man der deutschen Psalmenübersetzung Luthers überall die Gluth des Kampfes an, in der er selbst stand. Die Feinde, gegen welche David

---

*) Er nennt sie die „alte Frau Wettermacherin". Daß übrigens bei Luther oft Vernunft heißt, was wir richtiger Verstand nennen, darf zu Verhütung von falschen Consequenzen nie vergessen werden.

fleht, sind ihm die Feinde des Reiches Gottes, mit denen er noch zu kämpfen hat; die feste Burg, auf die er hofft, ist dieselbe, auf welche Israel seinen Glauben gebaut. Alles ist ihm Weissagung, alles Gegenwart, alles messianisch, alles im Zusammenhange mit dem großen Gange der Weltgeschichte! Hören wir ihn selbst über die Psalmen: „Wo findet man feiner Wort von Freuden, denn die Lob- und Dank„psalmen haben! Da siehest du allen Heiligen ins Herz, wie in schöne, „lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige „Blumen drin aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen „Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, „jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben! „Da siehest du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja „wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist es da von allerlei betrüb„tem Anblick des Zornes Gottes! — Ich halte aber, daß kein feiner „Exempelbuch oder Legende der Heiligen auf Erden kommen sei oder „kommen möge, denn der Psalter ist. Denn hier finden wir nicht allein, „was einer oder zween Heilige gethan haben, sondern was das Haupt „selbst aller Heiligen gethan hat und noch alle Heiligen thun: wie „sie gegen Gott, gegen Freunde und Feinde sich stellen, wie sie sich in „aller Gefahr und Leiden halten und schicken. Ueber das, daß allerlei „göttliche, heilsame Lehren und Gebote drin stehen. Daher kommt's „auch, daß der Psalter aller Heiligen Büchlein ist, und ein jeg„licher, in waserlei Sachen er ist, Psalmen und Wort darin findet, die „sich auf seine Sachen reimen, und ihm eben so sind, als „wären sie allein um seinetwillen also gesetzt, daß er „sie auch selbst nicht besser setzen, noch finden kann, „noch wünschen mag."

Im neuen Testament stehen die paulinischen Briefe, besonders der an die Römer, und das Evangelium Johannis dem Luther am höchsten; nächst diesen der 1. Brief Petri. Die soll man am meisten treiben und sich zu eigen machen wie das tägliche Brod. Johannes schreibt mehr von der Predigt (Lehre) Christi, die drei andern mehr von den Werken, von den Wundern. „Daher ist das Evangelium Johannis „den drei übrigen weit, weit vorzuziehen, und das einzige, zarte, „rechte Hauptevangelium." Ueberhaupt legte Luther auf die Wundererzählungen in der Bibel nicht den Werth, den spätere Theologen

darauf gelegt haben. Obwohl er die Wunder redlich glaubte, so hielt er sie doch nicht für die Hauptsache, sondern höher galt ihm die persönliche Erscheinung Christi, seine Lehre und das innere Leben. Die äußern Wunder sind die Aepfel und Nüsse, welche Gott der kindlichen Welt zum Spielen hingegeben; wir bedürfen ihrer nicht mehr. Wir sollen durch die äußern Wunder uns vielmehr hinleiten lassen in die viel größern täglichen Wunder der innern Welt, in die Wunder des Glaubens und der Liebe. — Sehr ungünstig urtheilte bekanntlich Luther über den Brief Jacobi, den er „eine stroherne Epistel" nannte, „die keine evangelische Art an sich habe", und den er für keine ächte apostolische Schrift wollte gelten lassen. Daß er in diesem Urtheile offenbar zu weit gegangen, wird jeder eingestehen, der mit unbefangenem Sinne den Brief Jacobi betrachtet, welcher an praktischen, christlichen Wahrheiten so reich ist. Allein sei es auch, daß Luther sich in diesem Puncte getäuscht habe, so mußte dieß doch als ein Beispiel angeführt werden, wie das, was man biblische Kritik zu nennen pflegt, auch schon von den Reformatoren geübt wurde, und wie mit der tiefsten Verehrung vor dem Ganzen der Bibel die freiern Urtheile über einzelne Bestandtheile derselben und ihr Verhältniß zum Ganzen gar wohl bestehen können. Denn das wußte Luther so gut, als wir es wissen sollen, daß die Sammlung unsrer heiligen Schriften allmählig entstanden und von der Kirche der ersten Jahrhunderte angeordnet worden ist, und daß es somit der geschichtlichen Forschung überlassen bleiben muß, über den äußern Umfang dieser Sammlung immer mehr ins Klare zu kommen. War man doch schon in den ersten Jahrhunderten uneins über die Aufnahme gewisser Bücher in den Kanon. Warum sollte man also verhehlen, was sich nicht verhehlen läßt? Von solchem Vertuschen der Zweifel um frommer Zwecke willen war Luther überhaupt kein Freund. Er wollte, daß sie durchgesprochen und erörtert würden: und dieses freie Recht der Forschung und Prüfung ist und bleibt das ungeschmälerte Erbtheil der protestantischen Kirche, gegenüber der in positiven Satzungen erstarrten katholischen. Wer hier das Recht der Forschung beschränken will, der hat es mit Luther zu thun, und mit den Rechten der protestantischen Theologie. — Ebensowenig, wie mit dem Briefe Jacobi, konnte sich Luther mit der Offenbarung Johannis befreunden, die er nicht für ein Werk des Evangelisten und Apostels hielt. Es

dürfte um so willkommener sein, seine Ansichten darüber zu erfahren, je mehr dieses Buch auch zu unsern Zeiten wieder mit verschiedenen Augen angesehen zu werden pflegt, ohne daß wir jedoch auch hier an seine Ansicht uns irgendwie gebunden glaubten. Er sagt: „Mir mangelt an diesem Buche nicht einerlei, daß ich's weder apostolisch, noch „prophetisch halte. Aufs erste und allermeist, daß die Apostel nicht mit „Gesichten umgehn, sondern mit klaren und dürren Worten weissagen, „wie Petrus, Paulus, Christus im Evangelio auch thun; denn es auch „dem apostolischen Amt gebühret, klärlich und ohne Bild und Gesicht „von Christo und seinem Thun zu reden. Auch ist so kein Prophet im „alten Testament, geschweig' im neuen, der so gar durch und durch mit „Gesichten handelt, daß ich's fast gleich bei mir achte dem 4. Buch „Esra*), und allerdings nicht spüren kann, daß es von „dem heiligen Geist gestellet sei. Es haben auch viel der Väter „dieß Buch vor Zeiten verworfen. — Endlich halte davon jedermann, „was ihm sein Geist giebt. Mein Geist kann sich in das Buch nicht „schicken, und ist mir die Ursach genug, daß ich sein nicht hochachte, „daß Christus weder darin gelehrt, noch erkannt wird, welches doch zu „thun vor allen Dingen ein Apostel schuldig ist. . . . . Um solcher „ungewissen Auslegungen und verborgenen Verstandes willen haben wir „es bisher auch lassen liegen, womit doch niemand gewehrt sein soll, „daß er's halte für St. Johannis des Apostels, oder wie er will."

Wir sehen also, daß Luther bei seiner hohen, unbegrenzten Bibelverehrung, in der es ihm wohl kein Bibelgläubiger unsrer Zeit zuvorthun möchte, dennoch keinen Anstand nahm, einzelne Bäume in dem großen Walde unbezeichnet zu lassen, indem er sich begnügte, daß noch genug der Früchte da seien, an denen sich sein Herz erlaben, sein Geist stärken könne. Und das ist ja grade die rechte Art des Glaubens, die nicht für alles Brief und Siegel haben will, die nicht von der Aechtheit dieses oder jenes einzelnen Buchstabens das Heil der Seelen abhängig macht, sondern die sich genügen läßt an der ohnehin so reichen Fülle göttlicher Offenbarung. Wo solcher Glaube ist, solcher Sinn für das Göttliche, wo und wie es sich immer offenbare, da ist auch keine

*) Einem apokryphischen Buche.

Gefahr, daß die Forschung zum Unglauben führe; da kann die Wahrheit nur durch sie gewinnen, nie verlieren.

Luther hielt, wie immer der christliche Glaube es gehalten hat, die Bibel für ein Werk des göttlichen Geistes. Aber nicht ängstlich wollte er diesen Geist einfangen in den Buchstaben; und obwohl er im Gegensatze gegen die Schwärmer das geschriebene Wort Gottes über alles stellte, so nahm er doch auch wieder an, daß der Geist Gottes wehe, wo er wolle: und diesem Glauben gemäß hielt er auch die schönen Kirchenlieder, an denen er sich erbaute, für Eingebung des heiligen Geistes, da sie aus ähnlichem Antriebe entstanden, wie die frommen Gesänge der Propheten und Psalmen. Diese großartige Inspirationslehre Luthers, die einem gläubigen Gemüthe sich wie von selbst empfiehlt, wurde in der Folge von den protestantischen Theologen zu einer eisernen Verstandesformel, zu einer peinlichen, juristischen Gewissensfessel verengert, in welche Geist und Gemüth der Christenheit eingeschraubt werden sollten zum Nachtheil des frischen religiösen Lebens, und wodurch der rechte Sinn und Geschmack für die Bibel mehr und mehr verloren ging. Allerdings hat — wenn man streng sein will — Luther selbst dieser ängstlichen Buchstäblichkeit einigermaßen den Weg gezeigt in dem bedauernswerthen Sacramentstreite; doch davon, als von der Schattenseite seines Wesens, wird erst später die Rede sein.

Wenn nun so die Bibel die Grundlage der protestantischen Theologie bildete, wie sie durch Luthers Hand vorzüglich war gelegt worden, so sehen wir bereits im Jahre **1521**, also noch während Luther auf der Wartburg saß, aus der Hand Melanchthons ein der Bibelübersetzung entsprechendes Werk hervorgehen, nämlich eine systematische Zusammenstellung der Glaubenslehren auf dem Grunde der Schrift, welche als die erste protestantische Dogmatik zu betrachten ist*). Die Bibel ist, wie wir wissen, kein zusammenhängendes System. Es muß aus ihr erst eins gezogen werden dadurch, daß man die leitenden Ideen herausfindet, an sie das Verwandte anreiht, und alles zu einem Ganzen verknüpft. Dieses versuchte nun eben Melanchthon in seinem lateinisch geschriebenen Werke, und fügte damit auf den von

---

*) Loci communes. Vgl. darüber die Schrift von Galle, Charakteristik Melanchthons. Halle 1840.

Luthern gelegten Grundstein der Bibel den ersten Stein zum fernern Gebäude hinzu. Melanchthon war auch zu einer solchen rein gelehrten und speculativen Arbeit mehr geeignet als Luther, da sein Geist mehr systematisch und contemplativ war als der seines praktisch gestimmten Freundes.

Wir kehren jetzt zur äußern Geschichte zurück, indem wir uns von den Höhen der Wartburg dem schweizerischen Vaterlande zuwenden, um zu sehen, was hier gleichzeitig vorgegangen ist im Werke der Reformation.

Obwohl auch hier mehrere Männer sich thätig bewiesen in Verbreitung einer reinern Lehre, so wird doch mit Recht, wenn ein Name vor den übrigen genannt werden soll, die Reformation der deutschen Schweiz hauptsächlich zurückgeführt auf Ulr. Zwingli. Mit seiner Person lassen Sie uns daher vorläufig nähere Bekanntschaft machen*).

Ulrich (Huldreich) Zwingli war der dritte von den sieben Söhnen des Ammanns der Gemeinde Wildhaus in Toggenburg. Er wurde geboren den 1. Januar 1484 (ist also nur um wenige Monate jünger als Luther). Seine Mutter hieß Margaretha Meilin, und war eine Anverwandte des Abtes zu Fischingen, Johann Meilin, der sich seines jungen Vetters mit besonderer Gunst annahm und ihn wie sein eigenes Kind liebte. Auch seines Vaters Bruder war ein Geistlicher, Pfarrer und Decan zu Wesen, und dieser machte sich vorzüglich um die Erziehung des talentvollen Knaben verdient. Da er seine außerordentlichen Anlagen gewahr wurde, bestand er darauf, daß sein Neffe den geistlichen Stand ergreifen sollte; und so wurde Zwingli in einem Alter von noch nicht 10 Jahren nach Basel geschickt, welches damals durch seine

*) Vgl. außer der Schrift des Myconius und andern ältern Werken vorzüglich F. Nüscheler, M. Ulr. Zwingli. Zürich 1776. — I. C. Hess, vie d'Ulrich Zwingli, Réformateur de la Suisse. Paris et Genève 1810. — Schuler, Huldr. Zwingli, Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes. Zürich 1818. Ursprung, Gang und Folgen der durch U. Zwingli in Zürich bewirkten Glaubensverbesserung und Kirchenreform. Zürich 1819. 4. — Tichler, J., de indole sacrorum emendationis a Zwinglio institutae rite dijudicando. Traj. ad Rhen. 1827. – J. J. Hottingers helvet. Kirchengeschichte von Wirz, 4. Theiles 1. Abschnitt, und J. J. Hottingers (des jüngern) Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung (als Forts. von Joh. v. Müller VI. Zürich 1825); sowie dessen Schrift: H. Zwingli und seine Zeit. Zürich 1843.

Schulen berühmt war. Zwingli besuchte hier die Schule von Georg Binzli; dieser treue Lehrer bemerkte jedoch bald, wie sein blos auf Elementarschüler berechneter Unterricht dem schnell sich entwickelnden Knaben nicht genügen könne, und rieth ihm selber, eine höhere Lehranstalt zu besuchen. Demnach wandte sich Zwingli nach Bern, wo er unter Anleitung des berühmten Heinrich Wölflin (Lupulus) die alten Classiker näher kennen lernte. Früh entwickelte sich in Zwingli sein dichterisches und noch mehr sein musikalisches Talent. Durch letzteres wußte er sich sehr beliebt zu machen, und die Dominicaner, welche damals in Bern großen Einfluß hatten, wollten Zwingli bereden, in ihren Orden zu treten. Allein Vater und Oheim, welche dem Treiben der Bettelmönche nicht geneigt waren, hielten den Jüngling von einem Schritte ab, den er nachher ebenso gut würde bereut haben, wie Luther den seinigen. Theils um das gefährliche Verhältniß mit den ihm nachstellenden Mönchen aufzuheben, theils ihm noch mehr Gelegenheit zur Vervollkommnung seiner Studien zu verschaffen, sandten ihn seine Verwandten nach Wien, um dort die Philosophie zu studiren. So nannte man damals die Schulweisheit der Kirche. Zwingli, der seinen Geist bereits an den Mustern der Alten geweckt und seinen Geschmack nach ihnen gebildet hatte, konnte sich in das scholastische Labyrinth nur mit Mühe hineingewöhnen; doch, trotz dieser Abneigung, machte er sich mit den Systemen gründlich bekannt, in der Absicht, sie nachher um so nachdrücklicher bekämpfen zu können. In Wien schloß er Bekanntschaft mit Vadian, der nachmals als Reformator in St. Gallen auftrat, und mit dem er fortwährend in freundschaftlicher Verbindung blieb. Nach zweijährigem Aufenthalt in Wien kehrte er auf kurze Zeit in sein väterliches Haus zurück, ging aber bald darauf, von Lernbegierde getrieben, zum zweiten Male nach Basel, wo er die Schullehrerstelle zu St. Martin erhielt. Daneben blieb ihm Zeit und Gelegenheit, den weitern Studien obzuliegen. Er vervollkommnete sich in den Sprachen, trieb die Philosophie fort und wandte seine Mußestunden am liebsten auf die Tonkunst, in der er es so weit brachte, daß er fast alle Instrumente spielen konnte*). In dieser Neigung zur Musik stimmt er voll-

*) Vgl. den Abschnitt aus Bernhard Weiß, Gesch. der Reformat. zu Zürich in Füßlins Beiträgen IV. 35, und J. G. Müller, Relig. IV. 123:

kommen mit Luther überein, der nächst der Theologie nichts Höheres kannte, als die Musica. Auch Zwingli vernachlässigte darüber die Theologie nicht, und zu einem gediegenen Studium derselben zeigte sich in Basel die schönste Gelegenheit.

Thomas Wyttenbach, von Biel gebürtig, lehrte hier diese heilige Wissenschaft. Er war einer von den Männern, die zuerst in der Schweiz dem reinern Evangelium Bahn machten. Er führte die Theologie auf ein gründliches Bibelstudium zurück, und erklärte sich, noch ehe Luthers Name bekannt geworden, gegen viele Mißbräuche der Kirche*). Zu den Füßen dieses Lehrers traf Zwingli mit einem jungen Manne zusammen, der von nun an sein vertrautester Freund wurde, und für ihn in der Folge das war, was Melanchthon für Luther, nämlich Leo Judä von Rapperswyl**). Beide Jünglinge hörten mit Eifer die Vorträge ihres Lehrers, und erhielten gemeinsam mit einander im Jahre 1512 die Magisterwürde. Doch bald nachher trennten sich ihre Wege. Leo kam nach St. Pilt im Elsaß als Pfarrer, Zwingli nach Glarus, nachdem er erst in Constanz die Priesterweihe empfangen hatte.

In Glarus, wo ihn das Vertrauen der Gemeinde zum Pfarrer berufen hatte, setzte Zwingli das Bibelstudium mit unermüdlichem Fleiße fort, vernachlässigte aber dabei auch nicht die Schriften der Alten, die seinem verständigen Geiste eine kräftige Nahrung darboten. Von dem Fleiße der damaligen Gelehrten kann man sich einen Begriff machen, wenn man vernimmt, wie Zwingli mehrere lateinische und griechische Autoren (z. B. den Valerius Maximus) fast wörtlich auswendig lernte,

„Er war ein gelehrter Mann in der griechischen, hebräischen und lateinischen „Sprach, und redete trefflich gut, wohlvergriffen und wohlgesetzt teutsch, und war „in diesen vier Sprachen wohl berichtet. Ich hab' auch nie von keinem gehört, „der in der Kunst-Music, das ist im Gesang und in allen Instrumenten der Music, „als Lauten, Harfen, Geigen, Abögli, Pfeiffen, Schwäglen (so gut als ein Eidgenoß), dem Trummscheit, Hackbret, Zinken und Waldhorn so erfahren gewesen; „was man dergleichen erdacht, konnte er es so schnell, alsbald er es zu Handen nahm."

*) Vgl. über ihn: Kuhn, die Reformatoren Berns. S. 47.

**) Er war geboren 1482, der uneheliche Sohn eines elsassischen Priesters, der ihn unter Crato zu Schlettstadt studiren ließ. 1505 kam er nach Basel. Er wird genannt „ein fründseliger, gütiger, milder und insonders zur Barmherzigkeit „geneigter Mann." Auch er liebte die Musik. „Er konnte das Hackbret schlagen „und die Laute ein wenig. Er hatte eine herrliche Stimm zu dem Discant, den „er so hell sang, daß ihm's keiner vorthat." Vgl. J. G. Müller a. a. O. S. 126, nach den Miscell. Tigur. III.; und Wirz S. 108.

und ebenso das neue Testament. Um sich in das letztere recht hineinzuarbeiten, schrieb er die paulinischen Briefe mit eigener Hand ab, und bemerkte am Rande die besten Glossen der Kirchenväter und des Erasmus. Und das alles that Zwingli während der Führung eines Amtes, das er sich darum keineswegs leicht machte. Schon jetzt, kann man sagen, trat Zwingli als Reformator auf. Hauptsächlich richtete er jetzt schon seinen Eifer gegen das sittliche Verderben, gegen die im Volke herrschenden Laster und Mißbräuche, womit er sich viele Gegner erweckte. Besonders griff er die Jahrgelder an, welche freie Schweizer von fremden Fürsten zogen, sowie die Truppenwerbungen für auswärtige Mächte. Die vaterländischen Tugenden zog er mit Recht in den Kreis des Christlichen, und war insofern allerdings auch politischer Prediger, was ein jeder sein muß, der auf die Mitwelt wirken will, zumal in einem Freistaate und in außerordentlichen Zeiten. Daher sagt Joh. v. Müller*) wohl mit Recht von ihm: „Zwingli hatte eine patriotische, republica„nische Seele, die er nicht weniger in bürgerlichen, als in religiösen „Arbeiten zeigte; denn er begnügte sich nicht, seine Kirche auf den Weg „der Wahrheit zu leiten, wenn er nicht auch dem Vaterlande alle für „die Freiheit erforderlichen Sitten und Grundsätze gäbe. Für bürger„liche Ordnung, häusliche Tugend, für jene unschuldige Politik eines „ewigen Friedens war er so eifrig, als in den Controversen. Seine „Reden machten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit einer Reform „eindringend."

Ein solcher Mann war einerseits ganz geeignet zu der Stelle eines Feldpredigers, die ihm in den italienischen Kriegen unter den Glarner Truppen angewiesen wurde in den Jahren 1512 und 1515; andererseits aber war es eben die Verwaltung dieser Stelle, die ihm mehr und mehr die Nachtheile des fremden Kriegsdienstes zum Bewußtsein brachte, und die ihm Gelegenheit gab, das wachsende Verderben seiner Landsleute in verschiedener Hinsicht kennen zu lernen.

Bald nach seiner Rückkehr aus den mailändischen Feldzügen, die ihm eine gute Schule waren, nämlich im Jahre 1517, in demselben Jahre, wo die deutsche Reformation beginnt, wurde Zwingli durch den Administrator des fürstlichen Stiftes Einsiedeln, Baron Theobald

*) Allg. Geschichte III. 13.

(Diebold) von Geroldseck, nach diesem berühmten Wallfahrtsorte berufen, um daselbst die Stelle des Ortspfarrers einzunehmen. Auch dieß war eine Schule für Zwingli. Oeffnete sich ihm doch auch hier schon ein weites Feld zur Bekämpfung des Aberglaubens, der gerade in der Geschichte und den Einrichtungen dieses Ortes reiche Nahrung fand.

In dieser einsamen, rings von Bergen umschlossenen Gegend hatte sich schon im 9. Jahrhundert der heil. Meinrad aus dem Hause Hohenzollern angesiedelt, von dem die Legende viel Wunderbares erzählt. Nach seiner gewaltsamen Ermordung durch Räuber stand die Zelle des Heiligen eine Zeitlang verödet, bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts sich daselbst ein Kloster erhob, durch die Bemühungen des Dompropstes von Straßburg, Eberhard. Die wunderbare Einweihung dieses Klosters, wie die Sage sie berichtet, trug viel zu dessen Berühmtheit bei. Als nämlich der heil. Konrad, Bischof von Constanz, die Weihe vollziehen wollte, hörte man den Abend vor der Feierlichkeit im Innern der Capelle einen Gesang von unsichtbaren Stimmen, und als folgenden Tages die Ceremonie beginnen sollte, ließ sich dreimal hinter einander die Stimme vernehmen: „Halt' an, sie ist von Gott geweiht!" Die Wahrheit dieser Begebenheit ward durch eine päpstliche Bulle (von Leo VIII.) beurkundet, jede fernere Einweihung durch Menschenhand verboten, und ein eigenes Fest angeordnet, das *Fest der Engelweihe*, welches sich stets eines starken Besuches aus der ganzen Umgegend und selbst aus der Ferne zu erfreuen hatte. Das Kloster erhielt bald reiche Schenkungen, und besonders wurden viele Adelige aus Deutschland und der Schweiz in dasselbe aufgenommen. Als aber die Schenkungen in der Folge aufhörten, kam dem Stifte nichts Besseres zu statten, als die hochgepriesene wunderthätige Kraft des dort aufgestellten *Marienbildes*, welches die heilige Hildegard, Aebtissin des Frauenmünsters in Zürich, dem frommen Meinrad geschenkt haben sollte. Dieß und der *vollkommene Ablaß*, welchen mehrere päpstliche Bullen zu den Gerechtsamen des Stiftes hinzufügten, zog besonders seit dem 14. Jahrhundert eine reiche Schaar von Wallfahrern aus allen Ständen herbei, welche bald größere, bald geringere Geschenke und Gebühren zurückließen. Wäre nun Zwingli den Eingebungen des Eigennutzes gefolgt, er würde wenigstens zu den Thorheiten der Menge geschwiegen und sich damit getröstet haben, daß sie seinen Einkünften ersprießlich seien. Allein von

dieser niedern Denkart war er ebenso weit entfernt, als sein Vorgesetzter, der edle Diebold von Geroldseck*). Obwohl beide größtentheils auf die Altargeschenke der Wallfahrer angewiesen waren, und also bei Verminderung des Aberglaubens auch eine Schmälerung ihres Einkommens voraussehen konnten, so verbanden sie sich dennoch als rechtschaffene Männer zur Bekämpfung der Mißbräuche. An dem vorhin genannten Feste der Engelweihe bekannte Zwingli freimüthig in einer Predigt, daß die Vergebung der Sünden nicht bei der Jungfrau Maria, sondern allein bei Christo zu suchen sei. Ebenso setzte er den Werth des Ablasses, der Wallfahrten, Gelübde und Klostergeschenke herunter, und erhob dagegen die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Gott sei (so lehrte er an eben dem Wallfahrtsorte, der Tausende aus der Ferne herbeigelockt hatte), Gott sei den Menschen allenthalben nahe, und erhöre das Gebet der Gläubigen anderswo so gut, als in Maria-Einsiedeln. Auch gegen die Seelenmessen erklärte er sich gelegentlich, sowie gegen die Verdienstlichkeit des Mönchslebens. In allem diesen wurde er von seinem Abte redlich unterstützt. Dieser hatte bereits schon früher, um dem Aberglauben zu wehren, die prahlerische Inschrift über dem Eingange der Abtei auslöschen lassen, auf welcher vollkommener Ablaß für alle Sünden verheißen war. Ebenso führte er in dem unter seiner Aufsicht stehenden Frauenkloster Fahr das Bibellesen ein statt des Mettengesanges, und suchte unter den von ihm beaufsichtigten Mönchen immer mehr einen frommen, wissenschaftlichen Geist zu wecken. Es bildete sich demnach unter der Leitung dieses verdienstvollen Abtes allmählig ein Verein Wissenschaft liebender, freisinniger Männer, so daß Einsiedeln als ein Heerd des reformatorischen Geistes in der Schweiz angesehen werden muß. Zu diesem litterarischen Vereine gehörten Franz Zingg (Kaplan), M. Joh. Oechsli und Leo Judä. Letztern haben wir von Zwingli in Basel sich trennen sehen. Unter der Zeit war er aber wieder aus dem Elsaß nach Basel zurückgekehrt, und hatte dort das Diaconat bei St. Theodor angenommen. In Einsiedeln trafen beide Freunde wieder zusammen. Aber auch mit andern Gelehrten in der Nähe und Ferne unterhielt Zwingli einen freundschaftlichen Briefwechsel von

*) Auch der eigentliche Abt, Conrad von Rechberg, für welchen Diebold die Geschäfte verwaltete, war ein frommer und helldenkender Mann.

Einsiedeln aus, mit Erasmus, Glareanus, Hedio, Capito u. a. Besonders aber trat er in ein genaues freundschaftliches Verhältniß zu Oswald Geißhäuser (Myconius) von Luzern, welcher damals in Zürich die alten Sprachen lehrte, und später der Nachfolger Oekolampads wurde in dem Antistitium zu Basel. Dieser äußerst thätige und feurige Mann suchte Zwingli in seine Nähe zu ziehen; und als daher gegen Ende des Jahres 1518 die Leutpriesterstelle am großen Münster in Zürich erledigt war, brachte es Myconius durch seinen Einfluß dahin, daß Zwingli mit großer Stimmenmehrheit an die Stelle gewählt ward (den 10. Dec. 1518). Zwar durfte sich Zwingli nicht eine allgemeine willkommene Aufnahme versprechen. Wenn auch die größere Partei für ihn war, so war doch auch die Gegenpartei nicht ganz unbedeutend. Seine Feinde waren geschäftig gewesen, Verläumdungen über seinen Charakter auszustreuen, und besonders ward ihm sein heiterer, lebensfroher Sinn und seine Musikliebhaberei von denen hoch angerechnet, welche das Wesen der Frömmigkeit in düstere Kopfhängerei setzten*). Auch seine freisinnigen Grundsätze waren vielen bekannt und anstößig; die Finsterlinge fürchteten das Ende ihres Reiches, wenn Zwingli's Lehre die Oberhand gewänne, und versuchten daher alles, ihm seine Stelle schwer und verdrießlich zu machen.

Mit dem ersten Tage des Jahres 1519, an seinem 35. Geburtstage, trat Zwingli sein Lehramt in Zürich an, unterstützt von dem größern Theile der Bürgerschaft, an deren Spitze der freisinnige Bürgermeister Röust. Er begann gleich damit, die seit Karl dem Großen allgemein eingeführte Predigtweise nach vorgeschriebenen Bibelabschnitten

*) Sie nannten ihn „den Lutenschlager, den evangelischen Pfyfer: deß sich „aber Zwingli nützid achtet" (Bullinger). Ueber die auch in neuern Zeiten wieder aufgewärmten sittlichen Beschuldigungen s. besonders die oben angeführte Schrift von Schuler. — Am besten hören wir Zwingli selbst: „Lieben Brüder! sagt man „auch, ich sündige mit Hoffarth, Fressen, Unlauterkeit, glaubt, es sei wohl mög„lich, denn ich den und andern Lastern leider unterworfen bin; so man aber „sagen würde, daß ich um Geldes willen unrecht lehre, das glaubet nicht." (In der Zueignung seiner Predigt „von der ewig reinen Magd Maria"; Werke Zwingli's herausgeg. von Schuler und Schultheß, deutsche Schriften Bd. I. S. 86.) Da sagen die Gegner freilich: Wir richten dich aus deinem eignen Munde. Aber wer so unbefangen seine Sünden gesteht, der muß nicht so tief gesunken sein, als aus dem Wortlaut hervorgehen möchte. Uebrigens wollen wir Zwingli nicht zu einem Heiligen machen. Die Fehler, die ihm anklebten, waren am Ende nur eine Erbschaft aus der alten, verdorbenen Kirche.

(Perikopen) zu verlassen, und dagegen die Bibel in zusammenhängenden Vorträgen durchzuerklären, wo er mit dem Evang. Matthäi den Anfang machte, dann zu der Apostelgeschichte, den paulinischen und den übrigen Briefen überging, und so einen ganzen Cyclus von Predigten über das neue Testament in den vier ersten Jahren seiner Amtsführung vollendete. Es ist diese Veränderung nicht unwichtig in der Geschichte der Reformation. Auch hier schloß sich das Reformationszeitalter wieder an die frühern Zeiten des Christenthums an. Fragen wir nämlich: was war Predigt in der urchristlichen Zeit? so antwortet uns die Geschichte: es war zunächst Verkündung des göttlichen Wortes, frohe Botschaft aus dem Munde der Apostel und ihrer Schüler an das menschliche Geschlecht. Sobald aber einmal diese Botschaft verkündet war, sobald sich auf den Grund derselben eine Gemeinde gesammelt hatte, so konnte Predigt nichts anderes mehr sein, als weitere Erklärung und Auslegung des geoffenbarten und in der Schrift niedergelegten göttlichen Wortes. Solche Vorträge, in welchen das Schriftwort im Zusammenhange erklärt und angewandt wurde, hießen Homilien, und wurden mit Nutzen und Erbauung gehört. Je mehr sich dann die spätere Kirchenlehre und der Kirchengebrauch von der biblischen Einfachheit entfernten, desto mehr kam die Schönrednerei auf; statt Bibelerklärung wurde die Predigt künstlicher Vortrag, und desto weniger Zusammenhang war zwischen der Predigt und dem Texte zu finden. Die in der Folge von der Kirche bezeichneten Abschnitte von Evangelien und Episteln waren auch nicht geeignet, in ein gründliches und vielseitiges Bibelstudium hineinzuleiten. Indem Jahr aus Jahr ein an Sonn- und Festtagen über dieselben Abschnitte gepredigt wurde, setzte sich bei den einen der Prediger ein gewohnheitsmäßiger Schlendrian fest, und die andern suchten, der Abwechslung zu lieb, den Text auf alle Weise zu wenden und zu drehen, oder ihn gänzlich zu umgehen, wie denn auch wirklich einige die Bibel bei Seite legten, und über Aristoteles und andere Bücher, und am Ende (wie Luther wo sagt) „von den blauen Enten" predigten.

So sehr indessen Luther alles wieder auf die Bibel zurückführte, und diese mitten ins kirchliche Leben hineinstellte, als den ewigen Leuchter auf den Altar Gottes, so wenig getraute er sich von der Uebung der Kirche rücksichtlich der Perikopen abzuweichen, so daß die schweizerischen

Reformatoren ihm hierin den Vorsprung abgewannen, daß sie durch ihre freiere Textwahl und Predigtweise eine vielseitigere und fruchtbarere Benutzung der Bibel möglich machten, und das christliche Volk noch tiefer in deren Verständniß einführten; denn nicht nur Zwingli führte diese homiletische Methode in Zürich ein, sondern auch Oekolampad beobachtete dieselbe in Basel, Capito in Straßburg u. s. w.*).

Ueberhaupt aber zeigte sich darin bald ein charakteristisches Merkmal des protestantischen Geistes, daß die Andacht des Volkes von den sinnlichen Ceremonien weggelenkt wurde auf das Wort, auf die Predigt. Dieses wurde der Mittelpunct des Gottesdienstes, zu dem das Uebrige in ein untergeordnetes Verhältniß trat; daher auch mehr und öfter gepredigt wurde, als früher. Die Einrichtung von Wochenpredigten half namentlich mehr, als man glauben sollte, dem reformatorischen Geiste auf; und auch in dieser Hinsicht zeigte sich Zwingli thätig. Während er in den sonntägigen Vorträgen das neue Testament erklärte, legte er in den Wochenpredigten, die an den Markttagen auch von dem heilsbegierigen Landvolke zahlreich besucht wurden, die Psalmen aus. Auf diese Predigten bereitete er sich sorgfältig vor, und ging gewissenhaft auf den Grundtext zurück. Besonders legte er sich mit neuem Eifer auf das Studium des Hebräischen, worin ihm Johann Böschenstein, ein Schüler Reuchlins, der von Wittenberg nach Zürich gekommen, behülflich war. Dieses Ineinandergreifen des wissenschaftlichen und praktischen Sinnes ist es aber eben, was uns so wohl thut in dem Leben und der Wirksamkeit der Reformatoren. Sie sind gleich weit entfernt von gelehrter Vornehmthuerei, die sich um das praktische Leben des christlichen Volkes weiter nicht kümmern zu müssen glaubt, als von jener unglücklichen Empirie, die, in frommen Redensarten und Gemeinplätzen sich ergehend, um dem Volke zu genügen, darum einer tieferen wissenschaftlichen Begründung des Gesagten entbehren zu können meint.

Zwingli's Vorträge zeichnen sich besonders durch eine gewisse männliche Gediegenheit aus, die bei allem Aufschwunge des frommen

*) Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch Nachtheile mit dieser Predigtweise verbunden sein könnten; wie denn die Bedeutung des Kirchenjahres in der reformirten Kirche allerdings zu sehr zurücktrat.

Gefühls doch auch immer wieder fest aufzutreten weiß auf dem irdischen Boden der durch Zeit und Umstände gegebenen Verhältnisse, und sich nie in das Neblichte und Schweblichte verliert*). Würde Zwingli heute wieder unter uns auftreten, so dürften vielleicht gewisse Leute seine Predigten zu wenig evangelisch finden wollen und ihnen vorwerfen, daß sie zu viel Moral oder gar Politik enthielten, und daß sie, gegen Luther gehalten, weniger mystische Tiefe hätten. Aber man vergesse doch eben nie, daß das christliche Leben nicht an eine Form gebunden ist; und wenn wir schon früherhin Luthern mit dem Apostel Paulus und Melanchthon mit Johannes verglichen haben, so möchte uns die Wirksamkeit Zwingli's am ehesten an die des redlichen Jacobus, oder auch wohl bisweilen an die des ernsten, feurigen Petrus erinnern, wenn gleich auch ihm die paulinische Klarheit so wenig fremd war, als das johanneische Liebesfeuer. Sollen wir von den Früchten auf den Baum schließen, so muß die Predigtweise Zwingli's eine in ihrer Art treffliche gewesen sein; denn Menschen aller Stände, Gebildete und Ungebildete, fanden sich durch sie erbaut. Manche denkende Leute, die durch die geistlosen Salbadereien der Mönche aus den Kirchen waren vertrieben worden, fanden sich jetzt wieder ein, und stärkten ihren Glauben an dem ihnen durch einen verständigen Vortrag klar gemachten Gottesworte. Und so war es denn auch hier die Bibel und der Unterricht aus ihr, welche dem Reformationswerke zur Grundlage dienten. Nur mit dem Unterschiede, daß in Deutschland erst ein entscheidender Kampf vorausging, in welchem Luthers Persönlichkeit mächtig hervorragte, während in der Schweiz die Reformation sich allmähliger und vielseitiger vorbereiten konnte, so daß der Kampf, der auch hier ausbrach, nicht sowohl ein Kampf des Einzelnen war gegen eine sich entgegenthürmende Macht, als vielmehr ein Kampf der schon vorgebildeten Parteien, in welchem zwar immerhin Einzelne, wie Zwingli und Oekolampad, sich hervorthun, aber doch weniger die Aufmerksamkeit auf ihre Person allein hinziehen, wie dieß bei Luthern der Fall ist. Dieß wird sich uns zeigen in dem ganzen folgenden Verlaufe der Reformations-

---

*) „Er war," sagt Bullinger, „dem fremden, angenommenen Gekläpper der canzleiischen Verwirrung und Pracht der unnützen Worte ungünstig." Bei Nüscheler S. 177.

geschichte. In der Schweiz nimmt der Kampf eine republicanische Gestalt an, in Deutschland mehr oder weniger eine monarchische. Luther beherrscht die deutsche Reformation weit eigenthümlicher mit seinem Geiste, und wirkt weit bestimmender auf dieselbe ein, als dieß bei Zwingli der Fall ist im Verhältniß zur schweizerischen Reformation. Nach Luther hätte kein Zweiter aufkommen mögen, und auch die, welche neben ihm wirkten, wie Melanchthon, Carlstadt, Bugenhagen, Justus Jonas, Amsdorf, treten zu ihm unwillkürlich und ungesucht in ein untergeordnetes Verhältniß, etwa wie die Minister zu ihrem Fürsten. Zwingli hingegen hat einen Calvin hinter sich, der ihm sogar bei vielen den Rang streitig macht, und eine Menge von Männern neben sich, einen Oekolampad, Berthold Haller, Osw. Myconius, Seb. Hofmeister, Vadian, die nicht in dem Grade von ihm abstechen, wie die übrigen deutschen Reformatoren (etwa Melanchthon ausgenommen) von Luthern.

So wenig sich aber die schweizerische Reformation mit der Bestimmtheit auf eine Person zurückführen läßt, wie die deutsche auf Luthern, so wenig läßt sie sich auf eine Thatsache zurückführen, die mit eben der Bestimmtheit den Ausschlag gegeben hätte, wie der Tezelsche Ablaßkram in Wittenberg. Wohl war es auch in der Schweiz dieser Ablaßkram, der, wie die nächste Stunde uns zeigen wird, einem Bullinger und Zwingli zu ernsten Rügen Anlaß gab, indem Bernhardin Samson mit eben der Unverschämtheit wie Tezel das schändliche Gewerbe trieb. Aber immerhin spielt die Ablaßstreitigkeit in der Schweiz nur eine untergeordnete Rolle in dem Ganzen. Es kommen ebenso viele Mißbräuche anderer Art gleichzeitig zur Sprache, und es wird auch hier von mehrern und verschiedenen Seiten her auf einen Punct hingewirkt, während in Deutschland von einem Puncte aus sich das Uebrige nach und nach in einer gewissen systematischen Folge entwickelt.

Unabhängig von Luthern hatte Zwingli sein Werk begonnen, und unabhängig von ihm sollte es sich erhalten. Zwar wurden Luthers Schriften bald in der Schweiz bekannt, da viele derselben in Basel gedruckt wurden. Zwingli selbst sah die Erstlinge derselben bald nach seiner Anstellung in Zürich, im Jahr 1519. Allein absichtlich las er sie jetzt noch nicht genauer, sondern begnügte sich, nach einer flüchtig

von ihnen genommenen Kenntniß, sie von der Kanzel herab dem Volke zu empfehlen. Er wollte lieber erst selbstständig sich seine Ansicht ausbilden durch das Studium der Bibel und der Kirchenväter. Demungeachtet konnte er in der Folge dem Vorwurfe nicht entgehen, er sei ein Anhänger Luthers. Bei diesem Anlaß spricht er sich über sein Verhältniß zu dem deutschen Reformator und dessen Schriften also aus: „Ich „habe, ehe noch ein Mensch in unserer Gegend etwas von Luthers Na„men gewußt hat, angefangen das Evangelium Christi zu predigen, im „Jahre **1516**. Wer schalt mich damals lutherisch? . . . Luthers Name „ist mir noch zwei Jahre unbekannt gewesen, nachdem ich mich allein „an die Bibel gehalten habe. Aber es ist, wie gesagt, nur ihre Schlau„heit, daß die Päpstler mich und andere mit solchem Namen beladen. „Sprechen sie: Du mußt wohl lutherisch sein, du predigest ja, wie Lu„ther schreibt; so ist meine Antwort: Ich predige ja auch, wie Paulus „schreibt, warum nennst du mich nicht vielmehr einen Paulisten? Ja, „ich predige das Wort Christi, warum nennst du mich nicht vielmehr „einen Christen? . . . Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Strei„ter Gottes, der da mit so großem Ernste die Schrift durchforscht, als „seit tausend Jahren irgend einer auf Erden gewesen ist. Mit dem „männlichen, unbewegten Gemüthe, womit er den Papst von Rom an„gegriffen hat, ist ihm keiner nie gleich worden, so lange das Papstthum „gewähret hat, alle andern ungescholten. Wessen aber ist solche That? „Gottes oder Luthers? Frage den Luther selbst, gewiß sagt er dir: Got„tes. Warum schreibst du denn anderer Menschen Lehre dem Luther zu, „da er sie selbst Gott zuschreibt, und nichts Neues hervorbringt, sondern „was in dem ewigen, unveränderlichen Worte Gottes enthalten ist? — „Fromme Christen! gebet nicht zu, daß der ehrliche Name Christi ver„wandelt werde in den Namen Luthers; denn Luther ist für uns nicht „gestorben, sondern er lehrt uns den erkennen, von dem wir allein alles „Heil haben. — Predigt Luther Christum, so thut er's grade wie ich; „wiewohl, Gott sei Dank! durch ihn eine unzählbare Menge mehr, „als durch mich und andere, denen Gott ihr Maaß größer oder kleiner „macht, zu Gott geführt wird. — Ich will keinen Namen tragen, als „meines Hauptmannes Jesu Christi, dessen Streiter ich bin. . . . Es „kann kein Mensch sein, der Luthern höher achtet, als ich. Dennoch „bezeuge ich vor Gott und allen Menschen, daß ich all' mein Tage nie

„einen Buchstaben an ihn geschrieben habe, noch er an mich, noch ver-„schafft, daß geschrieben werde. Ich habe es unterlassen, nicht daß ich „jemand deßwegen gefürchtet, sondern weil ich damit allen Menschen „habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geist Gottes sei, da wir so „weit von einander entfernt und doch einmüthig sind, aber ohne alle „Verabredung, wiewohl ich ihm nicht zuzuzählen bin; denn jeder „thut, so viel ihm Gott weiset*).

*) Siehe Wirz a. a. O. IV. 1. (I. 1.) S. 181 u. Nüscheler S. 157, nach der 1523 gedruckten Schrift „Uslegen und Gründ der Schlußreden oder Artikel", in Zwingli's Werken von Schuler und Schultheß (deutsche Schriften 1. Theil) 1. Band S. 253 ff.

„einen Buchstaben an ihn geschrieben habe, noch er an mich, noch verschafft, daß geschrieben werde. Ich habe es unterlassen, nicht daß ich jemand besonders gefürchtet, sondern weil ich damit allen Menschen habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geist Gottes sey, da wir so weit von einander entfernt und doch einmüthig sind, ohne alle Verabredung, wiewohl ich ihm nicht zugezählt bin; denn jeder thut, so viel ihm Gott weiset*).

*) Siehe Wirz a. a. O. II. 4. (I. 1.) S. 181 u. Mörikofer S. 157, nach der 1523 gedruckten Schrift „Auslegen und Gründe der Schlußreden oder Artikel", in Zwingli's Werken von Schuler und Schultheß, Deutsche Schriften I. Theil 1. Band S. 253 f.

Zweiter Theil.

Dreizehnte Vorlesung.

Allgemeiner Blick auf die politische und kirchliche Lage der Schweiz. — Cardinal Schinner. Bernhardin Samson. — Zürichs Entgegenkommen im Reformationswerke. — Bern. Johann Haller. Religiöser Zustand der Stadt Bern. Der Jetzerische Handel. Der Schädel der heiligen Anna. Franz Kolb. Berthold Haller und Seb. Meyer. Nikl. Manuel. — Basel. Politischer Zustand. Der Bischof Christoph von Utenheim. Die ersten Reformatoren: W. Capito, Wilh. Röublin, Wolfg. Wyßenburger.

Wenn ich schon in der vorigen Stunde auf den verschiedenen Charakter der deutschen und der schweizerischen Reformation aufmerksam gemacht habe, so dürfte uns heute, da wir uns mit den Anfängen der schweizerischen Reformationsgeschichte zu beschäftigen haben, dieser Unterschied in verschiedenen Beziehungen klar werden.

Ich zeigte schon das letzte Mal, wie das Uebergewicht der einzelnen Persönlichkeit in der Schweiz nicht so bedeutend ist, als in Deutschland: und so werden wir denn auch wirklich außer Zwingli noch andere Männer kennen lernen, die gleichzeitig mit ihm in andern Kantonen gewirkt haben, ohne zu ihm in jenem Verhältnisse der Unterordnung zu stehen, wie die deutschen Reformatoren zu Luther. Ich habe ferner darauf aufmerksam gemacht, wie nicht das ganze Drama sich aus einer einzelnen That entwickelt, wie dieß in Deutschland der Fall war, sondern wie hier der Ablaßkram nur eine von den übrigen mitwirkenden Ursachen ist, nicht aber die vorzugsweis bestimmende, oder auch nicht einmal die absolut erste Ursache der Zeit nach.

Deßhalb aber ist es auch schwieriger, ein bestimmtes Jahr als das Anfangsjahr in der schweizerischen Reformationsgeschichte zu bezeichnen, während wir in Deutschland das Jahr 1517, ja sogar den Tag haben, den 31. October.

Indessen wird gewöhnlich das Jahr, mit welchem Zwingli's öffentliche Wirksamkeit in Zürich beginnt, das Jahr 1519, als das 1. Jahr der schweizerischen Reformation bezeichnet; und wirklich haben auch die meisten Schweizerkantone dieses zur Norm angenommen bei der Wiederholung der hundertjährigen Feier.

Ohne uns jedoch streng an dieses Jahr zu binden, werden wir zu zeigen haben, wie sich's in der Schweiz allmählig zur Reformation angelassen, bis zum Anfange des Jahres 1522, dem Zeitpuncte, wo wir Luthern auf der Wartburg verlassen haben.

Sie dürfen, wie schon bemerkt, hier kein Bild erwarten, das aus einem Gusse ist, keine plastische Darstellung, wie ein größeres Kunstgeschick als das meinige von der deutschen Reformation sie allerdings zu geben vermöchte, da alles zusammenhängt mit Luthers Person und seiner Geschichte; sondern es ist eine Mosaikarbeit, der sich auch der beste Erzähler wird unterziehen müssen, wenn er die einzelnen Begebenheiten, die er in den zerstreuten Gegenden des Vaterlandes findet, so gut wie möglich in ein Gemälde zusammenzustellen versucht.

Um so nothwendiger wird es aber sein, den Grund des Gemäldes noch einmal etwas schärfer ins Auge zu fassen, nämlich die politisch-kirchliche Lage der Eidgenossenschaft zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Sie erinnern sich aus der allgemeinen politischen Uebersicht, die ich in einer frühern Stunde*) gegeben habe, daß schon in den burgundischen Kriegen die Schweiz gegen eine größere politische Bedeutsamkeit, die ihr jetzt allerdings im europäischen Staatensysteme zu Theil ward, ihre frühere Unabhängigkeit eingebüßt hatte. Wir finden von dieser Zeit an die Eidgenossen in fremder Herren Dienst, bald des Papstes, bald einzelner italienischen Großen, besonders der Herzoge von Mailand, bald wieder Frankreichs; mit letzterem besonders seit der Schlacht von Marignano (1516), nach welcher Franz I. einen ewigen Frieden mit den Schweizern zu schließen unternommen hatte. Nicht selten hatte sich

---

*) Siehe Vorles. 9.

der Fall ereignet, daß Brüder gegen Brüder im Felde standen um schnöden Lohnes willen; und ehe noch die kirchliche Trennung eintrat, war die Einheit des Schweizersinnes bereits gebrochen durch die politischen Factionen, und die leidenschaftliche Stimmung der Kantone gegen einander fand sich von selbst schon traurig genug eingeleitet. Nur wenige wahrhaft patriotische Männer waren es, die sich über den Parteien zu halten und die schweizerische Unabhängigkeit gegen jede Seite hin zu vertheidigen den Muth hatten. Eben die waren auch die Freunde der kirchlichen Reformation; an ihrer Spitze Zwingli selbst. Hören wir darüber, ähnlich der eines Niklaus v. der Flüe, seine eigene warnende Stimme*):

„Unsere Vorderen haben aus keiner anderen denn göttlicher Kraft „ihre Feinde geschlagen und die Freiheit erkämpft. Um diese nur stritten sie; nie schlugen sie um Lohn Christenleute todt. Aber der Teufel „hat uns zu unsrer Zeit die fremden Herrn aufgerichtet, daß sie zu uns „sprechen: Ihr starken Helden seid thöricht, in euren rauhen Bergen zu „bleiben; dienet uns, Ihr sollt großes Gut dafür empfangen. Was „haben wir empfangen? Nur bei Menschengedenken größern Schaden „zu Neapel, Novara, Mailand in dieser Herrn Dienst, als vorher so „lange eine Eidgenossenschaft bestanden hat. Auch sind wir in eigenem „Krieg immer sieghaft gewesen, in fremdem oft sieglos. Sodann soll „jeder, der in solche leichtsinnige Fehde zieht, vorher doch sein eigen Heil „bedenken. Was würdest du von dem Fremden sagen, der in dein Land „gewaltsam einbräche, deine Güter zerstörte, dein Vieh hinwegtriebe, „deine Söhne, die dich beschirmten, erschlüge, deine Töchter schändete, „deine flehende Hausfrau mit Füßen stieße, und zuletzt noch dir Haus „und Hof verbrennte? Du würdest meinen, wo sich der Himmel nicht „öffnete und Feuer speite, das Erdreich sich nicht zerrisse und solchen „Böswicht verschlänge, es wäre kein Gott. Wenn aber du Andern der„gleichen thust, so meinst du, es sei Kriegsrecht. Oft wird dann dieses „schnöde Reislaufen mit den Worten entschuldigt: Wir bedürfen reicher

*) Bei Hottinger (Forts. von J. v. Müller VI. S. 1.) nach einem freien Auszug aus Zwingli's Schrift: „Eine göttliche Vermahnung an die ehrsamen, weisen, ehrenvesten, ältesten Eidgenossen zu Schwyz, daß sie sich vor fremden Herrn hüten und entladen," abgedruckt in Zwingli's Werken von Schuler und Schultheß, deutsche Schriften 3. Theil, S. 287; im Auszuge bei Usteri und Vögelin II. 487.

„Herrn, wir sind ein armes Volk und haben ein rauhes Land. Wie „kommt es, daß dasselbe Hunderte von Jahren lang fruchtbar genug ge„wesen ist, unsere Vorfahren zu nähren, für uns aber nicht mehr? Da„her, weil niemand mehr mit Arbeit sich nähren will, wie die Vorfah„ren, weil wir glänzender, bequemer leben wollen*). Der Neid und „Eigennutz sind bei uns eingerissen; das haben die fremden Herrn wohl „bemerkt. Sie haben die Begierden noch ferner ausgesäet**), und die „Zwietracht ist daraus gefolget. Ginge ihr Rathschlag ganz für sich, „so wäre die Eidgenossenschaft schon zerstört. Ja sie wachen; und wenn „sie euch schaden können, so werden sie es nicht sparen. Darum zwingt „mich Liebe, euch zu warnen, weil es noch Zeit ist, sonst werden sie, die

---

*) „Ist war, so man sich nit vergnügen will zimmlicher narung und beklei„dung, muß es etwannher kummen. Wenn aber dheiner (keiner) sich wyder stackte, „denn er Decke hat, dörft es der Worten nit." Wie passend auch auf unsere Zeit, und auf die Gründe, womit man Revolutionen entschuldigt!

**) Besonders beklagt der Redner auch die gewichene Einfalt, Scham und Zucht: „dann die unseren nie heim kummen sind us frömden Kriegen, sy habend „mit jnen etwas nüwes bracht an Kleidung jr selbs u. jrer wybren, an spys, an „trank unmaß, nüw schwür (neue Flüche und Schwüre), und was sie sündlichs „sehend, lernend sy gern: also daß ze besorgen ist, lasse man nit von frömden „Herrn, man werde damit noch schädlichere Laster mit der Zeit erlernen. Es wird „ouch alle Frowenzucht deß schwächer und unfrömmer." Damit paßt ganz das Sittengemälde, welches Glutz-Blozheim (Forts. v. Joh. v. Müller, S. 504) nach gleichzeitigen Schriftstellern entwirft: „Die Sucht, fremde Ge„bräuche nachzuäffen und zu glänzen, war in Wohnungen, Speisen und Kleidern „am sichtbarsten. Die Häuser wurden geräumiger, die Scheiben größer und mit „mehr Klappen versehen; zum Getäfel, zu Tischen, Stühlen, Betten und Schrän„ken wählte man schöneres Holz, und zierte es mit Schnitzwerk. Die Gerichte in „größerer Zahl mußten mehr abwechseln; es genügte nicht, daß sie den Gaumen „reizten, Seltenheit sollte sie auszeichnen; verschiedenartiges Gewürze ward in „Menge, überall Zucker angewendet. Den Durst mit einheimischem Weine zu lö„schen gereichte zur Schande, er mußte in Menge genossen werden, fremd und zu„sammengesetzt sein. Am verderblichsten wirkte der unaufhörliche Kleiderwechsel. „Selten sah man die ehemals fast einzig gebräuchlichen Stoffe, graues Tuch und „Zwillich; Seide wurde gemein, in Küche und Stall, und auch von Bauern ge„tragen. Jedermann strebte nach feinen Tüchern, Sammet, köstlichem Pelzwerk, „Stickereien von Silber und Gold, und nach Edelsteinen, seinen Reichthum da„mit kund zu thun. Die Männer zierten ihre Hüften mit prächtig gearbeiteten „Dolchen und Degen, die Spitzen der Schuhe mit goldnen und silbernen Schnä„beln, oft auch die Zehen mit Ringen; ihre Röcke und Mäntel bekamen viele Fal„ten, die Beinkleider immer mehr Farben und zahllose Bänder. Die langen, mit „Schleppen versehenen Röcke der Frauen wurden plötzlich so kurz, daß man der „Verletzung des Anstandes durch Verbote zuvorkommen mußte; dann traten Fal„ten an die Stelle der Schleppen; man schmückte sich mit der zartesten lombar„dischen Arbeit. Zur Zeit des ewigen Friedens mit Frankreich war spanische Klei„dung allgemein."

„mit Eisen und Hellbarden euch nicht besiegen können, mit weichem „Gold euch überwinden."

Mit dieser politischen Lage hing die kirchliche mehr oder weniger zusammen. Auch hier bemerken wir in den ältern Zeiten eine größere Unabhängigkeit der Schweiz von der geistlichen Gewalt und vom römischen Stuhle. Was die Stellung der geistlichen Gewalt zur weltlichen betrifft, so hatten schon nach der Mitte des 14. Jahrhunderts (1370) die Waldstädter mit Zürich einen Bund gemacht gegen die Bedrückungen eines dortigen Propstes zunächst, dann aber auch gegen die Anmaßungen der Clerisei überhaupt. Die Grundsätze dieses Bundes waren niedergelegt in dem sogenannten Pfaffenbrief, der auch auf dem Stanzer Verkommniß (1481) erneuert und bestätigt ward. Die geistlichen Verhältnisse aber waren also geordnet: Die ganze Schweiz zerfiel in 6 Bisthümer: Lausanne, Sitten, Como, Basel, Chur und Constanz. Das letztere war das größte und bedeutendste. Es umfaßte die ganze östliche Schweiz bis an die Aar, mit Ausnahme der Bünde, die unter dem Bisthum von Chur standen. Diese Bisthümer selbst standen nun früher mit deutschen, französischen und italienischen Erzbisthümern im Metropolitanverbande. So Chur und Constanz mit dem Erzbisthum Mainz, Basel und Lausanne mit Besançon, Como und Sitten mit Mailand. Allein, wie wir früher schon gesehen haben, ging die päpstliche Politik darauf aus, die Bisthümer aus dem Verbande mit ihren Erzbisthümern zu lösen und sie unmittelbar an Rom zu knüpfen, wozu sie sich besonders der Nuntiaturen bediente. Dieses Institut der Nuntiaturen hat nun besonders einen großen Einfluß geübt auf die politische und kirchliche Lage der Schweiz. Die päpstlichen Legaten, deren oft mehrere zugleich in der Schweiz waren, spielen auch in der Reformationsgeschichte eine bedeutende Rolle. Sie waren es, welche, ganz im Widerspruche mit dem friedlichen Hirtenamte eines Dieners Christi, die kriegerischen Werbungen betrieben für den römischen Stuhl, wetteifernd mit den Gesandten des mächtigen Frankreichs: sie, in deren Hände das Ablaßwesen gelegt war, sie, welche die aufkommenden Ketzereien in der Geburt ersticken sollten. Wenn die Legaten Ennius, Pucci, Wilhelm de Falconibus sich meist nur vorübergehender Aufträge entledigen, so finden wir dagegen an dem Cardinalbischof von Sitten, Matthias Schinner, schon bereits einen für die päpst-

lichen Zwecke fortwährend thätigen Landesbischof, und somit gewissermaßen einen ständigen Nuntius*), durch welchen am sichersten auf die Stimmung des Volkes gewirkt werden konnte.

Schinner war in der That ein Mann von ungewöhnlichen Talenten. Aus Wallis gebürtig, der Sohn armer Eltern, hatte er sich früh dem geistlichen Stande gewidmet, und durch seine Gelehrsamkeit den Blick des damaligen Bischofs von Sitten, Jost von Silenen, auf sich gezogen, dessen Nachfolger er auch wurde. Der kriegerische Papst Julius II., der ihn zu seinen Werbungen nöthig hatte, machte ihn zu seinem Legaten in der Schweiz, und beschenkte ihn mit dem rothen Cardinalshute, was zu witzigen Bemerkungen Anlaß gab über die blutigen Geschäfte der geistlichen Herren**); denn er war es, der die Schweizer in die Felder von Novara und Marignano gelockt hatte, und der überhaupt die Werbungen aufs schamloseste betrieb.

Bei dem allem gehörte Schinner, seiner wissenschaftlichen Bildung zufolge, zu jener liberalen Partei in der Kirche, wie sie an einem Erasmus ihren Vertreter fand. Er mochte daher auch im Anfange den wissenschaftlichen helldenkenden Zwingli sehr wohl leiden, und überhäufte ihn sogar mit vielen Gunstbezeigungen. Auf seinen Beistand im Reformationswerke hatte auch Zwingli früher gehofft; aber er täuschte sich sowohl in ihm, als in dem ähnlich gesinnten Bischofe von Constanz, Hugo v. Landenberg. An beide hatte sich Zwingli bereits von Einsiedeln aus gewandt und sie aufgefordert, mit ihrem Ansehen den überhandnehmenden Mißbräuchen zu steuern. Aber von beiden hatte er nur Versprechen erhalten, ohne daß sie in der Erfüllung größern Ernst gezeigt hätten, als die deutschen Bischöfe in der Sache Luthers.

So standen die Sachen, als im August des Jahres 1518 der Franciscanermönch Bernhardin Samson als apostolischer Gene=

*) Eigentlich ständige Nuntiaturen finden wir freilich erst später, seit Paul V. 1579, siehe Snells pragmatische Erzählung der neuern kirchlichen Veränderungen sowie der progressiven Usurpationen der römischen Kirche in der katholischen Schweiz. Sursee 1833. S. 11.

**) „Sie tragen (sagt Zwingli) billig rothe Hüte und Mäntel; denn so „man sie schüttelt, so fallen wohl Dukaten und Kronen heraus. Wenn man sie „aber recht auswindet, so rinnet deines Sohnes, Vaters, Bruders, Freundes „Blut heraus.“ Aus Bullingers Chronik bei Schultheß und Schuler (Zwingli's deutsche Schriften' 3. Theil, S. 350; vgl. Nüscheler a. a. O. S. 37).

ralcommissar und Ablaßkrämer über den Gotthard in die Schweiz kam. Mit derselben Unverschämtheit, wie Tezel, pries auch er den päpstlichen Ablaß an, und verkaufte ihn um Geld. Zwingli war noch in Einsiedeln, als Samson in den kleinen Kantonen sein Wesen trieb; und schon damals warnte er in Predigten, und verdarb ihm den Handel in Schwyz. Schon bessere Geschäfte machte Samson in Zug. Empörend war es hier unter anderm, mit welcher Härte er in Zug die Armen von sich wies, die sich zu der vermeintlichen Quelle des Trostes hinzudrängten. „Lieben Leute," sprachen seine Gesellen, „drängt euch nicht so heftig, laßt „erst die vor, welche Geld haben; denen, die nichts haben, wird man „nachher auch noch Bescheid geben." Von Zug aus nahm er seinen Weg über Luzern, den Kanton Unterwalden und das Oberland nach Bern. Hier wollte man ihm erst den Eingang in die Stadt wehren, allein von Burgdorf aus wußte er es durch seine Freunde bei dem Rathe der Stadt dahin zu bringen, daß ihm gestattet ward, in dem Vincenz-Münster unter feierlichem Gepränge seine Waare feilzubieten. Auch er bot, wie Tezel, nicht nur für vergangene, sondern auch für künftige Sünden vollen Ablaß an. Die Ablaßzettel für die Reichen waren auf Pergament geschrieben, und wurden für eine Krone und darüber das Stück verkauft, die für die Armen auf Papier, und kosteten zwei Batzen *). Einen merkwürdigen Handel machte hier der Ritter „klein Jacob vom Stein". Dieser kaufte für sich und sein 500 Mann starkes Fähnlein von Reisläufern, sowie für die Einwohner seiner ganzen Herrschaft Belp, und für alle seine Voreltern einen vollkommenen Ablaß um einen Apfelschimmel **). — Am letzten Tage seiner Anwesenheit in Bern ließ Samson noch einmal die Gemeinde durch Glockenschall in den Münster berufen, und verkündete ihr von den Stufen des Hochaltars herunter durch seinen Dolmetscher, Heinrich Wölflin, daß alle Seelen derer, die zu kurzem Gebet niederknien würden, rein sein sollten wie unmittelbar nach der Taufe; und da alles Volk zum Gebet niedersank, sprach er endlich auch alle Seelen der verstorbenen Berner, wo und wie sie immer abgeschieden sein möchten, von den Qualen der Hölle und des Fegfeuers los.

Während der Pöbel und selbst auch einige Gebildete (unter ihnen

---

*) Nach Anshelm V. 334.
**) „um einen kuttgrowen (quittengrauen) Hengst" Anshelm V. 335.

der genannte Wölflin) sich solches Spiel gefallen ließen, ärgerten sich die besser und heller Denkenden mit Recht über den Frevel. So der Venner Wyler, welcher unwillig in die Worte ausbrach: „Wenn die „Päpste solche Macht haben, so sind sie die größten Bösewichter, daß sie „die Seelen so lange im Fegefeuer schmachten lassen.“

Von Bern aus nahm Samson seinen Weg durch den Aargau über Baden nach Zürich. Als er in Baden die Frechheit so weit trieb, daß er auf offenem Kirchhof behauptete, er sähe die Seelen, wie sie aus dem Fegfeuer gen Himmel flögen, versuchte es ein Spaßmacher, ihn zu parodiren, indem er von dem Kirchthurme herunter ein Federkissen ausschüttelte und dieselben Worte sprach: „Seht, wie sie fliegen!“ Darüber entstand ein allgemeines Gelächter, Samson ergrimmte, und nur die Behauptung, daß jener Mensch bisweilen nicht recht im Kopfe sei, rettete ihn vor Mißhandlung. Mit Schimpf und Schande zog Samson aus Baden ab. Aber in Bremgarten ging es ihm nicht besser. Schon in Lenzburg war ihm der Eingang von dem Pfarrer von Staufberg verweigert worden; ja der Bischof von Constanz selbst hatte durch seinen Generalvicar, Joh. von Faber, es den Geistlichen seiner Diöces verboten, sich mit Samson einzulassen, weil er es versäumt hatte, die bischöfliche Erlaubniß zu seinem Gewerbe nachzusuchen. Standhaft widersetzte sich ihm daher auch der Decan von Bremgarten, der greise Bullinger, der Vater des Geschichtsschreibers. Weder durch die Drohungen, noch durch die gemeinen Beschimpfungen des Mönches, noch durch den Bann, den er gegen ihn aussprach, ließ dieser sich einschüchtern; sondern er nahm den Weg nach Zürich, ehe Samson dahin gelangte, und brachte seine Beschwerden bei der daselbst versammelten Tagsatzung an. Diese beschloß, dem Ablaßkrämer den Eintritt in die Stadt zu verweigern. Samson verschaffte sich denselben zwar dennoch, indem er vorgab, er habe im Namen seines Herrn der Tagsatzung etwas zu eröffnen. Der Verkauf seiner Waare aber ward ihm verboten, und unverrichteter Sache mußte er abziehen und über die Alpen zurückkehren. Daß Zwingli's Predigten viel zu einer solchen entschiedenen Stimmung beigetragen, läßt sich denken, und selbst der Generalvicar von Constanz, Faber, sein nachmaliger Gegner, bezeugte ihm sein lebhaftes Wohlgefallen darüber. Auch der Papst sah sich genöthigt, einlenkende Schritte gegen die Eidgenossen zu thun; und obwohl er bestätigte, daß Samson in seinem

Auftrage gehandelt, so versprach er doch, zu untersuchen, ob er seine Vollmacht nicht überschritten habe, und ihn zu bestrafen, wenn dieses der Fall sei.

Wie schon bemerkt, waren die unmittelbaren Folgen des Samsonischen Ablaßkrames nicht dieselben, wie die des Tezelschen in Deutschland. Wir haben es hier nur mit einer mitwirkenden, nicht mit einer primären Ursache zu thun; und verschieden ist der Anfang, den die Reformation in den verschiedenen Städten und Orten nimmt. Betrachten wir diese Reformationsanfänge etwas genauer im Einzelnen.

In Zürich hatte sich schon in frühern Zeiten neben dem finstern Mönchsgeiste hie und da eine freiere Richtung aufgethan. Wenn, wie früher gezeigt worden, auch unsicher ist, wie viel Arnold von Brescia durch seinen Aufenthalt in Zürich auf die reformatorische Gesinnung der Bewohner gewirkt habe, so hatte dagegen um die Mitte des 15. Jahrhunderts Felix Hemmerlin (Malleolus) gegen die Unwissenheit der Mönche gekämpft, und sich damit lebenslängliche Gefangenschaft in einem Kloster zugezogen *). Längere Zeit verstummte dann wieder der Mund der Rüge, bis mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts die Sehnsucht nach dem reinern Lichte mehr und mehr überhand nahm. Welche Aufnahme Zwingli gefunden, welchen Weg er einschlug bei seinen Predigten, ist schon erwähnt. Mitten in seiner Wirksamkeit aber auferlegte der Himmel ihm und seinen Freunden eine schwere Prüfung, indem er im Jahre 1519 durch die Pest heimgesucht wurde, welche in wenig Monaten 2500 Menschen in Zürich hinraffte. Schon verbreitete sich das Gerücht von Zwingli's Tode durch Deutschland und die Schweiz, als er wieder genas, wiewohl langsam und nicht ohne Nachwehen für seine amtliche Thätigkeit; denn noch am Ende Novembers klagte er seinem Freunde Myconius, daß sein Gedächtniß durch die Pest so sehr gelitten habe, daß er oft den Zusammenhang seiner Predigten verliere und die Mattigkeit noch in allen seinen Gliedern fühle. Kaum aber hatte er sich besser erholt **), so begannen für ihn neue Kämpfe. Denn je mehr er von der einen Seite an Einfluß gewann, desto thätiger zeigten

*) S. Reber (Balth.), Felix Hemmerlin von Zürich. Zür. 1846.

**) Während der Krankheit und nach der Genesung dichtete er geistliche Lieder. Siehe Wirz a. a. O. S. 120, u. die Ausgabe seiner Werke von Schuler und Schultheß, deutsche Schriften 3. Th. S. 269 ff.; und musikalischer Anhang S. 523.

sich von der andern die Gegner. Die Chorherren, die gern bei ihren alten Uebungen geblieben wären, sahen die Wochenpredigten Zwingli's und den Zulauf, den er hatte, ungern. Sie setzten eine Schrift auf, worin sie Zwingli eine Menge Vorwürfe machten, unter andern folgende, daß er die zur Ehre Gottes und der Heiligen veranstalteten Kirchengebräuche unterdrücke, indem er auf das Absingen der Horen zu wenig Werth lege, um dessen willen doch die Pfründen gestiftet seien; daß er den Nutzen des Stiftes zu wenig wahrnehme, indem er in Eintreibung der Zehnten nicht eifrig genug sei; daß er die Spendung der heiligen Sacramente nicht hoch genug achte, indem er behauptet habe, fünf Priester seien dazu hinreichend. Ueberhaupt halte er es mehr mit den Laien, deren Gunst er suche, als mit der Priesterschaft, die er in den Augen der Weltlichen verächtlich mache. Ebenso mache er die Klosterleute verächtlich, indem er sie als unwissende Leute darstelle, und denke gering von den Heiligen, den Feiertagen, der Messe und dem Papst. Auch seinen persönlichen Charakter griffen sie an. Sie beschuldigten ihn, die Geheimnisse der Beichte verletzt und das auf der Kanzel öffentlich gemacht zu haben, was ihm im Beichtstuhle sei anvertraut worden u. a. m. Allein alle diese und andere Winkelzüge seiner Feinde hinderten nicht, daß nicht schon im Jahre 1520 der Rath von Zürich ein Mandat erließ, daß alle Pfarrer gleichförmig über das neue Testament predigen und ihre Lehre einzig aus der Bibel beweisen, die Neuerungen und menschlichen Erfindungen aber weglassen sollten.

So weit hatte es Luther in der kurzen Zeit nicht gebracht, wie Zwingli. Ueberhaupt unterscheidet sich auch darin die schweizerische Reformation bedeutend von der deutschen, daß von Anfang an die schweizerischen Reformatoren mehr von ihren Landesregierungen unterstützt wurden und in Uebereinstimmung mit ihnen handelten, als in den deutschen Landen; ein Umstand, der freilich auch dazu beitrug, noch mehr die Ansicht auszuprägen, daß die Religion Staatssache, die Regierung der oberste Landesbischof und die Geistlichen ihre Diener seien; eine Ansicht, deren Richtigkeit zu prüfen, sich später noch Gelegenheit darbieten wird.

Doch mit diesem Mandate war noch nicht alles gewonnen. Die geistlichen Behörden wollten diese Befugniß der Züricher Regierung

nicht anerkennen; und von dieser Zeit an finden wir, daß der Bischof von Constanz sowohl, als sein Vicar, Faber, die sich früher dem Zwingli günstig gezeigt hatten, in Verbindung mit andern Unzufriedenen als Gegner des Reformationswerkes auftreten. Den Verlauf und die Folgen dieses Kampfes werden wir, im Zusammenhange mit andern Begebenheiten, später erzählen.

Auch in Bern und der Umgegend finden wir bereits um diese Zeit die ersten Spuren der Reformation *).

Johann Haller, aus Wyl im Thurgau gebürtig, erst Pfarrhelfer in Schwyz, dann Propst im Kloster Interlaken, eiferte gegen das Sittenverderben der Mönche, und setzte, nachdem er das Kloster verlassen, auch als Prediger zu Zweisimmen, Thun und Scherzlingen, seine Strafpredigten gegen die Irrthümer der päpstlichen Lehre fort. Der Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, glaubte den Mund des lästigen Sittenrichters am besten zum Schweigen zu bringen, wenn er ihm die einträgliche Propstei von Amsoldingen zuwiese, im J. 1520. Allein Haller wurde dadurch nicht bekehrt, sondern zum Aerger des Bischofs und des Bernischen Stiftscapitels fuhr er in demselben Geiste zu lehren fort, und that sogar einen Schritt, der ihm große Mißliebigkeiten zuzog. Er brach, da seine Schwestern, die ihm bisher die Haushaltung geführt, eine nach der andern verehelicht wurden, am Ende selber den Cölibat, und verheirathete sich mit einer Züricher Bürgerin. Er war der erste Geistliche, der nach langer Zeit wieder in die Ehe trat. Die Hochzeit wurde in des Bürgermeisters Röust Hause gefeiert. Als ihm aus dieser Ehe sein erster Sohn geboren wurde, da brach ein alter Priester, Simon Lüthard, der auch der Taufzeugen einer war, mit einer allerdings zu weit getriebenen Parodie in die Worte Simeons aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!" (ein kleiner Schritt nur vom Erhabenen zum Lächerlichen!). — Auch Georg Brunner von Landsberg war thätig für Sittenverbesserung

*) Ueber die Berner Reformation vgl. Kuhn, G. J., die Reformatoren Berns im 16. Jahrhundert, nach dem Bernerschen Mausoleum umgearbeitet. Bern 1828. Fischer, S., Geschichte der Reformation in Bern. Bern 1827. (Stierlin,) kurze Geschichte der Kirchenverbesserung zu Bern. Bern 1827. — und mehrere auf das Reformationsjubiläum erschienene Schriften. — Hauptquelle für die frühere Zeit ist Anshelms Chronik (Ausg. von Stierlin u. Wyß. 6 Bde. Bern 1833), und die unten anzuführenden Darstellungen von Manuel.

auf der Landschaft. Was hingegen die Stadt Bern betrifft, so hatte sich über ihr die trübe Wolke des Aberglaubens in wahrhaft schauerlicher Gestalt gelagert, wenn wir an die Auftritte denken, welche der berüchtigte Jetzerische Handel veranlaßte; und wenn auch einzelne der adeligen Familien, wie die der Mai, der Wattenwyle, der Manuel und Stürler, dem aufkommenden Lichte sich günstig zeigten, so war doch, wie Samsons Geschichte uns so eben gezeigt hat, noch ein großer Theil des Adels und der Gebildeten in denselben Vorurtheilen befangen, die in den Herzen des Volkes Wurzel geschlagen hatten.

Mit dem Jetzerischen Handel aber hat es folgende Bewandtniß *). Die beiden Orden der Franciscaner und Dominicaner (Barfüßer- und Predigermönche) lagen schon lange mit einander in einem Streite, der sich hauptsächlich darauf bezog, ob die Jungfrau Maria ohne Erbsünde geboren sei, oder nicht. Die Franciscaner behaupteten das Erstere, die Dominicaner das Letztere. So unbedeutend der Streit an sich scheinen mag, so erhielt er durch die gegenseitige Eifersucht der Orden fortwährende Nahrung. Die Dominicaner standen nun, wie wir aus Zwingli's Jugendgeschichte wissen, zu Bern in großem Ansehen. Um aber dasselbe wo möglich noch zu vergrößern, und ihre Nebenbuhler, die Franciscaner, zu verdunkeln, ersannen sie ein schändliches Bubenstück, das in der Geschichte mönchischer Verderbniß seines Gleichen sucht. Sie suchten einen einfältigen Menschen, der als Noviz in ihrem Kloster wohnte, einen Schneider von Zurzach, Namens Jetzer, zu einem Zeugen für die Wahrheit ihrer Sache zu gewinnen. Der Probst und einige Ordensbrüder fingen damit an, Spuk vor seinem Zimmer zu treiben. Sie erschienen ihm als Geister vermummt, und gaben ihm Offenbarungen der heiligen Jungfrau vor, in welchen sie die Dominicaner als die wahren Anhänger der Gottesmutter, die Franciscaner aber als ihre gefährlichsten Gegner bezeichnet haben sollte. Keck gemacht durch den guten Erfolg ihres Betruges, ließen sie nun dem einfältigen Menschen nach einander die heilige Barbara, die heilige Maria und die Engel erscheinen und ihm Briefe vom Himmel einhändigen. Endlich

*) Weitläufig, aber höchst originell, wie es sich von einem Augenzeugen erwarten läßt, findet sich derselbe beschrieben in der Anshelmischen Chronik, dem 3. u. 4. Bande. Wir geben ihn hier im Auszuge, großentheils nach Stierlins Reformationsbüchlein. Andere hierauf bezügliche Actenstücke findet man angegeben in Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte Th. III. S. 17—32.

brannten sie ihm mit einem feurigen Eisen ein Zeichen in die rechte Hand, welches ein Zeichen vom Himmel sein, und die Mittheilung eines der Wundenmale Christi bedeuten sollte. Jetzer schrie zwar furchtbar auf bei dieser Operation, fand sich aber doch in seiner frommen Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt, hinfort als ein Bevorrechteter der heiligen Jungfrau zu gelten. Er ließ sich die Wunde geduldig verbinden, die mit einer Salbe bestrichen ward, damit sie nicht zuheilte, und er erzählte allen, die ihn besuchten, von den Visionen, deren er gewürdigt worden. Laut rühmten solches auch die Mönche vor allem Volk. Fast wäre jedoch der Betrug an den Tag gekommen, als einst der bethörte Jetzer einen der Mönche in seiner Vermummung erkannte, den Fliehenden beim Gewand erwischte und ihn festhielt. Dieser wußte sich aber mit bewundernswürdiger Schlauheit zu retten: er habe nur dießmal Jetzern auf die Probe stellen wollen, um zu sehen, ob er die Geister zu prüfen und eine unächte Erscheinung von einer ächten zu unterscheiden verstehe. Der gute Tropf ließ sich beschwichtigen und gab sich, ermuntert durch das Lob, das seiner Scharfsichtigkeit in der Geisterkunde gemacht wurde, aufs neue her zum frechen Gaukelspiel. Nachdem man ihm einen Schlaftrunk beigebracht, brannte man ihm vier neue Wunden, die eine in die linke Hand, zwei in die Füße, und eine in die rechte Seite, und erhielt dieselben fleißig durch Salben. Nun schrien die Mönche überall aus, wie Jetzer die Wunden des Heilandes an seinem sterblichen Leibe trage. Dieß zog eine Menge wundersüchtiger Besucher nach dem Kloster und brachte die Dominicaner, den Franciscanern gegenüber, in hohes Ansehen bei dem Volke. Jetzer gerieth bei solchen Besuchen in Convulsionen, und geberdete sich so, daß er allgemeines Entsetzen erregte. Und dieses wilde, ekelhafte Toben sollte, man denke sich! das Leiden Christi in Gethsemane vorstellen. An allem diesen schändlichen, die Religion in den Augen jedes Vernünftigen entehrenden Unwesen hatten die herrschsüchtigen Mönche noch nicht genug. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, wie das Marienbild in der Dominicanerkirche blutige Thränen weine. Das Volk lief haufenweise in die Kirche. Die Leichtgläubigen, selbst Gelehrte unter ihnen, wie H. Wölflin*), ent-

*) Wie oft sehen die Gelehrten in den einfachsten Verhältnissen des Lebens den Wald vor Bäumen nicht! Auch ein Maler ließ sich bethören, den man als Kunstexperten von Freiburg her berufen hatte.

setzten sich über das Wunder, und redeten schon von den schweren Gerichten Gottes, die über die Stadt einbrechen würden; die Klügern aber konnten nach allem dem, was bisher schon vorgegangen war, sich nicht enthalten, Betrug zu ahnen. Daß die Franciscaner von ihrer Seite auch thätig waren, das Spiel der Dominicaner für Betrug auszugeben, läßt sich denken, wenn sie gleich vielleicht Aehnliches in ähnlichen Fällen gegen ihre Gegner sich erlaubt haben würden. Während so die Stimmung des anwesenden Volkes getheilt war, sprang der Caplan Täschenmacher auf die Stufen des Altars, betastete das Bild, und rief durch die ganze Kirche: Es ist ja nur rothe Farbe, es ist eitel Betrug! Die Zweifler freuten sich der Entdeckung, die Betrüger aber und die, welche nun einmal betrogen sein wollten (und deren giebt es immer viele, zum Vortheil der Betrüger!), erhoben ein lautes Geschrei über den Frevel des Caplans. Die zwiespältige Meinung über das Ereigniß verursachte einen allgemeinen Rumor in der Bürgerschaft, und der Rath sah sich genöthigt, die Sache in ernsthafte Untersuchung zu ziehen. Jetzt suchten die Dominicaner sich ihres lästigen Werkzeuges zu entledigen, ehe dasselbe gegen sie gebraucht werden konnte. Sie suchten den armseligen Jetzer durch Gift aus dem Wege zu räumen. Dieser merkte indessen, als sie ihm die Suppe vorsetzten, ihre Absicht*). Er gab sie einigen jungen Wölfen, die im Kloster unterhalten wurden, und die sogleich todt niederfielen. Allein auch hier wußten ihn die Mönche wieder zu beschwatzen, und fast sollte man glauben, daß der einfältige Mensch nicht bloßes Spielzeug, sondern ein Mitschuldiger gewesen sei, wenn nicht der Ausgang der Geschichte hierin zu seinen Gunsten spräche. Man denke sich die Frechheit der Mönche! Schon halb verrathen, fingen sie das alte Spiel wieder von vorn an. Die nächtlichen Erscheinungen kamen wieder. Der Schaffner des Klosters, als heilige Catharina gekleidet, und einer der Mönche, als Maria, naheten sich abermals dem Lager Jetzers. Dieser aber, der die Stimme des Schaffners erkannte, zog sein Messer unter dem Kopfkissen hervor und stach damit die falsche Catharina in den Schenkel, also daß ihr der Weihwasserkessel, den sie in der Hand trug, entfiel. Es kam zu einem Handge-

---

*) Ein anderes Mal bedienten sie sich einer vergifteten Hostie zu ähnlichem Zwecke.

menge, wobei jeder sich wehrte, wie er konnte. Jetzer ergriff einen Hammer, und versetzte damit dem Schaffner einen Streich auf den Kopf; der andere Mönch schleuderte eine zinnerne Kanne nach Jetzers Haupt, die aber durch das Fenster flog und mehrere Scheiben zertrümmerte. Der Schneider entkam durch die Thür, die er hinter sich abschloß, und holte den Prior und noch einen der mitschuldigen Mönche, um sie zu überführen. „Da seht, liebe Väter!" sprach er, „die saubere Geschichte; wann hat einmal eure Büberei ein Ende?"

Nun war endlich der Tag des Gerichts und der Strafe gekommen für die heuchlerischen Bösewichter. Zwar wollte erst der Bischof von Lausanne, den die Regierung berufen hatte, nicht so viel aus der Sache machen, und Jetzer, dem die Mönche einen furchtbaren Eid abgenommen, weigerte sich, etwas zu bekennen. Als aber ernstlicher in ihn gedrungen wurde, gestand er so viel, daß man an dem Betruge nicht mehr zweifeln konnte. Jetzt wurde die Sache bei dem Papste anhängig gemacht, bei welchem die Dominicaner schon über ihre Wunder triumphirt hatten. Der Papst schickte seinen Legaten, Achilles de Grassis, der in Verbindung mit den Bischöfen von Lausanne und Sitten ein geistliches Gericht anstellte, welches alles bis auf die kleinsten Umstände untersuchen mußte. Der Prior und die drei mitschuldigen Dominicaner (Uelschli, Volshorst und Steinecker) wurden zu schimpflicher Todesstrafe verurtheilt. Den 24. Mai 1509 wurden sie auf einem Gerüste an der Kreuzgasse vor den Augen des ganzen Volkes ihrer priesterlichen Kleidung beraubt und aus dem geistlichen Stande verstoßen, und den 31. darauf auf dem Schwellenmättelein verbrannt. Jetzer ward blos zu öffentlicher Ausstellung und Verweisung aus der Eidgenossenschaft verurtheilt.

Daß diese Geschichte, die sich nur zehn Jahre vor der Reformation zutrug, mit hatte beitragen müssen, den Verdacht aller Verständigen gegen das Treiben mönchischer Finsterniß rege zu machen, läßt sich denken. Und dennoch ließen die Berner sich neuerdings nicht blos durch den Ablaß eines Samson bethören; sondern fast um dieselbe Zeit, als dieser nach der Schweiz kam, ereignete sich noch eine Betrugsgeschichte mit dem Schädel der heiligen Anna *). Eine nicht geringe Anzahl an-

*) Vgl. Anshelm, Bd. V. S. 337.

dächtiger Personen zu Bern hatte sich nämlich vereinigt, dieser Heiligen einen Altar zu errichten, wozu nach dem Glauben der Zeit nöthig war, daß irgend eine heilige Partikel (ein Theil ihres Körpers) unter dem Altar vergraben wurde. Nun befand sich der heilige Leib der Anna in einem Kloster zu Lyon. Der Ritter Albrecht vom Stein*) ward demnach an den König von Frankreich gesandt, um von ihm die Gunst auszuwirken, einen Theil dieses Körpers nach Bern bringen zu dürfen. Albrecht aber, um die feierliche Audienz und den möglichen Fall einer abschlägigen Antwort sich zu ersparen, bestach den Küster, daß er ihm gegen große Belohnung die göttliche Reliquie der Heiligen verschaffe. Der Küster fand sich geneigt, und händigte dem Ritter einen Knochen ein, der sorgfältig in ein seidenes Tuch gewickelt war und für den Schädel der heiligen Anna galt. Der Ritter, erfreut, auf so leichtem Wege zu seinem Ziele gelangt zu sein, trat die Heimreise an. In Lausanne empfing er die Beglückwünschungen und den Segen des hochwürdigen Bischofs, und angelangt am obern Thore seiner Vaterstadt, ward er von der ganzen Geistlichkeit, dem Rath und einem großen Theile der Bürgerschaft empfangen, und in feierlichem Zuge bis zur Dominicanerkirche begleitet. Unter großen Ceremonien ward der Schädel dem Altare einverleibt, und der Bischof von Lausanne verlieh dem neuen Heiligthum einen Ablaß. Allein wie beschämt waren Alle, als bald darauf ein Brief von dem Abte jenes Klosters von Lyon anlangte, der eine bündige Versicherung enthielt, daß sich der Leib der Heiligen unversehrt an seinem alten Orte befinde, und daß der Küster einen gewöhnlichen Knochen aus dem Beinhause gestohlen und diesen für den Schädel der heiligen Anna verkauft habe, worüber er bereits sei zur Strafe gezogen worden. Es läßt sich nach dem bisher Erzählten denken, wie viele Arbeit die Berner Reformatoren fanden! Ihre volle Wirksamkeit können wir erst später würdigen. Hier nur einiges über den Anfang. **Franz Kolb**, gebürtig aus Lörrach, hatte in Basel studirt, und war schon seit **1512** Prediger in Bern. Aehnlich wie Zwingli in Zürich, so trat er auch in Bern als politischer Reformator auf, indem er gegen das Reislaufen predigte. Später aber, als er mit Berthold Haller und Seb. Meyer in Verbindung trat, wirkte er auch zugleich als Glaubens-

*) Vgl. über ihn Hottinger (Forts. von Joh. v. Müller) VI. S. 26 ff.

reiniger. Berthold Haller*), der hauptsächlichste Reformator Berns (nicht zu verwechseln mit dem früher genannten Joh. Haller), ist geboren 1492 zu Rothweil in Schwaben. Er hatte neben Melanchthon in Pforzheim und dann auf mehrern Hochschulen, zuletzt in Cöln studirt. Nachdem er in Basel einige Zeit lang eine Schullehrerstelle bekleidet hatte, kam er 1518 als Lehrer nach Bern, wo ihm bald darauf eine Chorherrnstelle, und 1521 das Amt eines Leutpriesters am Münster übertragen wurde. Ein ansehnliches Aeußere, Geschicklichkeit, Fleiß, große Beredtsamkeit und ungezwungene Freundlichkeit gegen jedermann machten ihn allgemein beliebt. Seine Feinde aber schalten ihn einen dickbäuchigen Ketzer. Mit ihm gemeinsam wirkte zu Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe Sebastian Meyer aus Neuburg am Rhein. Geboren 1465, war er 27 Jahre älter als Haller, steht aber dem jüngern Manne fortwährend als Freund zur Seite, und theilt mit ihm Lieb und Leid des Kampfes. Er hatte zu Basel und auf mehrern berühmten Universitäten studirt, und war dann in den Franciscanerorden getreten. Ungefähr seit 1511 lehrte er zu Bern die Theologie. Schon früh ging er in seinen Vorträgen auf die Bibel zurück; er erklärte seinen Ordensbrüdern die paulinischen Briefe, und dem Volke predigte er statt der Legenden auf eine fruchtbare und indringliche Weise über das apostolische Glaubensbekenntniß.

Haller und Meyer kamen aber durch ihre freisinnigen Vorträge bald in den Geruch der Irrlehre, und um dieselbe Zeit, als der Bischof von Constanz gegen Zwingli die ersten Schritte that, leitete der Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, ähnliche ein gegen die Berner Reformatoren. Im Jahre 1522 wurden sie beim Rathe als Ketzer verklagt und ihre Auslieferung verlangt.

Während Kolb, Haller und Meyer durch den Ernst der Predigt wirkten, suchte der Dichter und Maler Niklaus Manuel, dessen satyrische Richtung in der Kunst schon früher erwähnt wurde**), auf dem Wege des lachenden Spottes der Wahrheit Bahn zu machen. Schon früher hatte er den Jetzerischen Handel auf eine mehr ernste als

*) Eine besondere Monographie von ihm hat Kirchhofer geschrieben: Berthold Haller oder die Reformation von Bern. Zürich 1828.

**) S. Vorles. 7, und vgl. Grüneisen, N. Manuels Leben und Wirken. Stuttg. 1837.

komische Weise besungen*). Nun aber ließ er an der Herrnfastnacht 1522 an der Kreuzgasse durch die Schüler eine von ihm gedichtete Komödie aufführen, der Todtenfresser betitelt (weil die Geistlichkeit durch die Seelenmessen von den Todten sich nährte). Schon die Namen der Personen zeigen die Richtung des Gedichtes. Es erscheinen der Papst Entchristilo (Antichrist), der Cardinal Anshelm Hochmuth, der Bischof Chrysostomus Wolfsmagen, der Propst Friedrich Geizsack, der Decan Sebastian Schindbebauern, der Abt Nimmergnug, der Schaffner Ohneboden u. s. w.**). In demselben Jahre dichtete er gegen den Ablaß das sogenannte Bohnenlied***), das auf allen Gassen gesungen wurde, und das noch jetzt bei uns als Sprichwort dient.

Wir wenden uns nach Basel. Die Stadt Basel, nach dem Erdbeben 1356 wieder aus den Trümmern erstanden, hatte sich während der zweiten Hälfte des 14., und besonders während des 15. Jahr-

---

*) „Ein schon bewertes Lied von der reinen, unbefleckten Entpfengknuß Marie, und darbey die war Histori von den vier ketzern prediger Ordens, der Observantz zu Bern in Eydgenossen verbrennt" u. s. w., s. Hallers Bibl. III. S. 24. Kuhn a. a. O. S. 279. Das Lied „athmet indessen noch viel römisch katholischen Geist." Es findet sich abgedruckt bei Grüneisen (in der Beilage).

**) Vgl. Kuhn a. a. O. S. 285 ff. Wirz (Bearb. von Hottinger) IV. 1. S. 383 ff. — Grüneisen S. 393: ein fastnachtspyl, so zu Bern vff der hern fastnacht, inn dem MD XXII jare, von burgerßsönen offentlich gemacht ist, darinn die warheit in schimpffs wyß vom pabst vnd siner priesterschafft gemeldet würt. Item ein ander spyl, daselbs vff der alten fastnacht darnach gemacht, anzeigend grossen vnderscheid zwischen dem Papst vnd Christum unserm seligmacher. (Die bekannte Parodie, wie Christus auf dem Esel einzieht, während der Papst auf hohem Streitroß.)

***) Wenigstens wird ihm dasselbe von mehrern zugeschrieben. Vgl. Wirz a. a. O. u. A. Doch sagt Anshelm nur, das Fastnachtspiel über den Ablaß sei „mit dem Bohnenliede durch alle Gassen getragen worden" (V. S. 337), ohne zu bestimmen, ob letzteres auch ihm angehöre. Haller III. S. 71 giebt es als ein Werk Manuels an, ohne es je selbst gesehen zu haben. Er sagt nur: „es muß „heftig sein, denn noch jetzt ist das Sprichwort zu Bern (aber auch anderwärts), „wenn man etwas Uebertriebenes abbilden will: Es ist über das Bohnenlied aus; „sowie man von der Jetzergeschichte her einen unabläßig plagen mit dem Worte „jetzern ausdrückt." Die Redensart vom Bohnenlied, die auch im Schwabenlande üblich ist, leidet indessen Jac. Grimm schon aus frühern Zeiten her, und bringt sie mit einem Gedichte Walthers von der Vogelweide in Verbindung. Vgl. deff. Recens. der Lachmannischen Ausgabe des Dichters in der krit. Bibl. für das Schulwesen 1828. Nr. 5, u. die Ausg. von Simmrock u. Wackernagel S. 51 u. 196. Diese Nachweisung verdanke ich meinem Freunde, Herrn Prof. Wackernagel.

hunderts, in den Rang der bedeutenderen deutschen Reichsstädte erhoben. Das in ihr gehaltene große Concil, die bald darauf vom Papst Pius II. gestiftete Universität, die Vereinigung der größten Gelehrten, der Aufenthalt des Erasmus, die trefflichen Druckereien trugen, wie schon früher erwähnt, vieles dazu bei, den Ruhm unserer Vaterstadt zu erhöhen. Nun sollte sie aber auch nicht zurückbleiben in dem Kampfe um Wahrheit und Licht, um evangelische Freiheit!

Basel war seit 1501 dem Bunde der Eidgenossen beigetreten. Im Innern seiner Verfassung waren bedeutende Veränderungen vorgegangen, indem die bürgerlichen Gewerbszünfte sich zu dem Adel der hohen Stube in eine unabhängigere Stellung gesetzt, und ihm gegenüber bedeutende Gerechtsame erlangt hatten, in Beziehung auf die Wahl der Rathsherren und der Bürgermeister *).

Das Zusammentreffen dieser politischen Umgestaltung mit der kirchlichen Reformation ist eine eigenthümliche Erscheinung in unsrer Baseler Geschichte. Auf der einen Seite war es gut, daß die politische Veränderung, wenigstens der Hauptsache nach, der kirchlichen voranging, denn sonst würden sich leicht die Elemente der Reformation und der Revolution noch mehr vermischt und ein weniger erfreuliches Resultat gebracht haben, als wir es in der Geschichte vorfinden. So aber war die politische Reform zwar nicht ohne Kampf, aber auf gesetzlichem Wege vor sich gegangen, und die kirchliche Reformation konnte nun mit ihren eigenthümlichen Ansprüchen um so reiner heraustreten. Von der andern Seite ist aber auch nicht zu verkennen, daß die politischen Vorgänge noch eine fühlbare Nachwirkung auf die Begebenheiten der Reformation äußerten, und daß Stürme von daher mehr, als es an irgend einem andern Orte der Fall war, drohten, die aufkeimende Blüthe des evangelischen Glaubens zu gefährden.

Der Adel, wenn gleich beschränkt, doch immer noch mächtig in der Regierung, suchte nun auch im Kirchlichen sein Heil im Festhalten des Bestehenden; das gemeinere Volk hoffte, wie gewöhnlich, beim Umsturz der Verhältnisse zu gewinnen, und nur der bessere Theil der Bürgerschaft, der aber zum Glück den Kern der Stadt bildete, war es, welcher durch kräftiges Auftreten auf der einen Seite die zögernde Regierung

*) Vgl. Ochs, Geschichte von Basel, 4. u. 5. Bd.

zu handeln bestimmte, und auf der andern den Sturm der Menge beschwor. An der Spitze dieser Bürgerschaft erblicken wir als deren Repräsentanten in der Regierung den Bürgermeister Adelberg Meyer, während sein College Heinrich Meltinger (von der hohen Stube) die Gegenpartei begünstigte.

In kirchlicher Hinsicht blieb Basel fortwährend als Sitz des Bischofs ausgezeichnet, wiewohl das Verhältniß der Bürgerschaft zu ihm sich durch den Beitritt zum eidgenössischen Bunde bedeutend verändert hatte, zum Nachtheil des Bischofs. Ebenso hatten die eingetretenen politischen Veränderungen, als den Adel überhaupt beschränkend, seine Billigung nicht erhalten können.

Als Mensch übrigens und als Christ war Christoph von Utenheim ein Mann von milder, freier Gesinnung, von aufrichtiger Frömmigkeit und unbescholtenen Sitten. Ein Freund des Erasmus, war auch er den Wissenschaften hold, schnellen Neuerungen aber nicht geneigt. Er war übrigens schon hoch betagt, als die Reformation begann, und fast mehr ging er ihr aus dem Wege, als daß er mit Gewalt sie zu hemmen gesucht hätte. Sein Wahlspruch: Meine Hoffnung ist das Kreuz Christi, ich suche die Gnade und nicht die Werke*), deutet wenigstens auf eine Verwandtschaft seiner Glaubensansicht mit der der Reformatoren. Ihm ähnlich gesinnt war sein Coadjutor Nikolaus von Dießbach, und einige der besser gesinnten Mitglieder des Domkapitels.

Weniger unmittelbar, als man auf den ersten Augenblick erwarten sollte, war die Universität in reformatorischer Hinsicht thätig. Als eine Stiftung des päpstlichen Stuhles mußte sie in ihrer Gründung selbst eine Aufforderung sehen, die Rechte ihres Oberherrn zu verwahren, wiewohl, die Sache höher gefaßt, die Wissenschaft sich nie dazu hergeben sollte, fremdartige Interessen zu vertheidigen. Es war daher immerhin ein ohnmächtiger Versuch, wenn der damalige Rector Romanus Wonnecker, Professor der Medicin, sich dazu anheischig machte,

---

*) Spes mea crux Christi; gratiam, non opera quaero, auf einer von ihm herrührenden gemalten Glasscheibe angebracht, die sich jetzt in der Wohnung des Herrn Antistes befindet. Näheres über ihn und seine reformatorischen Bestrebungen giebt der Aufsatz von Prof. Herzog in den Beiträgen zur Geschichte Basels. Bd. 1. (1839.) S. 33 ff.

in öffentlicher Disputation das ganze Lutherthum zu Schanden zu disputiren *).

Demungeachtet wirkte die Basler Universität mittelbar nicht sowohl zur Ausbreitung der Reformation in Basel selbst, als auswärts und in der übrigen Schweiz. Wie anregend die freisinnigen Vorträge eines Thomas Wyttenbach auf Zwingli und Leo Judä gewirkt haben, hat uns die vorige Stunde gelehrt. Ebenso verbreitete der gelehrte Glarner, Heinrich Loroti (Glareanus), von seinem philosophischen Lehrstuhle her eine hellere Erkenntniß, wenn er gleich selbst, sowie sein Freund Erasmus, in dem Verbande mit der römischen Kirche blieb **).

Was Erasmus selbst betrifft, so nimmt dieser zur Basler Reformation eine ähnliche Stellung ein, wie die Universität. Nicht nur hinderten ihn mehrere Abwesenheiten von Basel, auf unsere Vaterstadt eine fortdauernde Wirksamkeit zu äußern, sondern seiner ganzen Persönlichkeit nach mochte er sich zu volksthümlichem Streben wenig aufgelegt finden. Immerhin mußte er wider seinen Willen zur Verbreitung des Lichtes bei uns und anderswo mitwirken. Indem wir uns vorbehalten, über die Stellung dieses Mannes zur Reformation überhaupt später ein mehreres zu sagen, wollen wir jetzt blos noch kurz die Männer bezeichnen, welche noch vor dem Auftreten Oekolampads thätig waren für die Basler Reformation ***).

Wir nennen zuerst Wolfgang Fabricius Capito (Köpfli), einen Elsasser †), den wir seit 1512 als Prediger im Münster, zugleich

---

*) Er beschwerte sich besonders über die tempestuosam dicacitatem Lutheri.

**) Sein Charakter scheint nicht vortheilhaft gewesen zu sein. Nach Oekolampads Urtheil war er homo ad maledicentiam et inepta scommata natus.

***) Außer dem Werke von Ochs und den allgemeinen über Schweizerreformation sind benutzt die Chroniken von Ryff Wurstisen u. a., und eine handschriftliche Bearbeitung der Basler Reformation von Hrn. Antistes Falkeisen, über welche zu vergl. Haller III. S. 57. — Damit mag noch verglichen werden: Herzogs Oekolampad S. 82 ff., sowie die von Buxtorf herausgegebene Reformationschronik des Karthäusers Georg. Basel 1849.

†) Er ist geboren zu Hagenau 1478, wo sein Vater Hufschmied (daher der Beiname Fabricius) und Rathsherr war. Er hatte erst Medicin studirt, und sich nachher zur Theologie gewendet. Seine Studien machte er in Freiburg. Vgl. Röhrich I. 149. Jung, Geschichte der Reformation in Straßburg I. S. 86 ff.

aber auch als Lehrer an der Universität, und in freundschaftlichem Verkehre mit Erasmus finden. In seinen Vorlesungen erklärte er das Evangelium Matthäi, und auf der Kanzel den Brief an die Römer. Durch selbstständiges Bibelforschen kam er bald so weit, daß ihm über mehrere Irrthümer der römischen Kirche die Augen aufgingen, und schon im Jahre **1517**, also ehe er noch von Luthers Auftreten in Deutschland etwas wissen konnte, vermochte er das Messelesen nicht mehr über sich zu gewinnen. Ja er hatte, wie er selbst an Bullinger schreibt*), schon vor dem Wittenberger Reformator mit Zwingli in Einsiedeln den Sturz des römischen Papstes entworfen. Um so auffallender ist es freilich, daß nachher derselbe Mann Luthern Vorwürfe machte über seinen kühnen Reformationseifer, und ihn in der Weise des Erasmus zu größerer Mäßigung zu bewegen suchte. Capito wurde nämlich, nachdem er für die Baselsche Reformation die schönsten Hoffnungen gehegt**), im Jahre **1520** an den Hof des Kurfürsten von Mainz berufen, von wo aus er Luthern einen Brief auf die Wartburg sandte, worin er ihn vor allzuraschen Schritten und seinem heftigen Tone warnte. Aber Luther, der seinen Freund von der Hofluft angesteckt sah, hauchte ihm wieder einen freiern Athem ein***), und bald hob sich der gesunkene Muth des Mannes wieder, so daß er in der Folge gesegnet wirkte als Reformator der Kirche zu Straßburg.

Nur ungern entließen die Basler ihren Lehrer. In seine Fußtapfen trat Caspar Heid (Hedio), gebürtig aus Ettlingen in der Markgrafschaft Baden, der als Vicar zu St. Theodor†) und nachher als Caplan zu St. Martin die Erklärung der biblischen Bücher in demselben Geiste fortsetzte††), und sich dadurch, gleich seinem Vorgänger,

---

*) In einem Briefe vom J. 1536, vgl. Jung a. a. O. S. 91.

**) Vgl. Scultet. ad ann. 1520. S. 35.

***) S. den Brief an ihn bei de Wette II. Nr. 359, vgl. Marheineke I. S. 294. Jung S. 92 ff.

†) S. Wirz IV. I. S. 103. Jung a. a. O. S. 81. Als nämlich der Leutpriester von St. Theodor, Lutenwang, starb, wurde Hedio nicht, wie er und die Gemeinde gehofft, zu dessen Nachfolger gewählt, worüber die Kleinbasler aufgebracht wurden. Man entschädigte ihn nun mit der Caplanstelle zu St. Martin.

††) Er las über Matthäus, und schrieb darüber an Zwingli.

bei den Mönchen verhaßt machte*). „Ich habe Lust," so schreibt er 1520 an Zwingli, „das Evangelium fortzusetzen, wo Capito aufgehört „hat, so sehr bin ich von der gesunden Lehre ergriffen. Dennoch sind „einige Mönche und dumme Schwätzer hier, welche sich nicht scheuen, „in ihren Predigten das Volk von denen abzulenken, welche die Haupt„sache des Christenthums auf das Evangelium bauen." Auch mit Luthern stand Hedio in Briefwechsel, von dem er bekannte, daß seine Lehre aus Gott sei**). Auch dieser Prediger wurde jedoch bald wieder von Basel ab nach Mainz berufen. — Doch fast um dieselbe Zeit sehen wir einen andern Kämpfer auftreten, Wilhelm Röublin, Pfarrer bei St. Alban. Er war gebürtig aus Rothenburg am Neckar, und wird uns als ein gelehrter und eifriger Mann geschildert. Er predigte gegen das Meßopfer, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, und erhielt großen Zulauf, so daß oft bei 4000 Menschen und darüber sich in seinen Predigten einfanden. Als im Jahre 1521 bei der großen Procession des Frohnleichnamfestes die Reliquien umhergetragen wurden, trug Röublin statt der Reliquien eine schön gebundene Bibel in der Stadt herum, auf der mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Biblia, das ist das rechte Heiligthum, das andere sind Todtengebeine."

Dieser auffallende Schritt erregte bei der Priesterschaft großes Mißfallen. Röublin ward bei dem Bischofe, und durch diesen beim Rath verklagt. Allein die Bürgerschaft nahm sich seiner an; und als sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß die Geistlichkeit ihn wolle gefänglich einziehen lassen, entstand ein bedeutender Auflauf auf dem Barfüßerplatze. Die Bürger sandten einen Ausschuß an den Rath, ihn zu bitten: man möchte ihnen ihren Prädicanten lassen, der nichts anderes lehre, als was in heiliger Schrift gegründet sei, und ihn gegen die Verfolgungen des Capitels schützen. Der Rath, um Schlimmerem vorzubeugen, sandte den neuerwählten Bürgermeister Adelberg Meyer mit noch einigen Rathsgliedern auf den Platz, wo die Bürger versammelt waren, „um sich wegen ihrem Begehren und besonders auch wegen ihrer Anzahl besser zu erkundigen." Man versuchte, was man konnte,

*) Diese sagten, in Beziehung auf die ihnen unverständlichen hebräischen und griechischen Schriftzeichen: „Alles was kritzis krätzis sei, das sei lutherisch." (Falkeisen.)

**) S. Jung S. 81.

um die Aufgeregten zu beschwichtigen. Die Geistlichkeit ruhte aber nicht, bis sie den ihr verhaßten Pfarrer aus der Stadt gebracht hatte. Sie lag dem Rathe so lange an, bis dieser endlich Röublin vor sich beschied und ihn, wie es heißt, ohne ihn anzuhören, aus der Stadt verwies. Dieß veranlaßte neues Gemurmel unter der Bürgerschaft, aber die Zusammenrottung unterblieb. Dagegen wollten 50 ehrbare Frauen aus der St. Albangemeinde, aus verschiedenen Ständen, durch einen angesehenen Bürger*) bei dem Rathe eine Fürbitte einlegen lassen für ihren Pfarrer, wurden aber abgewiesen.

Man kann dieses Benehmen der Regierung hart finden und Röublin als einen ungerecht Verfolgten gegen dieselbe in Schutz nehmen. Allein, wenn wir dann vernehmen, wie dieser Röublin in der Folge zu den Wiedertäufern übertrat, wie er als Pfarrer zu Wytikon im Kanton Zürich den Bauern versprach, sie von Zehnten und Gefällen zu befreien, wie er auch seiner bald darauf erfolgten Verheirathung ein prahlerisches Ansehen gab, um die Gegner damit zu ärgern**): so können wir leicht vermuthen, daß auch in den ersten, wenn schon wohlgemeinten Reformationseifer dieses Mannes Unreines sich gemischt habe, und daß daher der Rath seine guten Gründe haben mochte, einen unruhigen Kopf zu entfernen. Schon der Schritt an sich mit der Bibel hat auffallend etwas Prahlerisches. Die Bibel zu treiben und zu erklären, nicht pomphaft sie zur Schau zu tragen, das ist das Werk eines ächten Evangelisten und Reformators! Ueber seine Entfernung konnte man sich auch um so eher trösten, da an dessen Stelle bald ein anderer mit der freien Verkündung der Bibellehre hervortrat. Wolfgang Wyßenburger, Prediger am Spital. Von ihm sagt die Chronik von Fridolin Ryff: „Dieser junge gelehrte Mensch fing auch an die Wahrheit des göttlichen „Wortes zu verkündigen. Der überkam den Anhang der Gemeinde viel „fester, als der vorige (Röublin). Er fing an, die lateinische Meß auf „deutsch zu halten, damit man hören möchte, worauf sie gesetzt wäre. „Damit waren aber die Pfaffen nicht wohl zufrieden. Doch wollte es „ihnen da nicht gelingen, wie vorher; denn dieweil er ein Bur-

*) Ryff (und nach ihm Ochs) nennt ihn Lux Zeigler. Falkeisen hat Lux Iselin. Beide Namen kommen in der damaligen Regierung vor (s. Ochs V. S. 647).

**) Geradeso machte es Karlstadt! —

„ger war und sein Vater des Raths, der auch große „Gunst hatte, mußten sie ihn bleiben lassen."

Der Umstand, daß Wyßenburger ein Bürger und sein Vater ein angesehenes Mitglied des Rathes war, mochte allerdings in der Stimmung der Basler einiges Gewicht haben, und das Geständniß des Chronisten klingt naiv genug. Allein das war es denn doch nicht ausschließlich, was unsere Väter leitete in der Anerkennung des Verdienstes; denn noch kräftiger wuchs ihre freudige Begeisterung für die Reformation, seit der Ausländer Joh. Oekolampad in ihre Mitte berufen wurde.

Das Leben dieses Mannes werden wir im Zusammenhange mit seiner spätern Wirksamkeit dann betrachten, wenn wir nach einem abermaligen Hinblick auf Luther und die deutsche Reformation wieder nach der Schweiz zurückkehren werden.

Vierzehnte Vorlesung.

Weitere Verbreitung der Reformation in Deutschland. — Karlstadt und die Zwickauer Propheten. Wittenberger Unruhen. Luther verläßt die Wartburg. — Sein Zusammentreffen mit zwei Schweizerjünglingen in Jena. — Sein Benehmen gegen die Schwärmer. Sein Streit mit Heinrich VIII. — Hadrian VI. Reichstag zu Nürnberg. Clemens VII. — Die Reformation beginnt Sache der Diplomatie zu werden. Luthers Stellung zu ihr.

Wir haben Luthern seiner Zeit auf der Wartburg zurückgelassen, und unterdessen eine kleine Wanderung durch die Schweiz gemacht, auf der wir an verschiedenen Orten dem aufkeimenden Lichte begegneten. Lassen Sie uns jetzt wieder den Faden der deutschen Reformationsgeschichte aufnehmen und dem Kampfe der Elemente entgegengehen, der in dem Maße bedeutender und verwickelter wird, als auch das Unreine sich dem Reinen beizugesellen droht. Ueber Luthers weitere Thätigkeit auf der Wartburg können wir uns hier nicht verbreiten. Nicht die Bibelübersetzung beschäftigte ihn allein: viele andere Schriften sandte er von da in die Welt*), deren Bedeutung groß war. So viel er indessen zu thun fand, so überdrüssig wurde ihm zuletzt der einsame Aufenthalt. Schon einmal hatte er einen geheimen Ausflug zu seinen Freunden nach Wittenberg gewagt. Nun aber, da er immer mehr gewahr wurde, wie die Schwärmerei und falsche Freiheit anfingen, ihr Haupt zu erheben und sich der noch unbefestigten Gemüther zu bemächtigen, da drängte es ihn, sein Patmos zu verlassen und aufzutreten vor allem Volk.

*) Von den Klostergelübden, der Ohrenbeichte, wider den Abgott zu Halle, mehrere andere ascetische und polemische Schriften, auch viele Briefe.

Das Evangelium hatte unter der Zeit sichtbare Fortschritte in Deutschland und auch auswärts gemacht. In verschiedenen Gegenden und Städten treten Männer auf, die in Luthers Geiste predigen. Der Herolde Mund wird aufgethan. Mehrere Fürsten, die Luthers hohen Sinn auf dem Reichstage bewundert, neigen sich der neuen Lehre zu. Adelige und Ritter bieten den weltlichen Arm zu ihrem Schutze dar; gebildete Laien und Staatsmänner schließen sich enger an die evangelischen Prediger an, und vertreten ihre Sache beim Volke. Auch dieses sehnt sich, wiewohl der Gründe sich nur dunkel bewußt, nach dem neuen Lichte. Zunächst im sächsischen Boden wuchert der ausgestreute Same. Friedrich Myconius (Mecum) predigte zu Zwickau und in andern sächsischen Städten; Eoban Hesse, Joachim Camerarius, Euricius Cordus, Joachim Lange zu Erfurt; Wolfgang Stein zu Weimar. Aber von Sachsen aus sehen wir nach allen vier Himmelsgegenden das Wort der Wahrheit sich weiter verbreiten, oder vielmehr rings umher die Geister in dem einen Bekenntniß sich begegnen. Im Elsaß und in Schwaben regte sich der neue Geist kräftig und auf mannigfache Weise. Blühten doch schon längere Zeit in Schlettstadt bessere Schulen, von wo aus Wimpheling und Beatus Rhenanus Licht verbreiteten*). In Straßburg predigte Matthias Zell, der bald darauf an Pollio, Hedio, Capito, Bucer würdige Gehülfen fand, während im weltlichen Regimente Männer wie Jacob Sturm, Martin Herlin und der rechtsgelehrte Nik. Gerbel dem Bessern aufhalfen**). Zu Hall in Schwaben lehrte Johann Brenz, Michael Stiefel zu Eßlingen, Johann Eberlin von Günzburg in Ulm, Johann Kröner und Johann Lachmann in Heilbronn***); desgleichen Theobald Billikan in Nördlingen und Johann Frosch (Rana) zu Augsburg. Im mittlern Deutschland dasselbe Streben. In der Stadt Frankfurt predigte Hartmann Ibach, und als diesem von Mainz aus Verfolgung bereitet wurde, wirkten die angeschlagenen Drohbriefe Ritters Hartmuth von Kronberg entmuthigend auf die Gegner, ermunternd

*) Röhrich I. 57. 82.

**) Siehe Jung S. 185 ff. und den Brief Luthers an Gerbel bei de Wette II. Nr. 343.

***) Jägers schwäbisch-fränkische Reform.-Gesch. 1. Bd. Stuttg. 1828. Hartmann, Geschichte der Ref. in Würtemberg. Stuttg. 1835. Hartmann und Jäger, J. Brenz. Hamb. 1842. 2 Bde. — C. Th. Keim, die Reformation der Reichsstadt Ulm. Stuttg. 1851.

auf die Mehrheit der Einwohner. An der Sebalduskirche zu Nürnberg streute Andreas Osiander evangelischen Samen aus, und der biedere Lazarus Spengler, bald nach ihm auch der gelehrte Scheurl *), vertraten die Sache der Freiheit im Rathe und vor der Bürgerschaft. Zu Hof im Voigtlande legte Caspar Löhner den Grund zur Reformation. Im Westen Deutschlands, in den Bergischen Landen, regt sich gleichfalls die Sehnsucht nach dem Bessern. Die Augustinermönche von Lippstadt im Clevisch-Märkischen senden Schüler nach Wittenberg. Adolph Klarenbach predigt in Münster, nachmals in Wesel **). Im Zweibrückischen ordnen Schwebel und Sturm die Reformation an. Ebenso gewinnt dieselbe im Osten, namentlich im Herzogthum Liegnitz, einen guten Fortgang. Aber auch im platten Lande, hinab nach der Nord- und Ostsee, nach Pommern und Preußen, nach Friesland und Dänemark, nach den Niederlanden, sehen wir das Licht der neuen Lehre sich verbreiten. In Goßlar, Halberstadt, Braunschweig, in Celle, Hamburg und Bremen ***) regt sich der Geist der Reformation auf den Kanzeln, in den Klöstern, unter dem Volke. In Pommern wirkte vorzüglich, unterstützt von seinen Amtsgenossen Cnophen und Kettelhut, Johann Bugenhagen, der von da den Namen Pommer (Pomeranus) führte, und durch den Bischof Manteufel vertrieben, neben Luther und Melanchthon in Wittenberg lehrte †). Wie nun überall der Kampf sich gestaltete, wie die Früchte allmählig reiften, wie im Verlauf der Geschichte das Weitere an den einzelnen Orten sich durchbildete, ist uns nicht vergönnt zu verfolgen, die wir mit dem Gesammteindruck uns begnügen müssen. Einen vielfachen Verkehr sehen wir indessen eingeleitet unter den Freunden des Lichts, welcher durch Reisen und Briefwechsel befördert wird. Nach Wittenberg geht der Zug der studirenden Jugend. Die Druckerpressen sind beschäftigt, Luthers und der Gleichgesinnten Schriften zu verbreiten. Privaten wie Gemeinden wünschen sich Glück zu dem

---

*) Vgl. über Agricola, Spengler und Scheurl Rotermund, Gesch. des Augsburger Reichstages.

**) Berg, Reformationsgeschichte der Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Lippe. Hamm 1826.

***) Siehe Schlegels Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland. Hannover 1829. Bd. II. S. 26.

†) Siehe Zietz, Joh. Bugenhagen. Leipzig 1829.

neu aufgegangenen Heil *). Aber auch an Verfolgungen fehlt es nicht. Ja, in den Niederlanden wurden dem evangelischen Glauben bereits seine Märtyrer. Der wüthende Hogstraten verfolgte daselbst die Anhänger Luthers aufs Blut, und zwei Augustinermönche von Antwerpen, Heinrich Voos und Joh. Esch, starben den Tod auf dem Scheiterhaufen. Luther feierte ihren Tod im Liede **). Ebenso ließ der Ketzermeister Reichler in Schwaben mehrere lutherische Prediger an die nächsten Bäume aufhängen. Doch die Verfolgungen beugten den Glauben der Bekenner nicht. Einzelne Züge entschiedener Anhänglichkeit an die evangelische Lehre beweisen dieß. So hatte sich in Worms, seit Luther so kühn auf dem dasigen Reichstage gesprochen, eine eigene lutherische Gemeinde zusammengethan, die, weil man ihr keine Niederlassung gestattete, bald hie bald dort ihre Versammlungen, auch wohl auf dem freien Felde, hielt, wozu eine eigene bewegliche Kanzel verfertigt wurde. Aehnliches finden wir in Goßlar. Als dem dortigen Prediger die Kirchen verschlossen wurden, sammelte sich die freie Gemeinde unter einer Linde auf dem Jacobi-Kirchhofe ***). Zu Annaberg, einer vom Herzog Georg neu erbauten sächsischen Bergstadt, zeigte sich ein solcher Eifer, daß, als der Herzog die neue Lehre nicht dulden wollte, man nach Buchholz im Kursächsischen wanderte, und dort die Vorträge eines Wenc. Link und Gabriel Didymus anhörte †). Ueberhaupt that sich in Kursachsen, vorzüglich in Wittenberg, der Geist der Reformation am stärksten hervor, und selbst die Ordensgenossen Luthers, die Augustinermönche, boten zu den Neuerungen willig die Hand. Die meißnischen und thüringischen Cötualen hielten einen Convent zu Wittenberg, schafften die Winkelmessen ab und hoben alle Gelübde auf, welche dem Evangelium entgegen wären. Eingeholte Gutachten Luthers und der Wittenberger Theologen billigten den Schritt, und so war auch der Kurfürst, der erst Unordnungen befürchtet hatte, zufrieden.

So weit wäre alles von Seiten der Evangelischen auf dem Wege der Ordnung und in schönster Harmonie vor sich gegangen. Wo Ge-

*) Vgl. mehrere Briefe Luthers, sowie den Brief Hartmuths v. Kronberg an den Rath zu Straßburg, bei Röhrich I. S. 139.

**) Bei Marheineke II. S. 52.

***) Siehe Schlegel a. a. O. S. 24.

†) Seckendorf (bei Roos S. 87. 88).

walt sich regte, da war es von Seiten der herrschenden Kirche, die ihrem Princip gemäß die Ketzer verfolgte. Kleinere Unordnungen, die als Gegenwirkung sich äußern mochten, sind nicht der Rede werth. Im Ganzen kann man sagen, es war eine Reformation auf vernünftigem und gesetzlichem Wege eingeleitet, auf dem Wege der Belehrung, der vollkommensten Gewissensfreiheit. Aber eben diese ging den Stürmern zu langsam.

Andreas Karlstadt, den wir neben Luthern zu Leipzig gesehen haben, war einer von denen, welche bei mittelmäßigen Verstandeskräften und einem zwar geraden und aufrichtigen, aber schroffen und einseitig geleiteten Willen sich berufen glaubten, dem besonnenen Werke Luthers vorzugreifen und da zu beginnen, wo die Reformation erst hätte enden sollen*). An das Aeußere sich hängend, meinten er und seine Genossen, die Reformation bestehe hauptsächlich im Verneinen, im Wegschaffen der Formen, in der Entfernung der Bilder und im ungestümen sich Hinwegsetzen über Fasten und bisherige kirchliche Ordnung. Ja, sie gingen, wie die Ultraliberalen gewöhnlich pflegen, in ihrem Eifer für die Freiheit so weit, auch andern die Freiheit zum Gesetz zu machen, sie zur Freiheit zwingen und ihnen statt des alten Joches ein neues auferlegen zu wollen. Karlstadt hatte sich im April 1522 verheirathet, was Luther selber billigte. Allein dabei blieb es nicht. Wie jener Röublin, von dem ich in der vorigen Stunde erzählt habe, so gab auch Karlstadt seiner Verheirathung ein unnützes Gepränge, und prahlte damit wie mit einer Heldenthat. In der Priesterehe sah er nun alles Heil, und deßhalb wollte er nun alle Geistlichen nöthigen, in den Stand der Ehe zu treten; ja er drohte, daß er alle Pfaffen, groß und klein, mit Worten und mit der That vornehmen und angreifen wolle, wenn sie nicht seinem Beispiele folgten. Dabei geberdete er sich auch höchst unverständig in Beziehung auf den öffentlichen Gottesdienst. Unvorbereitet und ohne Beichte ließ er die Leute zum heiligen Abendmahle hinzu, das er unter beiderlei Gestalt austheilte, und übte mit einigen Studenten an den Bildern in den Kirchen Muthwillen. Als der Kurfürst durch den Canzler Brück ihn warnen ließ, gab er zur Antwort, er bleibe

*) Eine ähnliche Erscheinung war wohl Karsthans (nomen et omen!) im Elsaß und in Basel. S. Röhrich I. S. 136.

schlechterdings bei Gottes Wort, er sehe keinen Menschen an, und nur den Unchristen könne sein Werk mißfallen. (Demnach war auch Luther in seinen Augen ein Unchrist; denn eben er war es, der sein Treiben höchlich mißbilligte.) Uebrigens stand Karlstadt nicht allein. Er war seit einiger in Verbindung mit einigen Schwärmern getreten, die von Zwickau nach Wittenberg gekommen waren und daher die Zwickauer Propheten hießen. Die namhaftesten Mitglieder dieser Gesellschaft waren Nik. Storch, ein Tuchmacher, Martin Cellarius [Borhaus, der nachmals Professor in Basel wurde*)], Marx Stübner von Elsterberg, und der berüchtigte Thomas Münzer. Diese Leute, nicht zufrieden, das Christenthum wieder auf den historischen Boden der Bibel zurückgeführt zu sehen, wollten vielmehr neue Offenbarungen, die über die Bibel hinausgingen, erhalten haben, und sahen sich als eigenthümlich Erweckte und Bevorrechtete des Herrn an. Was Luther gethan, erschien ihnen gering gegen das, was der Herr durch sie ausrichten würde. Sie behaupteten, mit Gott in unmittelbarer Verbindung zu stehen und Eingebungen des heiligen Geistes zu erhalten. Denen gemäß weissagten sie Zukünftiges. „Gottes Gerichte werden über die Welt „hereinbrechen, der Türk werde sich in kurzer Zeit Deutschlands bemächtigen, und dann werden alle Pfaffen erschlagen werden, selbst wenn sie „Weiber nehmen. In fünf bis sieben Jahren sollte dann das Ende der „Welt kommen. Da soll kein Unfrommer oder Sünder übrig bleiben. „Da wird herrschen ein Glaube und eine Taufe.“ In Beziehung auf die letztere erklärten die Zwickauer Propheten, daß es unrecht sei, die Taufe den Kindern zu ertheilen; die Kindertaufe sei ein Possenspiel. Dabei verachteten diese Leute überhaupt, was auf Herkommen und Uebung beruhte in kirchlichen und bürgerlichen Einrichtungen; und was noch gefährlicher war, auch das Licht der Wissenschaft verschmähten sie. Als man Stübnern fragte, ob er Bücher geschrieben, antwortete er: Nein! unser Herr Gott hat mir's verboten.

Daß diese ganze Richtung, die wir schon früherhin als die fanatisch-radicale bezeichnet haben, nicht aus der Reformation entsprungen, selbst nicht einmal eine directe Entartung derselben sei, werden Sie mir zugestehen, wenn Sie sich erinnern, wie ähnliche Richtungen schon

*) Siehe Athen. raur. p. 24.

früher in der Kirche sich zeigten. War doch die ganze Wiedertäuferei, wie wir von nun an diese Richtung benennen werden, schon in ihren Hauptzügen nach zum Vorschein gekommen bei den schwärmerischen Secten des Mittelalters, bei den Beguinen, Fratricellen, Lollharden, Spiritualen und Aehnlichen! Freilich wurde durch die Reformation das schlummernde Fieber im Körper wieder aufgeregt, wie dieß bei allen wichtigen Krisen der Fall ist. Der unter der Asche glimmende Funke ward durch den Sturm, den Luther erregte, auch mit angefacht. Aber dieß fällt der Reformation an sich nicht zur Last. Im Gegentheil fand die Schwärmerei an ihr eine mächtige Schranke, an der sich ihre dunkle Gewalt über kurz oder lang brechen mußte.

Der gute Melanchthon wurde durch die Erscheinung dieser Männer in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Gelehrter als Luther, und wissenschaftlicher in der Theorie, hatte er lange nicht den sichern Tact und praktischen Scharfblick des Letztern im Leben. Wie gern hätte er den Freund in der Nähe gehabt! Er wendete sich daher schriftlich an ihn, rieth aber indessen dem Kurfürsten, nichts zu übereilen, und ermahnte auch die Studirenden, daß sie diesen sonderbaren Leuten nichts in den Weg legen, sondern Geduld mit ihnen haben sollten. Ja, Melanchthon meinte selbst, es könnte immerhin etwas an der Sache sein, und glaubte sich an dem Werke Gottes zu versündigen, wenn er den Geist dämpfte. Es zeigt sich auch darin das Wahre des reformatorischen Sinnes, daß er über außerordentliche Bewegungen in der geistigen Welt nicht von vorn herein abspricht, und auch das, was den Schein gegen sich hat, der Prüfung würdigt. Auch Luther befahl aufs ernstlichste diese Prüfung, obwohl er weniger als Melanchthon geneigt war, etwas Prophetisches in diesen Leuten anzuerkennen. Durch das Vorgeben von Visionen und wunderbaren Dingen ließ er sich nicht die Sinne einnehmen. Darauf legte er überhaupt keinen Werth. Wie er den Hauptbeweis für die Wahrheit des Christenthums nicht in den Wundern suchte, sondern in den Erweisungen des Geistes, in der wahrhaft sittlichen und heiligenden Kraft desselben: so meinte er auch hier, es komme alles darauf an, welche Früchte der Baum trüge, von dem so viel Aufsehens gemacht würde; das ewig sichere Kriterium zu jeder Zeit! Man solle die Geister prüfen, sagt er, ob sie aus Gott seien. Bis jetzt habe er nichts von ihnen gehört, was der Satan nicht auch thun und nachäffen könne.

Sie sollen erst ihren Beruf beweisen, weil Gott niemand sende, er habe ihn denn durch Menschen berufen. Auf bloße Offenbarungen, die sie vorschützten, solle man nichts geben. Man solle erst sehen, ob sie in geistlicher Angst kommen, ob sie von göttlicher Geburt, Tod und Hölle wissen. Wenn man lauter liebliche, andächtige und heilige Dinge von ihnen höre, und wenn sie auch sagten, daß sie in den dritten Himmel entzückt wären, so solle man nicht auf sie sehen. Die göttliche Majestät rede nicht so unmittelbar mit dem Menschen; am allerwenigsten könne sie sich an den alten Menschen wenden, ehe sie ihn erst getödtet und ausgedorrt habe.

An den Kurfürsten aber wendete er sich durch seinen vertrauten Spalatin, und ließ ihn beschwören, sich nicht mit der Propheten Blut zu beflecken. Hierin hatte er schon den richtigen evangelischen Grundsatz, dem er sein Lebenlang treu blieb, daß die Wahrheit weder durch Gewalt ausgebreitet, noch der Irrthum durch Gewalt gehindert werden könne; und wenn später Calvin und Beza dem Grundsatze huldigten, daß man Ketzer, d. h. religiös Verirrte, am Leben bestrafen dürfe und solle, so schauderte Luthers besseres und menschlicheres Gefühl davor zurück.

Unterdessen ging es in Wittenberg immer bunter. Mehrere Studenten verließen der Unruhen wegen die Universität. Herzog Georg von Sachsen, der erbitterte Gegner Luthers, ergriff, wie die Feinde der Verbesserungen es immer thun, den Anlaß zufälliger Mißbräuche und Verirrungen, um nun die Schuld auf die Reformation selbst zu schieben. Luther mußte jetzt von allem die Ursache sein. „Warum ließ man die freie Lehre aufkommen? Da haben wir die Folgen:“ so eiferten die Kurzsichtigen damals wie jetzt. Man denke sich nun Luthers peinliche Lage. Dort sah er das Haus brennen, das er aufgebaut, und konnte von der Wartburg herunter den glührothen Himmel schauen; er hörte die Sturmglocke und das Geschrei der Noth: aber zu Hülfe eilen und löschen konnte er nicht. Verrammelt waren ihm die Wege durch das Wormser Edict und durch den gemessenen Befehl seines Landesherrn. Sollte er aber zusehen, wie ein Sparren und Balken nach dem andern einstürzte, sollte er das Hülfsgeschrei der Freunde hören, ohne doch wenigstens einen Versuch zu wagen, die Pforten zu sprengen, die ihn, den Einzigen, der hier helfen konnte, von der Brandstätte abhielten? Der

Entschluß war gefaßt. Er verließ die Wartburg. Das Gewissen, die innere Stimme gebot es ihm. Ihm war es klar, daß es dießmal Gottes Stimme sei. Ihr mußte er gehorchen, mehr als den Menschen. Um jedoch die schuldige Achtung vor seinem Fürsten nicht zu verletzen, der ihm das Verlassen seines Aufenthalts aufs strengste untersagt hatte, und denselben aller daraus folgenden Unannehmlichkeiten zu entbinden, schrieb er ihm von Borna aus am Aschermittwoch 1522 einen Brief, der einen solchen Reichthum von Geisteskraft entwickelt, daß man darüber die etwas barsche Form vergißt, welche man sonst in Schreiben an Fürsten nicht gewohnt ist. Er schreibt darin unter anderm: er setze voraus, daß es der Kurfürst gut mit ihm meine, wenn er ihm das Verlassen seines Aufenthalts verbiete; allein der Kurfürst dürfe ebensowenig an seiner guten Meinung zweifeln. Damit sei jedoch nichts gethan. Es sei nicht eine persönliche Sache, sondern die Sache Gottes, die ihn nach Wittenberg rufe; und daß er in diesem Glauben muthig dem Teufel entgegengetreten sei in Worms, das habe er damals bewiesen und werde es ferner beweisen. (Der Kurfürst hatte besonders auf die Nachstellungen Herzog Georgs aufmerksam gemacht, denen sich Luther aussetze. Hierauf antwortet er:) „Das weiß ich ja von mir „wohl; wenn diese Sache zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so „wollt' ich doch hineinreiten, wenn's gleich — Ew. Kurfürstl. Gnaden „verzeihe mir mein närrisch Reden — wenn's gleich 9 Tage [hinter einander] eitel Herzog Georgen regnete, und jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Der Herzog Georg hält den Herrn Christum „für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich „eine Zeit lang wohl leiden, aber endlich wird das Unglück auf ihn „eindringen ohne Unterlaß."

In Beziehung auf des Kurfürsten Schutz schreibt Luther also: „Ich komme gen Wittenberg in gar einem höhern Schutze denn des „Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kf. Gn. Schutz „[zu] begehren. Ja, ich halt', ich wolle Ew. Kf. Gn. mehr schützen, „denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. „Kf. Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. „Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert rathen oder helfen. Gott „muß hie allein schaffen, ohn' alles menschliche Sorgen und Zuthun. „Darum wer am meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen.

„Dieweil ich nun spüre, daß Ew. Kf. Gn. noch gar schwach ist im „Glauben, kann ich keinerlei wege Ew. Kf. Gn. für den Mann ansehn, „der mich schützen oder retten könnte.“

Diese Worte klingen trotzig. Allein Luther ist weit entfernt, damit die Achtung vor dem Fürsten, die er ihm als Obrigkeit schuldig ist, aus den Augen zu setzen. Er erklärt ihm, daß er sich in alles fügen werde, was der Kurfürst seiner Person wegen anordne, wenn er etwa genöthigt sein sollte, ihn auszuliefern. Ja der Kurfürst selbst solle dem Kaiser immerhin, als seiner Obrigkeit, gehorchen, „denn die Ge„walt soll niemand brechen, noch widerstehen, denn „alleine, der sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung „und wider Gott!“ Uebrigens hoffe er, der Kaiser und die Fürsten werden Vernunft gebrauchen, und bedenken, daß der Kurfürst in einer zu hohen Wiege geboren sei, als daß sie ihn zum Profoßen [Stockmeister] über Luthern machen wollten. Endlich empfiehlt er den Kurfürsten der Gnade Gottes und schließt mit den Worten: „Es ist ein „anderer Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handle: der kennet „mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kf. Gn. „gläubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch „nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb' und Lob „in Ewigkeit. Amen“ *).

Dieses Schreiben, welches de Wette wohl mit Recht ein bewundernswürdiges Denkmal des Glaubensmuthes nennt, von dem Luther erfüllt war, machte einen eigenen Eindruck auf den Kurfürsten. Er ehrte Luthers persönlichen Muth, und doch fand er sich nicht stark genug, vor dem Reiche ihn zu vertreten. Der Reichstag von Nürnberg stand bevor, und auf diesem wollte der Kurfürst ein ostensibles Schreiben von Luthern vorlegen, worin dieser erklärte, daß er ohne Zulassung des Fürsten die Wartburg verlassen habe. Auch zu einem solchen Schreiben fand sich Luther bereit, wiewohl er den Ton dazu nicht gleich finden konnte und sich eine Ueberarbeitung mußte gefallen lassen, in welcher die starken Stellen geändert waren. So mußte er sich unter anderm bequemen, den Kaiser seinen allergnädigsten Herrn zu

*) Siehe de Wette II. Nr. 362.

nennen, obwohl, wie er an Spalatin schreibt, die ganze Welt wußte, daß ihm der Kaiser nichts weniger als gnädig sei.

Denken wir uns nun Luthern in der Stimmung, womit er die Wartburg verließ. Einerseits die geistlichen Gefahren in Wittenberg, andererseits die leibliche, persönliche Gefahr, gefangen und dem Reiche überantwortet zu werden, dazu angegriffen an Leib und Seele, muß er so uns doppelt groß erscheinen, wenn wir sehen, wie er mitten in diesen Stürmen auch wieder einen heitern Muth zu bewahren und sein Incognito mit einer gewissen Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit zu spielen wußte, als ob es einen bloßen Scherz gegolten hätte.

Wir haben darüber ein merkwürdiges Actenstück in der Chronik des St. Gallischen Reformators Keßler, von dem ich Ihnen schon früher eine Charakteristik Melanchthons mitgetheilt habe. Gern würde ich Ihnen das Actenstück unverändert in der treuherzigen alten Sprache mittheilen, in der es uns aufbehalten ist, wenn ich nicht fürchten müßte, daß die Ungewohntheit des rauhen Dialekts das Verständniß einigermaßen erschwerte*). Ich erlaube mir daher eine hie und da verkürzte im Ausdruck indessen nur wenig veränderte Darstellung.

Durch den Ruf der Wittenberger Universität, besonders durch die Namen Luthers und Melanchthons angezogen, machten sich die beiden Schweizerjünglinge, Keßler und Spengler**), die bisher in Basel studirt hatten, auf den Weg. Das Reisen der fahrenden Schüler war damals reich an Abenteuern, wie jeder weiß, der die bekannte Geschichte Thomas Platers gelesen***). Ansprechender aber, als solche rohe Züge aus einem rohen Zeitalter, dürfte folgende Geschichte sein, welche den Ernst unsers Drama's durch ein liebliches Zwischenspiel unterbricht. Die

---

*) Das Auge folgt der alten Sprache besser, als das Ohr; daher wir den Leser an die ursprüngliche Darstellung verweisen bei Bernet, Johann Keßler genannt Ahenarius (St. Gallen 1826) S. 27; früher schon mitgetheilt in Füßlins Schweizermuseum 1784, und im helvetischen Almanach von 1808, auch bei Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte nach den Chroniken (Basel 1829) Bd. 3. S. 300, und in der neuen Ausg. von Marheineke's Reformationsgeschichte.

**) Wenigstens war Spengler wahrscheinlich der in der Erzählung gemeinte Gefährte. S. die Anmerk. bei Bernet a. a. O.

***) Auch Keßler erzählt unter anderm, wie er von Landstreichern im Spiele angefochten, und sein Gefährte, Spengler, geprellt worden sei. Bernet S. 26.

beiden Jünglinge, die natürlich ihre Wanderung zu Fuß machten, waren bei einem furchtbaren Gewitter durchnäßt und müde nach Jena gekommen. Hier suchten sie vergebens ein Nachtlager. Schon wollten sie die Stadt verlassen und auf einem Dorfe übernachten, als ihnen ein Mann begegnete, der sie fragte, wohin sie noch so spät wollten, und sie, da sie ihm ihre Verlegenheit klagten, in ein in der Vorstadt gelegenes Gasthaus (zum schwarzen Bären) wies. Als sie in die Gaststube traten, fanden sie in einer Ecke am Tische einen Mann sitzen in weltlicher Ritterkleidung, das Schwert an der Seite und die Rechte auf des Schwertes Knopf gestützt. Vor dem Manne lag ein Büchlein, in dem er emsig las. Bald aber grüßte er die jungen Leute freundlich, die sich, weil ihre Kleider und Schuhe beschmutzt waren, nicht an den Tisch getraut, sondern sich auf eine entfernte Bank niedergelassen hatten. Er hieß sie näher rücken und fragte sie, woher sie kämen. Ohne aber ihre Antwort abzuwarten (denn er kannte sie wahrscheinlich am Dialekt), sagte er zu ihnen: „Ir sind Schwyzer, von wannen sid ir us dem Schwyzerland?" Sie antworteten: Von St. Gallen. Er sprach, sie würden Landsleute in Wittenberg finden, Hieronymus Schurf und seinen Bruder Augustin. „An die haben wir Briefe," sagten die Studenten. Darauf fragten sie ihn, ob er nicht wisse, ob Luther wieder in Wittenberg sei? Der Fremde antwortete: „Ich hab' gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzmal nit „zu Wittenberg ist, er soll aber bald dahin kommen. Philipp Melanch„thon aber ist da und lehret die griechische Sprache." Bei diesem Anlaß ermahnte er die jungen Leute, sich ja recht auf die Sprachen zu legen, besonders auf das Hebräische, wozu gute Gelegenheit in Wittenberg sei. Die Jünglinge betheuerten, daß sie nach nichts mehr sich sehnten, als eben recht bald in die evangelische Wahrheit eingeweiht zu werden, und daß sie sich vor allem freuten, den Mann persönlich kennen zu lernen, der das Priesterthum und die Messe angegriffen; denn auch s i e seien von ihren Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, und möchten daher gern wissen, wie es sich mit diesen Dingen verhalte. „Wo habt ihr „denn vormals studiret?" fragte der Ritter. Antwort: Zu Basel. — „Nun, wie steht es zu Basel? Ist Erasmus noch da, was macht er?" — „Mein Herr, so viel wir wissen, stehet es gut in Basel. Auch ist „Erasmus da; was er aber thue, ist jedermann unwissend und verbor„gen, denn er hält sich gar still und heimlich." — „Was hält man denn,"

fragte der fremde Herr weiter, „in euerm Schwyzerlande von dem Luther?“ — „Mein Herr, es sind, wie allenthalben, vielerlei Meinungen über „ihn. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, „daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer entdeckt „habe. Etliche aber verdammen ihn als einen unlidigen Ketzer, „und bevor die Geistlichen“ — „Ich versieh’ mich’s wohl,“ unterbrach er sie, „es sind die Pfaffen.“ — Unter solchem Gespräch ward uns gar heimlich, sagt Keßler, bemerkt aber, wie ihnen die gelehrten Reden des Ritters aufgefallen seien, besonders seine Bekanntschaft mit Erasmus und den alten Sprachen. Diese Verwunderung steigerte sich, als der Gefährte Keßlers zufällig das Büchlein in die Hand nahm, das vor dem Fremden auf dem Tische lag. Es war ein hebräischer Psalter. Der Student legte das Buch wieder hin, und der Ritter behielt es bei sich. „Ich gäbe einen Finger von der Hand,“ fing der Student wieder an, „wenn ich diese Sprache verstünde.“ „Das werdet ihr wohl noch „ergreifen,“ sagte der Fremde, „wenn ihr anders recht Fleiß anwendet. „Auch ich begehre, drin weiter zu kommen, und übe mich täglich drin.“

Ueber dem kam der Wirth in das Zimmer, und da er die Begierde der jungen Wanderer merkte, den Luther zu sehen, sagte er: Wäret ihr vor zwei Tagen hie gewesen, ihr hättet ihn gesehen; denn hier an diesem Tisch ist er gesessen. Das verdroß die Studenten gar sehr und wollten ihren Zorn erst an „dem wüsten Weg uslassen“, der sie daran verhindert habe; sie äußerten indessen ihre Freude, wenigstens den Ort gesehen zu haben, wo der große Mann gesessen. Da lachte der Wirth und ging hinaus. Nach einer kurzen Zeit aber rief er Keßlern zu sich vor die Stubenthür. „Da erschrak ich erst,“ erzählt dieser, „und bedacht’ mich, „was ich verunschicket oder was ich unschuldig verdacht wurde.“ Der Wirth aber redete ihn freundlich an und eröffnete ihm (was Ihnen übrigens kein Geheimniß mehr sein wird), daß es Luther sei, der bei ihnen am Tische sitze. Keßler meinte indessen, der Wirth wolle ihn zum Besten haben. „Ihr wollet mich gern fatzen,“ sagte er zu ihm, „und mein Begierd mit des Luthers Won [Wahn] ersättigen.“ Als aber der Wirth seine Aussage nochmals betheuerte und ihn bat, nicht dergleichen zu thun, als ob er etwas wüßte, ging er wieder hinein, konnte sich aber nicht enthalten, seinem Gefährten das Geheimniß ins Ohr anzuvertrauen. Dieser wollte es aber auch nicht glauben, und

meinte, Keßler habe wohl den Wirth nicht recht verstanden: es sei wohl eher der Hutten, und er habe verstanden: der Luther. Das kam Keßlern selbst wahrscheinlich vor; denn die ritterliche Kleidung paßte in der That zu Hutten besser als zu Luthern. (Sie wußten nicht, daß Hutten eben zu der Zeit nach Basel kam.) — Ueber dem kamen zwei Kaufleute in die Herberge, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer ein ungebundenes Buch auf den Tisch. Luther fragte sie, weß das Buch sei. Es ist Doctor Luthers Auslegung der Evangelien und Episteln, antworteten die Kaufleute dem Fremden. Habt ihr die noch nicht gesehen? Ich soll sie auch bald bekommen, antwortete Martinus. Der Wirth lud indessen die Gesellschaft zu Tische. Die armen Studenten, deren Baarschaft gar gering war, wollten aber nicht mit den großen Herren speisen, sondern baten den Wirth, ihnen etwas besonders zu geben. Der Wirth hieß sie zu sitzen, und versprach ihnen, „sie ziemlich [billig] zu halten," während Luther, dem die jungen Leute gefielen, zu ihnen sprach: Kommet herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen. „Dieß," bemerkt Keßler, „freute uns sehr, nicht „von des Gelds und Genieß wegen, sondern daß uns dieser Mann „gastfrei gehalten hat. Ueber dem Essen that Martinus viel gottseliger, „fründlicher Reden, daß die Kofflüt und wir an ihm verstuhnten und „siner Wort mehr denn aller Spisen wahrnahmen." — Man sprach von dem bevorstehenden Reichstage von Nürnberg, und wie dabei nicht viel herauskommen werde; „wie die Herren lieber ihre Zeit mit köstlichem „Thurnier, Schlitten, Unzucht und Hochfahrt verzehrten, als sich Gottes Worts anzunehmen" u. dgl. m. „Aber ich bin der Hoffnung," sprach Luther weiter, „daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei „unsern Kindern und Nachkommen bringen werde." Die Kaufleute gaben nun auch ihre Meinung, und einer von ihnen sprach, er sei zwar nur ein Laie, aber so viel er von der Sache verstehe, so müsse der Luther entweder ein Engel vom Himmel, oder ein Teufel aus der Hölle sein. Er würde gern ihm zu lieb noch 10 Fl. verzehren, wenn er ihm beichten könnte, denn er glaube, Luther könnte und möchte sein Gewissen wohl unterrichten. Nach aufgehobenem Tische entfernten sich die Kaufleute, und Luther war wieder mit den Studenten allein. Da bedankten sie sich bei ihm für die ausgerichtete Zehrung und ließen ihn merken, daß sie ihn für den U. v. Hutten hielten. Da sprach Luther zum Wirthe

scherzhaft: Seht doch! ich bin diese Nacht zum Edelmanne geworden; denn diese Schweizer halten mich für U. v. Hutten. „Der seid ihr „nicht," sagte der Wirth, „wohl aber Martin Luther." Da lächelte Luther und sprach: Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther; ich sollt' wohl bald Marcolfus werden. Nach solchem Gespräch nahm er ein hohes Bierglas, trank den Schweizern zu und forderte sie auf, ihm nachzutrinken. Als aber Keßler das Glas zur Hand nehmen wollte, schob ihm Luther ein Weinglas unter und sprach: Ich weiß wohl, das Bier ist euch Schweizern unheimisch und ungewohn, trinket den Wein! Und indem er dieß sagte, packte er den Rock auf die Schultern, nahm Abschied von seinen jungen Freunden und sprach: Wenn ihr nach Wittenberg kommt, so grüßet mir Dr. Schurf, euern Landsmann. Wir wollen es gern thun, sagten die Studenten, aber von wem sollen wir den Gruß ausrichten? Saget ihm nur: Der kommen soll, läßt euch grüßen, so versteht er die Worte; — und somit entfernte er sich.

„Dieß geschah bei dem ersten Nachtlager zwischen der Wartburg „und Wittenberg, in einem Augenblicke, wo Luthern der Boden unter „den Füßen brannte, wo er den furchtbarsten Gefahren, dem verzwei„feltsten Unternehmen entgegenging, und seine Seele mit all den großen „Gedanken des Glaubens und der Zuversicht erfüllt war, die er ein „Paar Tage nachher (in dem vorhin betrachteten Briefe) an seinen Kur„fürsten schrieb*)."

Einer solchen heitern, selbst zu harmlosen Scherzen aufgelegten Gemüthsruhe sind im Momente der Gefahr nur große Seelen fähig. Dieses freundliche Lächeln, dem die Thränen der Wehmuth begegnen, gleicht dem milden Sonnenblicke, der das schwarze Gewölk durchbricht, wenn Gewitter drohen — und wohl dem Menschen, dem diese Geistessonne nie ganz verdüstert wird!

Düster wird jetzt allerdings unser Gemälde, und auf das freundliche Zwischenspiel folgen Scenen des tragischen Ernstes.

In Wittenberg angekommen, fand Luther alles in der größten Gährung. Acht Tage lang hinter einander predigte er mit großer Gewalt der Rede, und dennoch mit möglichster Schonung der Personen,

*) Anmerk. von Füßlin bei Bernet S. 37.

gegen die Aufwiegler und Schwärmer. Er zeigte, wie man bei Verbesserungen nichts übereilen und den Schwachen Milch darreichen müsse; wie man niemanden „mit den Haaren zum Evangelium reißen" könne, indem, die Herzen umzuwandeln, nicht in des Menschen Gewalt stehe, sondern allein in der Hand Gottes. Man kann mit der Predigt wohl zu den Ohren, aber nicht in das Herz kommen. Das muß man Gott überlassen. „Das Wort muß überall wirken, das Wort allein, und nicht die Gewalt," das war Luthers herrlicher Wahlspruch, und das ist und bleibt auch der Wahlspruch des reformatorischen Princips. „Durch das Wort ist die Welt überwunden," das hatte er schon damals mit Nachdruck geäußert, als ihm mehrere deutsche Ritter ihr Schwert angeboten hatten, und er es ausschlug, weil Gottes Sache sich nicht mit dem Schwert entscheiden lasse. Und auf diesen einzig sichern Grundsatz aller wahren Freiheit kam er auch jetzt wieder zurück. „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge: dasselbe „Wort muß es hier auch thun, und nicht wir arme Sünder. Summa Summarum: predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben „will ich's; aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand." Er stellte sich zum Beispiel auf, wie er auch gegen den Ablaß gepredigt und geschrieben habe, aber keine Gewalt gebraucht, und wie im Stillen das Wort alles ausgerichtet habe. „Das hat," sagt er, „wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem „Philippo und Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das „Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch „Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan, das Wort „hat es alles ausgerichtet. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, „ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben, ja „ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der „Kaiser nicht wäre sicher gewesen. Aber was wäre es? Ein Narren=„spiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele." — „Ich kann keinen (mit Gewalt) gen Himmel treiben, oder mit Knütteln „hineinschlagen. Dieß ist grob genug gesagt, ich meine, ihr habt's „verstanden." Luther zeigte dann ferner, wie mit dem bloßen äußern Abschaffen der Mißbräuche, mit dem gewaltsamen Entfernen der Bilder und Ceremonien noch nichts gethan sei, zumal wenn sich das Volk des eigentlichen Grundes der Neuerung nicht bewußt sei, sondern nur blind=

lings dem großen Haufen folge. Auch Paulus, da er nach Athen gekommen und die vielen Altäre gesehen, habe er zwar die Götzen nicht angebetet, aber auch die Altäre nicht niedergerissen. „Es sind viele „Leute," sagt er, „die Sonne, Mond und Sterne anbeten, wollen wir „darum zufahren und die Sterne vom Himmel reißen? Das werden „wir wohl bleiben lassen *)." — Auch durch Privatunterhandlungen suchte Luther mit den Schwärmern ins Reine zu kommen. Er ließ sich sanftmüthig zu ihnen herab, fand aber immer mehr, daß es ihnen an Grund und Boden fehle. In ihrem geistlichen Hochmuthe sahen sie Luthern für einen Gelehrten an, der durch die Wissenschaft verblendet sei, und dem deßhalb die rechte Einfalt des Herzens mangle. Sie hielten sich für weit erleuchteter als ihn, und achteten es zu geringe, mit ihm zu disputiren. Luther sah seinerseits ebenfalls ein, daß mit solchen Starrköpfen nichts zu machen sei. Und so verließen sie Wittenberg, indem sie Luthern mit Schmähungen überhäuften. Karlstadt zog sich nach Orlamünde zurück, wo er mit den Bauern gemeinsame Sache machte und den populären Demokraten spielte. Er entsagte allen Vorrechten, die er als Doctor besaß, trug bäuerische Kleidung, befliß sich bäuerischer Sitten, fraternisirte überhaupt mit den Landleuten, von denen er sich nicht anders als Bruder Andreas und lieber Nachbar betiteln ließ, und deren Gerichten er sich unterwarf. Zu dieser sublimen Liberalität brachte es freilich Doctor Luther nicht, der in der Meinung stand, daß die höhere Bildung allerdings einen Unterschied der Stände im bürgerlichen Leben begründe. Deßhalb wurde er aber auch von den Ultraliberalen für einen Aristokraten gehalten, für einen servilen Fürstenknecht und kleinen Papst; und besonders richtete sich gegen ihn der Zorn der Partei, seit Karlstadt aus den kurfürstlichen Landen war verwiesen worden. Luther erließ dann noch ein besonderes Schreiben unter dem Titel: „Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten," worin unter anderm die goldnen Worte stehen: „Welche meine Lehre recht lesen und verstehen, die machen „nicht Aufruhr: sie haben's nicht von mir gelernt."

Und wahrlich sie haben's nicht von ihm gelernt, die Stürmer des

*) Siehe Luthers Werke, Walch. Ausg. Bd. XX. Planck, Geschichte des protest. Lehrbegriffs II. S. 67 ff. Marheineke I. 322.

16. so wenig, als die des 18. und 19. Jahrhunderts. Ewig scheiden sich Reformation und Revolution, und wer die erstere als die Mutter der letztern betrachtet, der hat den Baum noch nicht aus seinen Früchten erkannt. Daß Luther indessen bei aller Ehrfurcht vor Obrigkeit und obrigkeitlichen Gewalten kein serviler Fürstenknecht war, ja daß er ohne Ansehn der Person auch Fürsten die Wahrheit ohne Scheu sagte, davon hat uns ja schon der Brief an den Kurfürsten einen schönen Beweis gegeben. Eine minder erfreuliche Probe giebt uns noch in demselben Jahre sein Kampf mit Heinrich VIII. von England. Wenn ein Fürst sich auf die schlüpfrige Bahn der gelehrten Schriftstellerei begiebt, so hat er sich's wohl selbst beizumessen, wenn er nach demselben Gesetze gerichtet wird, das in der Republik der Gelehrten gilt oder gelten sollte, nach dem der ungeschminkten Wahrheit, ohne Rücksicht auf des Verfassers Person und äußere Stellung in der Gesellschaft. Heinrich hatte nun den Kitzel, als theologischer Schriftsteller und namentlich als Polemiker gegen Luther auftreten zu wollen; und da er ihm in seiner Schrift über die Sacramente den Handschuh hingeworfen, so mußte er sich's auch gefallen lassen, wenn der Gegner etwas empfindliche Streiche führte. Dieß entschuldigt jedoch den Gegner von der andern Seite nicht, wenn dieser die schuldige Achtung gegen die angreifende Partei so sehr aus den Augen setzt, daß er in das Gemeine und Uebertriebene fällt. Wenn nun Luthers fester Trotz, den wir ihm bisher in seiner Lage nicht verargen konnten, und der mit einem edeln, männlichen Gemüthe gar wohl verträglich ist, wirklich je in tadelnswerthen Uebermuth umschlug, so dürfte es hier der Fall sein. In dem Schreiben, das Luther gegen den König richtet, giebt sich eine Gereiztheit der Stimmung und ein auffallender Hohn kund, der uns aus dem Munde eines so ernsten und würdigen Zeugen der Wahrheit nur verletzen kann. Freilich hatte auch der König Luthern mit sehr unköniglichen Worten angefallen, er hatte ihn einen Gotteslästerer, ein Glied des Satans, einen gräulichen, höllischen Wolf genannt, er hatte den Kaiser und das Reich aufgehetzt, die neue Lehre mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Wie schön aber, wenn Luther auch hier in seiner prophetischen Würde und apostolischen Stellung geblieben wäre dem schmähenden König gegenüber! Er hätte ihm keck die Wahrheit sagen können, ohne grob und ungezogen zu werden. Statt dessen vergilt er Gleiches mit Gleichem, Scheltwort mit Schelt-

wort, und setzt sich somit auch in den Augen seiner Verehrer herab*). Er nennt in seiner Antwort den König fortwährend Heinz, und zwar Heinz von Gottes Ungnaden, schilt ihn einen elenden Narren, einen liederlichen Buben, einen blinden Kopf, ein Lügenmaul, dem er den Lügenkitzel vertreiben, dem er die Lügen, so er wider Christum ausgespieen, wieder in seinen Hals stoßen, dem er den Unrath, womit er die Krone Christi besudelt, wieder an seine Krone schmieren wolle u. dgl. m. Wie konnte Luther vollends eine solche Sprache damit entschuldigen, daß auch Christus und die Apostel ohne Ansehn der Person gepredigt hätten! — Wir wenden uns von diesem unerquicklichen Streite weg mit der demüthigenden Wahrnehmung, wie auch die größten Männer ihre schwachen Stunden haben, wo die Leidenschaft sie zu Verirrungen führen kann, nachdem sie sich selbst und ihre Würde vergessen haben.

Leo X., welcher dem König Heinrich für seinen bewiesenen Glaubenseifer den Titel eines Beschützers des Glaubens verliehen, zu eben der Zeit, als er mit dem König von Frankreich sich in einen Krieg verwickelt hatte, war mitten unter diesen politischen und kirchlichen Stürmen gestorben, den 1. December 1521, und an seine Stelle war mit dem 9. Januar 1522 Hadrian VI. gewählt worden, ein Niederländer, und früher Erzieher Karls V. Hadrian besaß lange nicht den Geschmack und die Bildung seines Vorgängers, so daß Künste und Wissenschaften in ihm nicht mehr den liberalen Gönner fanden, wie in dem prachtliebenden Mediceer. Dagegen aber hatte er, bei einem beschränktern Geiste, einen ernstern Willen als Leo. Ihm lag die Reformation der Kirche wirklich am Herzen. Seine Abneigung gegen die Werke der italienischen Künstler kam zum Theil auch daher, weil ihm die heidnische Richtung ihrer Kunst mißfiel, und selbst die gepriesensten Antiken fanden keine Gnade vor seinen Augen**). Er mißbilligte den Luxus des päpstlichen Hofes, und ging in der Einschränkung desselben mit eigenem Beispiel voraus, wodurch er sich bei den epicuräischen Cardinälen höchst verhaßt machte. Ja sein früher Tod wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit dem

*) So mißbilligten auch Luthers Collegen, besonders Bugenhagen, sein scharfes Auftreten, s. Zietz, Johann Bugenhagen S. 79 ff. Ein Beweis, daß die Derbheit die gewohnte des Zeitalters noch um ein Gutes übertraf. Siehe auch Raumer, neuere Geschichte I. S. 341.

**) So tadelte er den Laokoon als ein heidnisches Götzenbild, s. Raumer (nach Fiorillo) a. a. O. S. 287.

Gifte zugeschrieben, das die Gegner seiner wohlthätigen Absicht ihm beibringen ließen. Wenigstens fand man gleich nach dem Tode des Papstes das Haus seines Leibarztes bekränzt mit der Inschrift: Dem Retter des Vaterlandes. Bei dem allen war Hadrian nicht minder ein Gegner Luthers und seiner Lehre, als sein Vorgänger. Er wollte eine Reformation der Kirche, aber auf anderm Wege, eine Reformation durch den Papst, nicht eine ohne ihn oder gar wider ihn. Zudem war Hadrian bei seiner beschränkten Geistesbildung ein sclavischer Verehrer der Scholastik und der finstern Mönchstheologie, und eben das, daß Luther diese bekämpfte, that ihm am wehesten. Unerwartet günstig bezeigte er sich jedoch gleich nach seinem Regierungsantritte gegen Zwingli, dem er durch den Legaten Ennius ein verbindliches Schreiben sandte, worin er seine Frömmigkeit rühmt, und ihn auf alle Weise, ja durch ihn die Schweizer selbst zu gewinnen suchte. Eine handgreifliche Politik, die jedoch ohne Erfolg blieb! — Gegen Luthern aber glaubte er entschiedener einschreiten zu müssen.

Der Reichstag zu Nürnberg hatte sich versammelt. Auf diesen schickte der neue Papst seinen Legaten Chieregati. Er beklagte sich bitter, daß das zu Worms gegen Luthern erlassene Edict so schlecht beobachtet werde, und forderte zur pünctlichern Erfüllung desselben auf. Die Stände waren unter der Zeit theilweise über Luthers Sache aufgeklärt und einige von ihnen milder gegen sie gestimmt worden, während andere, wie namentlich Herzog Georg, ihren Haß gegen das Lutherthum genährt hatten. Zugleich aber waren die Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl, welche man zu Worms vorgebracht hatte, die alten geblieben. Und so konnte dem Papst von Seiten des Reichstages kein anderer Trost gegeben werden, als daß man alle mögliche Vorsicht treffen wolle in Beziehung auf das, was gelehrt und gedruckt werde, und daß man auch dem willkürlichen Austreten der Mönche aus dem Kloster Schranken setzen wolle. Im Uebrigen erwarte man, daß der päpstliche Stuhl endlich auch seinerseits die Beschwerden der deutschen Nation berücksichtigen werde.

In seinem Schreiben an die Stände hatte der Papst sich unter anderm auch darauf gestützt, daß der katholische Glaube der älteste sei; eine Behauptung, die so oft dem Protestantismus entgegengesetzt wird. Gegen diese zeigte Luther mit Recht, wie es bei der Wahrheit nicht auf das Alter

ankomme, sondern auf die Sache selbst. „Ist Gewohnheit und langer „Brauch allein genug, warum glauben wir nicht mit den Juden, Tür„ken und Heiden? warum halten wir es nicht mit dem Teufel, der im„mer Gewohnheit hat, böse zu sein! Warum fragen wir nicht nach „der Herkunft solcher Gewohnheit, ob sie recht oder unrecht sei? Unser „Gott heißt ja nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit, „die Gott selbst ist *).

Wie sehr wurde später dieser ächt protestantische Grundsatz, daß nicht Alter und Gewohnheit allein entscheiden (wenn gleich historische Entwicklung stets zu berücksichtigen ist), von den Protestanten selbst vernachlässigt! wie oft trat die todte historische Tradition an die Stelle lebendiger Fortbildung! Aber es bleibt darum wahr, was Luther weiter sagte, daß wohl die Wahrheit zuweilen mit Christo sterben müsse, aber auch wiederum mit ihm auferstehe.

Nach Hadrians Tode bestieg abermals ein Mediceer, Clemens VII., der Neffe Leo's X., den päpstlichen Stuhl, der auch vollkommen im Interesse desselben zu handeln geneigt, und in den politischen Welthändeln eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Er sandte seinen Legaten Campeggi auf den Reichstag, der aber kalt empfangen und gleichfalls an die noch nicht erfüllten Versprechen des Papstes erinnert wurde. Offenbar zeigte sich auf dem Reichstage eine Neigung, die Sache mit Luthern wo möglich in die Länge zu ziehen, um den Gang, den sie nehmen würde, ferner abzuwarten. Man erließ also im Frühling 1524 folgenden Reichsabschied: Man wolle das Wormser Edict vollziehen, so weit es möglich sei, alles Nothwendige zu einer Kirchenversammlung vorbereiten, Unordnungen und gewaltsame Maaßregeln bis dahin verhindern, und den neuen Reichstag von Speier abwarten, um das Weitere zu verfügen. Hinter diesem „so weit es möglich sei" hatte die Willkür einzelner Fürsten allerdings einen freien Spielraum, und eine Hinterthür, wenn das Edict nicht befolgt wurde. Der päpstliche Legat sowohl, als der Kaiser, dem der Beschluß des Reichstages zugesandt wurde, waren aber eben deßhalb höchst erbittert darüber. Karl erließ von Burgos in Castilien aus unterm 10. Juli 1524 ein Schreiben an die deutschen Fürsten, das er seinem Bruder Ferdinand übermachte,

*) Siehe Raumer a. a. O. S. 354 (aus Luthers Werken XV. 2659).

worin er seinen tiefsten Unwillen darüber zu erkennen gab, daß das Wormser Edict so schlecht befolgt werde, und zur Befolgung desselben aufforderte. Indessen hielt er schon jetzt für gerathen, behutsam zu gehen, weßhalb er seinem Bruder die geheime Instruction gab, nur dann mit dem Schreiben herauszurücken, wenn er geneigten Willen zum Gehorsam unter den Ständen verspüre.

Der Legat Campeggi seinerseits hatte sich von Nürnberg nach Regensburg begeben, und hier schloß er bereits mit einigen dem alten Glauben anhängigen Ständen ein enges Bündniß zur Aufrechterhaltung des Wormser Edicts.

So war also schon der Grund zu einer Spaltung der Stände in Religionssachen gelegt, und überhaupt war nun die Sache der Reformation eine Sache der Diplomatie geworden. Wie ganz anders hatten sich in kurzer Zeit die Sachen gewendet! Als Luther 1517 die Thesen gegen den Ablaß anschlug, da erschien die Sache als ein unbedeutender Mönchsstreit. Und sieben Jahre sind kaum verflossen, so ist aus dem Mönchszwiste eine wichtige Frage der europäischen Politik geworden. Aber freilich nimmt auch von da an das rein menschliche Interesse an der Sache ab. Immer mehr tritt jetzt die Gestalt Luthers, die nur groß war, als sie, so zu sagen, allein stand, in den Hintergrund. Luther war nichts weniger als Diplomat. Auch die bessern Wege der Klugheit, die man einschlagen zu müssen glaubte, verschmähte er, ja verkannte er nicht selten; daher seine fortwährend üble Stimmung gegen alle Reichsverhandlungen und sein oft übel angebrachter Zorn und Spott gegen dieselben. So war er gerade mit dem Nürnberger Beschlusse höchst unzufrieden, so unerwartet auch derselbe zu Gunsten des Reformationswerkes ausgefallen war, unter den einmal herrschenden Umständen. Seiner geraden Seele waren alle halben Maaßregeln zuwider. Er bedachte aber nicht genug die Schwierigkeit der Umstände, welche solche halbe Maaßregeln herbeiführten. Er bedachte nicht genug den Unterschied zwischen der Wiedergeburt des Individuums und der eines Staates, zumal eines solchen schwerfälligen und unbeholfenen Körpers, wie der des deutschen Reiches war. Er selbst verwarf jede Gewaltthätigkeit zu Gunsten des Evangeliums, und doch mißbilligte er ebensosehr die ausweichende und zögernde Klugheit. Genug, er befand sich in jener peinlichen Stimmung, in der sich große, edle,

begeisterte Gemüther befinden, wenn sie sehen, wie das, was ihnen in der Idee so einfach dünkt, tausend Haken findet in der Ausführung, wie das Schönste und Ehrwürdigste herabgezogen wird in die Kreise menschlicher, oft unzureichender und deßhalb unwürdiger Berechnung. Ja, er faßte in dieser Gereiztheit einen ordentlichen Widerwillen gegen das deutsche Volk, dem er doch so ganz mit Herz und Seele angehörte. Indem er also die beiden sich allerdings widersprechenden, aber sich zum Glück widersprechenden Edicte von Worms und Nürnberg zusammen drucken ließ*) und auf das Inconsequente der Reichstagsbeschlüsse aufmerksam machte, da er nach dem einen geächtet, nach dem andern mehr oder weniger geschont wurde, sagte er in der Vorrede, er habe diese Gebote drucken lassen aus großem Mitleid über die armen Deutschen, damit sie doch greifen und fühlen möchten (denn des Sehens bedürfe es nicht)**), wie blind und verstockt sie handeln. „Wohlan," fährt er fort, „wir Deutsche müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben, ob man uns gleich (wie Salomo sagt) im Mörser zerstieße wie eine Grütze. Noch will die Thorheit nicht von uns lassen. Es hilft kein Klagen, Lehren, Bitten, noch Flehen, auch dazu nicht eigene tägliche Erfahrung, wie man uns geschunden und verschlungen hat."

Doch blieb es nicht bei einzelnen vorübergehenden Mißstimmungen. Es schien in der That die Hölle sich wider Luthern verschworen zu haben. Von allen Seiten dringen jetzt Prüfungen auf ihn ein; überall fühlt er sich verletzt und angegriffen: und es beginnt die dunkle Hälfte seiner Lebensperiode, über welche zwar seine bald erfolgte Verheirathung durch die ihm gewordenen stillen Freuden des häuslichen Lebens einigen mildernden Schimmer verbreitet, in der es aber doch nie wieder ganz hell wird. Und doch sehen wir auch unter allen Ausbrüchen der Leidenschaft das alte, treue, warme Herz schlagen, sehen mitten aus den trüben Wolken, die seine Stirn umlagern, wieder die alte Liebe in himmlischen Zügen hervorleuchten und den unerschütterlichen Glauben seine Palme emporheben hoch über den Wogen des wild rasenden Strudels; und wie der edle Mensch im Unglück uns doppelt lieb wird, so werden wir dem unglücklichen Manne auch da unsre

*) „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote, den Luther betreffend." Luthers Werke XV. 2712. Vgl. Marheineke II. S. 33. 34.

**) „Säue und Esel könnten es sehen" — steht noch im Text.

Liebe noch zuwenden müssen, wo er, geblendet von falschem Eifer, mit kalter Hand den redlichen Zwingli von sich stößt, und wo er uns schweizerischen Reformirten am tiefsten ins Herz greift in der Verkennung unsers gemeinsamen Glaubens.

Dieser unerfreulichen Periode werden wir uns nun bald zu nähern haben; doch zuvor wollen wir noch einmal auf die weitere Entwicklung der Reformation in unserm Vaterlande einen Blick werfen.

Funfzehnte Vorlesung.

Johann Oekolampad. — Des Erasmus Verhältniß zur Reformation und zu Luthern. — Ulrich von Hutten und sein Streit mit Erasmus. — Fortsetzung der schweizerischen Reformationsgeschichte. — Begebenheiten in Zürich. — Das erste Religionsgespräch und dessen Folgen. — Die Bilderstürmer. — Die zweite Disputation. — Conrad Schmidt, Comthur von Küßnacht.

Der Gang unserer Erzählung führt uns heute wieder aus Deutschland nach der Schweiz. Wir nehmen unsern Weg über Basel, um hier einen Augenblick länger zu verweilen.

In der vorletzten Stunde haben wir gesehen, wie durch Capito, Hedio, Röublin und Wyßenburger die Reformation vorbereitet worden, wie aber die Berufung Oekolampads zum Prediger eine neue Epoche in der Reformationsgeschichte unserer Vaterstadt herbeiführt. Eine kurze Skizze von dem Leben dieses Mannes bis zu seiner Anstellung dürfte hier an ihrem Orte sein.

Johann Hausschein (Oekolampad) *) ist geboren zu Weinsberg in Franken 1482, und somit nur ein Jahr älter als Luther und Zwingli. Da seine Eltern wohlbemittelt waren, so wollte ihn sein Vater erst der Handlung widmen, die Mutter aber (eine geborene Pfister aus Basel) hätte lieber einen Gelehrten aus ihm gemacht, und die Neigung des Sohnes kam ihrem Wunsche entgegen. Oekolampad besuchte erst die Schule zu Heilbronn und dann die Universität Heidelberg, wo

---

*) Vergl. sein Leben v. S. Heß. Zür. 1793. Burkhards Reformationsgeschichte von Basel. Basel 1818. Reformationsalmanach vom Jahre 1819. Besonders aber J. J. Herzog, das Leben Joh. Oekolampads und die Reformation der Kirche von Basel. 1843. 2 Bde.

er schon in seinem 14. Jahre die Magisterwürde erhielt *). Dann reiste er nach Bologna, der berühmtesten Rechtsschule seiner Zeit, um auf derselben zum Staatsmanne und Rechtsgelehrten sich zu bilden. Allein weder das italische Klima, noch das Studium der Rechte sagte ihm zu. Er vertauschte somit den italischen Himmel gegen den deutschen und die Rechte gegen die Theologie. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt ging er noch einmal nach Heidelberg, wo er sich nun mit allem Fleiß auf das Studium der alten Sprachen legte. Pfalzgraf Friedrich zu Rhein, der von den vielen guten Gaben des jungen Mannes hörte, berief ihn zum Erzieher seiner Kinder. Die Stelle schien ihm jedoch nicht sonderlich zu gefallen; er gab sie bald wieder auf, und besuchte, obwohl seine Eltern ihm bereits an seinem Geburtsorte eine Pfründe gestiftet hatten, noch einmal die Universität. Dießmal ging er nach Tübingen, wo Joh. Reuchlin lehrte, und wo er auch mit Capito einen vertrauten Freundschaftsbund schloß. Erst nach diesem Aufenthalte in Tübingen und einem abermaligen Besuche der Schule zu Heidelberg nahm er die ihm aufbehaltene Pfarrei zu Weinsberg an — ein schöner Beweis von der Gewissenhaftigkeit des Mannes, der nur nach gründlicher Vorbereitung als Arbeiter in des Herrn Ernte treten wollte. Nicht lange aber behielt er die Pfarrei in seiner Vaterstadt, denn sein Freund Capito, den wir um eben diese Zeit in Basel gefunden haben, war jetzt thätig, seinen Oekolampad ebenfalls dahin zu ziehen. Somit wurde Oekolampad schon im Jahre 1515 durch den Bischof von Utenheim als Domprediger nach Basel berufen. Allein dießmal dauerte sein Aufenthalt nicht lange **). Wir finden ihn zwar in gelehrter Verbindung mit Erasmus, dem er bei seiner Herausgabe des Neuen Testaments 1516 behülflich war; von seinem öffentlichen Wirken aber aus dieser Zeit ist uns nicht viel bekannt. Bald darauf kam er als Domprediger nach Augsburg. Zweierlei bewog ihn jedoch, diese Stelle wieder aufzugeben. Theils zog er sich durch seine freimüthigen Predigten den Haß der dortigen Geistlichen zu, theils war ihm der Dom, wo er zu predigen hatte, zu groß für seine schwache Stimme. Er begab sich also in das in der

*) Man scheint ihm hierin weniger Schwierigkeiten gemacht zu haben, als dem Melanchthon. Vergl. Vorl. 10.

**) Er wurde überdieß unterbrochen durch einen dazwischentretenden Aufenthalt Oekolampads in Weinsberg, s. Herzog I. S. 117 ff.

Nähe von Augsburg gelegene Brigittenkloster*) Altenmünster; jedoch unter der Bedingung, nichts vornehmen zu müssen, was dem Worte Gottes zuwiderlaufe, und wieder austreten zu können, wenn er wolle. In dieser klösterlichen Zurückgezogenheit verfaßte er einige Schriften, und machte sich auch mit denen Luthers bekannt. Bald aber zog er sich auch hier Verdächtigungen zu, und besonders war der Beichtvater Karls V., der Franciscaner Glapio, sein Gegner. Dieser verklagte ihn auf dem Reichstage zu Worms als einen Anhänger Luthers. Als ein solcher würde Oekolampad ebenfalls in die Reichsacht gefallen sein. Er suchte also Schutz bei seinen Freunden Capito und Hedio in Mainz, und durch ihre Verwendung kam er auf die Ebernburg zu Franz von Sickingen, dem thätigen Freunde der Reformation. Hier fing er bereits als Schloßcaplan an, den Gottesdienst auf zweckmäßigere Weise einzurichten, indem er statt der täglichen Messen erbauliche Bibelstunden einführte und die paulinischen Briefe erklärte. Doch ging er in seinen Reformationen vorsichtig zu Werke, indem er „Einiges der Gewohnheit, wieder Einiges der Liebe einräumte". Noch ehe Sickingen in der Fehde gegen den Kurfürsten von Trier sein Leben verlor, folgte Oekolampad im November 1522 einer Einladung seines Freundes, des Buchdruckers Andreas Cratander, nach Basel, in dessen Haus er eine freundliche Herberge fand**). Eine Zeit lang lebte er, gleich wie Erasmus, als privatisirender Gelehrter, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Herausgabe der Homilien des Chrysostomus, welche Arbeit er schon bei Franz von Sickingen begonnen hatte. Es dauerte jedoch nicht lange, so erhielt der ausgezeichnete Mann, den Basel als eine Zierde der Stadt festzuhalten suchte, eine wenn gleich für den Anfang nicht eben glänzende Anstellung.

Als nämlich der alte und gichtkranke Pfarrer Zanker bei St.

*) Der Brigitten=(auch St.=Salvator=)Orden entstand nach der Mitte des 14. Jahrhunderts. Die heil. Brigitte, ein adeliges Fräulein aus Dänemark, ist dessen Stifterin. Urban V. bestätigte denselben, und Bonifaz IX. erklärte die Stifterin für eine Heilige.

**) Vgl. hierüber Herzog Bd. I. S. 202. Anm. (gegen die gewöhnliche Annahme, der wir in der ersten Auflage gefolgt sind, daß Oekolampad in Folge dieses Todes nach Basel gekommen sei). — Der Karthäuser Georg setzt die Ankunft Oekolampads in den December; er sei, sagt er, „unter dem Deckmantel einer göttlichen Berufung gekommen, als ein Abtrünniger, und habe sich wider die Wahrheit aufgelehnt."

Martin sein Amt nicht mehr versehen konnte, wurde ihm Oekolampad zu seinem Gehülfen verordnet*). So gering diese Stelle eines bloßen Vicars war, so bedeutend wurde sie für die Basler Reformation, denn von da an gewinnt Oekolampad eine fortdauernde Wirksamkeit als Prediger in unsrer Stadt. Mit seiner praktischen Thätigkeit verband er indessen frühzeitig eine akademische, indem er noch vor seiner förmlichen Anstellung als Professor der Theologie, welche später erfolgte, den Propheten Jesaias an der Universität erklärte. Erasmus schien diese sich immer weiter ausdehnende Wirksamkeit seines gelehrten Freundes nur ungern zu sehen. Desto größere Freude aber hatte Luther an dem unternommenen Werke, zu welchem er dem Oekolampad in einem Briefe vom Juni 1523 auf folgende Weise Glück wünschte**):

„Möge dich der Herr bei der unternommenen Erklärung des Jesaias „stärken, obgleich Erasmus, wie ich vernommen, keinen Gefallen daran „hat. Aber laß dich durch sein Mißfallen nicht irre machen. . . . . Er „hat gethan, zu was er verordnet war; die Sprachen hat er eingeführt „und von heillosen Studien abgelenkt. Wahrscheinlich wird er wie „Moses im Lande Moab sterben: denn zu den bessern Studien, welche „zur Frömmigkeit hinführen, giebt er keine Anleitung. Ich wollte nichts „lieber, als er enthielte sich gänzlich, die Schrift zu erklären und zu „umschreiben, weil er diesem Amte nicht gewachsen ist. . . . Er hat „genug gethan, das Uebel aufzudecken. Aber das Gute zu zeigen und ins „Land der Verheißung zu führen, das ist seine Sache nicht, wie mir „scheint. Doch, wozu so viel von Erasmus. Genug, daß du dich durch „seinen Namen und sein Ansehn nicht irre machen lassest und dich um „so mehr freuest, wenn ihm etwas in Sachen der Schrift mißfällt, je „mehr es aller Welt bekannt ist, daß er in solchen Dingen nichts versteht „oder nichts verstehen will."

Dieses scharfe Urtheil Luthers über den Mann, der seiner Zeit für den größten Gelehrten Europa's galt, giebt mir Veranlassung, das Bild dieses Mannes, das wir an der Grenze der eigentlichen Reforma-

---

*) „Wer weiß," sagt Ochs, „wenn der Zanker nicht an Gliederschmerzen gelitten hätte, ob wir Reformirte geworden wären!" V. S. 449. Das heißt denn doch wohl den Pragmatismus zu weit getrieben.

**) Bei de Wette II. Nr. 505.

tionsgeschichte verlassen haben, jetzt wieder aufzunehmen, und von dem Verhältniß des Erasmus zu Luthern, sowie zur Reformation überhaupt und deren Freunden, einiges einzuschalten.

Sie erinnern sich aus dem Tischgespräch, welches Luther mit den beiden Schweizerstudenten zu Jena hatte, daß dieser sich unter anderm nach Erasmus in Basel erkundigte, von ihnen aber blos erfuhr, daß er sich „gar stille und heimlich halte". Und in der That verhielt sich Erasmus gleich von Anfang des Kampfes an als kluger Beobachter, der erst wissen wollte, wie der Wind gehe, ehe er eine Partei ergriff.

Wie es gewöhnlich geht, daß bei entscheidenden Begebenheiten sich viele unter eine Fahne sammeln oder auch vom allgemeinen Urtheil unter eine Fahne gestellt werden, welche in der Folge sich wieder trennen, weil ihre Persönlichkeiten doch nicht zusammenstimmten, so geschah es auch hier. Die Namen Reuchlin, Erasmus, Hutten, Luther, Zwingli, Melanchthon, Oekolampad stehen freilich auf der einen, und die Namen Hogstraten, Eck, Emser, Cochläus, Faber, Murner u. s. w. auf der andern Seite, sobald man nur in Bausch und Bogen theilt und damit Licht und Finsterniß, wie die zwei Hälften eines Vorhanges, von einander scheiden zu können glaubt. Allein, sowie man etwas tiefer in die Sache geht und auf die Vertheilung von Licht und Schatten sieht, so sondert sich wieder gar manches aus von dem, was wir zusammenstellten, und wir finden wieder die vielartigsten Gegensätze innerhalb der einen wie der andern Hälfte des großen Gegensatzes. Ja es läßt sich nicht verkennen, daß gerade unter jenen, die wir als die Lichtfreunde*) bezeichnen, eine größere Uneinigkeit sich offenbart, als unter den Vertheidigern des Hergebrachten. Und das ist auch natürlich. Das Licht bricht sich in mannigfaltige Farben, während das Finstere fast überall gleich schwarz ist. Die, welche wenig gewohnt sind, selber zu denken, vereinigen sich gar leicht auf ein von außen gegebenes angenommenes System; und was sie allenfalls augenblicklich aus einander bringt, sind mehr persönliche Reibungen. Die Selbstdenker aber versuchen ihren Weg zu gehen, jeder von sich aus; und wenn sie auch über gewisse Principien einverstanden sind, so sind doch die Folgerungen aus diesen

*) Wir erinnern daran, daß dieser Ausdruck, im Jahr 1833 gebraucht, damals noch sehr unverfänglich war.

Principien wieder so verschieden und lassen eine solche Mannigfaltigkeit von Modificationen zu, daß bei der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes ein hinlänglicher Raum zu Mißverständnissen, und bei dem nie ganz fehlenden Maaße von menschlicher Leidenschaft und Eigenliebe Stoff genug zu bittern Kämpfen vorhanden ist.

Bei dem Verhältniß Luthers zu Erasmus kommt nun aber noch hinzu, daß beide nicht einmal als über die Principien einverstanden bezeichnet werden können, wie dieß z. B. bei Luther und Zwingli der Fall ist, sondern daß ihr Streben von Anfang an aus einander geht; und wenn sich beide eine kurze Zeit als Geistesverwandte zu begrüßen schienen, so war es eben, weil sich beide noch gar nicht anders als von fern kannten. Wenn Luther und Zwingli aus einander kamen, so war es nicht, weil ihre Persönlichkeiten sich abstießen, obwohl sie beide verschieden waren, sondern es waren anderweitige Mißverständnisse, ohne welche sie gewiß, der Anlage ihres Gemüths nach, die innigsten Freunde hätten sein können. Aber eine Intimität zwischen Erasmus und Luther ist bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere rein undenkbar.

Man könnte zwar einwenden, warum vertrugen sich denn Melanchthon und Luther so trefflich? Melanchthon war ja auch sehr verschieden von Luthern, und es ist ja eine alte Beobachtung, daß oft gerade Verschiedenheit ein höheres Reizmittel der Freundschaft ist? Allein Melanchthon stand dennoch mit Luthern auf einem Boden der Grundüberzeugung, und die muß bei Freunden dieselbe sein. Melanchthon war freilich darin Erasmus ähnlicher als Luthern, daß auch er die Milde der Härte vorzog, besonders in reifern Jahren, daß er zum Nachgeben geneigter war, und mehr sich zum stillen Gelehrten eignete als zum Manne des Volks. Aber wo Melanchthon nachgeben wollte, da war es nicht um seiner Person, es war um der Sache willen; wo Melanchthon sich zurückzog, da war es nicht die selbstsüchtige Bequemlichkeit oder die gereizte Eitelkeit, sondern wirkliche Schüchternheit und Demuth. Melanchthon stand mit Luthern auf demselben Glaubensgrunde, und das hielt ihre Freundschaft fest. Erasmus dagegen dachte und fühlte anders in den heiligsten Beziehungen. Ich will damit kein verdammendes Urtheil über ihn aussprechen, denn ich habe schon früher gezeigt, wie auch sein Christenthum Achtung erwecken

kann; aber was bei ihm nur in einzelnen Momenten und auch da nicht in voller Klarheit hervorleuchtet, das kann gegen Luthers Glaubensmuth in keinen Anschlag kommen, und die ganze Weise, mit der Erasmus die Reformation beurtheilt, beweist hinlänglich, daß es ihm an der tiefern Einsicht in die Bedürfnisse des innern Lebens allerdings fehlte*). Indessen verdient Erasmus auch wieder Entschuldigung. Seine frühere Erziehung, die Eindrücke, die er vom Mönchthum erhalten, seine Kränklichkeit, seine Abhängigkeit von den großen Herren und Gönnern, die er nun nicht plötzlich ändern konnte, und vor allem sein schon bedeutend vorgerücktes Alter mögen hier billig in Betracht kommen. Erasmus hatte sich nun einmal eine Ansicht von Reformation gebildet, die in der Einseitigkeit seiner bloßen Verstandes- und Geschmacksrichtung wurzelte, von der er nun aber nicht mehr lassen konnte. Die schönen Wissenschaften, meinte er, seien es allein, durch welche die Finsterniß der Mönche vertrieben, durch welche den Mißbräuchen des Aberglaubens vorgebeugt, und durch welche allmählig eine schönere, lichtvollere Zeit herbeigeführt werden könne. Auch in Luthern glaubte er anfänglich einen Reformator nach seinem Sinne, einen freisinnigen, aufgeräumten Kopf, einen witzigen, geschmackvollen Schriftsteller begrüßen zu können; und der Umstand, daß derselbe sich durch den Angriff auf Tezel die Mönche zu Feinden machte, schien ihm ein gutes Vorurtheil für den Mann zu erwecken. Und in der That dürfte vielleicht das der einzige Punct sein, worin Erasmus und Luther zusammengestellt werden dürfen, daß sie beide den unversöhnlichsten Haß der Mönche auf sich zogen, von denen sie auch immer zusammengestellt wurden; denn, so sehr sich Erasmus in der Folge rein zu waschen suchte, die Mönche ließen sich's nicht ausreden, daß er mit dem Augustiner von Wittenberg unter einer Decke stecke. Bald aber zeigte es sich nur zu klar, daß sich Erasmus in Luthern geirrt habe. Luther selbst war, je mehr er ihn kennen lernte, in seinen Augen ein grober und in frommen Vorurtheilen befangener Mönch, der dem guten Geschmacke eher nachtheilig und der Aufklärung im Erasmischen Sinne eher hinderlich werden konnte. Ebenso aber sah auch Luther seinerseits bald ein, daß er an

---

*) Ueber diesen ganzen Abschnitt vergl. Adolf Müllers öfter angeführte Biographie des Mannes.

Erasmus keine Stütze haben werde, und setzte Zweifel in die Christlichkeit seiner Grundsätze. Diese Zweifel äußerte er bereits im Jahre 1516, also noch vor dem Ausbruche des Kampfes, seinen Freunden Spalatin *) und Joh. Lange, Prior in Erfurt. An Letztern schrieb er**): „Unsern „Erasmus lese ich zwar, aber täglich entfällt mir mehr mein Zutrauen „gegen ihn. Das zwar gefällt mir wohl an ihm, daß er nicht nur die „Ordensgeistlichen, sondern alle Priester eben so standhaft als gelehrt „bestraft, und sie einer eingewurzelten und schlaffsüchtigen Unwissenheit „beschuldigt. Aber ich fürchte, er breitet Christum und die „Gnade Gottes nicht genug aus, von der er gar wenig „weiß. Das Menschliche gilt mehr bei ihm, als das „Göttliche."

Demungeachtet sehen wir beide Männer im Jahre 1519 sich einander nähern, ja es darf nicht verschwiegen werden, daß Luther hier selbst einen Schein von Inconsequenz auf sich zieht. Er, der im Jahre 1516 schon so nachtheilig über Erasmus urtheilte, fand sich dennoch auf des nachgiebigen Capito Zureden bewogen, drei Jahre nachher ein schmeichelhaftes Schreiben an jenen Gelehrten zu erlassen***), in welchem er von einer Harmonie spricht, die zwischen ihnen beiden herrsche, und sich auf eine fast unterthänige Weise entschuldigt, daß er es wage, „mit ungewaschenen Händen" (illotis manibus) einem so ausgezeichneten Manne sich zu nähern. Er nennt ihn seinen Erasmus, seine Zierde und Hoffnung, den Liebenswürdigen, sich aber seinen geringen Bruder in Christo. Wie sollen wir uns diesen Schritt Luthers erklären? Hatte er in den drei Jahren seine Ansicht über Erasmus geändert? Dieß wohl kaum; denn noch im Jahre 1518 äußert er sich auf ähnliche Weise über Erasmus gegen Spalatin; nur gesteht er da, daß er ihn als Gelehrten hochachte und gegen die in Schutz nehme, welche aus Trägheit die Wissenschaft verachteten †). Oder hoffte er eben durch diese offene Anerkennung und durch die Zutraulichkeit, womit er sich dem Manne näherte, ihn auch für das zu gewinnen, was ihm noch an ihm zu fehlen schien? hoffte er ihn dadurch zu bekehren? Oder war es wirklich eine augen-

*) Bei de Wette I. Nr. 22.
**) Ebendas. Nr. 29.
***) Ebendas. Nr. 129.
†) Ebendas. Nr. 53.

blickliche Schwäche, daß der Mann, der sich sonst überall nur auf Gottes Schutz verließ und das Anerbieten erprobter Freunde zurückwies, dennoch in einer schwachen Stunde glaubte, eines Erasmus zu bedürfen und ihn auf jede Weise gewinnen zu müssen? Dem sei, wie ihm wolle, Luther erreichte keinen dieser Zwecke. Erasmus antwortete ihm auf eine feine Weise, die seiner Klugheit wenigstens alle Ehre macht, worin er sich aber zugleich über seine Reformationsansichten unverhohlen ausspricht*). Die Complimente gab er als Hofmann zurück, lobte die Freisinnigkeit Luthers, gab ihm aber deutlich zu verstehen, daß es ihm lieber sei, wenn er für sich handle, damit man nicht glaube, ihre Sache sei verabredet. Dann aber suchte er ihm zu beweisen, wie man mehr auf dem Wege der Milde als der Heftigkeit wirken müsse; auch Paulus habe dadurch das Gesetz abgeschafft, daß er es allegorisch gedeutet habe, und so müsse man auch allmählig das Volk der Wahrheit entgegenführen. Er warnte ihn vor Heftigkeit und wünschte ihm den göttlichen Segen zu seinem Wirken.

In demselben Jahre erhielt Erasmus von dem Erzbischof Albrecht von Mainz einen goldnen Becher zum Geschenk. Das Dankschreiben dafür sandte er an seinen Freund Ulrich von Hutten, der sich damals im Dienste des Erzbischofs befand, und ersuchte ihn, dasselbe dem Prälaten einzuhändigen. In diesem Schreiben nahm er Gelegenheit, sich auch über Luthern auszusprechen, und wohl absichtlich, weil der Streit wegen des Ablasses den Erzbischof von Mainz als Verwalter desselben nahe genug berührte. Er nahm — zu seiner Ehre sei es gesagt — Luthern großentheils in Schutz, und tadelte nur hie und da an ihm die zu große Heftigkeit. Hutten aber, statt das Schreiben dem Erzbischof zu überreichen, gab es, ohne Erasmus darüber zu fragen, im Druck heraus und veränderte sogar den Text, indem er da, wo blos „Luther" stand, „unser Luther" hinsetzte. So machte er den Erasmus wider seinen Willen zu einem öffentlichen Anhänger Luthers. Wahrscheinlich wollte Hutten durch dieses eben nicht sehr lobenswerthe Freundschaftsstückchen den Erasmus nöthigen, sich offener für Luthern zu erklären. Allein es that die entgegengesetzte Wirkung. Erasmus, mißtrauisch gemacht gegen die Partei der Lutherischen, suchte nun immer mehr sich

---

*) Epp. ed. Bas. 1540. T. III. p. 244.

sowohl von Luthern als von Hutten loszuwinden, und wandte alle mögliche Kunst auf, sich bei dem Papst und den Großen, an deren Gunst ihm alles lag, rein zu waschen von dem Verdachte einer Mitschuld an der kirchlichen Reformation und eines Zusammenhanges mit deren Bewegungen.

Merkwürdig und in hohem Grade charakteristisch ist eine Unterredung, welche der Kurfürst Friedrich der Weise noch vor dem Reichstage zu Worms mit Erasmus über Luthern und seine Sache zu Cöln hatte, und die ich hier nachholen will.

Lassen wir den Augenzeugen Spalatin sie uns erzählen *): „Also hat S. Kurf. Gnaden den Erasmus zu ihrer Herberge in den heiligen drei Königen kommen lassen, und mit ihm in meiner, Georgii Spalatini, Gegenwart auf dem Saal vor dem Kamin allerlei lassen reden, fragen und antworten. Und wiewohl Herzog Friedrich zu Sachsen, Kurfürst, mein gnädigster Herr, fast gern gehabt, daß Rotterdam mit Sr. Kurf. Gnaden niederländisch-deutsch geredt hätte, so hat's doch nicht sein wollen; sondern Rotterdam ist bei seinem Latein blieben, welches er auch als vor Tausenden hochverständig in solcher Maaß gegeben, daß es gut Latein und doch deutlich und vernehmlich war, also daß hochgedachter Kurfürst zu Sachsen ihn so wohl verstunde und vernahm, daß S. Kurf. Gnaden mir allerlei befohlen, was ich dem Roterdamo zur Antwort geben solle. S. Kurf. Gnaden ließen Roterdamum durch mich Spalatinum fragen, ob er's dafür hielte, daß D. Martinus Luther bisher in seiner Lehre, Predigten und Schriften geirrt hätte? Da — schmatzte erstlich Roterodamus, ehe er Antwort gab. Da sperrte auch wahrlich mein gnädigster Herr Herzog Friedrich zu Sachsen seine Augen nun wohl auf, wie denn seine Weise war, wenn er mit Leuten redete, von denen er beständige Antwort wollt haben. Da hub Erasmus Roterodamus an und sagte rund diese Worte in Latein: **Lutherus peccavit in duobus, nempe quod tetigit coronam pontificis et ventres monachorum**, d. i. Luther hat in zwei Stücken unrecht gethan, erstlich, daß er des Papstes Kron, und zum andern, daß er der Mönche Bäuche angegriffen hätte." So suchte er also mit einem Witze durchzuschlüpfen. — Bald nach dieser Unterredung schrieb Erasmus einige Gedanken über

*) Bei Marheineke I. S. 225 ff.

Luthern nieder, die sehr zu seinem Vortheil lauteten — (dem Kurf. von Sachsen gegenüber war es ja keine Gefahr, Luthern zu loben). Er gab die Schrift dem Spalatin. Kaum aber war das Papier aus der Hand, so ließ er es wieder zurückfordern, weil er Unannehmlichkeiten davon haben könnte. „So forchtsam," setzt Spalatin hinzu, „so forchtsam bereit war Roterodamus, die christliche Wahrheit zu „bekennen."

Mehrere Freunde Luthers und der Reformation ärgerten sich nicht wenig über die steigende Kälte des Erasmus gegen das Reformationswerk. Mit keinem aber gerieth er deßhalb und zugleich auch persönlicher Dinge wegen in größeres Zerwürfniß, als mit dem Ritter Ulrich von Hutten. Wenn schon Luther und Erasmus zwei sehr verschiedene Charaktere sind, so sind in einer gewissen Hinsicht die Persönlichkeiten Huttens und Erasmus' noch größere Extreme. Zwar sind sie darin, Luthern gegenüber, sich ähnlich, daß sie beide mehr von Seiten der Aufklärung, der Wissenschaft und des Witzes, als von einem tiefern Grunde des Glaubens aus zu reformiren suchten; denn auch bei Hutten schien es mehr der eingefleischte Haß gegen die Dummheit und Frechheit der Mönche, und zum Theil auch der politische Aerger über die Schmach der deutschen Nation zu sein, welcher ihn in den Kampf rief, als eine selbstständige, christliche, dogmatische Ueberzeugung. Allein dem persönlichen Auftreten nach nimmt sich Hutten, dem Erasmus gegenüber, als der größte Contrast desselben aus. Erasmus fein in den Manieren, Hutten derb und „reitermäßig"*); Erasmus — wenn Sie wollen — eine Art von Epicuräer, Hutten fast Cyniker; Erasmus furchtsam und die Wahrheit hinterhaltend, Hutten aber immer schlagfertig, in der Parade liegend, ausfordernd in Worten wie in Thaten. Beide ehrgeizig und leidenschaftlich, nur jeder auf seine Weise. — Wie sollten diese beiden Männer lange zusammen gehen können, ohne daß Reibungen entstanden? Schon in dem Reuchlinischen Handel war Erasmus dem Hutten zu furchtsam und hinter dem Berge haltend; und als nun vollends Erasmus auch in der Sache Luthers eine zweideutige Rolle spielte, verwies ihm Hutten sein Betragen schriftlich und zeigte ihm, wie er

---

*) Nach Plancks Ausdruck. Dagegen läßt sich freilich (mit Stockmeier) erinnern, daß ein Ritter eben auch ein Reiter ist.

mit seinem ausweichenden Wesen es auf beiden Seiten verderbe, statt etwas gut zu machen *). Dieß schien Erasmus empfindlich aufzunehmen. Als nun bald darauf nach dem Tode Franz von Sickingens der flüchtige Ritter nach Basel kam (1522): da kam es zu einem Ausbruche der Feindschaft zwischen den beiden Männern, der in der That einen nicht ganz zu tilgenden Fleck auf dem Bilde des Erasmus zurückläßt. Hutten kam nämlich landesflüchtig, arm und krank nach Basel. Hier glaubte er an Erasmus einen alten Freund zu finden, der ihn aufnehmen und ihm weiter helfen würde; doch nahm er sich zugleich vor, ihm auch wegen seines Betragens das Gewissen zu schärfen. Erasmus wollte aber einem solchen ihm unangenehmen Zusammentreffen ausweichen. Nun können wir es ihm, dem kränklichen, an eine stille Hausordnung gewöhnten Manne, nicht zu sehr verdenken, wenn er sich kein Vergnügen daraus machte, den Tisch und das Zimmer mit einem Manne zu theilen, der sich eben keinen Zwang anzuthun gewohnt war, der im Stande war, noch eine Schaar anderer Gäste mitzubringen, und Geld zu borgen, so viel er brauchte, und der (warum soll ich's verhehlen?) an einer ekelhaften Krankheit litt, die er, wie seine Feinde behaupten wollten, durch seine ungebundene Lebensart sich zugezogen haben sollte **).

Daß also der ängstliche, grämliche Erasmus dem irrenden Ritter sagen ließ, wenn er ihm nicht etwas ganz besonders Wichtiges zu eröffnen habe, so möge er sich den Besuch ersparen, weil er Unangenehmes davon befürchte, kann uns nicht zu sehr an ihm befremden; und wir könnten Erasmus in seiner Lage allenfalls entschuldigen, da er sich zu jeder anderweitigen Hülfleistung gegen Hutten bereit zeigte.

Allein weit mehr, als diese verzeihliche Sprödigkeit des Mannes, muß uns die Zweideutigkeit verletzen, womit er den Vorfall an Andere berichtete. An Melanchthon schrieb er nämlich: er habe den Besuch Huttens nicht aus bloßer Furcht vor dem Hasse der päpstlich Gesinnten

---

*) Vgl. den von mir bekannt gemachten Brief in den theologischen Studien und Kritiken Jahrg. 1832. S. 631.

**) Doch siehe dagegen Herder, Gallerie großer und weiser Männer (Werke zur Phil. u. Gesch. Bd. 13. S. 79). Eine treffliche Charakteristik Huttens giebt der Aufsatz von Stockmeier: Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 2. Bd. (Basel 1843) S. 55 ff.

abgelehnt, sondern vorzüglich deßhalb, weil dieser dürftige und von allem Nothwendigen entblößte Ritter nur ein Nest gesucht habe, wo er hätte sterben können; und nicht nur hätte er den prahlerischen Ritter selbst, sondern eine ganze Schaar angeblicher Freunde des Evangeliums mit beherbergen müssen. — In einem andern Schreiben aber, das bald nachher bekannt wurde, an einen gewissen Laurinus, sucht er sich rein zu waschen über die vernachlässigte Gastfreundschaft, und schreibt: Hutten war wenige Tage hier (und doch blieb Hutten 8 Wochen in Basel!); er besuchte mich, und ich ihn nicht; doch würde ich ihn nicht abgewiesen haben, wenn er zu mir gekommen wäre, denn ich liebe ihn noch immer als meinen alten Freund und als einen glücklichen und aufgeräumten Kopf. Seine übrigen Angelegenheiten gehen mich nichts an. Aber er konnte wegen seiner Kränklichkeit die geheizten Zimmer nicht verlassen, und ich kann sie nicht ertragen; und so kamen wir nicht zu einander*).

Hutten, dem der Basler Magistrat einen freundschaftlichen Wink geben ließ sich zu entfernen, verließ die Stadt, und begab sich nach Mühlhausen, von wo er eine heftige Streitschrift gegen Erasmus herausgab, in der es recht eigentlich darauf abgesehen war, die Charakterlosigkeit des Mannes so an den Pranger zu stellen, daß kein gutes Stück mehr an ihm bleiben sollte, ja ihn eigentlich moralisch zu vernichten. Erasmus blieb die Antwort nicht schuldig. Er vertheidigte sich mit Witz, und versetzte Hutten manchen empfindlichen Hieb wegen seiner Rohheit und Plumpheit, sowie über die Liederlichkeit seiner Aufführung**). Der flüchtige Ritter, der auch in Mühlhausen seines Bleibens nicht fand, ging darauf nach Zürich, und fand endlich, von den Wogen des Geschickes hin- und hergeschleudert, auf der Insel Ufnau sein Grab. Seine Feder und sein ritterliches Schwert waren beinahe

---

*) Auch dieß war nur eine Ausflucht; denn Hutten zeigte sich öffentlich auf dem Markte und ging oft an dem Hause des Erasmus vorbei.

**) Ueber diesen unerbaulichen Streit (Expostulatio Hutteni — Erasmi Spongia) vergl. Herder a. a. O. Münch, Hutteni Opp. T. IV. Wagenseil, U. v. Hutten nach seinem Leben u. s. w. Nürnberg 1823. Meiners, über das Leben und die Verdienste U. v. Huttens, in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer Bd. 3. S. 322 ff. — und (apologetisch für Erasmus) Stolz, Ulr. v. Hutten gegen Des. Erasmus u. s. w. (Uebersetzung beider Schriften.) Aarau 1813. Stockmeier a. a. O.

seine ganze Verlassenschaft. Edler hätte Erasmus gethan, nach dem Tode des Gegners den Streit ruhen zu lassen; aber die gereizte Eitelkeit siegte über die christliche Großmuth. In der Schrift gegen Hutten hatte Erasmus zugleich keine Gelegenheit gespart, die Welt zu versichern, daß er es nicht mit Luthern und seiner Partei halte. Bald darauf kam nun die Zeit, wo er offen gegen diesen selbst in den Kampf treten sollte.

Die in der letzten Stunde erzählte Streitigkeit mit Heinrich VIII. gab dazu Veranlassung. Nachdem der König wohl gesehen hatte, daß er vor Luthern nicht aufkommen möchte, hatte er Erasmus für seine Sache zu gewinnen gewußt, der, ohnedieß durch die Streitschriften gereizt und durch die päpstlich Gesinnten mehrfach aufgefordert, endlich die Feder ergriff, um gegen Luthern zu schreiben. Er wählte sich aber klüglich einen Gegenstand, wobei er auch in den Augen der Aufgeklärten und Hochgebildeten sich nichts vergab, im Gegentheil, wo er Gelegenheit hatte, der dumpfen Mönchstheologie Luthers gegenüber (wie sie ihm erscheinen mochte) eine freisinnige und doch mit der Kirche übereinstimmende Denkweise zu entwickeln.

Luther dachte nämlich in Beziehung auf die Lehre von der Gnade und dem freien Willen streng augustinisch. Er behauptete mit seinem Ordensheiligen, daß durch die Erbsünde alles Gute im Menschen zerstört und der freie Wille gänzlich in ihm verloren sei. Dieß mußte dem Erasmus bei seiner Art zu philosophiren als eine ungereimte und gefährliche Ansicht erscheinen, und hier glaubte er den schwachen Fleck in dem Lutherthum getroffen zu haben, wo er ihm am besten den Todesstoß beibringen könnte. Er schrieb also im Jahre 1524 seine Abhandlung vom freien Willen, welcher Luther die seinige vom gebundenen Willen entgegenhielt, und welche dann noch einen weitern Schriftenwechsel hervorrief, bei dem wir deutlich sehen, wie beide Männer von ganz verschiednen Anschauungsweisen ausgingen und daher auch die wichtige Frage ganz verschieden auffassen mußten. Erasmus faßte sie als Schulfrage; bei Luther war sie höchste Lebensfrage geworden. Erasmus beantwortete sie aus den Schulbegriffen, Luther von der Erfahrung seines Herzens aus. Von dieser hatte Erasmus keine Ahnung; er konnte daher auch seinem Gegner unmöglich in die Tiefen eines Geheimnisses folgen, das von innen heraus verstanden sein will. Daher führte auch der Streit zu keinem Resultat. Luthern aber stand es fest,

daß Erasmus von der Gnade nichts verstehe, weil er nicht durch die Schule des Kreuzes gegangen: und daraus erklärte er sich auch seine ganze, von weltlicher Klugheit geleitete Reformationsweise.

Wir richten nach dieser Abschweifung unsern Blick wieder auf die Reformationsgeschichte der Schweiz.

Wie in Wittenberg, so sehen wir auch in Zürich die unreinern Elemente der Reformation zu den reinern sich gesellen und einen falschen äußerlichen Freiheitseifer sich in das Werk heilsamer Besserung mischen. Nur mit dem Unterschiede, daß es hier nicht sowohl galt, mit entschiedener Kraft ein von außen her Eingedrungenes abzuwehren, als vielmehr mit Klugheit zu vermeiden, daß nicht von innen heraus selbst der böse Keim sich entwickle. Wenn die deutsche Reformation in Luthers Persönlichkeit erst rein und, wir dürfen beinahe sagen, in ihrem Ideale sich darstellt, und erst dann, nachdem sie Gemeingut geworden, mit gröberm irdischen Beisatze sich befleckte, so war dagegen die Aufgabe der Schweizerreformatoren, das, was unmittelbar aus dem Volke hervorging, zu leiten und zu zügeln, und dem daherbrausenden Waldstrom ein sicheres Bett anzuweisen.

Mißverstand der christlichen Freiheit war es, wenn in Zürich einige Bürger sich den kirchlichen Fasten nicht nur für ihre Person widersetzten, sondern auch ihr Gesinde zwingen wollten, an den geordneten Fasttagen Fleisch zu essen *). Die Obrigkeit, welche diesen Unordnungen begegnen wollte, beauftragte Zwingli und seine Amtsgenossen, das Volk hierüber in Predigten zu belehren. Zwingli that dieß nicht nur in seinen Vorträgen, sondern ließ auch eine eigene Druckschrift ausgehen **), worin er nach Anleitung des Apostels Paulus, der gegen ähnliche Mißverständnisse zu kämpfen hatte, zeigte, wie die wahre christliche Freiheit nicht in äußerlichen Dingen bestehe, in Essen und Trinken, sondern in Erneuerung der Gesinnung. Ungeachtet dieses vorsichtigen Verfahrens von Seiten der Regierung und Zwingli's erhob der Bischof von Constanz dennoch großen Lärm über das Vorgefallene, und sandte eine geistliche Deputation nach Zürich, mit welcher Zwingli zugleich vor

---

*) Wirz IV. 1. S. 217. Der aus Basel vertriebene Röublin hatte an diesen Unordnungen vorzüglich Theil genommen.

**) Von Unterscheid der Spysen, von Aergerniß und Verböserung, bei Schuler und Schultheß I. 1.

dem versammelten Rathe erschien. Er berief sich auf seine bisherige Predigtweise, die den Gliedern des Raths, meist eifrigen Zuhörern von ihm, bekannt war, und schlug selber der Regierung vor, die Fasten als eine äußere kirchliche Anordnung so lange bestehen zu lassen, bis man darüber sich allgemein aus freier christlicher Ueberzeugung verständigt haben würde. Der Bischof von Constanz gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern gab einen Hirtenbrief an alle Priester und Laien seines Sprengels heraus, worin er gewaltige Klage darüber führte, daß gerade jetzt, zu einer Zeit, wo der Türke über die Christenheit herfalle, sich solche Unordnungen in der Kirche erhöben; er beschwerte sich sehr darüber, daß aller Orten Gelehrte und Ungelehrte über göttliche Dinge, über die Geheimnisse und Ceremonien der Kirche mit einander disputirten, und schrieb eine eigene Gebetsform vor, welche jedesmal über der Messe sollte gesprochen werden, um Abwendung des Uebels, das von der neuen Lehre her drohte. Auch an Propst und Capitel von Zürich wendete er sich deßhalb in einem besondern Schreiben. In seinen Bemühungen sah sich der Bischof durch die in Luzern versammelte Tagsatzung unterstützt, welche ein Predigtverbot an alle die Priester erlassen wollte, welche, ihrer Meinung zufolge, den Frieden störten und Unruhe stifteten. Zwingli und seine Freunde suchten jedoch alles auf dem Wege freundlicher Belehrung zu vermitteln. Sowohl an den Bischof, als an die Eidgenossenschaft erließen sie mahnende Schreiben, worin sie die Nothwendigkeit einer Reformation darzuthun suchten*). Allein dieß reizte die Gegner nur noch mehr zu gewaltsamen Maaßregeln. Schon wurden mehrere Anhänger Zwingli's verklagt und ihrer Stellen entsetzt. Ihm selbst ward mehrere Mal nach dem Leben getrachtet, und nur der gütigen Leitung der Vorsehung und der Wachsamkeit seiner Freunde hatte er es zu danken, wenn die Anschläge vereitelt wurden**). Die Zahl dieser ächten Freunde und Verehrer Zwingli's mehrte sich aber zusehends. Auch Leo Judä war unter der Zeit nach Zürich gekommen und predigte bei St. Peter nach derselben Lehre, die Zwingli im Münster verkündete; desgleichen Caspar Großmann im Spital, Simon Stumpf zu Höngg, Ulrich Pfister zu

*) Siehe die Schrift: Ein fründlich Bitt und Ermanung etlicher Priester der Eidgenossenschaft u. s. w. bei Schuler u. Schultheß I. 30.

**) Siehe Wirz IV. S. 234 ff.

Uster, und manche andere. Die Controvers wurde nicht nur schriftlich, sondern auch von der Kanzel herab geführt, und es ereignete sich sogar wohl der Fall, daß der Prediger mitten in seinem Vortrage von den Zuhörern unterbrochen und zu Rede gestellt wurde. So unterbrach einst Leo Judä einen Augustinermönch, der auf die neue Lehre geschimpft hatte. Die Kirche war nun freilich nicht der Ort, wo solche gegenseitige Erörterungen hingehörten, und es war daher wohl gerathener, einen eigenen Act der Disputation zu seiner Zeit und an seinem Orte hervorzurufen. Zwingli veranlaßte die Regierung zu einem solchen Schritte. Diese erließ demnach eine Aufforderung an alle Geistliche ihres Gebiets, den 29. Januar 1523 auf dem Rathhause zu Zürich zu erscheinen, wo auf dem Wege des gelehrten Streites zwischen beiden Parteien die Wahrheit ermittelt werden sollte. Auch der Bischof von Constanz und die zu Baden versammelten Abgeordneten der Stände, sowie mehrere Gelehrte der benachbarten Kantone, wurden zu dieser „Disputation", welche deutsch gehalten werden sollte, eingeladen. Von Bern kam Sebastian Meyer, von Schaffhausen Doctor Sebastian Wagner (Hofmeister). Oekolampad hingegen schlug die Einladung aus. Ihm war es klar geworden, was die Erfahrung hintennach bestätigte, daß bei solchen öffentlichen Religionsgesprächen in der Regel nicht viel herauskomme, obwohl gerade die Züricher Disputationen, namentlich die zweite unter ihnen, eine rühmliche Ausnahme machen dürften. „Was erzeugt," so äußert sich der friedliebende Oekolampad, „die Dis„putation anderes als Zank, der Zank anderes als offene Händel? was „diese anderes als Haß? Wo aber Haß ist, wie kann da die Wahrheit „Eingang finden?"*).

Den 29. Januar 1523 versammelten sich früh Morgens an 600 Fremde und Einheimische auf dem Rathhause zu Zürich. Auch von mehrern fremden Universitäten waren Doctoren und Prälaten zugegen. Bürgermeister Röust eröffnete die Handlung mit einer Rede und forderte jeden auf, der gegen den Magister Zwingli Lust hätte in die Schranken zu treten. Der Vicar des Bischofs von Constanz, Faber,

*) Quid parit disputatio quam disceptationem? quid disceptatio? lites; quid lites? odium. Ubi odium, quomodo veritati salvus est locus? in einem Briefe an Hedio vom 21. Januar; vgl. oben Melanchthons Ansichten über die Leipziger Disputation.

nahm das Wort und suchte zu zeigen, wie hier nicht der Ort sei, über Glaubenssachen zu streiten. Wenn Zwingli als Privatmann zu ihm nach Constanz kommen wolle, so werde er ihn gastfrei aufnehmen und ihm alles Gute erweisen; aber zu disputiren sei er nicht gewillt. Die katholische Lehre sei nun einmal so von Alters her, und darum solle man sie auch nicht abändern. Uebrigens solle man die bevorstehenden Verhandlungen des Reichstages zu Nürnberg und ein allgemeines Concil abwarten; oder wenn man disputiren wolle, so müsse dieß auf den hohen Schulen zu Cöln, Paris oder Löwen geschehen. — Zwingli aber erinnerte gegen diese Reden des Vicars (ähnlich wie Luther gegen das päpstliche Schreiben an den Nürnberger Reichstag), daß es hier nicht auf Alter und Gewohnheit, sondern auf die Wahrheit selbst ankomme. Was die Concilien beträfe, auf die Faber noch warte, so sei die hier versammelte Synode von Pfarrern ein eben so gültiges Concil, als eins von Bischöfen, denn in der alten Kirche wolle ein Bischof nicht mehr bedeuten als ein Aufseher, Wächter oder Pfarrer, und Christus habe gesagt: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Der Gutachten von Universitäten könne man auch entbehren, da hier in Zürich so viele gelehrte Leute zu finden seien, als immer auf einer der genannten hohen Schulen. Als Richtschnur gelte die heilige Schrift. Diese sei auch in Zürich vorhanden in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, und es komme also vor allem auf die richtige Sprachkenntniß und Auslegung an. Faber meinte aber dagegen, man könne nicht verlangen, daß jeder Pfarrer die Grundsprachen der Bibel verstehe. Der Apostel sage ja selbst, es gäbe der Gaben viele, und so sei auch die Sprachengabe eine besondere, welcher Gnaden oder Gaben er sich nicht rühmen dürfe, „so ich in „hebräischer Sprache nicht erfahren, in griechischer nicht wohl berichtet „bin, das Lateinische aber ziemlich verstehe“ *).

Als Zwingli seine Rede geendet, forderte der Bürgermeister noch einmal die Versammlung auf: wer Einwendungen gegen die neue Lehre zu bringen habe, möge es thun. Zwingli selbst unterstützte diese Aufforderung. Allein lange wollte keiner den Angriff wagen. Da ließ sich

*) Vgl. die Acten der Disputation nach Hegewald bei Schuler und Schultheß I. 105 ff. u. die dort angeführten Zusätze aus andern.

die Stimme eines Zuschauers von der Thürschwelle her vernehmen: „Wo „sind nun die großen Hansen, die auf der Gasse so tapfer pochen? Tre„tet nun herfür: hie ist der Mann; ihr könnt wohl alle hinter dem „Wein reden, aber hier will sich keiner regen." Ein allgemeines Gelächter erscholl, und Faber, um die Ehre zu retten, mußte sich nun wohl oder übel in ein Gespräch einlassen. Man stritt vorzüglich über die Fürbitte der Heiligen und die Messe. Außer Zwingli und Faber nahmen auch Meyer von Bern, Hofmeister von Schaffhausen, und Doctor Blansch von Tübingen, Theil an dem Kampfe. Dem Gange des Gesprächs selbst zu folgen, würde uns zu weit führen. Es zeigte sich hier dasselbe wie auf der Leipziger Disputation, und wie es sich in der Folge überall wieder zeigte, daß man schon über die Vordersätze, von denen man ausgehen sollte, verschiedener Ansicht war, indem die einen sich auf die heilige Schrift als auf den einzigen Glaubensgrund, die andern auf die Ueberlieferung der Kirche, auf die Autorität der Kirchenversammlungen u. s. w. beriefen. Der Rath von Zürich, der schon im Jahre **1520** ein Gebot hatte ausgehen lassen, daß man nur nach der Schrift predigen solle, erließ nun auch jetzt folgenden Beschluß: Da niemand den Magister Ulrich Zwingli aus der heiligen Schrift habe einer Ketzerei überführen können, so solle er fortfahren wie bisher, nach bester Meinung das heilige Evangelium und die ächte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes und seinem besten Vermögen zu verkünden. Es sollen auch alle andere Leutpriester, Seelsorger und Prädicanten zu Stadt und Land nichts vornehmen, noch predigen, als was sie mit dem heiligen Evangelium und rechter göttlicher Schrift bewähren mögen, im Uebrigen aber alles Schmähens sich enthalten. Nachdem dieser Rathsbeschluß ergangen, brach Zwingli in die Worte aus: „Gott sei Lob „und Dank, der sein heiliges Wort im Himmel und auf Erden will „herrschen lassen! Es wird ohne Zweifel der allmächtige Gott euch, „meine Herren von Zürich, in anderm auch Kraft und Macht verleihen, „daß ihr die Wahrheit Gottes, das heilige Evangelium in eurer Land„schaft handhabet und zu predigen fördert. Habet dessen keinen Zweifel. „Der allmächtige, ewige Gott wird euch das auf anderm Wege ersetzen „und Belohnung geben. Amen*)."

---

*) Von beiden Seiten erschienen Beschreibungen der Disputation, s. Schu-

Einen merkwürdigen Zug aus dieser Disputation muß ich noch mittheilen, der uns einen Begriff giebt von der Dürftigkeit der theologischen Studien. Als Zwingli darauf drang, daß jeder Pfarrer die heilige Schrift, oder wenigstens das Neue Testament in der Grundsprache lesen sollte, fragte einer der anwesenden Geistlichen: Wie soll ein Pfarrer, der eine kleine Pfrund hat, so viel aufbringen, um ein Neues Testament zu kaufen? Worauf ihm Zwingli antwortete: Es ist, so Gott will, kein Priester so arm, wenn er sonst gern lernen will, er mag ein Neues Testament kaufen. Etwa findet er auch wohl einen frommen Bürger oder einen andern Menschen, der ihm eine Bibel kauft oder Geld vorstreckt, daß er eine mag bezahlen.

Bald nach der Disputation geschahen nun mehrere Schritte in Zürich, die Reformation zu verwirklichen. Den Anfang machten die Klosterfrauen im Stifte Oetenbach, denen Zwingli seit einiger Zeit gepredigt hatte, und von welchen mehrere den Wunsch hegten auszutreten; was ihnen gestattet wurde. Auch die Mönche im Kloster Kappel nahmen erst eine Reformation bei sich vor, dann traten mehrere aus und verehelichten sich; die gelehrtern unter ihnen wurden Pfarrer, die ungelehrtern fingen ein nützliches Handwerk an.

Ebenso fing auch in dem Chorherrnstifte, das früher gegen Zwingli gestimmt war, ein besserer Geist sich zu regen an. Die Mehrheit der Chorherren kam der Regierung selbst mit dem Wunsche entgegen, eine bessere Einrichtung zu treffen. Statt des bisherigen Horengesanges und der todten Ceremonien sollten erbauliche Studien und wissenschaftliches Leben der Zweck dieser Vereinigung sein, was auch ursprünglich in der Absicht des Stifters, Karls des Großen, gelegen. Somit wurde also das Stift zu einer Schulanstalt und besonders zu einer Vorbildungsanstalt für künftige Theologen, und erhielt eine den damaligen Bedürfnissen vollkommen entsprechende Einrichtung, die sich bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts erhalten hat.

Nicht nur aber bei der Reformation einzelner Anstalten wollte man stehen bleiben. Der öffentliche Gottesdienst wurde nun immer mehr einer vielfachen Umgestaltung unterworfen. An die Stelle des lateini-

---

ler u. Schultheß a. a. O. Auch an satyrischen Flugschriften fehlte es nicht: dahin gehört das Gyrenrupfen, das einige Bürger von Zürich gegen Faber aufsetzten. Vgl. Hallers Biblioth. III. S. 74 ff.

schen Gottesdienstes trat deutscher Gesang und deutsche Liturgie. Ebenso wurden bei der Taufe überflüssige und abergläubische Gebräuche weggelassen, worin die reformirte Kirche abermals weiter ging, als die lutherische, welche z. B. den Exorcismus noch lange beibehielt. Allein auch dieß waren immer nur vereinzelte Schritte zur Verbesserung. Zwei Hauptgegenstände lenkten die Aufmerksamkeit des kirchlichen Volkes auf sich, an denen bisher die Sinne am meisten gehangen — die Messe und die Bilder. In Beziehung auf die erstere wollte Zwingli erst schriftlich die Gemüther vorbereiten. Was aber die Bilder betrifft, so kam ihm jetzt ein Mann zuvor, der in der Folge eine ähnliche Geistesrichtung wie Karlstadt und die Zwickauer Propheten an den Tag legte, Ludwig Hetzer. Dieser erließ eine Schrift unter dem Titel: „Urtheil Gottes, wie man sich mit den Bildern halten solle.“ Die heftige Schrift machte großes Aufsehn unter dem Volke und führte zu ähnlichen Schritten hin, wie wir sie zu Wittenberg bedauert haben. Ein förmlicher Bildersturm fing an loszubrechen, an dessen Spitze sich ein Schuster, Nik. Hottinger, stellte, der in wahrhaft vandalischem Geiste sich äußerte: er wolle gern einen Eimer Wein an das Spital geben, wenn man ihm erlaube, alle Gemälde und Votivtafeln auf der Wasserkirche zu zerschlagen*). Dieser durchstürmte mit seiner Bande die Stadt. Ein großes Crucifix in Stadelhof beim obern Stadtthore wurde umgeworfen; und ähnlich wäre es den übrigen ergangen, wenn man nicht Einhalt gethan hätte. Aehnlichen Unfug hatte auch schon früher sein Genosse Lorenz Hochrütiner verübt, der mit einigen seiner Cameraden in die Frauenmünsterkirche einbrach, daselbst die Lampe mit dem ewigen Lichte zertrümmerte, das Oel verschüttete und unter spottenden Geberden seine Genossen damit besprengte. Solche Frevel konnte die Regierung nicht ungeahndet lassen. Die Thäter wurden gefangen gesetzt; doch sollte das Urtheil über sie noch verschoben werden, bis sich die Meinung über die Heiligkeit der Bilder würde aufgeklärt und nach Gottes Wort berichtigt haben. Demnach ward auf den October eine zweite Disputation veranstaltet, auf welche abermals sowohl der Bischof, als die Kantone der Eidgenossenschaft eingeladen wurden.

---

*) Er scheint zwar nach Bullingers Zeugniß einige Bildung gehabt zu haben. Aber eben diese Halbbildung führte auch hier zum Radicalismus. Vgl. Hottinger (Fortſ. von Joh. v. Müller) VI. S. 450.

Auch dießmal erfolgten mehrere abschlägige Antworten und Entschuldigungen; doch erschienen auch jetzt angesehene Männer auf derselben, wie Joachim von Watt (Vadianus) von St. Gallen, dem, nebst Christoph Schappeler von Memmingen und Sebastian Hofmeister, das Präsidium übertragen wurde.

Der Gang dieses Gesprächs ist äußerst merkwürdig, da sich auf demselben bereits mehrere abweichende Ansichten auch unter den Freunden des Evangeliums kund gaben in Beziehung auf die Bilder und deren Gebrauch in der Kirche, sowie in Beziehung auf das Fasten und andere Dinge. Wenn sich jetzt schon Stimmen vernehmen ließen, wie die eines Simon Stumpf und Conrad Grebel, welche in jeder Hinsicht zu einem fanatischen Radicalismus hinneigten und, auf Eingebungen des Geistes sich berufend, an kein äußeres Gebot sich kehren wollten: so muß es doppelt wohlthun, die Stimme der Mäßigung aus dem Munde eines andern Mannes zu vernehmen, der mit evangelischer Weisheit und Milde den Sturm zu beschwichtigen unternahm, und, selbst auf die Gefahr hin, von Zwingli und seinen Freunden verkannt zu werden, nach der rechten Mitte hinlenkte. Es war dieß der Johanniter-Comthur von Küßnacht, Conrad Schmidt*), ein Mann nach dem Herzen Gottes, fromm und ehrwürdig, von keiner Leidenschaft bewegt, ruhig in seinem Innern, würdig im Aeußern, besonnen im Reden und Handeln. Dieser nahm das Wort. Er zeigte, wie man in allem von Gottes Wort und dem reinen Evangelium ausgehen müsse. Dieses lehre uns Christum als den einzigen Mittler erkennen, dem allein Ehre gebühre und keinem andern. Wenn man also zu den Heiligen hinlaufe und sie verehre statt des lebendigen Christus, so sei dieß allerdings Abgötterei. Und diesen falschen Glauben an die Heiligen müsse man vor allem suchen durch die Predigt des göttlichen Wortes abzuthun. Dieß müsse vorangehen, ehe man die äußern Bilder entferne, auf die nicht so viel ankomme. „Man soll," so sagt der besonnene Mann, „dem Schwachen seinen Stab, daran er sich hält, „nicht aus der Hand reißen, man gebe ihm denn einen andern; sonst „fällt man ihn gar zu Boden. Gesetzt, es sei auch ein wankendes Rohr,

---

*) Vgl. über ihn das mit einem schönen Bildniß des Mannes versehene Neujahrsstück der Chorherren für die Zürcherische Stadtjugend. 1825.

„auf das er sich stütze, so lasse man es ihm in der Hand und zeige ihm „einen starken Stab dabei: so läßt er gutwillig selbst das Rohr fallen „und greift nach dem starken Stabe. Also lasse man den Blöden und „Schwachen die äußerlichen Bilder stehen, daran sie sich noch halten, „und berichte man sie zuvor, es sei kein Leben, Heiligkeit oder Gnade „darinnen. Man richte dabei einen starken Stab auf, Christum „Jesum, den einigen Tröster und Helfer aller Betrübten: so werden sie „von selbst finden, daß sie der Bilder nicht mehr bedürfen, und sie gut„willig fahren lassen und Christum ergreifen. Wer das wahre Bild „Christi in seinem Herzen hat, dem kann das äußerliche Bild nicht mehr „schaden, wenn er auch gleich noch davon abhängig ist. Auch Paulus „ließ bei den Athenern Bild Bild sein, er ließ die Bilder stehen, lehrte „aber blos, es sei keine Gnade und Gottheit in ihnen!" — — Aehnlich erklärte sich Schmidt wegen des Fastens. Auch hier solle man den schwachen Bruder nicht ärgern; auch hier berief er sich auf des Apostels Beispiel, der gesagt hatte, er wolle lieber seine Lebtage kein Fleisch mehr essen, als daß er einen Bruder ärgere. Nur in den zum Glauben nothwendigen Dingen solle man sich vor keinem Aergerniß scheuen.

So trefflich und wohlgemeint indessen diese Ermahnungen waren, so fanden sie nicht allgemeinen Beifall, und selbst Zwingli war damit unzufrieden. Und in der That bleibt es immer schwer, zu entscheiden in wichtigen Zeitpuncten, wie weit das System der Mäßigung ausreiche, und wie weit das, was in ruhigen Zeiten dem unbefangenen Verstande sich empfiehlt, anwendbar sei, wo die Gemüther erhitzt und schon fortgerissen sind in der Bahn des einen oder andern Extrems. Auch das bessere juste milieu hat hier immer einen schweren Stand, und dem friedlichen Doctrinär verschließt sich das Ohr der Menge, während Aller Blicke an dem Munde des begeisterten Parteiredners hangen, der entweder rechts oder links mit entschiedener Kraft hinsteuert. Gewiß war des Comthurs Absicht die trefflichste und redlichste von der Welt. Seine Nachgiebigkeit war nicht die feige, berechnende eines Erasmus, sondern es war eine ähnliche, wie sie später Melanchthon zeigte, die Nachgiebigkeit des christlichen Weisen, der aus Liebe zu Christo und seinem Frieden, nicht aus Menschenfurcht und weltlicher Friedensliebe das Harte und Gewaltsame meidet. Und dennoch können wir es Zwingli und Seb. Hofmeister nicht verargen, wenn sie sich nicht

ganz in diese mildere Weise ihres Freundes fügen konnten, gerade jetzt nämlich, in diesem Augenblicke. Seb. Hofmeister unterbrach den Comthur mit der Bemerkung, daß er sich zu sehr im Allgemeinen halte und dadurch von der Sache abschweife, auf die es hier ankomme; und Zwingli entgegnete ihm Folgendes: „Wenn mein Herr und Bruder, der „Comthur, bemerkt, man solle zuvor jedermann durch das göttliche „Wort unterrichten, so gefällt mir dieß gar wohl, und ich hoffe, Leo „und ich haben uns hierin nicht säumig finden lassen; aber, daß ihr „meinet, die Bilder seien Stäbe oder Stecken der Blöden, das walt' „Gott! Hätten die unnützen Pfaffen und Bischöfe das Wort Gottes, so „ihnen empfohlen, ebenso ernstlich gepredigt, als sie unnützen Dingen „nachgelaufen sind, so wäre es nie dazu kommen, daß der arme Laie „Christum hätte ab der Wand und ab den Briefen [Gemälden] müssen „kennen lernen." — Das Beispiel des Paulus bei den Athenern (das übrigens auch Luther gegen die Zwickauer angeführt hatte) will Zwingli *hier* nicht gelten lassen: die Athener seien Heiden gewesen und hätten noch nichts Besseres gekannt; anders sei es bei den Christen. Die sollen das Bessere kennen, und darum dürfe man bei ihnen den Mißbrauch um so weniger dulden. Wenn man übrigens mit dem Abschaffen unnützer Gebräuche warten sollte, bis das Aergerniß aufhörte, so käme man gar nicht dazu. Auch werden wir in unserm Innern nie so gut werden, daß daraus von selbst der Sieg über alles Aeußere folgt. Deßhalb sollen wir dem klaren Worte der Schrift Gehör geben, die keine Bilder duldet, am wenigsten die goldenen und silbernen, deren Werth der Armuth entzogen ist. — Mit dieser Rede gab sich auch der Comthur zufrieden. Nachmittags wurde auf ähnliche Weise über die Messe gestritten. Auch *hier* suchte Schmidt zu zeigen, wie man nicht alles über den Haufen werfen müsse; allerdings soll man das Volk belehren, daß die Messe kein *Opfer* sei, denn man *bringe* darin nicht Gott etwas *dar*, sondern man *empfange* von ihm in dem heiligen Abendmahl Vergebung der Sünde, Barmherzigkeit und das ewige Leben. Nichts desto weniger aber sei es ein hartes Wort, wenn einige geradezu sagten, die Messe sei vom *Teufel*. „Ueberhaupt müssen wir „auf dem Lande (setzte er hinzu) oft Gröberes hören, als ihr in der „Stadt." Zwingli selbst gestand, daß einige härtere Aeußerungen von ihm möchten zu gröbern Uebertreibungen geführt haben, was er sehr be-

dauere. Auch hier fand indessen mehr ein friedlicher Austausch der Gedanken und eine freundschaftliche Verständigung über abweichende Puncte, als eine heftige Disputation statt; denn die eigentlichen Gegner, die Freunde des Papstthums, hielten sich stille bis auf wenige Ausnahmen: und es waren also mehr die verschiedenen Modificationen des Neuen, die hier mit einander in Kampf geriethen, als das Neue mit dem Alten. Eben deßhalb aber war diese Disputation fruchtbarer, als die meisten übrigen in der Reformationsgeschichte, weil man über die Principien im Ganzen einverstanden war, und nur die Anwendungen verschieden ausfielen. Würdige Reden schlossen die Verhandlung, mit denen auch wir die heutige Vorlesung schließen wollen. Zuerst nahm der treffliche Comthur Schmidt das Wort. Nachdem er darauf angetragen hatte, nichts zu übereilen, wandte er sich an die anwesenden Glieder der Regierung mit den Worten: „Ihr lieben Herren habt bisher manchem weltlichen Fürsten in seine Herrschaft geholfen um Geldes willen. Helfet „nun um Gottes willen Christo, unserm Herrn, wieder in seine „Herrschaft, daß er in euern Gebieten allein angebetet, geehrt und angerufen werde, daß er in uns Christen allein herrsche und regiere, und „von den Eurigen geachtet werde, wozu ihn sein Vater gegeben, „für den einigen, wahren Mittler, Erlöser und Erretter. Nehmet „denn die Sache tapfer und christlich zur Hand! — Ließe man „Christum allein Herr und Meister sein über alle Dinge, ihn ruhig „sein Werk in uns vollbringen, so hätten wir unter einander brüderliche Ruhe, christlichen Frieden, göttliche Huld und Gnad' hie in Zeit „und darnach das ewige Leben. Das verleihe Gott euch und allen Christen. Amen."

Und derselbe Seb. Hofmeister, der ihn früher als Gegner unterbrochen hatte, stimmte ein in das Amen des gottseligen Redners mit den Worten: „Gebenedeit ist die Rede deines Mundes!"

Nachdem nun Vadian die Versammlung aufgefordert, ob noch jemand zu sprechen Willens sei, ergriff Zwingli abermals das Wort und sprach: „Gnädige Herren, und ihr alle, lieben Brüder! Ich bitte „euch dringend, fest an dem Worte Gottes zu halten. Wer dieß thut, „den verläßt auch der Herr nicht. Mit Schmerz hab' ich vernommen, „wie gestern Abend da und dort geredet worden sei, man wolle jetzt das „Blut und den Leib Christi in die Schlaftrünke ziehen. Nein! das will

„gewiß Niemand.“ Die Wahrnehmung, so mißverstanden zu werden, that ihm so leid, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte, und sein Freund Leo mußte für ihn das Wort nehmen. Dieser sprach: „So „Gott will, werden wir alle beim Evangelium bleiben, und gern will „ich, wenn's Noth thut, mein Leben dafür lassen. Den Leib mag man „tödten, die Seele nicht. Die Schrift aber lasset uns nie zum Zank, nie „zur Prahlerei, sondern zur Besserung unseres Lebens gebrauchen. Und „so ich im verflossenen Gespräch jemand vielleicht zu hart angeredet, bitte „ich, daß er mir dasselbe verzeihe“. Auch Zwingli bat noch einmal, man möchte ihm „seine ungeschickten Worte verzeihen“.

Darauf legten die Präsidenten ihr Amt nieder, und Vadian sprach die Hoffnung aus, die Regierung werde wohl Mittel und Wege finden, das Wort Gottes zu handhaben, ohne die Schwachen zu ärgern. Das verhieß der alte Bürgermeister Röust, der 18 Jahre lang an der Spitze der Geschäfte gestanden. „Ich selbst,“ sagte der bescheidene Mann, „urtheile zwar von geistlichen Dingen wie der Blinde von der Farbe. „Darum aber eben müssen wir bei dem Worte Gottes Rath holen. „Bittet nebst mir alle, daß seine Gnade mit uns sei.“

In dieser gehobenen Stimmung empfahl man die wegen der begangenen Excesse Gefangenen der Gnade des Raths, gab sich treuherzig die Hände, und schied in Frieden von einander*).

*) Vgl. auch über diese zweite Disputation die Actenstücke in der Schuler und Schulthessischen Ausgabe der Werke Zwingli's Bd. I. S. 459 ff.

Sechszehnte Vorlesung.

Weitere Reformation in Zürich. Hottingers Tod. Zürichs Verdienste um die Reformation. — Bern. (Clara May. Valerius Anshelm und seine Frau. Das Kloster Königsfelden. Joh. Heim und Seb. Meyer verwiesen.) — Basel. (Wilhelm Farel und seine Disputation. Stephan Stör. Einige Fortschritte zur Reformation.) — Mühlhausen. Biel. Solothurn. Freiburg. Schaffhausen. (Seb. Hofmeister. Erasmus Ritter.) St. Gallen. (Vadianus, Keßler u. a.) Appenzell. Glarus. Graubündten. Wallis. Luzern. — Die Urkantone und ihr Verhältniß zum Katholicismus. — Vergleichung der deutschen und schweizerischen Reformation. — Einzelne Excesse der letztern. (Thomas Plater und das Heiligenbild.)

Die zweite Disputation zu Zürich (Oct. 1523), mit der wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, hatte einen für das Reformationswerk gesegneten Erfolg. Die Strafe gegen die Unruhstifter in Beziehung auf die Bilder konnte zwar nicht unterbleiben, fiel aber mild aus. Der Schuster Hottinger, der sich am meisten verfehlt hatte, wurde auf 2 Jahre verwiesen, fiel jedoch in Baden den Eidgenossen in die Hände, und wurde, trotz der Fürbitte, die Zürich für ihn einlegte, durchs Schwerdt hingerichtet. Er starb mit großer Standhaftigkeit. Als er von dem Schafot aus noch an das Volk reden wollte, ward ihm solches auf rohe Weise verwehrt. „Wir sind nit von Predigens wegen hie", sagte der Amman von Uri, Jakob Troger; „es darf des Schwätzens nit, ußhin mit ihm!" Der Vogt von Luzern sprach: „Einmal „muß ihm sein Kopf ab; wächst er ihm aber wieder, so wollen wir auch „seinen Glauben annehmen". Hottinger erwiederte: „Mir geschehe nach

„dem Willen Gottes; der verzeihe allen denen, die wider mich sind und „mich zum Tod fördern. Zum Herrn am Kreuz ward auch gesprochen: „Komm herab, so wollen wir an dich glauben." — Das Crucifix, das man ihm vorhielt, verschmähte er, und wies hin von dem hölzernen auf das wahre Kreuz, das uns selig macht, nämlich auf Christi Leiden und Tod. Zu den Umstehenden sprach er: „Weinet nicht über mich, sondern über euch selbst." Das Vaterunser und den christlichen Glauben betete er mit großem Ernste, und befahl seinen Geist in die Hände seines Gottes und Erlösers.

Ohne Aufschub ging man nun aber in Zürich selbst an die Ausführung der Reformation auf dem Wege des Gesetzes und der Ordnung. Zwingli ward beauftragt, eine schriftliche Anleitung zur Verkündung des göttlichen Wortes zu verfassen, nach welcher sich die Prediger fortan zu richten hätten *). Diese, sowie die Verhandlungen des Gesprächs, wurden an den Bischof und die Hochschule zu Basel, an die Bischöfe zu Chur und Constanz und an die 12 Orte der Eidgenossenschaft geschickt, fanden aber, wie sich denken läßt, nicht überall günstige Aufnahme. Auch in Zürich selbst regte sich noch Widerspruch von Seiten einiger Chorherren; und damit sie diesen Widerspruch könnten laut lassen werden, wurde eine dritte Disputation gestattet, die jedoch nichts änderte an dem Bisherigen. Und so erließ denn um Pfingsten 1524 die Regierung von Zürich ein Reformationsmandat, worin die Mißbräuche der Messe als abgeschafft erklärt, und dagegen täglich früh am Vormittag eine Predigt zu halten verordnet ward, „dieweil die menschliche Seele am besten von dem lebendigen Worte Gottes gespiesen wird." An den Festtagen soll das Sacrament nach Inhalt und Form der heil. Schrift in beiderlei Gestalt und in deutscher Sprache gespendet werden. Die Bilder sollen abgeschafft werden. Doch damit alles ordentlich zugehe, so verordnete die Obrigkeit besondere Leute, denen das Geschäft übertragen wurde. Was bisher auf den Zierrath der Bilder verwendet worden, das sollte hinfüro den Armen zu gut kommen, welche nach dem Bildniß Gottes geschaffen sind. „Es ist indeß nicht unsere Absicht," fährt die Regierung in ihrem Mandate fort, „jemanden mit Gewalt in Glaubens-„sachen zu zwingen; wohl aber dürfen die Lehrer nichts anderes als das

*) Bei Schuler und Schultheß I. S. 541.

„göttliche Wort verkündigen. Darüber zu wachen, ziemt unserm obrig„keitlichen Amte. Endlich sollen alle Schimpfreden aufhören, denn wir „sind zum Frieden berufen. Hat einer den wahren Glauben, der sage „Gott dafür Dank, und belehre den Bruder durch ein gutes Beispiel mit „Liebe. Die Liebe duldet, sie vereinigt und baut alle Dinge auf. So sei „denn das Werk im Namen Gottes und mit der Hoffnung begonnen, er „werde mit seiner Hand das Schiff selber führen." *)

Der Stadt Zürich gebührt also unstreitig das Verdienst in der Geschichte der Reformation, den übrigen Ständen mit kräftigem Beispiel vorangeschritten zu sein, wozu freilich die Anwesenheit von Zwingli's Person vieles beitrug, aber auch nicht weniger der Muth einer sich nach außen stark fühlenden Regierung und Bürgerschaft. Weniger, als in der Stadt, zeigte man sich auf dem Lande durchgängig den Neuerungen geneigt, theils weil die einen die altnachbarlichen Verhältnisse mit Zug und Schwyz nicht gern störten, theils weil die andern, namentlich die Anwohner der Grafschaft Baden, am meisten den Anfällen der Gegner ausgesetzt waren. Ja von einigen Gegenden her ließ man die Regierung bitten, nicht zu rasch zu verfahren **). „Gern werden wir," so ward von Altstätten und Albisrieden gemeldet, „Leib und Gut zu einer lob„lichen Stadt [Zürich] setzen, aber wird diese dann nicht etwa ihre Thore „schließen, unbekümmert um uns Verlassene?" Und die von Thalweil äußerten sich also: „Fanget doch, gnädige Herren, um einer oder zwei „Personen willen, seien es Geistliche oder Weltliche, keinen Krieg an, „obwohl uns trefflich gefällt, was ihr bisher gehandelt habt." — Damals also reformirte die Stadt dem Lande zu schnell, und in unsern Zeiten vermögen die Städte dem reformatorischen Schwunge des Landes nicht nachzufliegen! So ändern sich Zeiten und Verhältnisse.

Aber nicht das Landvolk von Zürich allein, die sämmtlichen übrigen Stände der Eidgenossenschaft, mit Ausnahme Schafhausens, sahen den Schritt Zürichs, die einen geradezu für einen Frevel, die andern wenigstens für eine Uebereilung an. So sehr auch bereits in Basel und Bern das reinere Licht christlicher Erkenntniß angefangen hatte, die Finsterniß zu verdrängen, so wenig war noch die Kraft vorhanden, sich für die

*) Siehe Hottinger (Forts. v. Joh. v. Müller) VI. S. 471.
**) Hottinger a. a. O. S. 478.

neue Ordnung der Dinge unbedingt zu entscheiden, und an das kräftig voranschreitende Zürich sich anzuschließen. Die Waldstädte und Freiburg äußerten sich am stärksten gegen Zürichs Beginnen; doch aus Grundsatz, weil sie einmal Freunde des Alten waren. Aber Bern, Basel, Solothurn, Glarus, Appenzell nahmen eine neutrale und vermittelnde Stellung ein. Sie wollten der Bundesstadt blos freundliche Vorstellungen machen, immerhin aber Vorstellungen dagegen, daß sie der neuen Lehre zu viel Einfluß und zu raschen Fortgang gestatte. Zürich ließ sich jedoch von dem einmal betretenen Wege nicht abbringen; und bald hatte es die Genugthuung, daß die meisten der eben genannten milder gestimmten Stände selbst über kurz oder lang zur Reformation übertraten.

Sehen wir auf die weitern Fortschritte der evangelischen Lehre in der übrigen Schweiz, so ergiebt sich uns Folgendes:

In Bern waren die Meinungen über Haller und Meyer noch immer getheilt. Beide waren bereits durch den Lausanner Bischof als Ketzer bezeichnet. Die Regierung jedoch, um alle ärgerlichen Auftritte zu vermeiden, erließ den 15. Juni 1523 eine ähnliche Verordnung, wie sie Zürich schon drei Jahre zuvor gegeben, nämlich nichts anderes als das Evangelium zu predigen. Jede Partei legte dieß aber zu ihren Gunsten aus, und es bedurfte nur eines äußern Anlasses, um neue Streitigkeiten herbeizurufen. Ueberall wurde den Aeußerungen Meyers und Hallers nachgespürt, und wo etwas Verdächtiges von ihnen gehört wurde, als Anlaß zur Klage benutzt. So wurde namentlich ein Gespräch, welches Haller im Beisein Seb. Meyers und des Theologen Wyttenbach von Biel bei einem Besuche der Klosterfrauen auf der Insel mit der Nonne Clara May über das Klosterleben gehalten und worin die Verdienstlichkeit desselben in Zweifel gezogen wurde, benutzt, Hallern auf Tod und Leben anzuklagen, weil er — so entstellten die Feinde seine Rede — gesagt haben sollte, „alle Nonnen seien in des Teufels Stand und also auch des Teufels," während doch die Stadtsatzung einen jeden des Todes schuldig erachte, der eine Nonne aus der Insel verführe. Die Feinde erreichten jedoch dießmal ihre Absicht nicht. Selbst die Verbannung der evangelischen Lehrer, auf welche einige aus besonderer Gnade antrugen, unterblieb; und man begnügte sich, ihnen die Besuche im Kloster zu untersagen und sie auf ihre Predigten anzuweisen, als den ihnen bestimmten Wirkungskreis.

Weniger glimpflich verfuhr man bald darauf gegen die Frau eines namhaften Gelehrten, welche sich einige Zweifel gegen die Heiligkeit der Jungfrau Maria zu äußern erlaubt hatte. Es war die Frau des berühmten Stadtarztes und Geschichtschreibers Valerius Anshelm. Diese hatte auf einer Badefahrt gegen einen päpstlich Gesinnten, mit dem sie sich unkluger Weise in ein theologisches Gespräch eingelassen hatte, behauptet, „unsere liebe Frau wäre eine Frau, nicht anders wie sie, und „ebenso der Gnade ihres Sohnes Jesu Christi bedürftig, wie die übrigen „Gläubigen; daher sie niemand könne selig machen." Ebenso vertheidigte sie die Priesterehe, weil auch die Priester im alten Testament verheirathet gewesen. Da nun ihr Mann ohnedieß als Fremder (er war von Rothweil in Schwaben) und zugleich als Neuerer in der Lehre verhaßt war, so wurde diese unkluge Aeußerung der Frau Doktorin überall umhergetragen, weiter erzählt, hämisch entstellt und endlich vor den Rath gebracht. Einige wollten sie ertränken, andere an das Halseisen stellen, andere verbannen. Endlich ward sie zu 20 Fl. Buße und zur Abbitte vor dem Bischof verurtheilt. Als ihr Mann zur letztern sich nicht verstehen wollte, wußten es die Feinde dahin zu bringen, daß ihm die Hälfte seines Gehaltes entzogen wurde, und er endlich aus Unmuth die Stadt verließ. Später kehrte er aber (1529) wieder nach Bern zurück, wo er ehrenvoll aufgenommen und zum obrigkeitlichen Historiographen bestellt ward. Von ihm haben wir denn die ausführliche und schätzbare Berner Chronik, die in neuerer Zeit wieder herausgegeben worden ist*).

So wenig nun die Aeußerungen gegen das klösterliche Leben Beifall fanden bei den Freunden des alten Herkommens, und so sehr die, welche solche Aeußerungen sich zu Schulden kommen ließen, sich der Gefahr aussetzten: so wenig konnte damit der weitere Fortschritt zum Bessern aufgehalten werden. Dieß zeigt das Benehmen der Klosterfrauen von Königsfelden, welche ähnlich, wie die im Oetenbach zu Zürich, eine Bitte an den Rath stellten, sie ihrer Gelübde zu entbinden. Die Regierung glaubte anfänglich, es sei ihnen nur um ein bequemeres,

---

*) Die schon öfter von uns angeführte Ausgabe von Stierlin und Wyß, wo sich auch in der Vorrede zum ersten Bande die Nachrichten über Anshelm finden.

weichlicheres Leben zu thun, und gestattete ihnen manche Freiheiten und Erleichterungen, die sie früher in ihrem Kloster nicht genossen hatten. Allein sie antworteten: „sie begehrten keine Willfährigkeit gegen den Leib; „dem Geiste möge man zu Hülfe kommen, und ihr Gewissen entledigen; „man möge sie als unschuldig Gefangene barmherzig bedenken und frei„lassen." Und so mußte denn ihnen willfahret werden. Eine im Nov. 1523 erlassene Verordnung stellte es jeder Nonne frei, im Kloster zu bleiben, oder auszutreten. Von dieser Freiheit machten mehrere Gebrauch und traten in den Stand der Ehe.

Noch aber sollten neue Streitigkeiten das Reformationswerk zu Bern aufhalten. Den Gegnern desselben war es gelungen, einen rüstigen Kämpfer für das alte System in die Stadt zu ziehen, um damit ein Gegengewicht gegen die täglich überhand nehmenden Neuerungen zu bilden. Der Dominicaner Joh. Heim, der bis jetzt in Mainz sich aufgehalten hatte, ward zum Prediger an dem Kloster seines Ordens in Bern berufen. Wenn man sich der alten Eifersucht der Dominicaner und Franciscaner erinnert, so kann man sich wohl einbilden, daß es in dieser aufgeregten Zeit um so weniger an Reibungen fehlen konnte, da der Reformator Seb. Meyer zum Franciscanerorden gehörte. Die Controversen zeigten sich bald auf den Kanzeln, und auch hier kam es vor wie in Zürich, daß sich Zuhörer unter die Kanzel stellten und dem Prediger ins Wort fielen. Als daher Heim eines Sonntags behauptete, Christus habe nicht, wie die Evangelischen lehrten, ein- für allemal genuggethan, sondern man müsse noch täglich durch Meßopfer und gute Werke den himmlischen Vater mit den Menschen versöhnen, unterbrachen ihn zwei Bürger mit der Bemerkung, „dieß sei nicht wahr." Hierüber erhob sich ein großer Lärm. Die Anhänger Heims ermunterten ihn, fortzufahren; dieser aber erklärte, er wolle das Predigen lieber aufgeben, wenn es jedem gestattet sein solle, ihm Einwendungen zu machen. Die Sache kam vor den Rath; und nachdem man lange für und wider gestritten, indem die einen die Partei des Predigers nahmen, die andern die seiner Gegner, so konnte man sich endlich nur dahin vereinigen, die beiden Controversprediger, Heim sowohl als Meyer, aus der Stadt und deren Gebiet zu weisen, jedoch mit der Erklärung, daß dieß ihren Ehren keinen Abbruch thun solle. Mit Heim wurde also auch der verdienstvolle Seb. Meyer verwiesen. Er ging nach Basel, trat aus dem Or-

den, verheirathete sich und begab sich bald darauf nach Augsburg, wo er längere Zeit mit Segen das Evangelium verkündete, bis er nach vollbrachter Reformation in Bern wieder dahin zurückkehrte. Haller blieb nun allein und hatte einen um so schwerern Stand, je mehr die Feinde bemüht waren, auch ihn aus dem Wege zu schaffen. Aehnlichen Nachstellungen, wie Zwingli in Zürich, war auch Haller an seinem Orte ausgesetzt, denen jedoch auch er glücklich entging *).

In Basel hatte seit der Anstellung Oekolampads als Helfers zu St. Martin das reine Evangelium mehr und mehr Wurzel gefaßt. Bald sammelte sich um ihn ein Kreis von evangelischen Lehrern, die ihn durch ihre Vorträge und sonstige Wirksamkeit thätig unterstützten **).

Das Jahr 1523 verging ohne bedeutende Ereignisse unter der stillen Wirksamkeit dieser Männer, zumal da der Rath durch eine strenge Verordnung alles Schimpfen und Schmähen auf den Kanzeln von beiden Seiten verboten hatte. Blos sehen wir auch hier einige Ordensgeistliche ihre Klöster und bisherige Lebensart verlassen, unter andern den gelehrten Conrad Pellican, der von den Barfüßern sich verabschiedete und als Lehrer der Theologie angestellt wurde. Wichtiger ist das Jahr 1524 durch die Gegenwart eines in der Geschichte ausgezeichneten Mannes und durch zwei fast gleichzeitig gehaltene wichtige Disputationen.

Wilhelm Farel ***), der mit Recht als ein Vorgänger Calvins betrachtet wird, indem er hauptsächlich in Frankreich, in Genf und der französischen Schweiz seine reformatorische Thätigkeit entwickelte, kam in diesem Jahre nach Basel. Geboren 1489 zu Gap in der Dauphiné, edler Herkunft und ziemlich wohlhabend, war er in den strengsten Grundsätzen des Papstthums erzogen, und hatte gleichwohl von seinen in den Vorurtheilen des Adels befangenen Eltern nur mit Mühe erlangt, sich

---

*) Kirchhofer, Berthold Haller S. 49. (Nach Anshelm.)

**) Vorzüglich sind außer Wyßenburger zu nennen: Marx Berschy von Rorschach, Leutpriester zu St. Leonhard; Hans Sündli von Luzern (Lüthard), Prediger zu den Barfüßern; Thomas Geierfalk aus dem Gregorienthal, Prediger bei den Augustinern; zu denen sich noch etwas später Balthasar Vögeli, Helfer zu St. Leonhard, und Oekolampads Helfer zu St. Martin, Bonifacius Wolfhard und Hieronymus Botanus gesellten.

***) Vergl. über ihn die dankenswerthe Monographie von Hrn. Pfr. Kirchhofer, das Leben Wilh. Farels, aus den Quellen bearbeitet. 2 Bde. Zür. 1831. 33.

den Studien widmen zu dürfen. Durch seinen berühmten Lehrer Jac. Faber Stapulensis, der noch in seinem hohen Greisenalter sich zur reinern Lehre hinwendete, war der feurige Jüngling für eben diese Lehre gewonnen und durch vielfaches eigenes Nachdenken in seiner Ueberzeugung gestärkt worden. In Paris und Meaux hatte er sich an Gleichgesinnte angeschlossen und bereits angefangen, die heilige Schrift ins Französische zu übersetzen. Ausgebrochene Verfolgungen gegen die Anhänger der neuen Lehre nöthigten ihn aber, Frankreich zu verlassen. Er flüchtete nach der Schweiz, deren Boden er zuerst in Basel betrat, wo er mit seinem Freunde Anemund und andern Flüchtlingen zusammentraf. Es kann uns dabei nicht die Beobachtung entgehen, wie Basel schon damals so häufig eine Zufluchtsstätte wurde für die in den Nachbarstaaten wegen politischer oder religiöser Meinungen Verfolgten. So war ein Hutten, ein Oekolampad nach Basel gekommen, so ein Farel, so später ein Calvin und andere. Daß mitunter auch einer der Stürmer, wie der vertriebene Karlstadt und sein College Borhaus, und selbst auch Münzer, hier ein schirmendes Dach fand, konnte nicht vermieden werden, und niemand wird es einfallen, unsern Vätern solches zur Last zu legen *). Farel fand bei Oekolampad willige Aufnahme, und auf dessen Verwendung hin gestattete ihm die Regierung, eine öffentliche Disputation zu halten, was ihm von der Universität war abgeschlagen worden. Aber nun wandten sich die Glieder der Universität an den bischöflichen Vicar Heinrich von Schönau, und wirkten von ihm ein Verbot aus an alle Priester, Studenten und Verwandte der hohen Schule, bei Strafe des Bannes und der Relegation bei dem Gespräch zu erscheinen. Dieses Verbot reizte aber die Regierung nur noch mehr, und während sie früherhin das Gespräch blos gestattet, so wurde es jetzt, dem Bischof und der Universität zum Trotz, eigentlich geboten, und jedem dabei zu erscheinen zur Pflicht gemacht. In den hierüber erlassenen Mandaten der Regierung spricht sich bereits ein der Reformation günstiger Sinn aus. Das Vorhaben des Farel, heißt es, sei „als zu vermuthen aus Eingießung des heiligen Geistes" geschehen, und die von ihm vorgelegten Sätze habe der Rath „nicht unziemlich,

*) Karlstadt und Borhaus sind übrigens während ihres Aufenthalts in Basel bedeutend milder geworden.

„dem Evangelium gemäß und den Menschen ehender nützlich als schädlich „befunden." Was aber den Befehl betrifft, bei der Disputation zu erscheinen, so heißt es: „Es wolle dem Rathe gefallen, daß männiglich, „und vor allem die Seelsorger, Predicanten, Priester, Studenten und „Verwandte der Universität in solcher Disputation disputiren. Wer „sich dem widersetzen wolle, dem soll künftighin alles Mahlen und „Backen und feiler Markt, durch sich oder sein Gesinde zu gebrauchen, „abgeschlagen sein; deßgleichen die vom Rath Verpfründeten oder Be„lehnten ihrer Pfründen entsetzt werden."

Dreizehn Sätze waren es, welche Farel anschlug, die hauptsächlich gegen die Werkheiligkeit, die Ceremonien, das Fasten und die Anrufung der Heiligen gerichtet waren, dagegen recht sehr auf den Glauben an Jesus Christus als den einzigen Grund unsrer Seligkeit hinwiesen*). „Christus (so heißt es gleich im ersten Satze) hat uns die voll„kommenste Lebensregel gegeben, zu welcher wir weder hinzu- noch davon„thun dürfen." „Der Beruf des christlichen Lehrers erfordert", so heißt es im 5., „dem Worte Gottes obzuliegen, und zwar mit solchem Eifer, „daß er nichts für höher hält." „Wer das Evangelium in Zweifel zieht," heißt es im 7., „unterdrückt es; und wer nicht aufrichtig seinen Bru„der liebt, und Gott mehr als die Menschen fürchtet, der schämt sich „des Herrn." „Wer durch eigene Kraft und Verdienst selig und gerecht„fertigt zu werden hofft (lehrt der 8. Satz), und nicht durch den „Glauben, der erhebt sich selbst und macht sich, von Unglauben ver„blendet, durch den freien Willen zu einem Gott." „Unser Leitstern", so schließt der 13. Satz, „soll Jesus Christus sein, durch dessen Kraft „alles regiert wird, und kein Gestirn oder ein anderes Element. Daß „dieses in Zukunft geschehe, hoffen wir, wenn alles nach der evangeli„schen Norm gestaltet, und aller Hader, den jeder Christ verabscheuen „muß, aufgehoben sein wird, damit der Friede Gottes, der alle Gedan„ken übersteigt, in unsern Herzen wohne."

„Laufet," so schließt seine Einladung an die Kämpfer, „laufet, „wie der Herr uns ermahnet, mit christlichem Herzen herzu, und dringet

*) Sie finden sich handschriftlich in Ryffs Chronik, und abgedruckt bei Kirchhofer I. S. 21, sowie in Burkhards Reformationsgeschichte von Basel S. 39—41.

„darauf, daß allein das Wort Gottes den Sieg erringe. Dazu ermahne, „dafür bitte ich euch um des Erlösers Jesu Christi willen, welcher so „dringend die Sorge für unsern Nächsten uns befohlen hat.“

Montags den 15. Februar fand die Disputation im Collegium der Universität statt, über deren Vorgang im Einzelnen die Acten nicht mehr vorhanden sind. Doch meldet den Erfolg ein Zeitgenosse mit den Worten: „Es kam viel Gutes davon. Es nahm das Wort Gottes „sehr zu. Es standen davon viel christliche Lehrer auf“*). Mehrere Monate verweilte Farel noch in Basel, und knüpfte mit mehrern Gleichgesinnten einen Bund der Freundschaft, der über das Grab hinaus dauern sollte. Später wurde er Pfarrer zu Aelen (Aigle) im französischen Bernergebiete.

Gleich den folgenden Tag nach der Farelschen Disputation folgte eine andere, die aber einen etwas verschiedenen Charakter darbietet. Der Leutpriester von Liestal, Stephan Stör von Diessenhofen, hatte sich verehelicht und wollte nun diesen Schritt öffentlich und zwar in deutscher Disputation rechtfertigen. Es erschienen viele Zuhörer, und keiner der Gegner wagte es, Einwendungen zu machen. Vielmehr unterstützten ihn mehrere der Anwesenden in seiner Meinung. Da übernahm Bonifacius Wolfhard, Helfer zu St. Martin, das Amt eines Gegners, nur um wenigstens das zur Sprache zu bringen, was man gewöhnlich für den Cölibat der Priester anzuführen pflegt; allein Stör widerlegte die Einwürfe zur vollen Zufriedenheit Oekolampads und der Uebrigen. Indessen war es derselbe Stephan Stör, der, wie der früher genannte Röublin, sich in der Folge an die Wiedertäufer anschloß, und als Demagog in dem Bauernkriege die Liestaler gegen Basel aufhetzte. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie mehrere von den Männern der stürmischen Richtung einen überwiegenden, einseitigen Nachdruck auf die Priesterehe legten, als ob von ihr allein das Heil abhinge. So Karlstadt, Röublin, Stör u. m. a. Sie hingen sich auch hier an Aeußeres, in die Sinne Fallendes, das wohl als natürliche Folge der freiern Grundsätze ganz recht und in der Ordnung war, das aber, für sich genommen und außer dem Zusammenhange mit dem Leben des Glaubens, leicht einen selbstsüchtigen Charakter annehmen und den Gegnern Anlaß

*) Ochs V. 460. Kirchhofer a. a. O. I. S. 24.

zu bittern Bemerkungen geben konnte. Dasselbe ist es, wenn heut zu Tage eine sogenannte liberale Partei in der katholischen Kirche von der Abschaffung des Cölibats an sich schon alles Heil erwarten will. Wir glauben aber, so wenig das eheliche Leben den Priester Gottes entheiligt, so wenig vermag es an und für sich ihn zu heiligen, wenn nicht ein Höheres da ist, das erst wieder das eheliche Leben heiligt und ihm die christliche Weihe giebt. Daher sehen wir auch, daß die wahren Reformatoren, ein Luther, Zwingli, Oekolampad, erst dann in die Ehe traten, als sie das Reformationswerk in seinen tiefern Grundlagen bereits befestigt hatten, womit der Vorwurf der Gegner, als hätten sie blos um des Heirathens willen reformirt, von selbst wegfällt. — Oekolampad, der bisher nur als Verweser die Stelle von St. Martin bekleidet hatte, wurde nun in demselben Jahre 1524 zum eigentlichen Pfarrer, und bald darauf zum Professor der Theologie ernannt; jedoch unter der Bedingung, daß er ohne des Rathes Vorwissen keine Neuerung in Religionssachen vornehmen solle. Die Regierung zeigte sich indessen geneigt, vernünftige Neuerungen zu gestatten. So ließ mit ihrer Genehmigung Oekolampad die Kinder in deutscher Sprache taufen durch seinen Helfer, mit dem er auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte; und indem er durch seine Vorträge das Volk von den Außendingen ablenkte und zu dem lebendigen Christus hinwies, so kamen auch das Meßgepränge, die Kreuzumgänge u. a. von selbst außer Uebung. Desto eifriger wurden dafür die Wochenpredigten besucht, von denen die Mönche sagten, sie röchen nach dem Lutherthum.

Indem selben Jahre erließ auch die Regierung (nach dem Vorgange von Zürich und Bern) eine Verordnung, in welcher allen Mönchen und Nonnen erlaubt wurde, ihre Klöster zu verlassen und sich eine ehrbare bürgerliche Lebensart zu erwählen. Die ersten, die von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, waren die Ordensgeistlichen von St. Leonhard*), welche den 2. Februar 1525 ihre Ordenskleider feierlich ablegten, und gegen einen lebenslänglichen Jahrgehalt (von 62 Goldgulden) ihr Kloster sammt allen Gerechtigkeiten der Regierung abtraten.

*) Der Karthäuser Georg nennt sie verächtlich religiosuli (Mönchlein) und sieht eine Strafe des Abfalls darin, daß die wenigsten von ihnen lange am Leben geblieben.

Bisher haben wir blos Zürich, Bern und Basel im Zustande der kirchlichen und religiösen Gährung betrachtet. Wir wenden uns nun nach den übrigen Kantonen und Orten, um zu sehen, wie auch hier Versuche, die Kirche zu reformiren, gemacht und aufgenommen wurden. Die benachbarte, mit Basel damals durch ein Schutzbündniß verbundene Stadt Mühlhausen fällt uns zuerst in die Augen, da sie mit der Reformation uns eigentlich voranging. Sie wissen, daß U. v. Hutten, nachdem er bei Erasmus vergebens eine Herberge gesucht hatte, nach Mühlhausen gegangen war. Hier fand er bereits einige Freunde der neuern Glaubensrichtung, Jacob Augsburger, Otto Binder und Bernhard Römer. Diese drei Männer waren es auch, welche im Jahre 1523 ein Gutachten an die Obrigkeit eingaben, nach welchem statt der täglichen Frühmessen Gebete sollten gehalten, deutsche Psalmen gesungen, die Processionen und unnützen Feiertage abgeschafft, und dagegen eine bessere Sittenzucht unter Geistlichen und Weltlichen eingeführt werden. Dieses Gutachten fand vielen Beifall, zumal da der damalige Stadtschreiber Gamsharst dem Evangelium geneigt war; und bald erfolgte ein diesem Gutachten entsprechendes Religionsmandat, so daß schon 1524 die Reformation in Mühlhausen so gut als vollendet anzusehen ist, was sich auch darin zeigte, daß von diesem Augenblicke an dem Bischof von Basel der Gehorsam aufgekündet wurde. Daß indessen die Mühlhauser diesen Schritt eher thun konnten, als die Basler, die unmittelbar unter des Bischofs Hut und in engerm Verbande mit den Eidgenossen lebten, leuchtet ein*).

In einer andern zugewandten Stadt der Eidgenossenschaft, in Biel, predigte der Lehrer Zwingli's, Thomas Wyttenbach, gegen viele Mißbräuche der Kirche, und trat noch in hohem Alter (1524) in den Ehestand. Seinem Beispiel folgten sieben andere Priester. Dieß zog ihm Verfolgungen von Seiten der Päpstlichen zu. Er wurde seiner Stelle entsetzt, begab sich aber in ein Kloster, wo er unter großem Zulauf predigte. Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich dadurch nur um so bedeutender, und bald nahm die reformatorische Richtung so sehr

*) Siehe Graf, Geschichte der Kirchenverbesserung in Mühlhausen (1818), und dessen Geschichte der Stadt Mühlhausen Th. II.

überhand in Biel, daß die Stadt in der umliegenden Gegend das Ketzerstädtchen hieß*).

In Solothurn galt der Schullehrer Dürr (Macrinus) für einen Anhänger Zwingli's, ward aber von den Barfüßern verfolgt; und nur unter Gelobung des Stillschweigens über die streitigen Puncte konnte er seine Stelle wieder erhalten, von der er war entfernt worden. Am heftigsten unter den Städten der westlichen Schweiz war Freiburg gegen Zwingli und seine Lehre eingenommen. Ueberhaupt zeichnete sich diese Stadt wenig durch wissenschaftliches Leben aus. Ein Gelehrter des 15. Jahrhunderts, Agrippa von Nettersheim, der sich einige Zeit lang daselbst aufhielt, bezeichnet Freiburg als eine Stadt, „die alles geistigen Lebens baar und ledig sei"**), und so blieb es auch im Ganzen im Zeitalter der Reformation, obwohl der Schultheiß Peter Falk, ein Freund und Gönner Zwingli's, eine rühmliche Ausnahme machte. Hans Kuno, Caplan zu St. Niklaus, ward des Landes verwiesen, weil er, da die Regierung verbotene Schriften durch den Scharfrichter hatte verbrennen lassen, ausgerufen: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun." Ebenso ward der allgemein geachtete Decan der Stiftskirche, Joh. Hollard, blos darum verbannt, weil er mit den Berner Reformatoren einen Briefwechsel unterhielt***).

Günstigern Fortgang nahm die Reformation in der östlichen Schweiz, die an Zürich und seinem Zwingli einen mächtigen Haltpunct hatte. Waren doch der Bürgermeister Vadian zu St. Gallen und Hofmeister zu Schafhausen die innigsten Freunde Zwingli's, sie, die zugleich auf der Züricher Disputation den Vorsitz geführt und an allen dortigen Bewegungen den lebhaftesten Antheil genommen hatten.

Sebastian Hofmeister†), mit dem eigentlichen Namen Wagner (Carpentarius), geboren 1476 zu Schafhausen, ein Francis=

---

*) Siehe Kuhn, Berns Reformatoren S. 59—70.

**) Ex Friburgo Helvetiorum, omnium scientiarum cultu deserto ac destituto.

***) Hottinger (Joh. v. Müller) VI. S. 410—412.

†) Vgl. Kirchhofers Biographie desselben und die Schafhausenschen Jahrbücher.

caner, hatte sich in Paris gebildet und eine Zeitlang in Zürich eine Lehrerstelle bekleidet, bis er dann in seiner Vaterstadt eine mehrfache Wirksamkeit als Prediger an verschiedenen Kirchen erhielt. Indem auch er die Messe und andere Mißbräuche bestritt, erwarb er sich den Beifall der einen, und rief den leidenschaftlichen Widerspruch anderer hervor. Seine Gegner wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie einen berühmten Streiter für Rom, Erasmus Ritter, in die Stadt riefen. Allein dieser wurde in Folge der Züricher Disputation so für die Ansicht gewonnen, die er bekämpfen sollte, daß er der Wahrheit die Ehre gab und jetzt selber mitarbeitete am Werke der Verbesserung. Auch der Abt des Allerheiligenklosters, Michael von Eggenstorf, ein frommer, die Wissenschaft liebender Mann, der sich mit Luthers Schriften bekannt gemacht hatte, wirkte in reformatorischem Geiste auf die unter seiner Aufsicht stehenden Mönche, und gab zuletzt sein Kloster in die Hände der Regierung zurück. Bald darauf ließ diese Messe und Bilder abschaffen.

Gleichzeitig wirkte in St. Gallen Vadian. Joachim von Wadt*), ein Alters- und Studiengenosse Zwingli's (er ist 1484 zu St. Gallen geboren und schloß in Wien den Freundschaftsbund mit Zwingli), war kein Theolog von Beruf, sondern Arzt, Staatsmann, Dichter und Gelehrter. Aber seine Gelehrsamkeit war so vielseitig, sein Eifer für das reine Wort Gottes so groß, sein Zusammenhang mit Zwingli so fest, seine Bekanntschaft mit den Kirchenlichtern der Zeit so ausgebreitet, daß er demungeachtet die Stelle eines Reformators mit Ehren einnehmen konnte. Als Bürgermeister seiner Vaterstadt wirkte er eben dadurch reformatorisch, daß er einen Kreis evangelisch gesinnter Prediger um sich sammelte und sich mit ihnen über die Schrift unterhielt; ja der Laie erklärte den Geistlichen die Apostelgeschichte. Von den letztern selbst waren es die Stadtpfarrer Burgauer und Wolfgang Wetter, welche zuerst im Sinn und Geist der Reformation predigten. Bald darauf kam auch Balthasar Hubmeier von Waldshut nach St. Gallen, und predigte daselbst unter großem Zulauf auf freiem Felde. Dieser verirrte sich jedoch in der Folge in die Wiedertäuferei. Eine reinere evangelische Wirksamkeit entwickelte dagegen mit

*) Siehe Fels, Denkmal schweiz. Reformat. St. Gallen 1819.

dem Jahre 1524 der uns schon bekannte Johann Keßler*) (Ahenarius), welcher erst in Basel, dann in Wittenberg unter Luther und Melanchthon studirt hatte, dabei aber zugleich das Sattlerhandwerk trieb, ähnlich wie der gelehrte Colin und sein Schüler Thomas Plater das eines Seilers. Dieser hielt Vorträge (Lesenen) in der heiligen Schrift, erst in Bürgerhäusern und dann auf Zunftstuben, welche zahlreich besucht und mit großem Beifall gehört wurden. Der Abt von St. Gallen, Franz Geisberg, sah nur ungern die überhand nehmende Ketzerei in den Umgebungen seines uralten Stifts, und es kam daher auch hier zu Reibungen zwischen den Klostergeistlichen und den Freunden der Reformation. Nichts desto weniger ging diese ihren Weg freudig vor sich, und fast um dieselbe Zeit, wie in Zürich und Schafhausen, reinigte man auch in St. Gallen die Kirchen von den Bildern, und begnügte sich damit, statt der Messe das Wort Gottes zu hören. Auch die Landsgemeinde zu Appenzell faßte 1524 den Beschluß, daß alle Priester und Geistliche des Landes nichts anderes predigen sollten, als was sie aus dem Evangelium beweisen könnten. Gleichwohl finden wir auch hier die Stimmung getheilt, indem Jacob Schurtanner zu Teufen, Walter Klarer in Hundwyl u. a. für die Reformation, der Ortspfarrer von Appenzell, Theob. Huter, sich gewaltig dagegen erklärte. Wie in Glarus schon durch Zwingli's frühern Aufenthalt daselbst der Same der reinern Lehre war ausgestreut worden, haben wir schon früher gesehen. In ihres Freundes Sinn wirkten fort Valentin Tschudi in Glarus selbst, Fridolin Brunner zu Mollis, Johann Schindler zu Schwanden.

Schwierig ist es, die ersten Anfänge der Reformation im Bündtnerlande nachzuweisen, da sich dieselben fast in das Dunkel der Sage verhüllen. Ein Fremdling, dessen Name und Herkunft verschieden angegeben wird (Bürklin nennen ihn die einen, Bolt die andern), soll durch zwei einzige feurige Predigten die Gemeinden von Fläsch und Malans für das geläuterte Christenthum gewonnen haben. Sicherer, als dieses, ist, daß Jac. Biveroni im obern Engadin, die Pfarrer Conrad zu Davos und Heinrich Spreiter im Antonienthal das Wort Gottes nach gereinigtern Begriffen erklärten, während in Chur, unter

*) Siehe Bernets oben angeführte Biographie.

den Augen des Bischofs, der Schullehrer Jac. Salzmann (Salandronius) nur mit großer Behutsamkeit die neue Lehre verbreiten durfte. Etwas später entfaltete Joh. Dorfmann (Comander) als Prediger in Chur eine gesegnete Wirksamkeit. Er ist es, den die Bündtner als ihren eigentlichen Reformator verehren.

Wenig Neigung zur Reformation zeigte sich im Walliserlande, das an Bildung tief stand, wiewohl einzelne talentvolle Männer dieser Zeit aus dem Wallis hervorgingen, wie der berühmte Cardinal Schinner und der originelle Thomas Plater. Der letztere hat uns einige merkwürdige Züge von der Unwissenheit seiner Landsleute und der dortigen Priester aufbehalten*). Von Zürich aus, wo er studirte, machte er bisweilen einen Ausflug nach seiner Heimath, wo es ihm, dem feurigen, raschen Jünglinge, leicht begegnete, mit den Priestern in theologische Händel verwickelt zu werden. So stritt er sich einst mit einem darüber, ob Petrus in Rom gewesen. Plater zog das griechische Testament hervor. Davon wollte aber der Priester nichts wissen, sondern berief sich darauf, daß er es von seiner Großmutter wisse. „Also ist die Großmutter eure Bibel," erwiederte ihm Plater. Der Nämliche wollte die Anrufung der Heiligen aus der Psalmenstelle beweisen: „Gott ist wunderbar in seinen Werken." Da bückte sich Plater zur Erde, brach ein Gräschen ab und sagte: „Wenn alle Welt sich zusammen„fügte, könnte sie nicht ein solches Kräutchen schaffen." Er wollte ihm damit sagen, daß wir somit ja auch das Gras anbeten müßten. Der Priester schlich sich beschämt davon. — Wie viel ein gewisser Lucius Steger mit seinen Predigten unter den Wallisern ausgerichtet habe, liegt im Dunkel. Er soll die Ohrenbeichte angegriffen und Zwingli's Schriften empfohlen haben.

Am wenigsten Eingang fanden die reformatorischen Ideen im Innern der Schweiz. Luzern stand ungefähr auf derselben Stufe der Bildung mit Freiburg. Die Adeligen, gefesselt durch die Jahrgelder, die sie von außen bezogen, zeigten sich dem reformatorischen Streben abhold, das Volk war roh, die Geistlichkeit unwissend. Einen schweren Stand hatte unter diesen Verhältnissen Oswald Myconius (Geißhäuser), ein geborner Luzerner, zu bestehen, der seit 1520 als Schullehrer in

*) Siehe Platers Leben von Franz (St. Gallen 1812) S. 90 ff.

seiner Vaterstadt angestellt war. So sehr er auch vermied, in seinen Lehrstunden Luthers Namen zu nennen, wenn er sich gleich zu dessen Grundsätzen bekannte, so ward er doch als ein Anhänger desselben verdächtigt, öfter vor Rath gezogen, und endlich nebst seinen Freunden Zimmermann (Xylotectus), Jost Kilchmeier und Colin aus der Stadt verwiesen. Er wandte sich nach Zürich, bis er zuletzt nach Oekolampads Tode Antistes in Basel wurde.

Was endlich die kleinen innern Orte, die Urkantone der Schweiz, betrifft, in welchen einst der Bund der Freiheit entstanden war, gegenüber der Zwingherrschaft Oestreichs — das Vaterland eines Tell und Winkelried, — so könnte man freilich auf den ersten Augenblick versucht sein, zu glauben, hier müsse auch die geistige Freiheit eine Pflegestätte, hier der Same der reinern Lehre einen empfänglichen Boden, hier die Sache der kirchlichen Unabhängigkeit ihre kühnsten Streiter gefunden haben. Allein die Geschichte lehrt das Gegentheil, und zwar auf eine Weise, daß der anscheinende Widerspruch leicht begreiflich wird.

Es ist ein Anderes, das Joch der Tyrannei auf dem Nacken fühlen in den natürlichen Verhältnissen des täglichen Lebens, deren Grundlage das physische und materielle Wohl ist, und ein Anderes, den geistigen Druck verspüren im Reiche des Forschens und Denkens. Zum ersten gehört blos ein gesundes, kräftiges Gefühl, zum letztern ein gewisser Grad von Bildung. Das bürgerliche Wohlbefinden ist nicht immer so eng, als man glauben sollte, an die höhern Interessen des Geistes geknüpft, sowie diese auch hinwiederum unter dem Druck der äußern Verhältnisse sich dennoch geltend machen und dem Gebildeten eine Entschädigung gegen politisches Unrecht gewähren können. Es kommt zuletzt doch viel auf die Natur eines Volkes, auf seine Lage, auf seine Bedürfnisse und seine bisherige historische Entwicklung an; und so wenig ein politisches System für alle paßt unter allen Formen und Verhältnissen, so wenig ein kirchliches. — Die christliche Wahrheit ist freilich nur *eine*, und das Wort Gottes ist eins und dasselbe für alle. Aber die Augen für diese Wahrheit sind nicht für alle dieselben, und was dem einen ein reines, wohlthätiges Licht ist, ist für den andern ein falscher, blendender Schimmer; was dem einen unter gehöriger Vorbereitung zur heilsamen Arznei werden kann, kann dem andern, der nur an Milchspeise gewöhnt war, zum störenden Gifte wer-

den. Wir haben nun schon früher gezeigt, wie der Katholicismus an und für sich nicht absolut verwerflich ist, sondern wie ihm auch theilweise wenigstens und unter gewissen Bedingungen sein Recht werden muß in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Je einfacher ein Volk ist, je weniger es schon den Zweifel in religiösen Dingen kennen gelernt hat, je weniger ihm das Verderben der Großen bekannt ist, desto eher kann es sich unter dem Hirtenstabe der Hierarchie auch geistlich wohlbefinden, desto unbefangener wird es gewisse alte Gebräuche mit heiliger Ehrfurcht umfassen und dabei seine Befriedigung finden, desto unheimlicher wird es ihm werden, wenn es von Neuerungen hört, deren Sinn und Zusammenhang es nicht fassen, deren Nothwendigkeit es daher auch nicht einsehen, und an denen es das Auffallende und Störende nur mit Argwohn betrachten kann. Nun können wir zwar nicht behaupten, daß die Urkantone in einem vollkommnen, paradiesischen Zustande der Unschuld geblieben, während rings herum das kirchliche Verderben überhand genommen. Nein, von diesem Verderben, das zugleich mit den politischen Uebeln in das Vaterland eindrang, war auch der Kern desselben angefressen. Aber immerhin war dieses Verderben nicht so allgemein fühlbar, und wenn auch Mißbräuche sich zeigten, wenn z. B. ein Samson auch hier bei den Verständigen Unwillen erregte, so schienen doch solche Mißbräuche nicht eine totale Umkehr der bisher gewohnten Verhältnisse zu rechtfertigen. Mit Recht bemerkt daher wohl Prof. Hottinger*), daß zu Beurtheilung der Bewohner des Hochgebirges ein andrer Maaßstab anzulegen sei, als für die flächere Schweiz. Mit Recht macht er aufmerksam auf die großen vaterländischen historischen Erinnerungen, die aufs innigste mit dem bisherigen Glauben des Volkes verwachsen waren. „Begreiflicher Unwille," sagt er, „mußte „sich des Urners, des Schwyzers bemächtigen, wenn sie erfuhren, daß „die Wallfahrten abgestellt, die Wände der Kirchen übertüncht werden „sollten. Zogen sie doch jährlich zu der geweihten Stätte von Morgar„ten und zu der Capelle Wilhelm Tells, wo einfache Denkmale sie ein„luden, das dankbare Gedächtniß der Helden des Vaterlandes mit der „Verehrung jener himmlischen Helfer zu vereinigen, denen einst der

*) In seiner öfter angeführten und von uns dankbar benutzten Fortsetzung von Joh. v. Müller VI. S. 413 ff.

„fromme Glaube der Thäter selbst die Kraft zu dem vollbrachten Werke „verdankte. Mußte nicht durch Aufhebung des Fastengebots, durch Ein„führung der Priesterehe der Unterwaldner geärgert werden, der gewohnt „war, in den Entsagungen seines weit gepriesenen Bruders Claus den „höchsten Grad irdischer Heiligkeit zu verehren?" Der Streit über Dogmen mußte vollends diesen einfachen Menschen als etwas erscheinen, das weit über ihren Horizont hinausging, da sie das Verdienst ihrer Priester nicht sowohl nach ihrer Gelehrsamkeit und einer scharfsinnigen Theologie, als vielmehr nach dem ehrbaren Wandel und einer einfachen, gutherzigen Frömmigkeit abschätzten. Daher antworteten auch die Obwaldner auf eine Einladung der Züricher zu ihrer zweiten Disputation: „Wir sind allezeit gutwillig, euch zu dienen, aber wir haben keine son„derbar hochgelehrten Leute, sondern fromme, ehrbare Priester, die uns „die heiligen Evangelien und andere heilige Schriften so auslegen wie „unsere Vorfahren, welches auch ausgelegt ist, wie uns nämlich die heil. „Päpste und das Conscilium (sic) geboten haben."

Damit ist freilich nicht gesagt, daß nicht auch hier die reine Verkündung des Wortes Gottes unter den gehörigen Bedingungen hätte Platz greifen können, noch daß der Sinn dafür dem Volke verschlossen gewesen wäre. Haben wir doch schon früher gesehen, wie von Einsiedeln aus die Strahlen des neuen Lichtes sich verbreiteten, während Zwingli und Leo Judä dort predigten unter dem Schutze eines edeln Abtes. War es doch eben der uns aus der vorigen Stunde bekannte Johanniter-Comthur Conrad Schmidt, der durch seine in Luzern gehaltene Rede auch einen Wernherr Steiner, Landamman von Zug, gewann! Und war es doch eben dieser wieder, der sich als einen besondern Gönner der Reformation erwies! Besonders zeigte sich aber im Kanton Schwyz anfänglich viele Neigung für das reine Evangelium. Als Zwingli seine stille Wirksamkeit daselbst mit der größern vertauscht hatte, war es sein Helfer Georg Stähelin, der eine Zeitlang als Pfarrer zu Freienbach am Züricher See wirkte. Er meldet darüber Folgendes: „Also nahm ich's an die Hand, und fand ein gar gutwilli„ges Volk. Es richteten auch die Vornehmsten von Schwyz, wenn sie „ausreiten wollten, es so ein, daß sie des Sonntags dahin zur Kirche „kamen, so daß ich alle Sonntag einen Tisch voll Gäste hatte. Auch „einige aus der March kamen zur Predigt." Darf es uns aber wundern,

wenn Ausartungen im wiedertäuferischen Geiste, wie sich der Pfarrer Balthasar Traxel in Art zu Schulden kommen ließ, das Volk, das nicht zu unterscheiden wußte, gegen die Reformation selbst einnahmen?

Wir haben nun bis zum Ende des Jahres 1524 sowohl die deutsche, als die schweizerische Reformation, jede in ihrem eigenthümlichen Zusammenhange und auf ihrem Boden, betrachtet, und es hat sich uns bei viel Gleichartigem in den Grundsätzen auch manche Verschiedenheit in der Anwendung und Ausführung derselben gezeigt. Die deutsche Reformation stellt sich uns, wie schon früher gezeigt worden, mehr dar als ein zusammenhängendes Ganze, worin Luthers Person mehr oder weniger das Haupt ist, die schweizerische mehr als ein Zusammenwirken verschiedener Kräfte. Dort sehen wir erst einen Mann, gegenüber dem mächtigen Koloß des deutschen Reiches, der mit einer gewaltigen That des Muthes Bahn bricht, und erst, nachdem er den Hauptsturm auf Tod und Leben bestanden, sondern sich die Elemente zu einer kirchlich-politischen Trennung. Hier hingegen wirken Lehrer des Evangeliums und Regierungen Hand in Hand mit einander, und das Volk nimmt einen lebhaftern und entschiedenern Antheil am Kampfe. Aber eben bei dem vorherrschenden und von vorn herein sich geltend machenden demokratischen Princip war es um so schwieriger, gewisse Verirrungen und Excesse zu verhüten. Solche Excesse gingen nicht gerade immer nur von entschiedenen Schwärmern oder von solchen aus, die mit den aufrührerischen Wiedertäufern zusammenhingen; sondern in der ersten Anwandlung des reformatorischen Eifers ließen sich auch andere zu augenblicklichen Uebereilungen verleiten. So war es offenbar jugendlicher Muthwille, wenn der eben erwähnte junge Thomas Plater, der bei Myconius in Zürich die Dienste eines Famulus versah, ein Johannisbild aus der Kirche entwendete, um damit den Ofen zu heizen, und es mit den Worten anredete: „Buck dich, Jäckli, „du mußt in den Ofen, ob du schon solltest Johannes heißen." Weder Myconius, noch Zwingli wußten damals von der Sache, und gewiß würden sie es auch nicht gebilligt haben. Aber alles verhindern konnten sie auch nicht. Wollten sie vielmehr verhüten, daß ein falscher Eifer sich der bisherigen Heiligthümer bemächtigte, so mußten sie sich gerade auf die Dinge einlassen, welche dem Volke am wichtigsten schienen;

daher die so emsige Disputation über die Bilder und die Messe, weil diese Gegenstände dem Volke bekannt und beständig vor Augen waren. Nicht, als ob nicht Zwingli selbst am besten gewußt hätte, wie es nicht allein auf die Entfernung solcher Außendinge, sondern auf das Positive, auf den Glauben und die gründliche Ueberzeugung, ankomme, und als ob er nicht eben so gut, wie Luther, der Lehre und dem Dogma ihr Recht hätte widerfahren lassen: aber, wie wir schon in der vorigen Stunde gesehen haben, es konnte hier eine bloße theoretische Ansicht nicht mehr ausreichen. Es war hohe Zeit, daß die Verständigern im Volke, die Regierungen, unterstützt von ihren Predigern, die Sache in die Hand nahmen und das Anstößige entfernten, ehe die Rohheit der Menge darüber herfiel. Daraus dürfte sich denn auch wohl erklären lassen, daß man, um Aergeres zu verhüten, im Abschaffen des Sinnlichen im Gottesdienste weiter ging als die deutsch-lutherische Kirche, und sogar bis zu einer armseligen Nacktheit die Kirchen ihres Schmuckes entkleidete. Verstummte doch in Zürich und anderwärts sogar der feierliche Klang der Orgel*), und wurde doch neben der Kanzel auch nicht mehr der Altar geduldet, sondern ein bloßer Tisch in die Kirche gestellt, und hölzerne Becher und Schüsseln gebraucht, statt der goldenen Gefäße, wenn das Mahl des Herrn gefeiert wurde. Und jenes einfache, sinnvolle Zeichen des Kreuzes, das den christlichen Pilger freundlich anspricht, wenn er ihm begegnet auf einsamer Bergeshöhe oder auf dem stillen Friedhof, — mußte es doch weichen, wo es aufgestellt war, aus Furcht vor dem daran sich aufrankenden Unkraut des Götzendienstes.

Aber bei all dieser Verschiedenheit des Aeußern zwischen den deutschen und schweizerischen Protestanten hätte doch immerhin eine Uebereinstimmung der Seelen in den wichtigsten und heiligsten Ueberzeugungen sich denken lassen; ja es hätte sogar einen heilsamen Eindruck auf die Gegner machen müssen, wenn sie gesehen hätten, wie bei der Verschiedenheit der Formen die Einheit des Geistes und somit die wahre christliche Freiheit bestehen konnte. Allein eben diesen herrlichsten und höchsten Sieg hatte die Reformation noch nicht errungen bei ihrem ersten Auftreten in der Zeit. Die Gegner sollten den Triumph erleben,

*) Selbst der Kirchengesang unterblieb längere Zeit.

daß die Urheber des neuen Glaubens (wie sie ihn nannten) gerade darüber sich entzweiten, worin bisher die katholische Kirche das mystische Band ihrer Einheit gefunden hatte, über die Lehre von den Sacramenten, namentlich vom hochwürdigen Sacramente des Altars. Das heilige Abendmahl, das Mahl des Liebesbundes, es sollte zum Stein des Anstoßes werden, an dem die Einheit des Bekenntnisses sich zerschellte, und jeder höhere Plan gemeinsamer Unternehmungen sich zertrümmerte. Der Streit hierüber wird uns in der nächsten Stunde beschäftigen.

Siebenzehnte Vorlesung.

Der Sacramentstreit. Bedeutung des heiligen Abendmahls. — Parallele zwischen Luther und Zwingli. Was brachte Luthern zu seiner Hartnäckigkeit? — Oekolampads Antheil am Streite. — Erasmus. — Thomas Münzer und der Bauernkrieg in Deutschland. Melanchthons und Luthers Ansichten hierüber.

In der Nacht, in welcher der Herr Jesus verrathen ward, nahm er Brot, dankte, brach es und sprach: Nehmet, esset, dieß ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; dieß thut zu meinem Gedächtniß. Desgleichen nahm er auch nach der Mahlzeit den Kelch und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute; thut dieß, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtniß.

Wenn wir diese einfache Erzählung des Apostels *), zusammengehalten mit der ähnlich lautenden der Evangelisten, betrachten, und die Thatsache, wie sie erzählt wird, ins Auge fassen, sie rein, wie sie ist, auf uns wirken lassen, ohne uns darüber zu ängstigen, was spätere Auslegungen hinzugedacht haben: so muß uns ein Gefühl ergreifen, das sich schwer in Worte auflösen, noch schwerer auf irgend ein System von Worten und Begriffen zurückführen läßt.

Wir sehen den Erlöser das letzte Mal im Kreise seiner Jünger. Wehmuth übernimmt seine große Seele, wenn er hinblickt auf die Geliebten, von denen er sich trennen, die er zurücklassen soll in der Welt,

---

*) 1 Cor. 11, 23—25. vgl. Matth. 26, 26—29. Marc. 14, 22—25. Luc. 22, 19. 20.

wie Schafe ohne Hirten mitten unter den reißenden Wölfen. Aber nein: er will sie ja nicht verwaist lassen, er, der Herr will in ihnen fortleben, mit ihnen einen Leib bilden, wovon er das Haupt ist! sein Blut, sein Herzblut soll in ihren Adern fortströmen; leben will er ihnen und sie in ihm. Er ist die rechte Speise und der rechte Trank; er der rechte Weinstock, aus dem die Rebe den Saft zieht und ohne den sie nichts vermag. Das Weizenkorn muß zwar in die Erde fallen und ersterben, aber aufgehen soll das Erstorbene in tausendfacher Frucht. Für sie läßt er ihn ja brechen, den Leib, für sie vergißt er das Blut und für alle, welche sich zu den Seinen bekennen werden. O des rührenden Abschieds! Herzlich, sagt er, hab' es ihn gelüstet, noch einmal mit ihnen das Mahl zu halten. Von nun aber werde er nicht mehr trinken vom Gewächse des Weinstocks, bis er den Freudenkelch mit ihnen trinke im himmlischen Reich.

Je tiefer und einfacher eine symbolische Handlung ist — und wo giebt es eine tiefere und einfachere als diese? — desto vieldeutiger ist sie. Diese Vieldeutigkeit ist aber kein Nachtheil; die Deutungen widersprechen sich ja nicht, sondern sie sind nur eben so viele Brechungen des einen Lichtstrahls, der in das Innerste der Seele dringt, bis dahin, wo das deutliche Bewußtsein uns entschwindet. Mögen die einen in der feierlichen Handlung vorzüglich die Stimmung der scheidenden Wehmuth, andere die der sich mittheilenden und aufopfernden Liebe, andere die der freudigen Hoffnung des Wiedersehens hervorheben; mögen die einen in dem Abendmahl vorzugsweise ein Gedächtnißmahl an Jesu Leiden, die andern einen Act der innern Vereinigung mit dem Erlöser feiern; mag den einen das Sinnbildliche in der Handlung klarer zum Bewußtsein kommen als den andern, so daß der Verstand der einen schärfer trennt zwischen Bild und Sache, während dem tiefer bewegten Gefühl der andern alles in ein großes Geheimniß zerfließt: — immerhin bleibt es ein heiliges Mahl der Bruderliebe, eine Communio, ein Band, das alle Bekenner Jesu in eine große Gottesfamilie vereinigt, da sie alle eines Brotes theilhaft werden, alle aus einem Kelche trinken! Und nur schon von dieser Seite betrachtet, welche großartige Feier! Das sinnliche Bedürfniß, das der Mensch mit dem Thiere gemein hat, Essen und Trinken, wie wird es veredelt durch ein solches Mahl der religiösen Gemeinschaft! Weg von der Erde erheben wir bei

diesem Mahl Augen und Herzen zum Himmel (sursum corda!) und erinnern uns unsrer himmlischen Bestimmung, welche ist die Gotteskindschaft. Nieder fällt jede Schranke, die Menschen von Menschen sondert. Arm und Reich, Jung und Alt, alles sammelt sich um den einen Gnadentisch. Brot und Wein, die täglichen Nahrungsmittel, die unsern irdischen Leib zusammenhalten, sie werden zum Himmelsbrote, zum bedeutsamen Tranke, zum ernsten Heiligthum, zum Sacramente, das ins ewige Leben leitet. Wer sollte nun glauben, daß eben das, was nach der Absicht des göttlichen Stifters die Christen aufs innigste vereinigen sollte, nicht nur einmal, sondern öfter der Gegenstand der Trennung, ja des heftigsten, blutigen Kampfes, der grausamsten Verfolgung geworden! Mußte doch schon früher der unbedeutende Umstand, daß die römische Kirche sich des ungesäuerten und die griechische sich des gesäuerten Brotes bediente, die Trennung dieser beiden großen Kirchenkörper vollenden helfen. War es doch die Kelchentziehung von Seiten der Kirche, und die Forderung des Kelches von Seiten der Böhmen, welche den blutigen Hussitenkrieg über einen großen Theil von Europa brachten. War es doch eben die Messe, worein sich die ursprüngliche Feier verwandelt hatte, die zu den Aergernissen Anlaß gab, welche die Reformation beseitigen wollte. Nicht zu gedenken all der andern Mißbräuche, die der Aberglaube daran heftete, all der Greuel, z. B. der vergifteten Hostien, mit welchen die heuchlerische Bosheit das Heiligste verunstaltete. O es ist wunderbar betrübend, wie der menschliche Wahn das Schönste verkehren, die edelsten Lebensgüter in einen freveln Spott, die heilsamsten Arzneien in Gift verwandeln kann! Eben dieses heilige Sacrament des Abendmahls (der Eucharistie) ist es nun aber auch, welches den Keim der Zwietracht in sich barg, die zwischen den großen Männern des Jahrhunderts, Luther und Zwingli, zur Erscheinung kam.

Wir haben bisher beide Männer unabhängig von einander das Werk der Reformation betreiben sehen, den einen in Sachsen, den andern in der Schweiz. Beide haben in ihrer Persönlichkeit vieles mit einander gemein. Die Kraft, den Ernst, den Muth, die Gediegenheit und Entschlossenheit, die aufrichtige, herzliche Frömmigkeit des Charakters mußten wir an beiden bewundern. Beide sind Männer ihres Volkes, geliebt und geehrt von denen, die vorurtheilsfrei sich ihnen

nähern, gehaßt von den Gegnern des Lichts und den Achselträgern; beide sehen wir gleich bereit, Gut und Blut zu lassen für die Sache Gottes, die Sache Jesu Christi, in der sie das Heil der Menschheit erkennen. Und wie ich schon früher bemerkt habe, es würde sich zwischen Zwingli und Luther weit eher eine enge Freundschaft denken lassen, als zwischen Luther und Erasmus. Gleichwohl ist auch wieder eine gewisse Verschiedenheit zwischen beiden nicht zu verkennen, die, wenn sie auch den Streit nicht nothwendig machte zwischen beiden, ihn uns doch einigermaßen begreiflich macht. Ohne uns den Entscheid anzumaßen, welcher von beiden der größere sei, wollen wir sie unparteiisch neben einander betrachten, jeden in seiner Größe, nach dem Maaße, das Gott ihm gegeben. Wenn uns besonders ein Leben anzieht, das sich aus dem Streite widerstrebender Kräfte hervorarbeitet, das durch das Läuterungsfeuer der Prüfung auf eine auffallendere Weise hindurchgeht, als aller Uebrigen — ein Leben, das wunderbare Kämpfe zu bestehen hat, und selbst wieder Wunder wirkend heraustritt durch hervorragende Geisteseigenthümlichkeit: so werden wir uns in diesem Falle fast mehr für Luthern, als für Zwingli interessiren. Oder mit andern Worten, wenn wir uns einen Stoff der dichterischen Behandlung wählen sollten, einen Charakter, der sich dramatisch durchführen, der sich so behandeln läßt, daß sich beständig in ihm der Kampf der menschlichen Natur wiederspiegelt, in ihm die ganze Gemüthswelt sich abmalt mit all ihren vielfach verschlungenen Zuständen: so würden wir unbedenklich Luthern wählen; denn Luther ist eine poetischere Natur als Zwingli, und ich berufe mich auf Ihre eigene Erfahrung, ob nicht das Wenige, was ich Ihnen bisher aus Luthers Leben mitgetheilt habe, einen lebendigern, reichern, ich möchte sagen, farbigern Eindruck auf Sie gemacht, als was von Zwingli berichtet wurde. Der Genius der Menschheit — daß ich mich so ausdrücke — geht uns noch klarer auf in Luthern, als in Zwingli. Es wäre lächerlicher Nationalstolz und Confessionsparteilichkeit, dieß nicht gestehen zu wollen; denn ohne den Wiederschein von Luthers Größe wäre auch unsere schweizerische Reformation das nicht, was sie jetzt ist in ihrem Zusammenhange mit dem großen Ganzen.

Je unbefangener wir aber dieses eingestehen, desto weniger werden wir der Parteilichkeit uns schuldig machen, wenn wir von der andern Seite auch die Vorzüge Zwingli's anerkennen, die er vor dem sächsischen

Reformator voraus hat. Ist es gleich der Verstand nicht allein, der das geistige Leben ausmacht und bestimmt, so ist er doch eine wichtige Bedingung desselben, ohne die wir mit aller Fülle des Gemüths im Dunkeln tappen und im Nebel uns verlieren würden. Aber eben diese ruhige Kraft des Verstandes ist es, die wir bei Zwingli noch ausgebildeter finden als bei Luthern. Luther hatte nicht mehr Gemüth (denn Verstand und Gemüth waren bei Zwingli im schönsten Gleichgewichte), wohl aber mehr Phantasie, als Zwingli, mehr Schwung des Geistes; Zwingli dagegen hatte in den einzelnen Fällen ein festeres, sichreres Urtheil. Er war nüchterner und besonnener, und offenbar freier von Vorurtheilen; und wenn Luther nicht selten an die Schwärmerei streifte, so daß von der Begeisterung zur Ueberspannung nur ein kleiner Schritt bei ihm ist, so bleibt Zwingli immer in den Schranken der Mäßigung. Es ist darum fast lächerlich, wenn Luther mitten in seiner schwärmerisch tobenden Leidenschaft den ehrlichen Zwingli einen Schwärmer nennt, ihn, der von aller Schwärmerei so fern war. Man betrachte auch nur sein Bildniß! Dieser energische, feste, satte Kopf, diese in Stein gehauene, markante Physiognomie, diese breite Stirn, dieses volle, klare Auge, diesen geschlossenen Mund mit runden Lippen — genug! ich überlasse einem Lavater die vollendete Deutung des Bildes, der in ihm „Ernst, Nachdenken, männliche Entschlossen-„heit, eine sich zusammenziehende Thatkraft, einen schauenden, durch-„dringenden Verstand" erkennt*), und berufe mich allein auf die Geschichte, welche den lebendigen Commentar zu diesem Bildniß ausmacht. Nehmen wir nun dazu noch die Verschiedenheit der äußern Lebensverhältnisse, der Umgebungen, der Schicksale dieser beiden Männer, so wird es uns noch begreiflicher werden, wie jeder in seinem Kreise anders dachte und handelte, als der andere. Luther war eine durch und durch deutsche Natur, Zwingli ein ächter Schweizer. Beide können als Repräsentanten ihres Volkes gelten. In dem einen herrscht die Idealität vor, in dem andern das praktisch Verständige. Luther ein Mönch, in der tiefern Bedeutung des Wortes, inwiefern man darunter einen Menschen mit dem überwiegenden Hange zum Contemplativen versteht,

*) Siehe dessen Physiognomik.

Zwingli ein Weltgeistlicher, ebenfalls in der bessern Bedeutung des Wortes, ein Mann, der die irdischen Verhältnisse des Lebens früh von ihrer natürlichen, praktischen Seite aufzufassen und die gemachten Erfahrungen in Anwendung zu bringen gelernt hatte. Luther in monarchischen Verhältnissen lebend, Zwingli ein Sohn der Republik. Der erstere auf sich allein gestellt von Anfang des Kampfes, und erst allmählig von seinem Kurfürsten geschützt, gegenüber dem mächtigen Reiche, — Zwingli, unterstützt von einer hochsinnigen Regierung, wenn gleich auch vielen Gefahren ausgesetzt für seine Person. Auch der Studiengang beider Männer war ein verschiedener gewesen. Luther hatte sich im Kloster unter tausend Anfechtungen an seinem schwermüthigen Augustin, an seinem tiefsinnigen Tauler und den Mystikern, Zwingli mehr an den heitern Classikern, an den kräftigen Mustern der alten Welt gebildet. (In dieser Hinsicht steht er in der Mitte zwischen Luthern und Erasmus, welcher letztere auch mehr auf ihn zu halten schien, als auf den sächsischen Reformator.) Dieß angewendet auf ihre beiderseitige Theologie und Schrifterklärung, so finden wir in Luthern mehr den tiefsinnigen, der innern Welt und ihren Geheimnissen zugewandten Forscher, in Zwingli den nüchternen, alles mit Bedacht abmessenden, alles auf das praktisch-sittliche Leben in der bürgerlichen und häuslichen Gemeinschaft beziehenden Denker. Welche tiefe Blicke Luther in den Geist der Bibel gethan, haben wir schon anderwärts gewürdigt, und es ist möglich, daß er hierin noch einen prophetischern Geist als Zwingli besaß, wenn wir unter diesem prophetischen Geiste jenes Ahnungsvermögen verstehen wollen, das, ohne sich der Gründe im Einzelnen bewußt zu sein, den rechten Fleck trifft, wo die Nerven des Lebens in Eins zusammenlaufen. Aber wo es galt, dem einzelnen Buchstaben sein Recht anzuthun, nicht mehr oder weniger in den Stellen zu sehen, als eben darin liegt, grammatisch-historisch die Schrift zu erklären, Bild und Ausdruck derselben aus dem Geist der Sprache und aus natürlichen Lebensverhältnissen zu begreifen, und darüber gelehrte Rechenschaft zu geben: da war Zwingli unstreitig der tüchtigere Exeget. Er ließ sich weniger vom Gefühl hinreißen, weniger von mystischen Phantasien verleiten, wenn er gleich keineswegs unempfindlich blieb gegen die ewigen Schönheiten und die unergründlichen Tiefen des göttlichen Wortes. Verstand und Gemüth erscheinen bei Zwingli überhaupt mehr getrennt, bei

Luthern laufen sie in einander*). Bei Zwingli herrschte die Ueberlegung (Reflexion) vor, bei Luthern die unmittelbare Anschauung (Intuition).

Ich kann Ihnen scheinen weit ausgeholt zu haben, um endlich auf mein Thema zu kommen von der streitigen Auslegung der Einsetzungsworte. Und doch war eine solche Erörterung nöthig, wenn nicht die oberflächliche Ansicht entstehen sollte, als ob beide Männer nur aus Streitlust oder aus purer Caprice sich um ein Wörtchen gezankt hätten, auf das ja nicht alles ankomme. An dem Wörtchen ist oder bedeutet hing freilich der Streit sichtbar. Das ist aber nur die äußere Handhabe, an welcher wir die beiden verschiedenen theologischen Denkweisen der Männer anfassen können, die äußerste Spitze, worin sie auslaufen. Hätten beide Männer, die zu sehr in die Stürme der Zeit verflochten waren, Muße gehabt, ihr theologisches System auszuführen, so würden gewiß zwar nicht in den Grundansichten sich widersprechende, aber doch in Anschauungs- und Ausdrucksweise ziemlich verschiedene Systeme zum Vorschein gekommen sein; denn schon in dem Abendmahlsstreite selbst wird der genauere Beobachter Gelegenheit haben, mehrere abweichende Puncte in der Lutherischen und Zwinglischen Dogmatik zu entdecken, welche die Einsetzungsworte nicht unmittelbar berühren, sondern auch in anderes eingreifen, das nur ferne damit zusammenhängt.

Um nun auf die Sache selbst zu kommen, so darf ich wohl als ausgemacht unter uns voraussetzen, daß es beiden Männern mit der Sache gleich Ernst war, daß sie beide für ihre Person das Mahl des Herrn nicht als eine nur nützliche Anordnung in der Kirche respectirten, sondern es gewiß mit der innigsten Andacht und in jener würdigen, wohlgeprüften Stimmung genossen, die der Apostel so ernstlich verlangt. Ebenso waren beide darüber einverstanden, daß diese einfache, von Jesu eingesetzte Handlung wieder zurückgeführt werden müsse auf ihren

*) Dieß zeigt sich uns auch in der Art, wie der Eine und der Andere von ihnen die Person Christi auffaßt. Luther sieht in Christo nicht nur den Gottmenschen, sondern öfters den vermenschlichten, den eingefleischten Gott schlechthin, der als Gott geboren wird, als Gott an seiner Mutter Brust liegt, als Gott stirbt u. s. w.; während Zwingli das Göttliche und Menschliche in Christo weit schärfer auseinanderhält, bisweilen so scharf, daß die persönliche Einheit dabei scheint verloren zu gehn. Luther dachte mehr concret, Zwingli mehr abstract; daher herrschte bei Luther die geistig-sinnliche Anschauung, bei Zwingli die Reflexion und die Kritik vor; vgl. Schenkel, das Wesen des Protestantismus I. S. 331 ff.

biblischen Grund und geschichtlichen Ursprung. Beide verwarfen die Mißbräuche der Messe, die Vorstellung von einem wiederholten Opfer u. s. w. Ja selbst die Brotverwandlung in dem Sinne, wie die katholische Kirche sie lehrt, verwarf Luther so gut als Zwingli. Nur ging hierin Zwingli weiter als Luther. Obwohl nämlich Luther nicht annahm, mit den Papisten, daß das Brot nach der Consecration des Priesters gänzlich in den Leib des Herrn verwandelt werde, so nahm er doch eine wesenhafte (reale) Gegenwärtigkeit dieses Leibes an, die wir weiter nicht begreifen, die wir aber glauben müßten. Er nahm an, wie man sich später ausdrückte, daß der Leib des Herrn in, mit und unter dem Brote enthalten sei, und daß jeder, auch der Ungläubige, diesen Leib wirklich und wesentlich genieße. Ebenso dachte er sich's mit dem Weine des gesegneten Kelches und dem darunter enthaltenen Blute Jesu. Er berief sich dabei auf die Allmacht Gottes, der alle Wunder möglich seien, und somit auch dieses Wunder des Sacraments: ein Argument, womit freilich allem Aberglauben Thür und Thor geöffnet ist; denn bei was könnte man sich am Ende nicht auf die Allmacht Gottes berufen? Nicht daß die Sache möglich sei, sondern daß sie wirklich sei, galt ja zu beweisen, und da sollte Luther, seiner eigenen Glaubenstheorie nach, einen Schriftbeweis beibringen, wenn er seinem Lehrsatz den gehörigen Nachdruck geben wollte. Hier lag nun aber eben die Schwierigkeit. Christus hatte sich nirgends weiter ausgesprochen, als was wir in den Einsetzungsworten haben; er hatte keinen Commentar dazu gegeben, und jedem blieb das Recht, diesen Commentar nach bestem Gewissen selbst zu machen. Somit blieb Luthern nichts übrig, als das Wörtchen „ist" in den Einsetzungsworten in seiner ganzen Buchstäblichkeit zu fassen, ihm einen übermäßigen Nachdruck zu geben und darauf seinen ganzen Beweis zu stellen, während Zwingli und seine Anhänger mit der größten Unbefangenheit von der Welt zeigten, daß das Wörtchen ist diese buchstäbliche Bedeutung nicht haben könne. Der Beweis war ihnen in der That leicht, da die Bibel voll bildlicher Art zu reden, voll rhetorischer Figuren, voller Gleichnisse und Metaphern ist, und man mußte allerdings die Augen fast absichtlich verschlossen haben, wenn man hier nicht klar sehen wollte. So, wenn Christus sagt: „Ich bin der Weinstock" (ich führe Zwingli's Beispiele selber an), so meinte er doch wohl

nicht, er sei wahres und wirkliches Rebholz; wenn er Petrus einen Fels nennt, so meint er nicht, daß der Apostel, statt ein Mensch, aus Fleisch und Bein bestehend, ein kahler Stein sei u. dergl. m. Jedes Kind, sollte man denken, begreift dieß. Wie kommt es nun aber, daß eben Luther dieß nicht begriff, nicht begreifen wollte, nicht begreifen konnte in seiner Lage? Bloßer Eigensinn war es doch gewiß nicht. Luther steht mir zu groß, zu ehrwürdig da, als daß ich ihn dessen zu beschuldigen wagte. Gerade, weil die Sache uns so einfach dünkt, daß sie jedes Kind einsehen muß, so können wir uns doch Luthern nicht so bornirt denken, daß er das A B C der gemeinsten Rhetorik nicht begriffen, und ein Gleichniß von einer eigentlichen Rede nicht zu unterscheiden gewußt habe. Man ist oft gar zu leicht fertig in seinem Urtheil über große Männer, wenn man den ordinären Maaßstab des sogenannten gemeinen Menschenverstandes an ihre kolossale Gestalt legt, und das, was sich diesem nicht anfügt, ins Gebiet der thörichten Grillen verweist. Bei dieser Art zu messen kommt die goldne Mittelmäßigkeit am besten weg, bei der sich die wenigsten Unebenen finden, weil sie weder Höhe, noch Tiefe hat.

Wir müssen also offenbar, wollen wir Luthern nicht ungerecht beurtheilen, einen andern und würdigern Grund suchen, aus dem wir die allerdings auffallende Hartnäckigkeit seiner Behauptung zu begreifen haben, als Mangel an Einsicht und gutem Willen. Und dieser Grund findet sich in der Geschichte selbst. Vor allem ist wohl darauf zu merken, daß der Streit weder von Luther, noch von Zwingli ausging, sonder von eben dem Karlstadt, der durch sein stürmisches Wesen in Wittenberg, durch seine Bilderstürmerei und durch seinen Zusammenhang mit den Wiedertäufern sich allerdings als einen gefährlichen Schwärmer dargegeben hatte. Dieser war es, der zuerst mit einer abweichenden Erklärung der Einsetzungsworte hervortrat, und zwar mit einer solchen gezwungenen Erklärung, daß es uns nicht wundern darf, wenn Luther daran kein Gefallen finden konnte. Karlstadt meinte nämlich, Jesus habe nicht von dem Brote gesagt: „das ist mein Leib,“ sondern er er habe, indem er das Brot gebrochen, auf seinen eigenen Leib gezeigt, und von diesem gesagt: „das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird.“ Das Brechen des Brotes erschien dann nur als eine begleitende Handlung zu der Rede; das Symbolische verlor seine Be-

deutung, und sank zu einer leeren, nüchternen Ceremonie herab. Man denke sich nun ganz in Luthers Lage hinein. Er hatte mit Ernst die Mißbräuche der Kirche angegriffen und einen Kampf hervorgerufen, vor dem ihm selbst mitunter bange ward. Seine Absicht war nie gewesen, die Kirche Christi selbst aus ihren Angeln zu heben, und umzustürzen, was die Jahrhunderte aufgebaut. Er wollte nur wieder alles auf den rechten Grund zurückführen; er wollte reformiren, nicht revolutioniren. Nun kommt ihm dieser Karlstadt in den Weg, der das Unterste zu Oberst kehrt, der allen Zusammenhang mit der alten Kirche aufhebt, alles aus den Fugen reißt, und ein Feuer anrichtet, das schwer wieder zu löschen ist. Die Taufe, das eine Sacrament, war von den Schwärmern schon angegriffen worden. Nun soll auch das andere Sacrament ihrer Willkühr preisgegeben werden! Wo soll das hinführen? — Das Wort und die Sacramente, das waren, nach Luther, die Grundpfeiler der Kirche; an ihnen sollte nicht gerüttelt werden, wenn nicht dem Ganzen der Einsturz drohen sollte. Sie sollten den Zusammenhang der Reformation mit der alten Kirche vermitteln. War auch dieses Band noch zerrissen, dann stand die Kirche der Protestanten in der Luft, dann fehlte ihr aller historische Boden, dann war sie in der That eine Secte, ein abgehauenes Schoß von dem Weinstock, ein abgestoßenes Glied von dem großen Körper. Das wollte Luther nicht, und konnte es nicht wollen. Nicht von der katholischen Kirche, der allgemeinen d. h. der apostolischen, die da festhält an der Lehre, an der Taufe und am Brotbrechen, wollte er sich trennen, sondern nur von der römisch-katholischen, von der papistischen, entarteten, entstellten. — Nun kann man freilich sagen, eine verschiedene Ansicht über das Sacrament sei ja noch nicht ein Aufheben des Sacraments selbst, und wenn auch Karlstadts Meinung unrichtig gewesen wäre, so hätte Luther wenigstens die reifer erwogene Zwinglische Ansicht besser prüfen und sie nicht von vorn herein verdammen sollen. Das kann man allerdings sagen, und muß es sagen, und Luther hat darin gefehlt, daß er nun einseitig in seine Meinung sich festrannte, und sich auf Tod und Leben darin verschanzte, ohne auch nur die billigsten Gründe anhören zu wollen. Allein verzeihlich bleibt der Fehler doch, wenigstens sehr begreiflich unter den obwaltenden Umständen: denn es waren nicht ängstliche, aus der Luft gegriffene Besorgnisse, die Luthers Gemüth be-

wegten. Die Thatsachen redeten zu laut und zu dringend. Der furchtbare Bauernkrieg war ausgebrochen in Deutschland, eine Folge des Karlstadtschen und Münzerschen Unwesens. Die Flamme der Empörung schlug aus dem Dache hervor; wer zu löschen kam, war sein Freund, aber nicht der, der neues Oel ins Feuer goß. Ihm war aber dieß Oel ins Feuer gegossen, wenn jetzt, wo Alles in wilder Auflösung begriffen schien, ein neuer Zankapfel in die Kirche geworfen wurde wegen des Sacraments. Der gute Zwingli war nun freilich unschuldig an allem dem. Er selbst hatte genug zu wehren gegen die Tollheit der Wiedertäufer und die ausgebrochenen Unruhen im eigenen Vaterlande, und ihn schmerzte es gewiß eben so tief als Luthern, wenn die evangelische Freiheit zum Vorwande sündlicher Begierden mißbraucht wurde. Aber er konnte den Zusammenhang dieser Dinge mit der Erklärung der Einsetzungsworte nicht einsehen, und in der That war der Zusammenhang mehr ein eingebildeter von Seiten Luthers, als ein wirklicher. Aber, wo ist der Mensch, der in bewegten Zeiten sich nicht täuschen kann über den Zusammenhang von Ursache und Folge? Wie viele von uns haben z. B. nicht auch irgend eine freie Ansicht im Religiösen oder Politischen mit mißtrauischen Augen betrachtet, die sich mitten in unsern Kämpfen gegen die Gesetzlosigkeit wollte geltend machen, wenn sie gleich unschuldig war an sich und in keinem natürlichen Zusammenhange stand mit jenen Bewegungen? So ist einmal der Mensch. Und wenn also Luthern hier ein Menschliches begegnete, so sollte es uns leicht begreiflich sein. Er hatte nun einmal ein Vorurtheil gefaßt, aber ein sehr verzeihliches, gegen jede Ansicht, die ihm mit der des fatalen Karlstadt zusammenzuhangen schien: und so fiel auch Zwingli bei ihm — das ließ er sich nun nicht mehr ausreden — in die Classe der Wiedertäufer, der Sacramentirer, der Schwarmgeister, der Rottengeister und der Tollköpfe, der Satansknechte, und welche Namen er ihnen noch sonst zu geben beliebte.

Ich enthalte mich, Ihnen eine weitere Beschreibung des Streites, der mehrere Jahre hindurch schriftlich geführt wurde, zu geben. Für den Gelehrten von Fache ist er zwar von hohem Interesse, den Uebrigen aber mag er wenig Erbauung gewähren, und manches wird besser verhüllt, als an das Tageslicht gezogen. Später werden wir die Kämpfer sich persönlich entgegentreten sehen auf dem Marburger Gespräch. Ich bemerke blos noch, daß auch der friedliebende Oekolampad in den Streit

verwickelt wurde, und daß er in der Hauptsache vollkommen mit Zwingli übereinstimmte. Seine Abhandlung über den Sinn der Einsetzungsworte verdient in jeder Hinsicht das Lob der Gründlichkeit; und was die schwäbischen Theologen, Brenz und Schnepf, seine ehemaligen Freunde, ihm entgegensetzten, war nicht geeignet, ihn eines Andern zu belehren. Merkwürdig ist aber, wie behutsam sich damals noch der Rath zu Basel in Sachen der Reformation bewies. Die Freunde des Papstthums hatten nicht ermangelt, die gelehrte Arbeit des Reformators zu verdächtigen und sie für unchristlich zu erklären. Der Rath wollte darüber erst gern das Urtheil des Erasmus vernehmen: und dieser gab auch jetzt wieder eine ausweichende Antwort. Die Schrift des Oekolampad, sagte er, sei nach seiner Ansicht gelehrt, beredt und wohlgeschrieben, ja er würde hinzusetzen, sie sei fromm, wenn etwas fromm genannt werden dürfte, das wider die allgemeine Meinung der Kirche streite, von welcher abzuweichen nach seiner Ansicht gefährlich sei; und so verweigerte der Rath den Druck der Schrift, die nun in Straßburg herauskam. Hinter diese Ansicht von der Unfehlbarkeit der Kirche zog sich, im Vorbeigehen gesagt, Erasmus mehr und mehr zurück. So sagte er z. B. auch, wenn ihn die Kirche heiße arianisch denken, so werde er ein Arianer. Damit brachte er die Gegner zum Schweigen, indem er scheinbar seine Freiheit aufgab, sie aber doch für seine Person gebrauchte*). Aus einer in der Folge des Streits noch weiter erlassenen Schrift des Oekolampad, muß ich mir nur noch erlauben, Ihnen eine Stelle mitzutheilen, die uns ein schönes Beispiel von der friedliebenden und aufrichtigen Gesinnung des Mannes giebt, der so gern lindernden Balsam in die sich immer weiter öffnende Wunde gegossen hätte. In seiner „billigen Antwort auf Doctor Martin Luthers Bericht des Sa-

*) Daß Erasmus für seine Person sehr frei, ja mitunter leichtfertig dachte über die Lehre von der Brotverwandlung, zeigt eine Anekdote von ihm aus früherer Zeit. Er hatte einst mit seinem Freunde, dem Kanzler Morus, über den Gegenstand sich unterhalten. Dieser behauptete den Satz: glaube nur an die Gegenwart des Leibes, und dann hast du ihn auch wirklich. Erasmus schwieg. In der Folge entlehnte er von Morus ein sehr schönes Pferd zur Reise. Es gefiel ihm so wohl, daß er es behielt und es übers Meer mit nach Holland nahm. Als Morus sein Eigenthum zurückforderte, gab ihm Erasmus zur Antwort: glaube nur, du habest es, und du hast es gewiß. (In lateinischen Distichen bei G. Müller, Reliquien IV. S. 410.) Erasmus zeigte freilich auch damit, daß

craments" macht er ihm mit allem Recht Vorwürfe über die Leidenschaftlichkeit, womit er ihn und Zwingli angegriffen, und sagt dann Folgendes: „Das hat deinen hochtrabenden Geist also gespornt, daß er gumpet und schlägt, und mag weder Räuche noch Sänfte in uns loben; und so man ihm sein Irrsal entdecket, spricht er mit kläglichen Worten, man stürze den Glauben um. . . . Aber der christliche Leser wird wohl können abnehmen, daß es Worte seien eines erzürnten Menschen, welcher nicht anders kann; so er ihm selbst entlaufen ist, vermeint er, sei keine größere Sünde und Unbilligeres auf dem Erdreich, denn daß man ihn angerührt habe. Da ist denn ein jämmerliches Wesen und bricht Himmel und Erde zusammen, daß man ihm sagt, er möge auch als ein Mensch irren, und die, so auf ihn sich verlassen, mögen auch sich verfehlen. Ach, nicht also mein Bruder! Wir sollen uns nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an deine oder andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit, und von dem wird nun dem, nun einem andern mitgetheilt, wie du das selber gar wohl weißt. . . . Wohlan, ich wünsche dir noch von Herzen, daß dir wiederkehret werde der fürstliche, geschlachte und freudenreiche Geist Christi. Und hast du etwas Gutes zur Ehre Gottes und Nutzen der Nächsten taugend, so lehr' es in aller Sanftmüthigkeit nach dem Geheiß des Apostels. Gott verleihe dir und mir, in der Erkenntniß seines Sohnes fortzufahren. Amen."

Wir wenden uns zur Kehrseite des Sacramentstreits, zum Bauernkrieg, denn beide gehen in der Geschichte parallel, und bilden zusammen den trüben Einschlag in das Gewebe der losbrechenden Leidenschaften.

Aufstände der Landleute gegen ihre Oberherren waren schon mehrere

---

er das Wesen des Glaubens nicht begriff, da er übersinnliches und sinnliches Fürwahrhalten vermengte. Doch bei vielen ist auch wirklich ihr Glaube bloße Ueberredung und Einbildung. Gegen solche sagt auch Zwingli: „sie glichen jenem Maler, der gewisse Edelleute habe überreden wollen, er habe ihre Kirche mit schönen Gemälden geziert, die aber nur Leute von adliger Geburt sähen. Die Edelleute, um sich nicht zu compromittiren, sagten: sie sähen die Gemälde. Also, wenn diese großen Lehrer (Luther &c.) ausschreien, wer die wesentliche Gegenwart des Leibes Christi nicht glaube, sei kein Christ, so will jedermann ein Christ sein und glaubt die Gegenwart, ob er sie auch nicht glaubt." Bei Nüscheler a. a. O. S. 165.

Jahre vor der Reformation an verschiedenen Orten ausgebrochen; ein abermaliger Beweis, daß die Revolution nicht ein Kind der Reformation ist. Solche Aufstände waren aber auch bei der damaligen Lage der Dinge, wo der Landmann leibeigen und oft aufs schmählichste von geistlichen und weltlichen Herren bedrückt war, begreiflich*). Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, 1491, hatten die Bauern in den Niederlanden, in Schwaben und im Elsaß sich empört; ihre Verbindung hieß, weil sie sich eines Schuhes auf einer Stange als Feldzeichen bedienten, oder auch wohl einen Schuh in ihrer Fahne führten, der Bundschuh, und verbreitete sich immer weiter durch Oberdeutschland. 1503 finden wir ähnliche Unruhen im Bisthum Speier, 1514 im Würzburgischen. Daß nun der durch Luthern erregte Kampf im Kirchlichen auch wieder eine Rückwirkung auf das Politische übte, kann freilich nicht geläugnet werden. Die gemeine Bauernlogik unterschied nicht mit theologischer Schärfe zwischen Staat und Kirche, und wir können's ihr an ihrem Orte auch nicht zu sehr verdenken. „Die „raschen Angriffe," sagt Herr v. Raumer **), „auf alt geheiligtes Ansehen „in der Kirche, die Berufungen an Sinn und Urtheil des Einzelnen, „fanden bald ihr Gegenstück in weltlichen Kreisen. Wenn man alle „Forderungen des Papstes verwarf, sollten da die Ansprüche des Pfar„rers und Edelmanns noch für heilig gelten? Wenn die Reformatoren „gekrönte Häupter ohne allen Anstand behandelten" (und hier fällt allerdings ein Theil des Vorwurfs auf Luthern in Beziehung auf sein Benehmen gegen Heinrich VIII.), „konnte da der frevelhafte Nachhall des „Pöbels ausbleiben? Wenn der Bauer entscheiden durfte, was von „himmlischen Dingen zu halten sei, sollte er sich nicht herausnehmen, „über Jagd und Weidrecht seine Meinung zu haben?" u. s. w. Demungeachtet war diese Logik doch eine unrichtige und voreilige. Geistliches und Weltliches darf nicht vermischt werden, und die Freiheit des Denkens und Glaubens ist noch himmelweit verschieden von Unabhängigkeit des Handelns im bürgerlichen Leben. Und auch im Kirchlichen

---

*) „Die Bauern standen" (sagt Hr. v. Raumer in seiner trefflichen Geschichte Europa's seit dem 15. Jahrhundert) „ohne ständische Rechte, ohne Ver„tretung, ohne Geld, um einen Reichsprozeß anfangen zu können, zu entfernt vom „Kaiser, und jeder Willkür preisgegeben." Bd. I. S. 374.

**) a. a. O.

wollten ja die Reformatoren nichts weniger, als absolute Unabhängigkeit. Gottes Wort war der Richter, und nicht die subjective Meinung des Einzelnen, wovon sie alles abhängig machten, und dieses Wort lehrte ja deutlich die Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit und verdammte jeden Aufruhr. Doch, wir wollen erst den Hergang der Thatsachen selbst vernehmen, und dann die Urtheile Luthers und der Reformatoren, sowie die Stellung, die sie in dieser wichtigen Krisis einnahmen, besonders ins Auge fassen.

Thomas Münzer, der seiner Umtriebe wegen aus den kursächsischen Landen war verwiesen worden, und auch einige Zeitlang in der Schweiz, namentlich im Klettgau und in der Gegend von Basel, sich Anhang verschafft hatte, hatte sich endlich nach Mühlhausen in Thüringen zurückgezogen, wo er bei einem großen Theil des Volkes beifälliges Gehör fand. Und wie hätte er nicht allerwärts diesen Beifall finden sollen, da er dem Volke auf alle mögliche Weise schmeichelte, und dem aufgeregten Hochmuthe des Pöbels Luthern als einen hoffärtigen Narren, einen Erzbuben und schmeichelnden Schelm preisgab *)! „Münzer wollte (sagt Herr v. Raumer) eine politische Umgestaltung durch das Volk und mit Gewalt. Das schied „ihn ganz von Luthern.“ Bald gesellte sich zu ihm ein entlaufener Mönch, Namens Pfeifer, der an Wildheit Münzern überbot und den Terrorismus so weit handhabte, daß er seinem Collegen selbst drohte, ihn aus der Stadt zu jagen, wenn er sich kräftigen Maaßregeln länger widersetze. Während so Münzer und Pfeifer ihr Wesen in Sachsen trieben, brach in Oberdeutschland ein förmlicher Bauernaufstand los **). Zwölf Artikel, welche die Forderungen der Landleute ausdrückten, wurden mit Ungestüm als Grundsätze einer neu einzuführenden Ordnung der Dinge proclamirt, deren Inhalt nur zu sehr an ähnliche Forderungen in neuerer Zeit erinnert. Man soll die Zehnten abschaffen, die

---

*) Solches hat zu allen Zeiten gewirkt. Man ziehe nur würdige und ächt liberale Männer in öffentlichen Blättern vor allem Volke im Koth herum, und die aura popularis wird nicht fehlen; denn nichts schmeichelt der Niedrigkeit des Sinnes mehr, als muthwillig in den Staub getretene Größe.

**) Sartorius, Geschichte des Bauernkrieges. Berlin 1795. Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Heilbronn 1830. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen, Bd. I. S. 167 ff. Jäger, schwäbisch-fränkische Reformationsgeschichte. Anhang.

übrigen Abgaben vermindern, die Gemeindewälder vertheilen, den Gemeinden die Pfarrwahlen überlassen, Jagd- und Fischgerechtigkeit frei geben. Bei den Forderungen blieb es nicht, es kamen Drohungen*); und als auch diese kein Gehör fanden, gab man ihnen Nachdruck mit Gewalt. Sengen, Morden, Brennen war an der Tagesordnung. Klöster und geistliche Stifter wurden besonders hart mitgenommen, und barbarische Grausamkeit an den Personen der Adeligen, an ihren Frauen und Kindern verübt. Einst überrumpelten die Bauern Weinsberg, den Geburtsort Oekolampads, im Einverständniß mit den dortigen Bürgern, brachten alle Adelige ums Leben und fügten den rohesten Spott zu ihrer Grausamkeit hinzu. Das empörendste Beispiel ist das vom Grafen Ludwig v. Helfenstein. Er ward in die vorgehaltenen Spieße der Bauern gejagt, während ein Bursche, der ehemals sein Brot gegessen, vor ihm her mit höhnischer Geberde die Pfeife blies. Vergebens flehte die Gräfin die Unholde fußfällig um Erbarmen. Ihr Kind, das sie auf den Armen hielt, ward verwundet, sie selbst mißhandelt und auf einem Mistwagen nach Heilbronn geführt. Aber schrecklich büßte auch dafür der Pfeifer**). Ueberhaupt schienen die Herren die Bauern an Grausamkeit übertreffen zu wollen. So war es denn wohl eine mehr als türkische Grausamkeit, wenn der Markgraf Casimir von Anspach 85 aufrührerischen Bauern darum, weil sie gesagt hatten, sie wollten ihn nicht mehr vor den Augen sehen, die Augen ausstechen ließ und sie als eine Schaar blinder Bettler ins Elend schickte. Abhauen der Finger und ähnliche Verstümmelungen galten als Gnade. Und wer schaudert nicht zurück vor der geistlichen Härte, wenn er den Bischof von Würzburg mit dem Henker durch das Land ziehen und mit dem Blute der Aufrührer auch das der Evangelischen in Strömen vergießen sieht! An 50,000 Menschen kamen in diesem unseligen Kriege, nach der geringsten Berechnung, ums Leben***). Weniger blutig ging es in den säch-

---

*) „Etliche Bauern sagten zu ihren Pfarrern: wenn sie nicht mit ihnen wollten heben und legen, daß sie ab den Pfarren und Pfründen ziehen wollten." Jäger S. 297. (aus der handschriftlichen Chronik von Weißenhorn). Tout comme chez nous!

**) Er ward mit einer Kette an einen Pfahl geschmiedet und rings mit Flammen umgeben. Der ritterliche Pöbel weidete sich an den gräßlichen Zuckungen des Verzweifelnden.

***) Raumer a. a. O.

sischen Landen, wo der Aufstand auch nicht allgemein war, sondern die Münzersche Rotte, wiewohl mehrere Tausende stark, ihr Wesen für sich trieb. Hier konnten sie auch planmäßiger bekriegt werden. Der Herzog Georg von Sachsen, der Kurfürst Johann der Beständige, der seinem um eben diese Zeit gestorbenen Bruder Friedrich dem Weisen in der Regierung folgte, der Landgraf Philipp von Hessen, und der Herzog Heinrich von Braunschweig rüsteten ihre Heere gegen die Empörer aus, mit denen sie bei Frankenhausen auf einander trafen*). Mit aller möglichen Schonung wurde erst gegen die Rebellen verfahren. Ein Herold mit billigen Friedensvorschlägen ward an sie abgeordnet; aber gegen alles Kriegsrecht ließ Münzer diesen Abgeordneten, den Sohn eines bejahrten Edeln, umbringen und in Stücken hauen. Münzer, der sich in seinen Proclamationen nicht anders unterschrieb, als „Münzer mit dem Schwerte Gideons," wendete alle Beredtsamkeit eines religiösen und politischen Fanatismus auf, um seinen Leuten Muth einzuflößen. Er ermahnte sie, auf die Hülfe Gottes zu warten, der die Seinen nicht verlasse; und als eben ein Regenbogen am Himmel erschien, deutete er dieß als ein günstiges Zeichen, weil sie einen Regenbogen in ihrem Fähnlein führten. Prahlerisch versicherte er, alle Kugeln der Feinde in seinem Mantel auffangen zu wollen, also daß keine derselben sie verletzen werde. Bibelstellen und geistliche Lieder wurden mißbraucht, die aufgeregte Stimmung in Athem zu erhalten. Und so rückte denn die Schaar, scheinbar entschlossen, unter dem Gesang „Komm', heiliger Geist, Herre Gott!" ins Feld. Als aber das grobe Geschütz anfing, unter sie zu spielen, und ihre Wagenburg durchbrochen ward, da entsank ihnen der Muth und sie ergriffen die Flucht. Mehrere wurden gefangen genommen und hingerichtet. Auch Münzern traf dieß Schicksal. Er soll seinen Irrthum bereut und unter großem Zagen den Todesstreich erwartet haben**).

Vernehmen wir nun die Ansichten der Reformatoren über diese

---

*) Vgl. auch Rommel in der Geschichte Philipps des Großmüthigen.

**) Er konnte vor Angst das Credo nicht beten: Herzog Heinrich von Braunschweig mußte es ihm vorsagen; vgl. über diesen merkwürdigen Mann, der erst im Geiste angefangen (er war, wie Luther, zuerst durch Tauler erweckt worden), aber im Fleisch geendet hatte, Seidemann, Thomas Münzer. Dresd. und Leipzig 1842.

Bewegungen in der Nähe und in der Ferne, so finden wir auch hier eine gewisse Verschiedenheit zwischen Melanchthon und Luther. Melanchthon, als Stubengelehrter, entfremdet den materiellen Bedürfnissen des gemeinen Volkes, zeigt sich hier von Anfang an aristokratischer als Luther. Etwas einseitig befangen in der bloßen theologischen Ansicht von der Freiheit, und sich zu wenig versetzend in die Lage eines damals allerdings schwer gedrückten Volkes, meinte er, der Christ könne auch bei äußerm Drucke frei und fröhlich sein in seinem Gott. Er hielt es für Frevel und Gewalt, daß die Bauern nicht wollten leibeigen sein *). Befangen in den hergebrachten politischen Begriffen und Uebungen seiner Zeit, meinte er z. B., das Frohnen sei ein ebenso heiliges Werk, als wenn Gott einem vom Himmel beföhle, Todte aufzuwecken. Das Jagen und Fischen seien Vorrechte, die allerdings nur den großen Herren, und nicht den Bauern zuständen **). Ja er meinte, die deutschen Bauern hätten es nur noch zu gut: „Es ist ein solch' ungezogen, muthwillig, „blutgierig Volk, die Deutschen, daß man's billig viel härter halten „sollte." Gleichwohl ermahnte er von der andern Seite die Fürsten, mit Vernunft an den Bauern zu handeln und das Evangelium zuzulassen, und überhaupt ihren Unterthanen freundlich und liebreich zu begegnen.

Melanchthon stand übrigens, wie alle Reformatoren, ganz in der Ansicht vom göttlichen Rechte der Fürsten. Gehorsam gegen die Obrigkeit, und wenn sie auch noch so hart wäre, ist ihm heilige Pflicht eines jeden Christen, und jede Widersetzlichkeit gegen sie ein Widerstreben gegen Gottes Ordnung. Als wahrer Christ konnte und mußte er in der Freiheit, die der Sohn Gottes den Menschen gebracht, die allein ächte Freiheit finden, welche für alles andere weit entschädigt. Als geistig freier, als gebildeter Mann, als Weiser konnte und mußte er die Güter des Lebens nach einem andern als dem irdischen Maaßstabe würdigen, und in andern Dingen seine Befriedigung finden, als in dem,

*) In seinem, im Frühling 1525 an den Kurfürsten von der Pfalz ausgestellten Bedenken, in Luthers Werken XVI. S. 32, im Auszuge bei Marheineke II. S. 119, und bei Planck II. S. 185.

**) Und doch begehrten die Bauern die Jagd nicht zum Vergnügen, sondern blos, um ihre Felder vor der Verheerung des Wildes zu schützen!

was die Menge für ihr Glück hält. Aber vielleicht bedachte er nicht genug, welche Höhe des christlichen Lebens, welche reine Innigkeit des Glaubens, und doch auch welche geistige Bildung und Kraft dazu gehört, um nach diesen Principien sich auch unter einem drückenden Regimente wohl zu befinden, und selbst die Ketten der Sklaverei mit edelm Stolze zu tragen. Er hatte zu wenig unter den Bauern und dem gemeinen Volke gelebt, um den Druck mitzufühlen, unter dem viele seufzten. Den höhern Ständen der Gesellschaft angehörend, blieben ihm die Bedürfnisse des sogenannten dritten Standes fremd. Als Gelehrter hatte er ja nur die Milde der Fürsten zu rühmen, namentlich die seines um eben diese Zeit verstorbenen edeln und weisen Landesherrn, dessen Andenken er eben jetzt so lebhaft in seinem dankerfüllten Herzen trug, und der auch wirklich seinem Volke ein Vater gewesen war*). — Von ähnlichen Gesinnungen, wie Melanchthon, war nun zwar auch Luther, der Hauptsache nach. Auch ihm stand mit Recht die geistige, die evangelische Freiheit, für die er kämpfte, obenan, auch ihm galt jedes Auflehnen wider die von Gott gesetzte Obrigkeit als strafbare Sünde. Ja, auch er meinte etwas stark aristokratisch, „der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen sein, sondern werde er zu muthwillig." Aber als Mann des Volks kannte er auch diese Bürden und fühlte ihren Druck mit, wo er zu stark wurde. Besser als Melanchthon wußte er bei aller geistlichen Denkweise auch die materiellen Bedürfnisse des Volks zu würdigen; und obwohl er sich aufs eifrigste jeder Vermengung der Begriffe widersetzte, als ob die bürgerliche Freiheit Eins wäre mit der christlichen, so fand er es doch billig, daß auch in irdischen Verhältnissen zeitgemäße Reformen einträten. Er betrachtete daher den Aufstand der Bauern anfänglich mit mildern Augen als sein gelehrter Amtsbruder Philipp. Gutheißen konnte er die Sache zwar auch nicht, aber auf sehr begreifliche Ursachen sie zurückführen konnte er, und eben deßhalb wollte er sie auch nicht in die unterste Hölle verdammen.

---

*) Ueber die politischen Gesinnungen dieses trefflichen Fürsten siehe den Reform.-Almanach, 1. Jahrg. S. XLIV. Note. Noch auf seinem Sterbebette schrieb er an seinen Bruder Johann: „man möchte die Sache mit den unruhigen „Bauern in Güte abzumachen suchen, dieweil dieß ein gar zu großer Handel und „leichtlich dem armen Volke zu viel geschehen sei." „Wir Fürsten thun dem Volke „allerlei Beschwerung, und das taugt nicht." In seinem letzten Willen befahl er, die Unterthanen mit Steuern möglichst zu verschonen.

Die Fürsten, meinte er, seien selbst viel schuld an der Empörung; sie hätten es zu toll getrieben mit Schatzen und Schinden, namentlich die geistlichen Herren, und es sei dieß die Strafe Gottes, die sie treffe. Hören wir ihn darüber selbst:

„Das Schwert ist euch auf dem Halse," also redet er zu den Fürsten *), „noch meinet ihr, ihr sitzet so fest im Sattel, man werde euch „nicht mögen herausheben. Solche Sicherheit und stolze Vermessenheit „wird euch den Hals brechen; das werdet ihr sehen. Ich hab's euch zu„vor vielmal verkündet, ihr sollt euch hüten vor dem Spruch Ps. 107, „40: „„Er schüttet Verachtung auf die Fürsten."" Ihr ringet darnach „und wollet auf den Kopf geschlagen sein; da hilft kein Warnen und „Ermahnen für. . . . . Denn das sollt ihr wissen, liebe Herrn! Gott „schafft's also, daß man nicht kann noch will noch soll eure „Wütherei die Länge dulden; ihr müsset anders werden und Gotte „weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müsset „ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's diese „Bauern nicht, so müssen's andere thun. Und ob ihr sie alle schlügt, „so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird andere erwecken."

Wenn das nicht die Sprache eines freien Mannes ist, fern von aller Servilität, so weiß ich nicht, wo sie zu finden! Nun aber, nachdem er ihnen gezeigt hat, wie die Quelle des Uebels in ihnen selbst liege, zeigt er auf ebenso bündige Weise, wie er selbst aller revolutionären Bewegung von Anfang an fern geblieben sei, wie er nur gelehrt habe, und stets wider den Aufruhr gestritten, aber wie eben darum, weil man auf die Stimme des Wortes nicht geachtet habe, nun, freilich sündlicher Weise, die rohe Gewalt der „Mordpropheten" sich geltend mache. „Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen," fährt er fort, „so „möchte ich jetzt in die Faust lachen und den Bauern zusehen oder mich „zu ihnen schlagen und die Sachen helfen ärger machen. Aber da „soll mich mein Gott vor behüten, wie bisher." — Und nun wendet er sich, nachdem er noch einmal den Fürsten das Gewissen geschärft und ihnen Milde und billiges Nachgeben empfohlen, zu den Artikeln der Bauern selbst, die er einer Prüfung unterwirft und von

---

*) In der Schrift: Ermahnung über die 12 Artikel der Bauerschaft in Schwaben. Luthers Werke XVI. S. 58.

denen er mehrere eben nicht unbillig findet. Aber ebenso scharf, als er mit den Fürsten geredet, ebenso ernst redet mit den Bauern, und führt ihnen die große Sünde gewaltsamer Empörung zu Gemüthe; und nachdem er ihnen Beispiele aus dem alten und neuen Testament angeführt, weist er sie auf sein eigenes Beispiel: „Es hat Papst und Kaiser sich „wider mich gesetzt und getobet. Nun, womit hab' ich's dahin gebracht, „daß, je mehr Papst und Kaiser getobt haben, je mehr mein Evangelium „ist fortgegangen? Ich habe nie kein Schwert gezuckt, noch Rache begehrt, ich habe keine Rotterei, noch Aufruhr angefangen, sondern der „weltlichen Obrigkeit, auch der, so das Evangelium und mich verfolget, „ihre Gewalt und Ehre helfen vertheidigen, so viel ich vermocht." Dann ermahnt er sie nochmals, ihre Sache, sie möge nun so gut und recht sein als sie wolle, nicht mit der des Evangeliums zu vermischen, und den christlichen Namen nicht zum Schanddeckel ihres ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Vornehmens zu machen! — Klarer, kräftiger, schärfer konnten wohl nicht die Grenzen der Revolution und Reformation gezogen werden, als in dieser wahrhrhaft classischen Schrift geschieht, die in unsern Zeiten wohl eine neue Auflage verdiente. Es herrscht darin die größte Wohlmeinenheit und Freisinnigkeit eines ächten, mit dem Niedrigsten im Volke fühlenden und um seine geistlichen und leiblichen Interessen bekümmerten Volksfreundes, aber auch die Weisheit und Mäßigung eines an Gesetz und Ordnung treulich festhaltenden Bürgers, und endlich die höhere prophetisch-sittliche Kraft eines von den heiligsten Grundsätzen des christlichen Lebens durchdrungenen evangelischen Lehrers; mit einem Worte, es herrscht darin die Sprache eines Reformators, welche die schöne, würdige Mitte hält zwischen der eines kriechenden Absolutisten und der eines demagogischen Radicalen. Aber damit war eben den Stürmern nicht gedient. Was kümmerte sie Evangelium und evangelische Freiheit! was Bildung und höheres Geistesleben! was lag ihnen an Ruhe und Ordnung, an Rechtmäßigkeit und Gesetzlichkeit! Hatten doch die Freiheitspredigten Münzers und seiner Apostel schon längst sie über jede Bedenklichkeit hinweggehoben, ob es auch recht sei, das Schwert zu ergreifen gegen die Obrigkeit? „Es ist hohe Zeit," so hieß es ja in Münzers Proclamation (und wer glaubt nicht die Jacobiner der heutigen Zeit zu hören!), „es ist hohe „Zeit: dran, dran, dran! Es ist Zeit: die Bösewichter," so hießen

die Aristokraten, „sind fein verzagt, wie die Hunde. Laßt euch nicht er„barmen, ob auch Esau gute Worte vorschlüge. Sehet nicht an den „Jammer der Gottlosen. Laßt euch nicht erbarmen, laßt euer Schwert „nicht kalt werden von Blut, schmiedet Pinkebank auf dem Ambos „Nimrod" u. s. w. — Wer konnte nun die einmal losgelassene Bestie noch halten? was konnte anderes angewandt werden, die Gewalt der Wüthriche abzutreiben, als wieder Gewalt? Und so befand sich denn Luther in derselben Lage, in der sich alle befinden, welche, nachdem sie die Rechte des Volks mit Wärme vertheidigt haben, sich von eben diesem Volke verkannt, ja verhöhnt und angefallen sehen, weil sie nicht gemeinsame Sache machen wollen mit den Werken der Finsterniß. Die Bauern und ihre Führer verachteten Luthers Büchlein. Und so erließ er denn eine andere, allerdings heftigere Schrift, die ihm nicht nur damals den Haß aller Aufwiegler zuzog, sondern die ihn noch heute bei gewissen Leuten in den Geruch eines despotischen Aristokraten eines Bauernhassers und Volksfeindes gebracht hat. Die Sprache in dem „Büchlein wider die räuberischen und mörderischen Bauern"*), ist nun allerdings eine starke und das Gefühl verletzende Sprache; aber sie ist zu entschuldigen, wie jede Nothwehr gegen Frevel entschuldigt werden kann. „Im vorigen Büchlein," sagt er, „durfte ich die Bauern nicht „[ver]urtheilen, weil sie sich zu Recht und besserm Unterricht erboten. „Aber ehe denn ich mich umsehe, fahren sie fort und greifen mit der „Faust drein, mit Vergessen ihres Entbietens, rauben und toben, und „thun wie die rasenden Hunde." Darum räth er auch, sie wie solche zu behandeln. Man soll sie (es klingt allerdings hart in dem Munde des frommen Mannes) würgen, erstechen, zerschmeißen, wo man könne, heimlich und öffentlich, gleich als man einen tollen Hund todtschlagen muß; „schlägst du ihn nicht, so schlägt er dich und ein ganz Land „mit dir!" — Er fordert auf, im Namen der Obrigkeit gegen dieses Raubgesindel auszuziehen, und sieht darin ein heiliges, Gott wohlgefälliges Werk; denn „also kann es geschehen, daß, wer auf der „Obrigkeit Seiten erschlagen wird, ein rechter Märtyrer vor Gott sei, so er mit gutem Gewissen streitet, „denn er gehet im göttlichen Wort und Gehorsam." Und

*) Luthers Werke XVI. S. 91. Marheineke II. S. 127.

nachdem er denn alle mögliche Milde anempfohlen gegen die Gefangenen unter den Bauern und gegen die wider ihren Willen Verführten, ruft er zuletzt noch einmal aus: „Darum liebe Herrn, löset hie, rettet hie, „helfet hie; erbarmet euch der armen Leute; steche, schlage, würge hie, „wer da kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir! seligern „Tod kannst du nimmermehr überkommen; denn du „stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls „und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus „der Höllen und des Teufels Banden"*)!

Indem ich mich jedes Commentars zu dieser Stelle enthalte, verspare ich es auf die nächste Stunde, die politischen Ansichten der Reformatoren einer genauern Prüfung zu unterwerfen, und Ihnen zugleich die Unruhen, die wir in Deutschland gefunden, in unsrer Nähe zu zeigen. Für heute möge uns genügen darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie das Zusammentreffen dieser traurigen Vorgänge mit dem leidigen Sacramentstreite in dem Gemüthe Luthers eine Verstimmung hervorbringen mußte, der wir wohl manches härtere Wort zu gut halten dürfen. Wer sich in seine Lage ganz zu versetzen weiß, wozu noch körperliche Leiden sich gesellten, der wird vor unbilligem Urtheil sich hüten, und auch aus der Gluth eines überwallenden Zorneifers den reinen Silberblick einer gediegenen Gesinnung hervorleuchten sehen. Er wird sich mit dem redlichen Bekenntniß des Mannes begnügen, der selbst von sich gesteht: „Soll ich einen Fehl haben, so ist's mir lieber, daß ich „zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte." Darum beherzigen wir zum Schlusse die Worte des sel. Matthesius, der Luthers Leben in einer Reihe von Predigten dargestellt hat, und der bei Anlaß der Heftigkeit Luthers sich also ausspricht:

„Wir, die wir die Landstraß' oder gemeine Fußpfad' reisen, können „und sollen denen nicht nachsetzen, die aus der Fuhrstraß' oder gebahntem Wege setzen, und querfeld durch Wasser, Wälder, Berg und Thal „ihre Wege nehmen. Viel minder sollen wir von großer „Leute Ernst, Brunst und Eifer leichtlich urtheilen:

*) Vgl. auch damit die Briefe an Doctor Rühel, bei de Wette II. Nr. 696. 705 u. 707; und Menzel a. a. O. S. 216.

„sie haben ihren Sängermeister im Herzen; der geräth oft „über sie und bringet sie auf, treibet sie fort und führet sie oft, dahin „sie nicht gedenken, wie denn Gott auch zu ihren Wegen Glück und „Segen spricht, und führet ihre Reise wunderlich hinaus, daß sich jeder„mann kreuzigen und segnen möchte"*).

*) Siehe Müllers Reliquien IV. S. 59. Note.

Achtzehnte Vorlesung.

Revolution und Reformation, und die Stellung der letztern zur erstern. — Das politische System der Reformatoren und das heutige Verhältniß von Staat und Kirche. — Aufstand der Baselschen Landleute 1526. — Die Wiedertäufer in der Schweiz. Das Benehmen der Regierungen gegen sie. — Ein Wort über Cultusfreiheit.

Wir sind in der vorigen Stunde auf einen Gegenstand gekommen, der mit einem besondern Zweck dieser Vorlesungen in genauer Verbindung steht. Wenn ich nämlich diesen Zweck gleich im Anfange dahin ausgesprochen habe, den Unterschied zwischen Reformation und Revolution klar zu machen, so darf ich wohl über die in letzter Stunde erzählte Geschichte des Bauernkrieges nicht hinwegeilen, ohne noch einiges von der Stellung der Reformation zu dieser Erscheinung, und von den politischen Gesinnungen der Reformatoren überhaupt angeführt zu haben.

Daß der Bauernaufstand keine unmittelbare Folge der Reformation gewesen, davon haben Sie sich wohl schon in der letzten Stunde überzeugt, und noch viel mehr davon, daß Luther kein Gefallen an der Sache hatte.

Allein es könnte denn doch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht eben darin eine Inconsequenz liege, daß die Reformatoren der kirchlichen Freiheit das Wort redeten, während sie für die politische kei=

nen Sinn zu haben schienen; ob man ihnen nicht sogar den Vorwurf machen könne, sie haben nur an ihre Sachen gedacht, und als sie ihre Ideen ins Werk gesetzt, sei ihnen dann alles gleich gewesen, ob das Volk sich glücklich befunden habe, oder nicht. Haben sie nicht, so könnte man fragen, am Ende doch nur wieder eine Priesterherrschaft gewünscht an der Stelle jener, die sie verdrängten, und darum haben sie wohl den Fürsten und Obrigkeiten geschmeichelt?

Was den letztern Vorwurf betrifft, so glaube ich, ist dieser hinlänglich widerlegt durch Luthers eigenes Beispiel und durch unzählige Stellen aus seinen Werken. Von persönlicher Herrschsucht war er ebenso frei, als von aller falschen Demuth gegen die Großen und Mächtigen der Erde. Eine andere Frage ist aber die, ob er in der That die Aufgabe der politischen Freiheit so gut begriffen habe wie die der kirchlichen, ob sich die Grundsätze der Reformatoren über das Verhältniß der Obrigkeiten zu den Unterthanen, über die bürgerlichen Einrichtungen, Verfassungen u. s. w. unbedingt auf unsere Zeit anwenden lassen, oder nicht. — Hier geben wir nun freilich zu, daß die reformatorischen Ideen Luthers und seiner Genossen allerdings zunächst mehr dem theologischen als dem politischen Gesichtskreis angehören; und das wollten und sollten sie auch. Weder Luther, noch Melanchthon fand sich bemüßiget, als politische Reformatoren aufzutreten. (Zwingli hatte dazu schon mehr Neigung und Beruf.) Aber noch mehr. Wir geben zu, daß die Zeit selbst in Beziehung auf politische Ideen weit zurückstand hinter den Fortschritten, die sie in religiöser Hinsicht gemacht hatte. Ob sie vor der unsrigen sich deßhalb zu schämen habe, wo oft gerade das Gegentheil der Fall sein dürfte, überlasse ich Ihnen selbst zu entscheiden. Es ist übrigens in andern Vorlesungen*) auf eine ebenso beredte als einleuchtende Weise gezeigt worden, wie es gerade der neuern Zeit des 18. (und 19.) Jahrhunderts vorbehalten blieb, freilich oft mit Hintansetzung der wichtigern sittlichen und religiösen Angelegenheiten, den wahren politischen Liberalismus an das Tageslicht zu fördern. Zugegeben also, daß politische Vorurtheile einer allerdings übertriebenen Aristokratie als ein Erbstück des mittelalterlichen Feuda-

*) Von Prof. Vinet in seinem Curs über die französischen Moralisten des 18. Jahrhunderts.

lismus, die Gedanken der damaligen Theologen wie Staatsmänner beherrschten: so verdienen doch die Grundideen des politischen Systems der Reformatoren, inwiefern sie mit ihrer christlich-religiösen Ansicht zusammenhangen, eine genauere Prüfung; und wir werden sehen, daß sie, mit Abstreifung einiger Härten und mit gehöriger Beschränkung auf die Hauptsache, sich als die gesunden, christlichen Ideen, die immer dieselben bleiben müssen bei allem Wechsel politischer Formen, auch auf unsere Zeit anwenden lassen; denn nur die menschliche Form ist dem Wechsel unterworfen und soll es sein, aber die Idee ist ewig, und in ihr liegt die Quelle der Begeisterung. — Die Religion ist die Grundlage des Staatslebens. Von diesem in seiner Idee richtigen, in der Wirklichkeit verschieden sich modificirenden Grundsatz gingen die Reformatoren aus. Nun gingen sie auch hierin auf die reinste Quelle religiöser Erkenntniß, auf die Bibel, zurück. Mit welchem Rechte sie das alte Testament und die theokratischen Verhältnisse desselben auf die christliche Politik anwenden wollten, lassen wir dahingestellt. Aber die Lehre des neuen Bundes, welche klar und deutlich dahin lautet, daß die Obrigkeit von Gott sei, und daß, wer ihr widerstrebt, Gottes Ordnung widerstrebe: die muß billig auch uns gelten, wenn wir uns nicht losreißen wollen von den Grundsätzen des Protestantismus, ja von denen des Christenthums selbst. Da haben wir nun freilich, wird man sagen, das göttliche Recht, das heute niemand mehr vertheidigt als einige finstere Absolutisten. „Wo in aller Welt sollen wir glau-„ben, daß jede Obrigkeit, auch die schlechteste, unmittelbar von Gott „eingesetzt sei? — widerspricht dem nicht die gesunde Vernunft, da ja „auch der Tyrann, der Usurpator, sich auf dieses göttliche Recht berufen „kann, und heißt das nicht der blinden Gewalt das Wort reden?" — Es kommt hier alles darauf an, wie man das Wort versteht, daß eine Obrigkeit von Gott sei, ob man den Buchstaben oder den Geist der Bibel berücksichtigt. Ob etwas mittelbar oder unmittelbar von Gott sei, ist überhaupt eine Frage, die der menschliche Verstand schwerlich je aufs Reine bringen wird. Die Wirkungen Gottes erscheinen uns gewöhnlich durch natürliche Ursachen vermittelt, und bei diesen wollen wir uns auch hier genügen lassen. Daß nun im Allgemeinen die bürgerliche Ordnung selbst, entgegengesetzt der Anarchie, eine treffliche Sache, und somit doch auch wohl, wie alles Gute, eine Gabe Gottes sei, wird

niemand läugnen. Da Gott ein Gott der Ordnung ist, so müssen wir ja auch auf ihn zurückführen, was der rohen Willkühr Schranken setzt und den Menschen befähigt, seine höhere Bestimmung auf eine vernünftige Weise zu erreichen, wie ja schon die alten Heiden ihre Gesetzgeber als vom Himmel gekommene Boten der Gottheit dachten. Darüber sind wohl alle einverstanden. Allein die bezeichnete Schriftstelle*), wonach jede Obrigkeit von Gott ist, geht offenbar noch weiter. Nicht nur im Allgemeinen ist Obrigkeit von Gott, sondern die Obrigkeit, unter der ich lebe, soll ich als Christ ansehen als eine Obrigkeit, die mir unter diesen gegebenen Verhältnissen von Gott geordnet ist; ich soll sie als meine Obrigkeit erkennen, ihr gehorchen, ihr allen Segen wünschen, ja für sie bitten. Das ist die Forderung nicht nur Eines Apostels, sondern mehrerer**), und ihr nach Forderung der Reformatoren und aller evangelischen Lehrer. Doch um mit andern Worten, als mit denen der Bibel selbst, zu reden, — es soll das Verhältniß, welches die Bürger mit ihrer Regierung verbindet, ein Pietätsverhältniß sein. Das sahen schon die Alten ein vor dem Christenthum. Das lateinische Wort pietas bezeichnet ja ebenso treffend dieses Verhältniß, das nicht nur den Menschen an die Gottheit, sondern das Kind an den Vater, den Diener an seinen Herrn, den Bürger an das Vaterland und dessen Regenten bindet! Ich weiß zwar wohl, daß die Paternitätsverhältnisse zwischen Regierung und Untergebenen in unserm Zeitalter nicht mehr passend gefunden werden, daß man von einer väterlichen Obrigkeit fast nur wie mit Ironie redet, und allein das Vertragsverhältniß zwischen Regierung und Volk will gelten lassen. Ich gebe auch zu, daß, weil jedes Gleichniß unvollkommen ist, auch das schönste Band der Familie sich nicht vollkommen auf den Staatsverband anwenden läßt. Allein wenn man von der andern Seite diesen Vertrag zwischen Regierung und Volk nicht anders ansehen will wie einen Handel, wo das Mißtrauen von beiden Seiten vorherrscht statt des Vertrauens: da gestehe ich, daß mir ein solches Verhältniß wenigstens nicht dem Ideal eines christlichen Staates angemessen scheint. Wenn schon Sirach (Cap. 27, 2) sagt: Wie der Nagel zwischen den Steinen der Wand, so

---

*) Röm. 13, 1.
**) Vgl. 1 Petri 2, 13. u. die sämmtlichen symbolischen Bücher.

stecket die Sünde zwischen dem Käufer und Verkäufer: so müßte dieß bei einem bloßen Handelsvertrag zwischen Regierung und Volk auch gelten, denn immer wird die Sünde da zu finden sein, wo etwas auf Mißtrauen, somit auf dem Unglauben ruht, statt auf dem Glauben und Vertrauen. Revolutionen werden sich ebenda am ehesten erzeugen, wo nur der kahle Buchstabe einer Charte die einzige Garantie des Friedens sein soll. Wie lauert da eins dem andern auf, ob nicht einmal da oder dort ein Fehler begangen worden, und wie schnell ist man dann bereit, den begangenen Fehler mit tausendfältiger Rache büßen zu lassen! Die Unruhestifter freuen sich der Verletzungen, sie lachen sich in die Faust, wenn ein Versehen geschieht, sie rufen Verletzungen künstlich hervor, nur damit sie Anlaß haben zum Tumulte! — Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Auch ich glaube, daß bestimmte Verträge, Charten, Verfassungen nothwendig sind, und sehe darin einen Vorzug unsrer Zeit vor frühern, wo die Willkühr des Einzelnen vorherrschte. Auch ich glaube, daß das Volk so gut seine Ansprüche an die Regierung habe, als die Regierung an das Volk, und daß ihm diese Ansprüche auf eine deutliche Weise gewährleistet sein müssen. Aber bei alle dem, glaube ich, muß die Garantie noch wo anders liegen, als auf dem Papiere. Sie muß in die Herzen geschrieben sein. Die Regierung muß ihr Amt verwalten in höherm als menschlichem Auftrage, im Namen Gottes, in der Furcht des Herrn, im Aufblicke zu ihm: und in dieser Hinsicht soll sie sich allerdings ansehen als Statthalter Gottes und als von Gottes Gnaden, und nicht allein als von der Menschen Gunst und Willkühr. Die Bürger sollen gehorchen um Gottes willen, des Gewissens halber; sie sollen mit Vertrauen ihren Regenten entgegenkommen und eher ihre Fehler bedecken, als schadenfroh sie ans Licht ziehen. Hier stimme ich ganz dem Landgrafen Philipp von Hessen bei, einem Fürsten aus dem Zeitalter der Reformation, wie Deutschland seither wenige gehabt, trotz der Fehler, die auch er hatte, wenn er sagt: „Die Obrigkeit bedarf dann der meisten Ehre, wenn sie ge„schmäht wird, vielleicht auch gefehlt hat. Deßhalb sollen die Unter„thanen solche Schmach der Obrigkeit tragen helfen, und sie wieder zu „Ehren bringen, daß man in Frieden und Ehren bei einander bleiben „und leben möge. Wenn die Obrigkeit nie fehlte, stände ihre Ehre „nie in Gefahr; weil sie aber fehlbar ist und ihre Ehre dadurch in

„Gefahr geräth, will sie Gott schützen und hat das Gebot gemacht, sie „zu ehren"*).

Und gesetzt, es werde auch vielfach von den Regierungen gefehlt, in monarchischen wie in demokratischen Staaten, ist es durch Revolutionen in der Regel besser geworden? Oder hat nicht Luther Recht, wenn er sagt: „Es ist eine böse Folge und Exempel, Tyrannen mor„den oder sie verjagen; reißt es bald ein und wird ein gemeiner Muth„wille daraus, daß man Tyrannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und „sie auch ermordet, wie es dem Pöbel in den Sinn kommt..... Man „darf dem Pöbel nicht viel pfeifen.... Soll ja Unrecht gelitten sein, „so ist's besser, daß man von der Obrigkeit, als daß diese von den Un„terthanen leide. Denn der Pöbel hat und weiß kein Maaß, und steckt „in einem jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. Nun ist's besser, von „einem Tyrannen, d. i. von der Obrigkeit, Unrecht leiden, denn von „unzähligen Tyrannen, d. i. vom Pöbel**).

So wenig wir also die politischen Ansichten der Reformatoren im Einzelnen theilen können, weil diese nothwendig wechseln müssen mit jedem Jahrzehend, so sehr müssen wir in Beziehung auf die ewigen Grundideen einer christlichen Staatsweisheit uns an sie anschließen. Auch in der Politik soll das reformatorische Princip gelten, nicht das revolutionäre. Auch hier soll die Macht des Wortes, die Macht der Belehrung, der vernünftigen Aufklärung, der Bildung und Gesittung das Bessere auf gesetzlichem Wege herbeiführen, und Gewalt von beiden Seiten so viel wie möglich vermieden werden. Auch hier soll die Doctrin, ja die höchste aller Doctrinen, das Christenthum mit seinem belebenden Geiste, die Verhältnisse durchdringen, und die Kirche dem Staat in die Hände arbeiten. Wohlverstanden aber! Nicht eine todte Orthodoxie***), nicht der Buchstabe irgend einer Confession

*) Raumer a. a. O. S. 373.

**) Raumer a. a. O. S. 371. Marheineke Bd. II. S. 265 aus Luthers Schrift: „ob Kriegsleute auch in einem seligen Stande sein können?" Luthers Werke X. S. 570.

***) Die überspannten dogmatischen Begriffe, die eine gewisse Partei, die sich ausschließlich evangelisch nennt, gern zur Alleinherrschaft bringen möchte, stehen der Realisirung einer christlichen Staatsverfassung am meisten im Wege. Solche überspannte Begriffe führen entweder zu crassen theokratischen und hierarchischen Forderungen, die gar nicht zu befriedigen sind, oder zur Trennung von Kirche und Staat, wodurch die Kirche nothwendig zur Secte, der Staat zum

oder Dogmatik ist die Stütze dieser christlichen Staatsweisheit, so wenig als der Buchstabe einer politischen Charte, sondern der Geist ist es auch hier, der lebendig macht, der rechte Geist der Liebe, des Vertrauens, der Geist der Frömmigkeit, der die Grenzen menschlicher Macht und Einsicht in Demuth erkennt, und der in allem den Segen von oben erwartet, — der rechte Geist der Gemeinschaft, der aus freier Ueberzeugung, nicht aus Zwang, das Seinige unterordnet dem Ganzen, und der im tüchtigen Gehorsam seine wahre Ehre findet, so gut wie im Befehlen.

Man wird nun freilich sagen, ein so idealer christlicher Staat sei etwas unmöglich zu Realisirendes, und eben deßhalb müsse das bürgerliche Leben getrennt erscheinen vom kirchlichen, und auf andere Grundlagen gebaut werden, als dieses. Diese Trennung von Staat und Kirche mag nun auch allerdings in so weit ihr Gutes haben, als Weltliches und Geistliches nicht vermischt werden dürfen: und auch hierin ist vielleicht unsere Zeit weiter, als die der Reformation. Aber auch diese Trennung der bürgerlichen und kirchlichen Interessen kann ich nur für einen unvollkommenen Uebergang halten zu etwas Vollkommnerm. Bis aber dieser vollkommnere Zustand eintritt, den wir nicht für eine bloße Chimäre halten, geht die Aufgabe eines jeden dahin, von sich aus das reinere christliche Leben dem Staatskörper mitzutheilen, und so in vernünftiger Weise das reformatorische Element zur Herrschaft zu bringen. Das lautere und wohlverstandene Christenthum will keine Stagnation, noch weniger Tyrannei und Knechtschaft. Es will Fortbildung im Geiste der Freiheit, und die wahre Gleichheit der Menschen durch den freien Geist der Liebe. Die politischen Tugenden, die das Christenthum in uns entwickeln will, sind leider viel zu wenig erkannt; und bis sie erkannt und aufgenommen sind in unser Gemeinleben, ist auch immer noch zu fürchten, daß das Revolutionäre dem Reformatorischen den Rang ablaufe. Es herrscht selbst unter frommen Leuten noch zu viel Vorurtheil gegen politische Erörterungen vom Standpuncte der Religion, z. B. von der Kanzel aus; man glaubt, das seien Dinge, die sich nicht wohl zusammen vertragen; und eine gewisse Gleichgültig-

---

bloßen Rechts- und Polizeistaate herabgedrückt wird. Nur eine vom klaren, wissenschaftlichen Gedanken beherrschte und darum gemäßigte Orthodoxie ist der evangelischen Staatskirche heilsam.

keit gegen das politische Leben ist die gefährliche Klippe, an der die einseitige Frömmigkeit vieler scheitert. Die Entstehungsart des Christenthums hat freilich den Schein dafür, daß es sich um die Sachen dieser Welt, und namentlich um Politik, nicht bekümmere, weil Christus gesagt hat, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Allein man bedenke, daß damals ein entartetes Heidenthum mit seinen veralteten, zum Untergang reifen Formen der jungen Weltreligion entgegenstand. Seither aber ist der Same aufgegangen; er ist in ein neues Erdreich verpflanzt worden, auf welchem neue Staaten, die Staaten germanischen Stammes, sich gegründet haben. Das Christenthum ist das bildende Princip dieser Völker geworden; ihm haben sie es zu verdanken, daß sie aus der Rohheit zur Gesittung, zu einem geordneten, civilisirten Leben gekommen sind. Der Name eines christlichen Staats, einer christlichen Obrigkeit, eines christlich-politischen Verhältnisses ist demnach kein leerer Schall. Wenigstens kann ich die Hoffnung einer politischen Wiedergeburt der europäischen Völker, vor allem aber unseres Vaterlandes, aus dem Samen eines wohlverstandenen Christenthums nicht aufgeben; und ich sehe darin ein größeres Heil, als in der Unabhängigkeit jener transatlantischen Freistaaten, die, nur durch weltliches, materielles Interesse verbunden, ihr öffentliches Leben auf eine frostige Weise vom Christenthum und dessen Einfluß losgerissen haben. Eine recht gründliche Einsicht in das Wesen des Protestantismus, in die historische Bedeutung der Reformation scheint mir am besten vor diesem Kosmopolitismus zu schützen. Möge der Geist eines Zwingli die wahrhaft christlichen, patriotischen Gesinnungen unter uns erwecken *)! Mögen die protestantischen Religionslehrer auch dadurch sich von den Priestern einer herrschsüchtigen Kirche unterscheiden, daß sie nicht Glieder einer dem Staatsleben fremdartigen Kaste, sondern ächte Volkslehrer sind, Staatsdiener im großartigen Sinne des Worts, d. h. nicht bloße Staatsbeamte, sondern die lebendigen Glieder des Staats, die Träger seiner Intelligenz, die Bewahrer seiner heiligsten Kräfte, die Lehrer der Unmündigen, die Vertreter der geistigen Interessen des Volks, nicht als die da herrschen über die Heerde, sondern die ihr vorleuchten in Leben und Wandel.

*) Tzschirner und Schleiermacher in Deutschland, Heß, Müsli, Lavater in der Schweiz haben in seinem Geiste gewirkt.

Nach dieser freimüthigen Erörterung, die ich aber für nothwendig hielt, wenn ich über die Mannigfaltigkeit des historischen Stoffes den höhern sittlichen Zweck dieser Vorträge nicht aus den Augen verlieren wollte, kehre ich nun wieder zur Erzählung der Thatsachen zurück. Sie schließt sich unmittelbar an diese Erörterung an, indem wir dieselben Auftritte, welche wir in Nord- und Süddeutschland gefunden haben, sich in unsrer Nähe zutragen sehen, nur mit dem Unterschiede, daß die Sache dießmal ohne Blutvergießen abging, obwohl sie sonst manche Aehnlichkeit mit Ereignissen darbietet, die uns allen noch lebhaft in der Erinnerung sind.

Es ist schon erwähnt, daß sich der landesflüchtige Thomas Münzer auch einige Zeit in Basel und der Umgegend aufhielt. Selbst Oekolampad hatte ihm anfänglich Freundschaft erwiesen, nachher aber sich gänzlich von ihm losgesagt*). Es war besonders auf der Landschaft, namentlich in dem Dorfe Läufelfingen, Homburger Gebiets, wo er sein Wesen trieb. Die Wiedertäuferei erhob somit auch bei uns ihr Haupt, und bereitete Oekolampad und seinen Freunden einen harten Stand. Von den theologischen Kämpfen mit dieser Secte werden wir nachher reden. Wie weit nun aber die politischen Unruhen mit ihr zusammenhingen, ist nicht ganz klar, obwohl allerdings wiedertäuferisch Gesinnte, wie der früher genannte Stephan Stör von Liestal, einen entschiedenen Antheil an dem Aufruhr nahmen. Im Allgemeinen scheint es, daß derselbe Revolutionsschwindel, der die Bauern in Elsaß und Schwaben ergriffen und sich bis in den Sundgau und Schwarzwald verbreitet hatte, auch die des Baselschen Gebiets angesteckt habe, da auch hier im Ganzen dieselben Beschwerden zur Sprache kamen, und die Wuth sich hauptsächlich gegen Stifter und Klöster richtete.

Am Tage der beiden Apostel Philippi und Jacobi, den 1. Mai 1525, verbreitete sich ein Gerücht in der Stadt, als ob ein Complot von Bürgern darauf ausginge, die Klöster zu überfallen**). Die zu Webern, hieß es, wollten mit dem Steinenkloster Maria Magdalena

---

*) Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 5.

**) Wir geben es nach Ochs V. S. 492 ff. und Falkeisen (Ms.). Beide haben vorzüglich Ryff und die Chronik des Carthäusermönchs Georg benutzt. Letztere, seither durch K. Buxtorf veröffentlicht, giebt sehr viele interessante Einzelheiten.

den Anfang machen, hernach würde man an das Kloster St. Alban, die Carthaus und die übrigen gerathen. Dieses Complot stehe zugleich in Verbindung mit den aufrührerischen Landleuten, mit welchen man die Abrede getroffen habe, ihnen, sowie sie sich der Stadt näherten, das St. Alban- und Eschenthor zu öffnen. Der Rath der kleinen Stadt, an den sich die über die Nachricht betroffenen Carthäuser wandten, machte sogleich Anstalten zur Sicherheit. Wachen wurden ausgestellt bis an die Rheinbrücke, und die Carthäuser verbrachten die Nacht in Schrecken. Tags darauf versammelte sich der große Rath, um das Gerücht genauer zu untersuchen. Bald zeigte es sich, daß die Sage von einem Complot in der Stadt keinen Grund habe, wohl aber das Gerücht von dem Zusammenrotten der Landleute. Alsbald saßen die Rathsboten auf, um sich in die verschiedenen Districte zu verfügen und dem Grund der Unzufriedenheit nachzuspüren. Als sie aber gegen Liestal kamen, fanden sie bereits die Landleute aus den Vogteien Farnsburg, Waldenburg, Homburg in Liestal versammelt. Ein allgemeines Aufgebot war nämlich von Seiten der Insurgenten durch das Land geflogen, daß alle sich auf diesen Tag in Liestal stellen sollten. Den Widerstrebenden ward mit dem Anzünden ihrer Häuser gedroht; manchen ward auch vorgegeben, das Aufgebot geschehe im Namen der Regierung. Mehrere Klöster, wie Schönthal und Olsburg, waren bereits von ihnen angegriffen und geplündert, und die Klosterleute verjagt worden. Der Stiftskeller in Liestal ward geleert. — Nun ließen die Abgeordneten des Raths den folgenden Tag Ausschüsse der versammelten Landleute vor sich kommen und stellten ihnen vor, wie treu die Regierung bisher für sie gewacht, wie viele Wohlthaten sie ihnen in Kriegszeiten, bei Theuerungen, Feuersbrünsten u. s. w. erwiesen, wie sie mit Geld, Korn und allem Nothwendigen die Dürftigen versorgt habe; und ersuchten sie, aus einander zu gehen. Sie versprachen, selbst an die einzelnen Orte zu reiten und sich über die Beschwerden weiter zu erkundigen. Die Ausschüsse entfernten sich ohne bestimmte Antwort. Jetzt ließen sie die Trommel rühren und mahnten jeden, sich beim obern Thore einzufinden. Hier schworen die Versammelten einen Eid und beriethen sich über die zu gebende Antwort. Als sie wieder in das Städtchen kamen, ließen sie den Abgeordneten sagen, sie würden ihnen die Antwort Nachmittags geben. Die Antwort war eine thätliche. Ueber Mittag wurde abermals

Alarm geschlagen, und jeder beim Eid ermahnt, sich vor dem untern Thor einzufinden, um auf Basel loszuziehen.

Unter der Zeit hatte man in der Stadt sich der Gesinnung der Bürger versichert. Die Zünfte wurden zusammenberufen und die Umgänge auf denselben gemacht. Man fragte die Bürger, ob sie mit der Obrigkeit ferner Lieb und Leid tragen wollten, oder ob sie sich in etwas zu beschweren hätten. Einstimmig sprach sich in der Stadt eine gute, an Ordnung und Gesetz haltende Stimmung aus. Nun verbreitete sich in allen Straßen der Lärm vom Heranrücken der Bauern. Diese hatten sich in später Dämmerung der Stadt genaht. Sie hatten sich um Mönchenstein und Muttenz gesammelt und die Gegend umher durchstreift. Das Kloster Engenthal bei Muttenz wurde in Brand gesteckt und die Nonnen verjagt. Ebenso überfielen sie das Kloster Schauenburg und das rothe Haus, raubten und verwüsteten, was ihnen vorkam, und verbreiteten Schrecken vor sich her. Die Thore wurden verschlossen, die Sturmglocke ertönte, und jedermann fand sich im Harnisch auf den Alarmplätzen ein. Die Bauern waren bis zur kleinen Kapelle vor dem Eschemerthore vorgerückt. Die jüngere Bürgerschaft verlangte einen Ausfall zu thun. Wenigstens wollten sie von den Wällen herunter den Rebellen einen ernsten Empfang bereiten. Der Rath aber widerrieth jedes Einschreiten der Gewalt, ehe er noch einen Versuch der Güte mit ihnen gemacht hätte. Demnach wurden beide Häupter, Heinrich Meltinger und Adelberg Meier, unter einer Bedeckung bewaffneter Bürger zu ihnen hinausgeschickt, um die Gründe ihres Benehmens zu erfahren. Sie bekamen aber (nach Ryffs Chronik) „nur schlechten Bescheid von den Bauern." Bald darauf erschienen Gesandte von Zürich, Bern und Solothurn, welche den Frieden vermitteln sollten. Die Landleute zogen sich auf das Zureden der Vermittler zurück, und blos ein Ausschuß blieb, um sich über die zu machenden Concessionen zu verständigen. Eine Amnestie wurde gefordert und gegeben, doch nicht eine unbedingte. Die Rädelsführer, und unter ihnen namentlich der Leutpriester von Liestal, Stephan Stör, sollten zur Strafe gezogen werden; doch dieser rettete sich durch die Flucht und kam nach Straßburg. Auch die Uebrigen, welche aufrührerische Briefe geschrieben hatten, fielen der Strafe des Richters anheim. Die streitigen Puncte, welche nun erlesen wurden, betrafen die Leibeigenschaft, die Abgaben, das Recht des Fisch- und

Vogelfanges u. a. der Art mehr*). Während der Unterhandlungen und noch mehrere Tage nachher wurden fortwährend fleißig Wachen und Umgänge gehalten in beiden Städten, und nur drei Thore offen gelassen. Alles Geläute der Glocken, die Rathsglocke allein ausgenommen, wurde drei Wochen lang abgestellt. Immer fürchtete man noch, daß auch in der Stadt der Zunder der Empörung im Stillen fortglimme. Mehrere verdächtige Personen wurden auch verhaftet, eine sogar lange inne behalten und gefoltert, doch kam nichts Sicheres auf Stadtbürger heraus. Später (1532) sollen die Landleute ihr Unrecht eingesehen und von selbst wieder auf den Vertrag verzichtet haben.

Ich habe schon bemerkt, daß sich nicht ganz genau ausmachen läßt, wie weit dieser Aufstand mit der Wiedertäuferei in Verbindung gestanden. So viel ist aber gewiß, daß beide Erscheinungen ihrem Princip nach zusammengehören, indem auch die Wiedertäufer die Obrigkeit aus schwärmerischem Dünkel verachteten, die Abgaben verweigerten und eine Zeit der vollkommenen Freiheit und Gleichheit verhießen, wo aller Unterschied von Geistlichen und Weltlichen, von Herren und Dienern, von Reichen und Armen aufgehoben sein werde.

Wir müssen demnach diese Secte, welche sich von Sachsen aus durch Thomas Münzer nach der Schweiz verbreitet hatte, etwas genauer betrachten**). Die Hauptanführer derselben in unserm Vaterlande sind Ludwig Hetzer, Conrad Grebel und Felix Manz in Zürich, Balthasar Hubmeier, Prediger in Waldshut, der auch eine Zeitlang in St. Gallen sein Wesen trieb, Lorenz Hochreutener, Wolfgang Ulemann, Joh. Brödtlein, Georg Blaurock, der uns schon bekannte Wilh. Röublin u. a. m. Einige dieser Männer, wie Grebel, waren nicht ohne Bildung. Dieser stammte aus einem angesehenen Geschlecht und hatte sich erst die Freundschaft Zwingli's und Vadians zu erwerben gewußt, ja er hatte sogar des Letztern Schwester zur Frau. Der alte Geschichtschreiber Hottinger***)

---

*) Siehe die Urkunde in der Note bei Ochs V. S. 500.

**) Hauptquellen sind Bullinger, von der Wiedertäufer Ursprung, Secten, Wesen. 1560. 4. Ott, Annales anabaptistici. 1671. Gast, de anabaptismi exordio, erroribus, historiis abominandis u. s. w., womit zu vergleichen mehreres von Zwingli in Schulers und Schulthessens Ausgabe der deutschen Schriften Bd. I. Abth. 2. und Hottinger a. a. O.

***) Helv. Kircheng. III. S. 219.

schildert ihn „als einen gelehrten, aber melancholischen Kopf". Nach andern Nachrichten gehörte Grebel zu den Leuten, die bei vielem Talent, aber bei wenig Moralität sich da am wohlsten befinden, wo sie die Vorwürfe ihres Gewissens im Tumulte der Leidenschaft ersticken und über dem, wozu sie anderes anstiften, sich selbst vergessen können. Er schien recht eigentlich zum Volksverführer geschaffen, zum Wühler und lärmenden Tonangeber in einer wirrvollen Zeit! Als er vergebens versucht hatte, den besonnenen Zwingli für seine Plane zu bereden, brach er mit ihm und mit Zürich überhaupt. Wie ein Wüthender lief er eines Tages mit Felix Manz durch die Straßen von Zürich und rief das Weh über die Stadt aus. Zwingli ward als der große Drache ausgeschrieen, — Diebe und Mörder wurden die evangelischen Lehrer gescholten, und dagegen an die Stimme des Volkes appellirt, aus der die Stimme Gottes rede.

Die Umtriebe dieser Männer nahmen ihren Anfang in Zollikon bei Zürich. Mit eigenmächtigem Zerschlagen der Bilder und Altäre (auch der Taufstein wurde umgestoßen und zertrümmert) machten sie den Anfang. Als Brödtlein dieser Unfuge wegen entsetzt ward, begehrte bei dem Abschiedsschmause, den er den Seinen gab, ein großer Theil der anwesenden, durch schwärmerische Vorträge erhitzten Gäste die Taufe; und nachdem sie dieselbe erhalten, tauften sie andere wieder. Ebenso gingen Manz und Grebel in den Häusern umher und theilten auf ihre eigene Hand das heilige Nachtmahl aus, oder „richteten", wie sie es nannten, „den Tisch Gottes auf". Nächtliche Zusammenkünfte wurden gehalten, in welchen Bibelvorträge und allerlei Weissagungen stattfanden. Aehnliches ereignete sich um dieselbe Zeit in Waldshut, wo Balth. Hubmeier, der einen starken Anhang in der Stadt fand, am Vorabend des Osterfestes von 1525 seine Anhänger zusammenberief, und nachdem er Wasser in einem Melkkübel hatte herbeitragen lassen, dreihundert Personen die feierliche Wiedertaufe ertheilte*).

Solche Erscheinungen machten natürlich großes Aufsehen. Daß katholische Regierungen, wie die östreichische, unter der Waldshut stand, mit aller Macht einschritten, läßt sich denken. Allein auch sol-

*) Vgl. Sohm, Geschichte der Stadtpfarrei Waldshut, ein merkwürdiger Beitrag zur Wiedertäufergeschichte. Schafhausen 1820.

chen Regierungen, welche die Reformation begünstigt hatten, wie der Zürcherschen, konnten solche Auftritte nicht gleichgültig sein. Wurde doch eben dadurch das Wesen der Reformation selbst gefährdet, und der einbrechenden Unordnung Thür und Thor geöffnet! Ehe wir jedoch sehen, welche Vorkehrungen gegen die Wiedertäufer in den verschiedenen Gegenden der Schweiz getroffen wurden, müssen wir noch etwas genauer ihr Treiben beobachten, wie es an allen Enden zum Vorschein kam.

Nach dem bloßen Namen zu urtheilen, würde der Irrthum der Wiedertäufer blos darin bestanden haben, daß sie die Kindertaufe verwarfen und deßhalb die Taufe an allen denen wiederholten, die in ihre Gemeinschaft traten. Allein dieß machte nur einen Theil ihres Irrthums aus; und hätte dieser Irrthum allein gestanden, so ließe sich wohl fragen, ob man sich nicht darüber mit ihnen hätte verständigen können. Ja, wenn wir aufrichtig und unparteiisch sein wollen, so müssen wir gestehen, daß der Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit der Kindertaufe an und für sich noch nichts so Schreckliches und Unerhörtes war *); denn hatte man einmal angefangen, alles auf die Bibel zurückzuführen, und nichts zu gestatten, was sich nicht aus ihr beweisen läßt, so mußte wohl natürlich auch die Frage entstehen, ob denn die Kindertaufe in der Bibel geboten sei? Darüber ließe sich wenigstens ein ähnlicher theologischer und exegetischer Streit denken, wie über die Einsetzungsworte des Abendmahls: ohne daß darum alle die Uebertreibungen nöthig geworden wären, die wir bei den Wiedertäufern finden. Wir könnten uns im Gegentheil denken, daß der Zweifel gegen die Kindertaufe auch in ganz klaren, nüchternen Leuten aufsteigen konnte, denen es passender schien, daß erst der das Sacrament der Taufe empfange, der Vernunft genug besitze, um von den göttlichen Geheimnissen doch wenigstens eine Ahnung zu haben, wenn er sie auch gleich nie begreifen kann. Wenigstens ließ sich mancherlei für ein solches Verfahren anführen. Es ließ sich zeigen (und dieß thaten auch die Wiedertäufer), wie Jesus seinen Jüngern den Auftrag gegeben, die Völker zu lehren (wörtlich: sie zu Jüngern zu machen), und erst dann sie zu taufen, nachdem sie belehrt

*) Sehr besonnen urtheilt hierin nach seiner Gewohnheit Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs Bd. II. S. 45 ff.

worden. Auch sage ja Christus: wer da glaubt und getauft wird, und er mache somit die Taufe abhängig vom Glauben. Es konnte aus der biblischen Geschichte angeführt werden, wie die Belehrung der Apostel in der That der Taufe vorausging; und wirklich führten die Wiedertäufer das Beispiel des Kämmerers der Königin Kandace an, welchen Philippus erst taufte, nachdem er ihn belehrt hatte. Zudem konnte sogar die Geschichte der ersten Jahrhunderte angeführt werden, in welchen wirklich die Taufe der Katechumenen bis auf den Zeitpunct verschoben wurde, wo sie einen ordentlichen Unterricht erhalten hatten. Es konnte das Zeugniß bedeutender Kirchenväter, wie eines Tertullian, gegen die Kirchentaufe angeführt werden. — Freilich konnte von der andern Seite auch wieder manches für den bisherigen Gebrauch beigebracht werden, und wurde auch von den Reformatoren geltend gemacht. Wenn gleich nicht erwiesen werden konnte, daß Kinder in der apostolischen Zeit seien getauft worden, so konnte es doch einigermaßen wahrscheinlich gemacht werden, da öfter von ganzen Familien die Rede ist, welche getauft worden seien, unter denen also auch wohl Kinder gewesen. Es konnte darauf hingewiesen werden (und das war offenbar eine geistigere Beweisführung), daß Christus von den Kindern gesagt habe, lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihnen ist das Himmelreich. Ein logisch-strenger Beweis war dieß freilich nicht; denn wo stand geschrieben, daß diese Kinder seien getauft worden, man konnte sie ja auch blos durch die Lehre dem Heiland zuführen und sie später taufen? Allein darin lag doch immer etwas, daß schon die Kinder mit ins Reich Gottes gehören, daß sie schon theilnehmen an den Verheißungen desselben, wenn auch ihr Verstand noch nicht nachkommen kann. Es war zum mindesten ein schöner, trostreicher Gedanke, daß die Kirche wie eine sorgsame Mutter sich des Sterblichen annimmt, ihm entgegenkommt, für ihn sorgt, ehe sein eigenes Bewußtsein noch erwacht ist. Müssen doch auch im physischen Leben liebende Hände anderer sich unser annehmen, ehe wir uns selbst helfen können. Warum soll und darf nicht auch eine solche geistige Vormundschaft stattfinden für die Unmündigen? Und bleibt es denn nicht später dem Täufling, wenn er zu den Jahren reifer Erkenntniß gekommen und den Unterricht erhalten hat, vorbehalten, sich jetzt mit freiem Bewußtsein für das zu erklären, was früher andere für ihn zugesagt haben? Wurde doch schon im al-

ten Testament (und auch das machten die Reformatoren geltend) das Kind durch die Beschneidung in den Bund Gottes aufgenommen; warum sollen wir nicht die Freiheit haben, die Taufe an die Stelle der Beschneidung treten zu lassen als Bundeszeichen?*)

Sie sehen also, daß sich für und wider die Sache auf eine Weise disputiren ließ, die von aller Schwärmerei entfernt blieb. Allein schon darin dürfte denn doch etwas schwärmerisch Eigensinniges und Ueberspanntes liegen, wenn jemand um dieser Verschiedenheit der Ansicht willen die Kirchengemeinschaft mit andern aufheben und sich auf keine Weise wollte bewegen lassen, einem Gebrauch sich zu unterziehen, der doch wenigstens in der Bibel nicht gemißbilligt wird, der überhaupt, wenn man ihn richtig faßt und auslegt, nichts Widerchristliches in sich faßt. Es kommt am Ende doch nicht auf den Buchstaben der Einsetzung an, sondern auf den Geist und die Bedeutung. Die Verhältnisse der Kirche hatten sich seit der apostolischen Zeit bedeutend verändert. Damals war das Christwerden rein Sache der persönlichen Wahl, weil es noch keine öffentliche Kirche gab, und so konnte auch das Annehmen der Taufe jedem überlassen bleiben. Seit aber das Christenthum Staatskirche geworden war, seit jeder mit dem Eintritt in das äußere Leben auch als Glied der Kirche, wenigstens als äußeres Glied derselben, betrachtet wurde, war es anders, und es zeugte von Intoleranz und übertriebenem Puritanismus, sich in diese veränderte Ordnung der Dinge auch dann nicht fügen zu wollen, wenn der innern Bedeutung der Sache dadurch kein Abbruch geschah. Hätten übrigens die Wiedertäufer sich darauf beschränkt, blos ihre Gründe, die sie gegen den Gebrauch der Kindertaufe zu haben glaubten, ruhig und bescheiden vorzutragen, so würde sich, wenigstens in der reformirten Kirche, leicht ein Ausweg haben finden lassen, der beiden Parteien genügt hätte; denn selbst jetzt noch stellte es die Züricher Regierung, wahrscheinlich auf Zwingli's Rath, bis ins 8. Jahr frei, die Kinder taufen zu lassen, beharrte also nicht mit Eigensinn auf der Taufe ganz neugeborener Kin=

*) Damit ist nicht nöthig, die Beschneidung selbst als Sacrament zu fassen oder auch nur als bestimmtes Vorbild für dasselbe. Hierin gingen die reformirten Theologen wieder zu weit.

der*). (Luther, der überhaupt in der Lehre von den Sacramenten strenger das Herkommen bewahrt wissen wollte, hätte sich vielleicht weniger zu solchen Concessionen geneigt gefunden.) Nun aber begnügten sich die Wiedertäufer nicht mit dem Vortrage ihrer Gründe; sie schritten thätlich ein, sie tauften wirklich die zum zweiten Mal, die schon waren getauft worden, und gaben damit zu erkennen, daß sie die Taufe, welche von der Kirche ausgegangen war, für eine unächte und falsche hielten; sie schlossen sich damit an den Irrthum früherer Secten an (der Donatisten und Novatianer), welche ebenfalls die Taufe an denen wiederholten, die zu ihnen übertraten, und dadurch die Gemeinschaft mit der allgemeinen Kirche recht eigentlich radicaliter aufhoben. Hierin nun unterscheidet sich das wiedertäuferische Princip auf das Bestimmteste von dem der Reformatoren. Auch die Reformatoren sahen die Kirche, in der sie lebten, als verderbt an, aber doch nicht als grundverdorben; sie wollten sie nur reinigen von den Mißbräuchen, nicht eine neue an ihre Stelle setzen. Ja, sie wollten sich auch anfänglich gar nicht einmal von der bisherigen Kirche trennen; sondern erst, als diese sich hartnäckig allen Verbesserungsansprüchen widersetzte, traten sie endlich aus dem großen Schiffe und retteten sich in einen Nachen. Aber auch da anerkannten sie noch ein gewisses Band zwischen ihnen und der Mutterkirche. Die Taufe, das Symbol der Gemeinschaft, blieb für beide Kirchenparteien dieselbe, und wird bis auf den heutigen Tag gegenseitig respectirt. Und in diesem Bewahren eines gemeinsamen Symbols und eines gemeinsamen historischen Grundes mit der alten Kirche liegt vieles, was wir oft nur zu wenig beobachten. Nicht so die Wiedertäufer. Alles sollte neu werden. Die Kirche, hieß es, sei nicht hie oder da. Das Sichtbare müsse vergehen. Nicht in Tempeln, sondern überall, im Walde und auf den Bergen, könne man Gott anbeten. Ferner verachteten die Wiedertäufer, als eigentliche Sectirer und Separatisten, nicht nur den regelmäßigen, geordneten und öffentlichen Gottesdienst, sondern

---

*) Hottinger (Forts. von Joh. v. Müller Bd. VII.) S. 32 (nach einem Mandat vom 17. Jan. 1525). — Uebrigens war Hubmeier eine nicht gemeine Persönlichkeit und an Bildung manchem seiner Glaubensgenossen überlegen. Bullinger sagt von ihm: „Der war wohl beredt und ziemlich belesen, aber eines unstäten Gemüths, mit dem er hin- und herfiel.“ Vgl. über ihn H. Schreiber im histor. Taschenbuche für Süddeutschland Jahrg. 1839. 40.

auch den Lehrstand und die theologische Wissenschaft; und indem sie auf der einen Seite dem Buchstaben den Krieg ankündeten, hielten sie ihn von der andern Seite wieder auf die lächerlichste Weise fest, so daß sie z. B. Bibeln und Andachtsbücher verbrannten, eben darum, weil es heiße, der Buchstabe tödtet. Sie glaubten also recht eigentlich durch den Buchstaben den Buchstaben auszutreiben, wie immer die Schwärmer zu thun pflegen, die an die dunkle Seite des Buchstabens sich anklammern, während sie für die klare Bedeutung desselben die Augen verschlossen halten. Indem sie sich so bei ihren religiösen Forschungen einem dunklen Gefühl oder vielmehr einer erhitzten und an den bilderreichen Stellen der heiligen Schrift genährten Einbildungskraft überließen, und dabei noch ihre eigenen Träumereien für Offenbarungen und Eingebungen des heiligen Geistes hielten, geriethen sie auf die seltsamsten Grundsätze und Einfälle. Wie im Kirchlichen, so war auch im Politischen ihr Streben ein regelloses, ins Unbestimmte und Unausführbare gehendes. Kein Christ sollte ein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfen, nach ihren Vorstellungen. Die Obrigkeit erschien ihnen als ein heidnisches, die christliche Freiheit beschränkendes Institut; ihr den Eid der Treue zu leisten, hielten sie ebenso für etwas Unrechtes, als das Eidschwören überhaupt. Ebenso widersetzten sie sich dem Kriegsdienste und dem Tragen der Waffen, und zeigten sich auch im geselligen Leben, in Kleidung und äußerm Daherkommen als Sonderlinge. Gemeinschaft der Güter war eine manchen willkommene Lieblingsidee, wodurch sie viele aus der Masse an sich zogen; und in die ehelichen Verhältnisse brachten sie, ihrer fleischlich-geistigen Gesinnung nach, die unseligsten Störungen. Im Grunde brachten sie lauter solche Dinge zum Vorschein, wie sie die Schwärmer der ersten Jahrhunderte gebracht hatten, und wie sie unter verschiedenen Modificationen, bis auf den St. Simonismus und den heutigen Communismus herab, auch in den Zeiten nach der Reformation gebracht worden sind. Lassen Sie uns nur einzelne ihrer Verirrungen noch durch Anführung von Thatsachen anschaulich machen.

Ein armes Weiblein sah man (nach der Erzählung eines Zeitgenossen)*), auf das Geheiß des Engels Gabriel, alle ihre Nachbarn zu einer Mahlzeit einladen. Als der Tisch gedeckt war und die Gesell-

*) Gast a. a. O.

schaft zur bestimmten Stunde sich einfand, fing das Weiblein an, aus allen Kräften zu beten, und tröstete dann die Gäste, welche immer noch keine Anstalt zum Essen wahrnahmen, damit, daß die Engel die Speisen bringen würden, gleichwie der Herr einst Israel mit Manna gespeist habe. Als aber die Gesellschaft bis in den späten Abend mit hungrigem Magen gewartet hatte, gingen die Enttäuschten unzufrieden aus einander.

Wie diese Frau den Spruch des Herrn, „bittet, so wird euch gegeben" wörtlich nahm, so nahmen andere die Ermahnung, zu werden wie die Kinder, gleichfalls im buchstäblichen Sinne. Da sah man denn mehrere auf der Straße springen und in die Hände klatschen, andere zusammen einen Reigen aufführen, oder sich zum Spiel auf die Erde niedersetzen und mit einander im Sande wühlen. Noch andere tändelten mit Puppen, oder zogen Tannzapfen, an einen Faden gebunden, auf der Erde herum*). Ein Wiedertäufer saß einst lange am Ufer des Rheins, wo er kleine Sandhäufchen bildete, dann mit der hohlen Hand Wasser aus dem Strome schöpfte und dieses dann durch die Sandhäufchen rinnen ließ. Als man ihn fragte, was er da mache, sagte er, er bestrebe sich, dem Gebote seines Heilandes nachzukommen, zu werden wie die Kinder, da offenbar nichts kindischer sei, als dieser Versuch, den Rheinstrom auszuschöpfen**).

Wäre es indessen bei diesen immerhin in ihrer Quelle nur zu traurigen Lächerlichkeiten geblieben! Allein der religiöse Wahn, der oft bis zur convulsivischen Verrücktheit sich steigerte (das sogenannte Zeugen und Sterben), nahm hie und da noch eine gefährlichere Wendung. Daß manche die sündhaftesten Gelüste des Fleisches hinter die übergeistige Maske zu verstecken wußten, ist schon erwähnt. Nicht nur aber dieß, auch zum gräulichsten Morde führte eine religiöse Richtung, die aller Vernunft den Abschied gegeben und alles edlere menschliche Gefühl für das Gute und Schöne als einen vermeintlichen Rest des alten Adam in sich erstickt hatte.

In der Nähe von St. Gallen, wo die Zahl der Wiedertäufer sich schon bis auf 800 vermehrt hatte, wohnte auf einem einsamen Land-

*) Hottinger a. a. O.
**) Gast a. a. O.

hause der 80jährige Hans Schucker mit seiner zahlreichen Familie. Alle waren eifrige Sectirer, und mancherlei Unsinn war schon in ihrem Kreise gepredigt und allerlei Tollheiten getrieben worden. Eines Tages (den 8. Febr. 1526) redete der jüngere Bruder Leonhard den ältern, Thomas, mit den Worten an: „Es ist der Wille des himmlischen Vaters, daß du mir das Haupt abschlagest.“ Thomas betete erst mit seinen Geschwistern zu Gott, er möge den Willen für das Werk annehmen, glaubte aber keine Erhörung zu verspüren. Da schrien sie denn beide: „Dein Wille, o Vater, geschehe!“ Leonhard kniete nieder, Thomas ergriff das Schwert, und zu seinen Füßen sank das Haupt des gemordeten Bruders. Nach verrichteter That griff er zu seiner Laute und pries Gott für das Gelingen des Werkes. Dann lieferte er sich selbst den Gerichten aus, blieb aber hartnäckig auf dem Geständniß, nicht er habe die That gethan, sondern der Vater durch ihn*). Wer erinnert sich nicht hierbei der ähnlichen Wildespucher Geschichte, die noch in frischem Andenken bei uns lebt?

Verschieden waren die Wege, die man gegen diese Schwärmer einschlug. Man versuchte erst den Weg der Milde, der Belehrung; als aber diese bei den verhärteten Köpfen nicht anschlug, wurde zu Zwangsmaaßregeln geschritten. Nicht nur vertheidigten Zwingli und seine Genossen das Recht der Kindertaufe in verschiedenen Schriften**); sondern es wurden auch öffentliche Religionsgespräche mit ihnen angestellt: das erste den 17. Januar 1525 in Zürich. Es dauerte drei Tage. Zwingli, Leo Judä, Heinrich Großmann suchten mit Ernst und Würde auf die

*) Vgl. Franz, schwärmerische Scenen der St. Galler Wiedertäufer zu Anfang der Reformation. Ebnat 1824.

**) Vom Touf, vom Widertouf und vom Kindertouf durch Huldrych Zwingli; bei Schuler und Schultheß II. 1. S. 230. Ueber Doctor Balthazars (Hubmeiers) toufbüchlin warhafte gründte Antwurt durch Huldrychen Zwingli, 1525. Ebend. S. 337. – In diesen Schriften betrachtet Zwingli die Taufe vorzüglich als ein „Pflichtzeichen“ und unterscheidet sich auch hierin von Luthern, der mehr die mystisch-sacramentale Seite hervorhob, wonach eine objective Mittheilung der Taufgnade schon an die Kinder stattfindet. Wenn die reformirte Kirche mit Zwingli nicht sowohl in Beziehung auf den schon in den Kindern vorhandnen, als auf den künftigen, noch in ihnen zu bildenden Glauben hin taufte, so verglich dieß Hubmeier dem Aushängen eines Wirthsschildes um Ostern, auf den künftigen Wein hin, der erst im Herbst sollte gefaßt werden und von dem man nicht wisse, ob er nicht zuvor durch Hagel, Reif und andres Ungewitter verdorben werde.

bald plumpen, bald spitzfindigen Fragen der Wiedertäufer zu antworten. Diese blieben unbelehrbar. „Sie waren“, sagt Bullinger, „eines bittern, sturigen Gemüths, und wollten keinen Unterricht annehmen.“ Zwingli bezeichnet sie als „Letzköpfe“. Die Folge war, daß die Obrigkeit ein Mandat zu Gunsten der Kindertaufe erließ, und zwar unter Androhung der Landesverweisung und schwererer Strafen. Ein zweites Gespräch wurde den 20. März mit noch größerer Oeffentlichkeit im großen Münster gehalten; und als auch jetzt keine Nachgiebigkeit sich zeigte, wurden härtere Mittel versucht. „Diewyl,“ sagt derselbe Bullinger, „an denselben kein Güte nüt half, wurden sie in den hohen Thurm im Niederdorf, den man den Heren- oder nüwen Thurm nennet, gelegt, deren waren 14 Mann und 7 Wyber. Do spyst man sie mit Wasser und Brot, ob man sie vielleicht von dem Irrthum abwenden möchte!“ Ja mit grausamer Ironie ward mit der Strafe des Ertäufens gedroht; denn „wer tauft“, hieß es, „der soll auch getauft werden.“ Die Eingesperrten blieben bis Mittfasten (8. April) in Haft; da gelang es ihnen, zu entfliehen, mit Hülfe eines Engels, wie sie ausstreuten. Die Meisten begaben sich nach der Landschaft Grüningen; Grebel floh nach Schafhausen zu seinem Freund Sebastian Hofmeister, den er vergeblich für seine Secte zu gewinnen hoffte.

Bessern Boden fand er in St. Gallen, wo die Wiedertäuferei schon tiefe Wurzeln gefaßt hatte. Am Palmtag (9. April) zog eine ganze Schaar, Grebel an der Spitze, nach der Sitter, um dort die Taufe zu empfangen.

Auch in Basel unterließ Oekolampad nicht, verschiedene Gespräche mit den Wiedertäufern zu veranstalten. Nachdem er erst in seiner Wohnung*), im August 1825, den Versuch gemacht hatte, sie eines Bessern zu belehren, wurden zwei Jahre darauf in der St. Martinskirche, und nach fernern zwei Jahren auf dem Rathhause Religionsgespräche gehalten; Aehnliches geschah auf der Landschaft; aber ohne Erfolg. Und doch hatte Oekolampad alle Mühe angewendet, die Irrenden zu überzeugen; mit Geduld hatte er sich zu den schwachen Begriffen der Meisten herabgelassen, hatte die gröbsten Beleidigungen mit unüberwindlicher Lang-

---

*) Nicht schon jetzt, wie gewöhnlich angegeben wird, in der St. Martinskirche, s. Herzog, Oekolampad.

muth ertragen und selbst sich der Lebensgefahr ausgesetzt. Selbst Leute, die er schon glaubte gebessert zu haben, für die er die Obrigkeit um Schonung angefleht hatte, kehrten sich, nachdem sie von der Strafe freigesprochen worden, wieder gegen ihn und ließen ihn ihren Haß fühlen. Mit einem Worte, die Schwärmerei erschien unheilbar; sie mußte, wie ein Fieber, erst ihre Zeit haben, sich zu setzen. Diese Zeit ließ man ihr aber nicht; ätzende Mittel sollten das Uebel austilgen, das dem Worte der Belehrung nicht weichen wollte. So hatte man auch in Zürich vergeblich eine dritte Disputation (November 1525) angeordnet, erst im Rathhaus, und als es an Raum gebrach, in der Kirche. Noch einmal wurden Grebel, Manz, Blaurock und Andere ihres Glaubens vor Rath gestellt und zur Umkehr ermahnt. Als Alles nichts verfing, da ging den Behörden die Geduld aus, und die öfter angedrohten Strafen wurden vollzogen. Felix Manz ward ertränkt. Er starb übrigens gefaßt mit den Worten: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! woran sich Viele ärgerten*). Blaurock ward mit Ruthen gestrichen und schüttelte, als er verwiesen ward, „seinen blauen Rock und seine Schuhe über die Stadt Zürich"**). Er entkam nach dem Tyrol, wo er auf dem Schafot endete. Ein ähnliches Schicksal traf die meisten der übrigen Wiedertäufer. So ward der Appenzeller Krüsi in Schwyz ergriffen, nach Luzern gebracht und zum Feuer verurtheilt. Auch der unglückliche Hubmeier, der durch seine Unbesonnenheit die Stadt Waldshut in die Hände der Oestreicher brachte und den Segen der Reformation ihr wieder raubte, den er ihr anfänglich zugewendet, nahm ein trauriges Ende. Nachdem er auch in Mähren seine Lehre zu verbreiten gesucht, wurde er festgenommen und zuletzt, 1528, in Wien verbrannt; sein Weib ward in der Donau ertränkt.

Endlich erließen denn auch im Sept. 1527 die Stände von Zürich, Bern und St. Gallen einen Abschied gegen die Wiedertäufer, der die härtesten Leibes- und Lebensstrafen gegen die Sectirer androht. Man dachte allerdings damals nicht genug daran, daß der Wahn des Menschen, wenn er einmal des Gemüthes sich bemächtigt hat, so wenig als die bessere Ueberzeugung, sich mit dem Staupbesen austreiben, mit

---

*) S. Bullinger I. S. 294 ff. und 381 ff. — „ist styff uf sinem Kyb beharret bis an sin End." —

**) Bullinger S. 382.

Kerker und Banden sich einengen oder mit Feuer und Schwert vertilgen lasse; und erst die Erfahrung mußte es lehren, wie durch solche Maaßregeln nur der Irrthum bestärkt und der Eigensinn zum Märtyrerthum erhoben wird. Aber von der andern Seite muß man auch bedenken, daß manche von denen, welche auf so traurige Weise endeten, sich in der That auch grober Verbrechen schuldig gemacht hatten, die in bürgerlicher Hinsicht strafbar waren. Man muß sich hineinversetzen in eine Zeit, in welcher Ketzergerichte noch nicht ganz vergessen waren, und in welcher die bessere reformatorische Einsicht sich noch nicht zur vollen Klarheit entwickelt und durchgebildet hatte. Die damaligen Regierungen, welche dem Protestantismus huldigten, befanden sich in der That in einer schwierigen Lage. Auf der einen Seite mußten sie das Verfahren des Papstes und Kaisers gegen die Evangelischen, und die Verfolgungen der neuen Lehre verabscheuen, da sie ja selbst das Aufkommen derselben begünstigten; auf der andern konnten sie aber auch die Wiedertäufer und Schwärmer nicht gewähren lassen, theils weil sie dadurch mit Recht die Vorwürfe katholischer Herrschaften und Stände sich zugezogen hätten, als ob sie alle Unordnungen begünstigten, theils weil ihnen selbst vor dem Unwesen bange war. Die Sache war ihnen zu neu, als daß sie gleich ein sicheres Urtheil hätten fassen können; denn in manchem stimmten ja wieder die Reden dieser Leute zusammen mit den Lehren der Reformatoren, nur daß sie dieselben übertrieben faßten, ihnen eine größere Ausdehnung, eine falsche und unbesonnene Anwendung gaben. Wollte man sich z. B. darauf berufen, die sectirerischen Lehrer seien keine ordnungsmäßig geweihten Geistlichen, so konnte man sich nicht verhehlen, daß auch Zwingli gesagt hatte, es werde eine Zeit kommen, wo Glaser, Müller, Hafner, Schuster und Schneider das Evangelium lehren werden*); man hatte noch nicht vergessen, wie Luther und seine Genossen das Priesterthum in der That nicht in die äußere Weihe setzten, sondern in die Geistesfülle, die sich im Innern der Gläubigen, oft der Ungelehrten, offenbart. Erst später machten sich gewisse nothwendige Beschränkungen und Forderungen wieder geltend, als die Mißbräuche zum Vorschein kamen. Eine Kirchenordnung konnte sich erst zu bilden anfangen, nachdem schon Unord-

*) Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 378.

nungen vorgefallen waren; und in dieser Hinsicht kann man es nicht verkennen, daß sich die Vorsehung auch der Wiedertäuferei als eines läuternden Elementes bedient hat, um den reformatorischen Geist zu seiner eigenen Besinnung zurückzubringen, daß sie ihm das Schreckbild eines bodenlosen Fanatismus vorgehalten, um ihm mit vernehmlicher Stimme zuzurufen: „Bis hieher und nicht weiter!“ In dieser Hinsicht haben immer gewisse abnorme Erscheinungen auf dem religiösen, wie auf dem politischen Gebiet, wenigstens den Werth, daß sie die Geister wach erhalten und einen heilsamen Kampf hervorrufen. Dieser Kampf muß, wie im Staate, so auch in der Kirche sein. Aber in der Kirche darf er nicht geführt werden mit leiblichen, sondern mit geistigen Waffen, nicht mit Feuer und Schwert, sondern mit dem Worte, wie Luther gleich im Anfang es so herrlich und kräftig ins Licht gestellt hat, als die Wittenberger Unruhen begonnen hatten. Dieses Schwert des Geistes zu führen gegen jede Art von religiöser Verirrung, den Irrthum der einen wie der andern Art zu bekämpfen, den Unglauben wie den Aberglauben, die Gleichgültigkeit, wie die Schwärmerei in ihren innersten Schlupfwinkeln zu verfolgen, und ihnen das reine Licht der Wahrheit entgegenzuhalten, das ist die Pflicht evangelischer Lehrer. Und diese Pflicht haben denn auch Zwingli und Oekolampad treu geübt in einer schweren Zeit. Da galt es, mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten, auf die Gefahr hin, rechts und links verkannt zu werden, auf das klar erkannte Ziel loszugehen. Mit Liebe und Ernst, mit Selbstverläugnung und Nachdruck bekämpften sie den emporwachsenden Irrthum, und ließen sich nicht irre machen durch die verkehrten Auslegungen, die man ihren Bemühungen gab, nicht durch die lieblosen Urtheile, die ihren Eifer trafen *).

Um den weitern Verlauf unserer Erzählung nicht zu unterbrechen,

---

*) „Entscheidend“, sagt Prof. Hottinger bei Anlaß der oben erwähnten Zürcher Disputation, „mußte auf jeden Denkenden der bloße Gegensatz wirken: „hier in ernster Würde die oberste Landesbehörde, und als Vertheidiger der Ordnung und gründlichen Wissenschaft Männer, für deren Kenntniß und reinen „Willen ihr ganzes Thun und Leben zeugte; dort hingegen in anstößiger Brüderschaft mit Schwachköpfen, mit bekannten Unruhstiftern, mit Klatschweibern und „zweideutigen Betschwestern mehrere, zwar fein Gebildete, doch keineswegs tadelfreien Rufes, bald gehemmt, bald gestoßen durch ihren Anhang, und die innere „Unruhe und Beschämung durch geheuchelte Zuversicht und anmaßenden Ton „mühsam verbergend.“

will ich gleich hier die fernern Schicksale der Wiedertäufer angeben. Längere Zeit hielten sie sich, ungeachtet der Drohungen und Strafen, in unserer Gegend auf. Auch in Baiern trieben sie ihr Wesen. Später zogen sich die meisten nach Westphalen und in die Gegenden des Niederrheins. Münster ward der Sammelplatz. Diese Stadt ward durch den Prediger Bernhard Rothmann seit 1531 der Reformation entgegengeführt. Der Bischof sah sich genöthigt, seinen Hirtenstab niederzulegen, und sein Nachfolger, Graf Franz von Waldeck, mußte unter Vermittlung des Landgrafen von Hessen (Philipps des Großmüthigen) einen Vertrag mit der Stadt eingehen, wonach ihr die freie Ausübung des Gottesdienstes in den sechs Pfarrkirchen gestattet war; nur der Dom blieb katholisch. Rothmann stand als Superintendent an der Spitze des evangelischen Kirchenwesens und trat anfänglich der Wiedertäuferei, die sich in Münster eingenistet, muthig entgegen; doch bald änderte er seine Gesinnung und trat ihren Grundsätzen bei. Bald darauf, im Januar 1534, kamen aus Holland zwei Apostel der Secte dahin: Johann Bockhold (Bockelsohn), ein Schneider aus Leyden, und Johann Matthias (Matthiesen), ein Bäcker aus Haarlem, der sich für den Henoch ausgab. Unter dem Einflusse dieser Demagogen stieg die Schwärmerei aufs Höchste. Sie fanden einen Genossen an Berendt Knipperdolling, der sich mit ihnen zur Aufrichtung eines neuen Jerusalems verband. Sie rissen die städtische Gewalt an sich. Eine Schreckensherrschaft des wildesten Fanatismus entwickelte sich unter den scheuslichsten und lächerlichsten Formen zugleich. Vor allen Dingen ward Gütergemeinschaft ausgerufen. Bei Todesstrafe sollte alles, was Münster an Silber, Gold, Kleinodien und Kunstschätzen besaß, aufs Rathhaus geliefert werden. Gemälde und musikalische Instrumente wurden vandalisch zertrümmert. Jeder sollte für das Ganze arbeiten, und gemeinsame spartanische Mahlzeiten sollten alle zu einer Familie verbinden.

Wer von den Begüterten noch zu rechter Zeit die Stadt verlassen konnte, der that es. Der Fürstbischof belagerte, im Verein mit dem Landgrafen von Hessen und anderen benachbarten Fürsten, die abtrünnige Stadt. Nachdem Matthiesen bei einem Ausfall das Leben verloren, regierte Johann von Leyden unumschränkt als König; ihm standen 12 Aelteste, als die Aeltesten der 12 Stämme Israels,

zur Seite. Knipperdolling übte das Amt des Scharfrichters. Ihm verfiel Jeder, der sich den Anordnungen des neuen Gottesreichs widersetzte. Auch Weibergemeinschaft ward mit Gewalt durchgesetzt. Der König selbst hatte ein Harem von 16 Frauen. Im October 1534 feierte die ganze Stadt ein großes Liebesmahl, wozu 4200 Gedecke bereit standen. Ungesäuerte Weizenkuchen wurden in Körben umhergetragen und unter die Anwesenden mit den Worten vertheilt: „Bruder, Schwester, nimm hin; wie die Weizenkörnlein zusammengebacken und die Trauben zusammengedrückt werden, so sind wir eins." Darauf sang man: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Da bemerkte der König, der an den langen Tischen auf- und niederging, einen Eingedrungenen. Es war einer der gefangenen dentschen Landsknechte, den sein Hauswirth als Gast mitgebracht hatte. Diesem, als „einem, der kein hochzeitliches Kleid anhatte," schlug der König Angesichts der ganzen Versammlung mit eigner Hand den Kopf ab. Durch die erzwungenen Festivitäten sollte das Volk auch mitten in der gräßlichsten Hungersnoth, die hereinbrach, bei gutem Muth erhalten werden. Jede saure Miene ward mit dem Tode bestraft. Endlich gerieth die Stadt durch Verrath eines Ueberläufers in die Hände der Belagerer. Grausame Rache ward an den Urhebern genommen; die Leichname der Hingerichteten wurden in eisernen Käfigen am Lambertusthore zur Abschreckung aufgehängt. So endeten die Greuel von Münster zu Anfang des Jahres 1536*).

Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts ging eine wohlthätige Veränderung mit der Secte vor, indem Menno Simonis, ein Friesländer, als Reformator unter ihnen auftrat, vieles von dem Schwärmerischen entfernte, und eine mildere religiöse Gesinnung unter sie verpflanzte. Von da an kommen sie unter dem Namen der Mennoniten oder Friesländer, auch wohl der Taufgesinnten vor. Sowie sich die Secte selbst gemildert hatte, wurde man auch von Staatswegen allmählig duldsamer gegen sie. Zwar geschah es noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Basel, daß die Leiche des hier verstorbenen David Joris, eines Wiedertäufers, der sich aber unter einem andern Namen

---

*) Vgl. Jochmus, Geschichte der Kirchenreformation in Münster. 1826. Ranke, Reformationsgeschichte. Bd. III. S. 505 ff. Hase, neue Propheten. S. 189 ff. Göbel, M., Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. Coblenz 1849. S. 151 ff.

hier aufgehalten und ein großes Ansehn in der Bürgerschaft erlangt hatte, wieder ausgegraben und mit dessen Schriften unter dem Galgen verbrannt wurde; wie denn überhaupt die starke Stelle gegen die Wiedertäufer in unserer Basler Confession zu erklären ist aus den damaligen Verhältnissen. Später aber, 1783, wurde mehreren Wiedertäuferfamilien die Niederlassung in unserm Gebiete gestattet, und seither haben sie sich als ruhige, fleißige, großentheils sittsame Leute erwiesen. So sehr kann auch der Geist einer Secte sich ändern, wenn die Vernunft ihr wiederkehrt, nach bitter gemachten Erfahrungen.

Neunzehnte Vorlesung.

Blicke in das häusliche Leben der Reformatoren. Die Verehelichung Melanchthons, Zwingli's, Luthers und Oekolampads. Luther als Mensch. Anekdoten. — Weitere Schicksale der deutschen Reformation. — Kirchenvisitation und Katechismen. — Erster Reichstag zu Speier 1526. — Politische Händel. — Die Deutschen in Rom. — Das Packische Bündniß. — Der Türkenkrieg. — Zweiter Reichstag zu Speier 1529. Die Protestanten (woher ihr Name?). — Trennung zwischen den Lutheranern und Reformirten. — Landgraf Philipp von Hessen.

Mitten aus den Stürmen des Sacramentsstreites, des Bauernkrieges, der Wiedertäuferei, womit wir uns in den beiden vorigen Stunden beschäftigt und womit wir zum Theil dem chronologischen Gang unsrer Erzählung vorgegriffen haben, versetzen wir uns nun in das stille häusliche Leben der Reformatoren; denn auch in diesem Kreise müssen wir den reformatorischen d. h. den christlichen Geist in seiner freien Entfaltung, in seiner umbildenden Thätigkeit kennen lernen*).

Wenn der Apostel sagt, wer die Seinen nicht zu versorgen, seinem eigenen Hause nicht vorzustehen wisse, der habe den Glauben verläugnet und sei ärger als ein Heide**), so sagt er dieß namentlich von solchen, welche die Kirche leiten, welche auf ihre Verbesserung wirken, welche die Reinheit des Glaubens und Lebens in ihr bewahren sollen. Und in der That muß der ächt reformatorische Geist sich auch im häuslichen

---

*) Es sind hier besonders benutzt: Keils Lebensumstände Luthers; Müllers Reliquien Bd. IV. von Anf.; der Reformationsalmanach, und vor allem die Tischreden und die Briefe Luthers.

**) 1 Tim. 3, 5. u. 5, 8.

Leben zeigen. Einer, der die Welt reformiren will und bei sich keine Ordnung hat, ist gewiß ein zweideutiger Reformator; sowie diejenigen Liberalen, die aller Welt die Freiheit bringen wollen, bei sich aber nicht selten die unerträglichsten Haustyrannen spielen, den reformatorischen Geist eben dadurch verläugnen und sich als revolutionäre, radicale Despoten zu erkennen geben. Was ist der Staat denn anderes, als eine organische Verbindung von Familien zu einer großen Familie? und wo findet das Leben in der christlichen Gemeinde seinen schönsten und natürlichsten Anfang, seine lieblichste Pflege, als in einem christlichen Hausstande?

Von dieser Seite betrachtet, ist es allerdings wünschenswerth, daß jeder, der im Staat oder in der Kirche vorzuleuchten berufen ist, ein eigenes Hauswesen habe, und als Haupt einer Familie alles das mitfühle und miterlebe, was den Staat und die Kirche berührt. Doppelt wünschenswerth somit für den Geistlichen, der, wie die vorige Stunde uns gezeigt hat, nicht Mitglied einer isolirt stehenden Priesterkaste, sondern ein lebendiges Glied der geselligen Verbindung der Menschen im Staate sein soll. Immerhin aber blos wünschenswerth, sage ich, denn ein Gesetz daraus machen, ist wider die Freiheit. Es kann Zeiten und Verhältnisse geben, wo für eine gewisse unabhängige Wirksamkeit der ehelose Stand vorzuziehen ist. Da, wo es galt, das Christenthum erst zu gründen in der Welt, wo es galt, sich loszumachen von allen Banden des Irdischen, um allein das Himmlische in die Herzen zu pflanzen: da konnte Paulus auch zu den Christen sagen, heirathen sei zwar gut, aber unverheirathet bleiben noch besser. Wo es aber gilt, zu erhalten, zu pflegen, zu erbauen: da beweist sich die Ehe im wahren Sinne als ein göttliches Institut, da bewähren sich die Worte des Schöpfers in der ehrwürdigen, ältesten Urkunde unsers Geschlechts, wenn er spricht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; „ich will ihm eine Gehülfin geben, die um ihn sei."

Mehrere Jahrhunderte hatte die christliche Welt kein Beispiel mehr gesehen von dem patriarchalischen Hausstande eines Predigers, indem besonders seit den Zeiten Gregors VII. die Priesterehe aufs strengste untersagt, aber, wie wir seiner Zeit gesehen, auch schon weit früher in Mißcredit gerathen war. Erst mit dem Reformations-Zeitalter wird diese Priesterehe, als ein den Geistlichen entzogenes Recht, wieder

begehrt und als eine heilige Pflicht vollzogen. Auch hier sahen wir indessen verschiedene Ansichten und Handlungsweisen sich geltend machen, indem auch hier das voreilige, stürmische Wesen der Wiedertäufer und ihrer Geistesgenossen zu mancherlei Aergerniß Anlaß gab, das bei größerer Klugheit und Schonung hätte vermieden werden können. Wollten doch einige die Priesterehe nun selbst wieder zum Gesetze machen, die nur als Sache der Freiheit ihren ächten Werth haben konnte. Ich habe nun schon früher bemerkt, wie im Gegensatz gegen diese Voreiligen ein Luther, Zwingli, Oekolampad erst später in die Ehe traten, nachdem sie den Grund zu ihrem Werke sicher gelegt hatten. Und auch darin zeigten sie sich den Aposteln würdig. Erst galt es, zu gründen, dann zu erhalten. Im ersten Falle konnte die Ehe stören, im letztern mußte sie förderlich sein. Zudem erforderte auf der einen Seite die Klugheit, nicht mit einem Schritte zu beginnen, den man leicht aus persönlicher Selbstsucht herleiten konnte; von der andern Seite erforderte es aber auch die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, nicht heuchlerischer Weise das mit eigenem Beispiel länger zu verläugnen, was man andern als unschädlich, ja als Gott wohlgefällig anpries.

Die drei Männer, die uns bisher am meisten beschäftigt haben, Luther, Zwingli und Oekolampad, haben bald nach einander geheirathet. Melanchthon, der übrigens, obwohl Theolog, nie die geistliche Weihe erhalten hatte und darin also auch nach den Rechten der alten Kirche nicht gebunden war, trat bedeutend früher in die Ehe. Er verheirathete sich bereits 1520 mit einer christlich gesinnten Jungfrau, Catharina Crapp, mit der er 37 Jahre in großem Frieden lebte, und von der er vier Kinder hatte. Der gute Mann ließ sich sogar das Wiegen nicht verdrießen, indem er mit der einen Hand das Buch hielt, mit der andern schaukelte. Dieser doppelten Stellung schämte er sich auch dann nicht, wenn er gelehrte oder vornehme Besuche erhielt. — Von den eben genannten Geistlichen verheirathete sich Zwingli zuerst, im April 1524. Er ehelichte eine Wittwe, Anna Reinhart, die früher an Johann Meier von Knonau verheirathet gewesen, von dem sie einen Sohn und zwei Töchter hatte. Sie soll sehr schön gewesen sein. Die Neider jedoch warfen Zwingli vor, er habe sie um ihres Reichthums willen geheirathet. Und doch brachte sie ihm außer ihren prächtigen Kleidern, Ringen und Kostbarkeiten, die sie besaß, von denen sie aber als Frau des schlichten

Pfarrers keinen Gebrauch mehr machen wollte, nur 400 Fl. baares Geld. Zwingli erklärte sich indessen, daß er ihr Vermögen rein als etwas ansehe, was ihn weiter nicht berühre. Was ihm mehr galt, als Reichthum, war der Schatz eines frommen Herzens. Diese fromme, Gott vertrauende Gesinnung hatte er in der Wittwe achten gelernt, und auch zu seinem Stiefsohne, dem hoffnungsvollen Gerold Meier von Knonau, hatte er schon früher väterliche Zuneigung gefaßt; und er war es denn auch, der für dessen weitere Bildung wie ein leiblicher Vater sorgte. Von Kindern aus eigener Ehe blieben blos der Sohn Ulrich und die Tochter Regula am Leben; die andern starben sehr früh. Aber Zwingli konnte die Freuden des häuslichen Lebens nicht lange genießen. Als er auf dem blutigen Schlachtfelde zu Kappel (1531) seinen Geist aufgab, da blieb die hart geprüfte Wittwe, die in derselben Schlacht auch ihren hoffnungsvollen Sohn erster Ehe, ihren Tochtermann, ihren Schwager und ihren Bruder verlor, mit ihren beiden Kindern trostlos zurück, und erst später ward ihr noch die Freude, ihre Regula an den frommen Theologen Rud. Gualter verheirathet zu sehen, der auch in der Folge Zwingli's Schriften herausgegeben hat. Die Empfindungen der schwer geprüften Frau zu schildern, wäre überflüssig. Der gemüthliche Dichter M. Usteri hat die Trauer der Wittwe in einem schönen Gedichte gefeiert, „der armen Frouwen Zwingli Klag'", das Ihnen wohl allen bekannt ist.

Ungefähr ein Jahr nach Zwingli, im Juni 1525, mitten unter den Stürmen des Sacramentsstreites und Bauernkrieges, ließ sich Luther mit Catharina von Bora trauen*). Catharina von Bora (Bore) war aus dem altadeligen Geschlechte derer von Hugewitz, und wurde in früher Jugend in das dem Cistercienserorden gehörige adelige Frauenkloster Nimtschen, unweit Grimma in Sachsen, gebracht. Nicht ohne Vorwissen Luthers geschah es, daß diese Catharina mit noch 8 andern Fräulein, denen sämmtlich der Schleier zu lästig geworden,

*) Vgl. über sie wie über Regula den Reformationsalmanach. — Das weitläufige Werk von W. F. Walch, wahrhaftige Geschichte der sel. Frau Catharine von Bora (Halle 1751—54. 2 Bde.) enthält eine ins Einzelne gehende Abwehr der wider sie erhobenen Verdächtigungen. Nach gemüthlichen, charakteristischen Zügen sieht man sich in dem Buche vergebens um. Von neuern Biographen sind zu nennen Beste (1843) und Hofmann (1845).

durch einen Bürger von Torgau, Leonhard Koppe, und einige seiner Gesellen aus dem Kloster entführt wurde, den 4. April 1523, in der Nacht vom Charfreitag auf den Ostersonnabend. Von Torgau kamen die Entflohenen nach Wittenberg, wo Luther für ihr Unterkommen sorgte. Catharina kam in das Haus des Bürgermeisters Philipp Reichenbach. Luther hatte anfänglich so wenig Absichten auf sie, daß er sich vielmehr selbst alle Mühe gab, ihr einen würdigen Gatten zu finden. Es meldete sich auch in der That bald ein Nürnbergischer Patricier, Heinr. Baumgärtner, als Freier. Dieser änderte aber in der Folge seinen Entschluß; und da ihn Luther vergeblich hatte mahnen lassen, wenn er die Bora heirathen wolle, so möge er sich spuden, weil sich seither ein andrer Bewerber eingefunden, so ließ Luther durch seinen Freund Amsdorf für einen Prediger aus Orlamünde, Namens Glatz, der sich unter der Zeit gemeldet hatte, um Catharinens Hand anhalten. Diese erklärte aber ganz offen, sie könnte sich nur entschließen, Nik. Amsdorf oder Luthern selbst Herz und Hand zu geben. Luther, der schon vor einem Jahr, 1524, die Mönchskleidung abgelegt und dadurch sich deutlich als des Gelübdes der Ehelosigkeit entbunden erklärte, nahm die Sache in Bedacht und betete darüber zu Gott. Als er nun in seinem Gewissen fest geworden, da schritt er auch unverweilt zur Ausführung. Am Dienstag nach Trinit., den 13. Juni 1525, begab er sich mit seinen Freunden, dem Doctor Bugenhagen, dem Maler Lucas Kranach und einem Rechtsgelehrten, Apell, in Reichenbachs Haus, und hielt um Catharinens Hand an. Diese nahm Anfangs die Bitte für Scherz, doch bald verrieth sie den Ernst ihres eigenen Wunsches. Freund Bugenhagen legte die Hände zusammen und verrichtete sogleich die Trauung. Vierzehn Tage nachher richtete Luther ein festliches Hochzeitmahl aus, dem auch seine Eltern beiwohnten. Der Wittenberger Stadtrath überschickte ihm ein Hochzeitgeschenk aus 14 Maaß verschiedener Weine, worunter auch Malvasier und Rheinwein. Catharina war damals 26 Jahre alt, Luther 42. Nach ihrem Bildnisse von Luc. Kranach (das sich neben dem von Luther auf unserer öffentlichen Bibliothek befindet) muß sie nicht gerade ausgezeichnet schön, aber von heiterer, einnehmender, gutmüthiger Physiognomie gewesen sein*). Sie macht den

*) Die Carthäuserchronik nennt sie indessen speciosissimam, ut dicunt.

Eindruck einer guten deutschen Hausfrau. Die Feinde Luthers wollten ihr Stolz vorwerfen, und manche wollen sogar behaupten, sie habe den großen Mann, welchen Kaiser und Papst nicht bezwingen konnten, ihre Herrschaft fühlen lassen. Allein, wenn auch Luther in seinen scherzhaften Briefen sie bisweilen „Herr Käthe" nennt, und auch in seinen Tischreden hie und da sich einige Klagen über Hauskreuz erlaubt*), so beweist gerade diese gutmüthige und offene Anerkenntniß ihrer Herrschaft, daß es nicht so gefährlich damit gewesen sei. Er giebt ihr vielmehr noch in seinem Testamente das Zeugniß, „sie habe ihn als ein „frommes, treues, eheliches Gemahl allezeit lieb, werth und schön ge„halten, und ihm gedient, nicht blos wie eine Ehefrau, sondern wie „eine Magd." — Eine gelehrte Frau war Catharina nicht, denn ihre Klosterbildung gab ihr nicht einmal die gewöhnliche Kenntniß der Dinge, die um sie in der Welt vorgingen. So erzählt Luther, wie sie im ersten Jahre seiner Ehe oft bei ihm gesessen, wenn er studirte; und da sie einmal verlegen war, was sie reden sollte, fing sie an und fragte ihn: „Ei, Doctor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?"**) — Doch scheint ihr Luther von seinen Schriften mehreres mitgetheilt zu haben, so z. B. von den Streitschriften gegen Erasmus, bei welchem Anlaß sie sich äußerte, „dieser Erasmus müsse eine recht giftige Kröte sein." Daß sie bei all ihrer vernachlässigten Bildung keine gewöhnliche Frau war, zeigte übrigens schon die bestimmte Aeußerung, daß sie nur einen Amsdorf oder Luther zum Gatten wolle; und wenn sie denn dahinein einigen Stolz gesetzt, die Gattin Luthers zu sein, so war dieser Stolz verzeihlich bei ihrer übrigen Demuth.

Ein Jahr nach Luther, 1526, heirathete nun auch Oekolampad. Das schnelle Aufeinanderfolgen dieser Verheirathungen der größ-

*) So sagt er z. B., wenn er noch einmal zu freien hätte, so würde er sich ein gehorsam Weib aus Stein hauen, denn in der Wirklichkeit seien sie nicht zu finden.

**) Beide waren eine und dieselbe Person. Albrecht, Markgraf von Brandenburg, ein Sohn des Markgrafen Friedrich, war im Jahre 1511 Hochmeister des deutschen Ordens geworden. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, wo er Osiandern predigen hörte, wurde er für die Reformation gewonnen, und auf Luthers Zureden heirathete er, kurze Zeit vor Luthern selbst, und verwandelte in dem Frieden, den er mit dem König Sigismund zu Krakau schloß, das bisherige Ordensland in ein von Polen lehnbares, für Albrecht und seine männlichen Nachkommen erbliches, weltliches Herzogthum. Vgl. Schröckh II. S. 674. und Raumer I. S. 384.

ten Reformatoren veranlaßte Erasmus zu der bittern Bemerkung, die Lutherische Tragödie scheine ihm eine Komödie zu werden, da jede Verwicklung sich am Ende in eine Hochzeit auflöse*).

Vibrandis Rosenblatt war die Gattin Oekolampads. Sie war eine Tochter des Ritters und Feldobersten Kaiser Maximilians I., Johannes Rosenblatt. Auch sie heirathete den Oekolampad als Wittwe, da sie früher mit einem andern Gelehrten, Ludwig Cellarius, verehelicht gewesen war. Ueberhaupt hatte diese Frau das eigene Schicksal, vier gelehrte Männer nach einander zu Ehegatten zu haben, was Wurstisen „als ein ganz besonderes Glück" preist**); denn nach Oekolampads Tode heirathete sie den Wolfgang Capito, und zuletzt den Martin Bucer. Den letztern begleitete sie in der Folge nach Cambridge, starb jedoch zu Basel den 1. Nov. 1564, und ist hier im Münster bei ihrem Gatten Oekolampad begraben. Ueber ihre Persönlichkeit wissen wir wenig***), außer dem, was Oekolampad selbst über sie schreibt in einem Briefe an Farel: „Sie ist eine gute Christin, ohne Glücksgüter „zwar, aber von guter Herkunft, und Wittwe. Auch hat sie bereits eine „mehrjährige Schule von Leiden durchgegangen. Lieber würde es mir „freilich sein, wenn sie etwas mehr bei Jahren wäre; indeß habe ich „bis jetzt noch nicht die mindeste Spur von jugendlichem Muthwillen „und Leichtsinn an ihr wahrnehmen können." Drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, entsprangen aus ihrer Ehe, welchen allen Oekolampad bedeutsame Namen in der Taufe beilegen ließ. Der Sohn hieß Eusebius, die Töchter Aletheia und Irene. Frömmigkeit, Wahrheit und Friede sollten also den Kranz schlingen um den Hausaltar, wie er denn auch noch sterbend zu den hinterlassenen Verwandten sagte: „Sorget, daß sie werden, wie sie heißen, fromm, friedfertig und „wahr" †).

*) Einige Reformatoren heiratheten noch in sehr hohem Alter. So Wilh. Farel im 69. Jahre; nach sechs Jahren erhielt er noch einen Sohn. S. Kirchhofer II. S. 152. 153.

**) Epitome p. 92. Ochs V. S. 554.

***) Vgl. außer dem Reformations-Almanach: von Brunns kurze Biographie derselben.

†) Eusebius starb in der Folge zu Straßburg in Capito's Hause, 1541. Aletheia ward an einen Prediger in Straßburg verheirathet, Christ. Sorlius, und Irene an J. L. Iselin in Basel, 1569.

Wenn wir nun gern bei dieser Nachricht über die Verehelichung der Reformatoren etwas länger verweilen, und zugleich überhaupt Blicke in ihr häusliches Leben thun wollen, so finden wir uns, bei dem Mangel an Nachrichten in Beziehung auf die schweizerischen Reformatoren, darauf beschränkt, vorzüglich aus Luthers Leben noch einige Züge aufzuführen, die wir, ohne uns an das Chronologische zu binden, hier, als an einem schicklichen Ruhepuncte, zusammenstellen wollen.

Daß seit dem Aufenthalt auf der Wartburg, Luthers Gesundheit angegriffen und sein Geist häufig mit düstern Bildern erfüllt war, ist schon bemerkt. Der Sacramentsstreit und der Bauernkrieg kamen nun dazu, ihm das Leben recht bitter zu machen, und öfter sah man ihm die hellen Thränen über die Wangen laufen. Zwei Jahre nach seiner Verehelichung, im Jahre 1527, fiel Luther in eine heftige Krankheit, aus der er nicht wieder zu genesen glaubte. Da sprach er zu seiner Frau: „Meine allerliebste Käthe! ich bitte dich, will mich unser lieber Herr „Gott auf dießmal zu sich nehmen, daß du dich in seinen gnädigen „Willen ergebest. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollt du es gewiß „halten und gar keinen Zweifel dran haben. Laß die gottlose, blinde „Welt dawider sagen, was sie will; richte du dich nach Gottes Wort „und halte fest daran, so hast du einen gewissen, beständigen Trost wider „den Teufel und alle Lästermäuler.“ Dann fragte er nach seinem Söhnchen: „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?“ Als das Kind ihm gebracht wurde, lachte es den Vater an. Da sprach Luther: „O du „gutes, armes Kindlein! Nun befehle ich meine allerliebste Käthe und „dich armes Waislein meinem liebsten, frommen und treuen Gott. Ihr „habt nichts; Gott aber, der ein Vater der Waisen und Richter der „Wittwen ist, wird euch wohl ernähren und versorgen.“ Weiter betete Luther für die Seinen und sprach. „Mein allerliebster Gott, ich danke „dir von Herzen, daß du gewollt hast, daß ich auf Erden soll arm und „ein Bettler sein. Kann derohalben weder Haus, Acker, liegende Gründe, „Geld noch Gut meinem Weibe und Söhnlein lassen. Wie du sie mir „gegeben hast, so bescheide ich sie dir wieder. Du reicher Gott! ernähre „sie, lehre sie, erhalte sie, wie du mich bisher ernähret hast, o Vater der „Waisen und Richter der Wittwen!“ Dann sprach er noch mit seiner Hausfrau von einigen silbernen Bechern, worin sein ganzer Reichthum bestand. Darüber war die Frau augenblicklich etwas niedergeschlagen,

ließ sich aber nichts merken, überwand sich vielmehr selbst und sprach dann mit ruhiger Fassung: „Mein liebster Herr Doctor! ist es Gottes „Wille, will ich euch bei unserm lieben Herrn Gott lieber als bei mir „wissen. Es ist nicht allein um mich und mein Kind zu thun, sondern „um viele fromme, christliche Leute, die euer noch bedürfen. Ihr „wollet euch, mein allerliebster Herr, meinethalben nicht bekümmern; „ich befehle euch seinem göttlichen Willen; ich hoffe und traue auf Gott, „er wird euch gnädiglich erhalten." Catharina's Hoffnung ward nicht zu Schanden. Gott erhielt den theuern Mann noch am Leben. Nach einem wohlthätigen Schweiße erholte er sich wieder. Jedoch hatte er öfter beängstigende Zufälle. So fiel er mit Ausgang desselben Jahres plötzlich in Ohnmacht. Als er sich wieder erholt hatte, sah er seine Frau mit mildem, aber bedeutungsvollem Lächeln an und sagte: „Käthe! „wie wenn mir das Wetterleuchten gegolten hätte? Des Herrn Wille „geschehe, o Herr Gott! Der Tod ist den Christen nicht bitter; denn sie „haben Christum zu einem Gnadenstuhl und in ihm das Leben." — Auch dieses Wetterleuchten ging indessen vorüber, und Luther hatte von da fast noch ein Drittel seiner Laufbahn zu durchwallen.

Fragen wir nun, was war es, das den Mann erfüllte, beschäftigte, erheiterte in all den Momenten, wo er nicht im öffentlichen Wirkungskreise, nicht auf dem Kampfplatze stand? so werden wir finden, daß er auch hier noch ein reiches Leben gelebt hat, ein Leben voll Glaubens, voll Liebe, voll herzlicher Theilnahme an allem Großen, Guten und Schönen.

Unter den täglichen Beschäftigungen stand ihm obenan das Gebet. Obwohl ein Gegner aller mechanischen Gebetsverrichtungen, wie sie in der römischen Kirche üblich waren*), hielt er doch auf eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in der Ausübung dieser christlichen Pflicht; und es ist rührend, den großen Mann mit dieser reinen Kindlichkeit eine so heilige Pflicht erfüllen zu sehen. „Alle Morgen und Abend, und „oftmal unter dem Essen (so wird uns erzählt) **), verrichtete er sein „Gebet, wie er solches im Kloster von Jugend auf gewohnt war. Dar„neben sagte er seinen kleinen Catechismum her, wie einander Schüler=

*) Vergl. oben Vorl. 5. S. 96. Note**.
**) Keil nach Matthesius.

„lein, und hält immer an im Lesen. Sein Psalterlein war sein Gebet„büchlein, und Catechismus war sein Handbuch: daraus tröstet, lehret „und vermahnet er sich selbst. In allen wichtigen Geschäften war das „Gebet Anfang, Mitte und Ende.“ „Ich halte,“ sagt Luther wo, „mein „Gebet stärker denn den Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollte es „längst anders um den Luther stehen. . . Wenn ich das Gebet einen „Tag lasse anstehen, so verliere ich ein groß Stück vom Feuer des Glau„bens“*). Es wäre unmöglich, hier alle die vielen herrlichen Stellen über die Kraft des Gebets anzuführen, die wir in seinen Schriften zerstreut finden, sowie alle die Aeußerungen über die rechte Art zu beten. Merkwürdig ist unter anderm die schriftliche Anleitung, die er einem Barbier, Meister Peter, im Jahre 1534 gegeben hat, worin die ganze Auslegung des Unservaters enthalten ist, über dessen gedankenloses „Zerplappern und Zerklappern“ er sich nicht genug entrüsten konnte. Daß die Gedanken immer bei dem Gebete sein müssen, macht er unter anderm dem Barbier sehr anschaulich. „Gleich als ein fleißiger, guter „Barbier,“ sagt er, „seine Gedanken, Sinne und Augen gar genau muß „auf das Scheermesser und auf die Haare richten, und nicht vergessen, „wo er sei im Strich oder Schnitt; wo er aber zugleich will viel plau„dern oder anderswohin denken oder gucken, sollte er wohl einem Maul „und Nasen, die Kehle dazu abschneiden. Also gar will ein jegliches „Ding, so es wohl gemacht soll werden, die Menschen ganz haben, mit „allen Sinn und Gliedern. . . Wie vielmehr will das G e b e t das „Herz einig, ganz und alleine haben, soll's anders ein gut Gebet sein.“ Von sich selbst gesteht Luther, daß er noch immer an dem Paternoster sauge wie ein Kind, trinke und esse wie ein alter Mensch, und sein nicht könne satt werden.

Nicht nur aber an die gewöhnlichen Gebete des Tages hielt sich Luther. Oefter, wenn ihn sein Herz trieb, sah man ihn aufstehen, unter das Fenster treten, Augen und Hände gen Himmel heben, und bei einer halben Stunde beten. Besonders in verhängnißvollen Momenten des Lebens sehen wir ihn seine Gebetszuversicht auf erhebende Weise an den Tag legen. Nur zwei Beispiele will ich anführen: beim Tode sei-

---

*) Auch von W. Farel wird uns erzählt: „Er konnte mit solcher Inbrunst beten, daß alle, die ihn hörten, himmelan gezogen wurden.“ K i r c h h o f e r a. a. O. Bd. II. S. 169.

nes Vaters, und bei der Krankheit seines Freundes Melanchthon. In dem einen tritt das Rührende der Ergebung, in dem andern das Mächtige des Glaubens entgegen.

Als Luther eben in Coburg war, während des Augsburger Reichstages (1530), enthielt er die Trauerbotschaft von dem Tode seines Vaters. Seine Frau bewies auch hierin einen zarten Tact, daß sie ihm den Schmerz versüßte durch die Uebersendung des Bildnisses seiner geliebten Tochter Magdalena, welches sie dem Briefe, den ein Freund schreiben mußte, beilegte. Als Luther den Brief gelesen, sagte er nur zu seinem Freunde Dietrich: „Wohlan, mein Vater ist auch todt!" Rasch nahm er seinen Psalter, ging in seine Kammer, weinte sich aus, betete so lange, bis sein Herz sich wieder gefaßt, und ließ sich dann nichts weiter merken. Wie sehr sticht dieses männlich schöne Benehmen ab gegen eine erkünstelte Sentimentalität*)! Das theure Kind Magdalena, deren Bildniß ihn trösten sollte, starb indessen einige Zeit darauf auch, und da war es denn Luther, der seine jammernde Frau trösten mußte, indem er sie bei dei Hand faßte und sagte: „Liebe Käthe! bedenke doch, „wo sie hinkömmt, sie kömmt ja wohl!" — Das andere Beispiel von Melanchthons Krankheit ist bekannt. Im Jahre 1540 erkrankte Melanchthon auf der Reise, und lag in Weimar darnieder. Der Kurfürst ließ Luthern in seinem Wagen herbeiholen. Als er ankam, traf er den Freund in den letzten Zügen, die Augen waren gebrochen, die Besinnung gewichen, Sprache und Gehör verloren, das Angesicht entstellt, die Schläfe eingefallen. Der Kranke aß und trank nichts, und lag bewußtlos da. Luther erschrak gewaltig und sprach zu seinen Freunden: „Behüte Gott, wie hat nicht der Teufel dieses Organon geschändet!" Dann wandte er sich nach dem Fenster, indem er der Gesellschaft den Rücken zukehrte, und flehte inbrünstig zu Gott. „Allhier", bezeugt dann Luther von sich, „mußte mir unser Herr Gott herhalten; denn ich warf „ihm den Sack vor die Thüre, und rieb ihm die Ohren mit allen Ver-

---

*) So wirft auch wohl Ochs (V. 659) mit Unrecht Oekolampaden Kälte vor, wenn dieser von seinem kranken Sohne Eusebius schreibt: „Mein Eusebius „ist nicht so stark als groß. Er erstickt fast vor Husten. Vielleicht wird der Herr „diesen Knaben noch zu sich berufen." Es ist freilich die Sprache männlicher Kürze, aber auch Sprache der Wehmuth und Ergebung. Unsere Zeit ist hierin verwöhnt, man meint, die Worte machen's, und das Jammern soll den Glauben ersetzen.

„heißungen des Gebets das da müßte erhört werden, die ich aus der „heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich „anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Darauf nahm er Melanchthon zuversichtlich bei der Hand und sprach: „Seid getrost, Philipp! „ihr werdet nicht sterben.“ Und noch einiges andere redete er zu ihm aus der Fülle des Herzens: und siehe, da fing Melanchthon an, wieder Athem zu schöpfen, allmählig kehrte ihm die Besinnung wieder; und in wenigen Tagen war er auf dem Wege der Besserung. Ich führe dieß Beispiel nicht an, um den Wunderglauben zu befördern, noch um den allzuvertraulichen und ans Anstößige streifenden Gebetston damit zu rechtfertigen. Wie schon früher bemerkt, ist manches von großen Männern, im Zusammenhange mit ihrer Zeit und ihrem übrigen Leben, gar wohl zu ertragen und zu begreifen, was, wenn es von andern nachgeahmt werden sollte, mit Recht allen Tadel verdient und ins Abgeschmackte fällt. Gewisse Dinge sind eben nur e i n m a l schön, an i h r e m Orte, und ebendeßhalb unnachahmlich. Ebensowenig möchte ich Luthers äußere Gebetsweise, wenn ich so sagen soll, seine Gebets m a n i e r zur allgemeinen Regel erheben. Er würde dieß selbst am wenigsten, billigen. Jeder bediene sich hier seiner christlichen Freiheit als Protestant, dem die Kirche weder Gebetszeiten noch Gebetsformen und Geberden vorschreibt. Aber gewiß ist denn doch das, daß jener wahre G e i s t d e s G e b e t s, der einen Luther beseelte, allein d e r ist, aus welchem wahre und heilsame reformatorische Früchte hervorgehen können; und allerdings ist vieles dem Mangel an der rechten Gebetsweihe zuzuschreiben, wenn es mit den Verbesserungen in Staat und Kirche nicht so recht vor sich will, und so viele, selbst gemeinnützige Unternehmungen, des rechten Segens verlustig gehen. — Nächst dem Gebet war die Arbeit und namentlich das Forschen in der Schrift Luthers tägliche Speise. Er wußte zwar wohl, daß der Mensch nicht zu angestrengt arbeiten könne, und daß er auch der Erholung bedürfe, weßhalb er denn einst seinem Freunde Melanchthon, der gar zu eifrig an der Widerlegungsschrift seiner Gegner arbeitete und selbst das Essen darüber vergaß, die Feder aus der Hand nahm und sprach: „Man kann nicht alle „Zeit mit der Arbeit, sondern auch mit Feiern und Ruhen Gott dienen, „darum hat er das dritte Gebot gegeben und den Sabbath geboten.“ Und in der That sorgte Luther für eine zweckmäßige Erholung und Lei-

besstärkung, indem er sich eine Drehbank hielt und in seinen Mußestunden allerlei darauf arbeitete, auch sich die Gartenarbeit sehr angelegen sein ließ. (Mehrere seiner Briefe beziehen sich unter anderm auf solche Geschäfte, wo er sich bald Werkzeuge ausbittet, bald allerlei Sämereien.) Allein bisweilen vergaß er denn doch die goldene Regel der Mäßigkeit, die er andern gab. Als er einst mit der Auslegung des 22. Psalmes beschäftigt war, der ihm wegen der darin enthaltenen messianischen Verheißungen sehr wichtig war, schloß er sich mit etwas Brot und Salz in sein Studierzimmer ein, und blieb 3 Tage und 3 Nächte unbeweglich an seinem Arbeitstische. Vergebens suchten ihn die Seinen im ganzen Hause und in dem anstoßenden Garten. Endlich wagte man es, die Thür seines Studierzimmers, die verschlossen war, mit Gewalt aufzusprengen. Erst jetzt erwachte Luther, der sich in einem Zustand von völliger Abwesenheit befunden, wieder aus seinem Traume. Er wollte erst den Eintretenden Vorwürfe machen, allein bald gab er sich zufrieden und kehrte in den Schooß der Familie zurück*). Dieses Leben in dem Familienkreise, das Weilen unter seinen Kindern, das heitere Zusammenleben mit Freunden war es denn, was Luthern manche Stunde versüßte. Hören wir ihn selbst über die Schönheiten und Freuden des häuslichen Lebens: „So du ein Weib siehest," sagt er, „treu und fleißig „sein mit ihren Kindlein, und du bist ein wackrer, guter Mann, so „wird dir das Herz bewegt zu ihr, fühlest aber gar wohl, daß das nicht „sei irdische Gedanken, noch Freude, noch Gelüst. Siehe, so erkennest „du innerlich Gottes Werk in ihr, und seines Geistes Kraft ist es selbst, „die dich erkennen läßt und anreget, und du kannst nicht anders, son„dern mußt freundlich zu ihr sein, und keinen Dank dafür wollen."

Kinder hielt Luther für den größten Segen der Ehe. „Sie binden „und erhalten das Band der Liebe," sagte er. Herrliche, tiefe Blicke that er in die Kinderwelt und Kindesnatur; er, der reine, kindliche Mann, wie konnte er anders! Der Glaube der Kinder und ihr Gebet wurde

---

*) Siehe Müller, Reliquien IV. S. 26 (aus Mo z, Leben Luthers), und (Hirschfeld) unterhaltendes Historienbuch. Ulm 1833. Auch alle übrigen Reformatoren waren fleißige Arbeiter. Zwingli hielt besonders auf Regelmäßigkeit in der Eintheilung des Tagewerkes, und mochte sich auch hierin von Luthern unterscheiden, der sich mehr vom Impuls leiten ließ. Ueber die Eintheilung seiner Zeit siehe Nüscheler S. 123. Wie angestrengt Calvin arbeitete, ist bekannt.

von ihm oft bewundert. „Sie sind viel gelehrter im Glauben," sagte er von den Kindern, „als wir alte Narren!" Oft sah er mit still gerührtem Vaterblick seinen Kindern zu, wenn sie spielten, wenn sie über Tische saßen, wenn sie lernten, wenn sie beteten, oder auch — wenn sie sich zankten. Aus allem zog er eine weise, christliche Lehre und Nahrung für sein Herz. Einst schaukelte er eins seiner Töchterchen auf seinem Schooße und fragte: Lenchen, was wird dir der heilige Christ bescheren? Und als das Kind ihm seine kindischen Hoffnungen vertraut hatte, sagte er: Die Kinderlein haben so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel und ihr Gott und lieber Vater sei. Bald darauf bemerkte er, er wollte, er wäre im Kindesalter gestorben, und gern alle Ehre darum geben, die er in der Welt gehabt und noch erhalten werde. Als sich seine Kinder einst unter einander zankten und bald wieder versöhnten, sprach er: „Lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir doch solcher Kinder „Leben und Spielen, ja alle ihre Sünden sind nichts denn Vergebung „der Sünden." Ein anderes Mal, als die harrenden Blicke seiner Kinder mit Vergnügen auf einen Teller mit schönem Obst gerichtet waren, sagte er: „Wer da sehen will ein Bild eines, der sich in Hoffnung freut, „der hat hie ein rechtes Conterfei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so „fröhlich in Hoffnung könnten ansehn!" Noch will ich Ihnen ein Briefchen mittheilen, das Luther an seinen ältesten Sohn schrieb von Coburg aus*).

---

*) Bei de Wette IV. Nr. 1228.

„Gnade und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen! Ich sehe gern, „daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu' also, mein Söhnchen, und fahre „fort; wenn ich heim komme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. „Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten: da gehen viel Kinder innen, haben „güldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, „Kirschen, Spilling und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben „auch schöne kleine Pferdlein mit güldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Da „fragt' ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab' auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht' er nicht „auch in den Garten kommen, daß er solche schöne Aepfel und Birn essen möchte, „und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der „Mann: Wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch; und wenn sie alle zusammen kommen, so „werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch „tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigt' mir dort eine feine „Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pau-

So sehr Luther die Kinder liebte, so scharf hielt er auf Zucht; und so sehr er die allzugroße Strenge mißbilligte, die er seiner Zeit erfahren hatte, ebensosehr mißbilligte er die Schwäche, welche den Eigenwillen und die Sünde in den Kindern aufkommen läßt. Man müsse so strafen, war seine einfache Maxime, daß immer der Apfel bei der Ruthe sei. Einst hatte sich einer seiner Söhne vergangen und durfte drei Tage nicht wieder vor ihn kommen, bis er ihn um Verzeihung gebeten. Als seine Frau und mehrere Freunde für ihn baten, sagte er: „Ich wollte „lieber einen todten denn einen ungezogenen Sohn haben. St. Paulus hat nicht vergebens gesagt, daß ein Bischof soll ein solcher Mann „sein, der seinem Hause wohl fürstehe, der gehorsame Kinder habe, auf „daß andere Leute, davon erbauet, ein gut Exempel nehmen und nicht „geärgert werden. Wir Prediger sind darum so hoch gesetzt, daß wir „andern gute Exempel geben sollen. Aber unsere ungerathenen Kinder „ärgern andere; so wollen die Buben auf unsere Privilegia sündigen. „Ja, wenn sie gleich oft sündigen und allerlei Büberei treiben, so erfahre ich's doch nicht; man zeiget mir's nicht an, sondern man hält's „heimlich für mir, und gehet uns nach dem gemeinen Sprichwort: „Was Böses in unsren eignen Häusern geschieht, das erfahren wir am „allerletzten; wenn's alle Leute durch alle Gassen getragen haben, so erfahren wir's erst. Darum muß man ihn strafen und gar nicht durch „die Finger sehen, noch es ihm also ungestraft lassen hingehen."

Wie alle reinen Gemüther, hatte Luther auch Sinn für die Schönheiten der Natur, in deren Tempel er gern verweilte und auch hier seine theologischen Gedanken walten ließ. Da sah man ihn vor einem schönen Obstbaume in stiller Bewunderung vertieft, dort eine Rose in der

---

„ken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch „nicht [ge]gessen hatten; darum konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach „zu dem Mann: Ach, lieber Herr! ich will flugs hingehen und das alles meinem „lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und „fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme „Lene, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin „und schreibe ihm also. Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja „getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten: so „werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiemit bis [sei] dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhmen Lene, und gieb ihr einen Kuß von „meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater

Martinus Luther."

Hand wiegen*) und über deren wunderbaren Bau den Schöpfer loben; dort dem Vögelein zusehen, das sein Nest baut, und an diesem „Doctor der Theologie" den Glauben stärken an den Vater, der die Vögel des Himmels nährt; dort wieder das fromme Auge zum gestirnten Himmel erheben und sich in Gedanken verlieren über der Gestirne wunderbaren Lauf. Und wenn er gleich überall mit tiefer Wehmuth den Fall des Menschen bedauerte, der aus dem Paradiese nun verstoßen sei, so bauete sich sein Glaube doch selbst wieder ein neues Paradies aus den Bruchstücken der vor ihm liegenden Schöpfung. „Ach, wie würde ein Mensch (so seufzte er einst mitten unter den duftenden Blüthenbäumen eines schönen Frühlings), „ach wie würde ein Mensch, wenn Adam nicht ge„sündigt hätte, Gott in allen Creaturen erkannt, gelobt, geliebt und „gepriesen haben, also daß er auch in den kleinsten Blümlein Gottes „Allmacht, Weisheit und Güte bedacht und gesehen hätte! Denn wahr„lich, wer kann das ausdenken, wie Gott aus dürrem Erdreich schaffet „so mancherlei Blümlein von so schönen Farben, lieblichen Geruchs, „die kein Maler noch Apotheker also machen könnte. Noch kann Gott „grüne, gelbe, rothe, blaue, braune und allerlei Farbe aus der Erde „bringen. Das alles hätte Adam und die Seinen zu Gottes Ehre ge„wandt, ihn gelobet und gepreiset und aller Creatur mit Danksagung „gebrauchet, deren wir jetzund mit einem Ekel und Unlust brauchen, ja „mißbrauchen, ohne alle Erkenntniß, gleich als wenn eine Kuh und un„vernünftig Thier die allerschönsten und besten Blumen und Lilien mit „Füßen treten**)."

Auch die Gaben der Natur wußte Luther mit Dank und weiser Mäßigung zu genießen und sich ihrer im heitern geselligen Kreise zu freuen. Reifes, geschmackvolles Obst zog er allen Leckerbissen vor, und er meinte, auch Adam, bei seinem noch unverdorbenen Geschmack, hätte dieß gewiß lieber gegessen als Rebhühner; das Obst sei aber auch damals viel besser gewesen: unsere schönsten Pfirsichen seien dagegen nur elende Holzäpfel. Aber auch die Gabe des Weinstocks verschmähete der Doctor Luther bekanntlich nicht, obwohl seine Autorität hierin von vielen mag sehr gemißbraucht worden sein. Was es mit dem bekannten

---

*) Alles genau nach den Tischreden; vergl. besonders die beiden Abschnitte von Gottes Werken und von der Schöpfung.

**) Tischreden (Frankf. Ausg.) S. 41.

Sprüchlein auf sich habe: „Wer nicht liebet Wein, Weib und Gesang ꝛc." weiß ich nicht; ich habe wenigstens keine actenmäßigen Documente dafür. Wohl aber pflegte er zu sagen: „Man soll den Gästen einen guten Trunk „geben, daß sie fröhlich werden, denn die Schrift sagt: Das Brot stärket „des Menschen Herz, der Wein aber macht ihn fröhlich." Und wie sein gelehrter Amtsbruder Philipp, so hielt auch er auf die verschiedenen Sorten edler Weine, die ihm bei Gelegenheit von Hochzeiten und andern Feierlichkeiten waren verehrt worden. Wenn er denn so an einem Ehrentage als freundlicher Wirth und ernster Hausvater an dem mit den Kindern besetzten Tische saß, und zu Ehren einiger Freunde, eines Jonas, Bugenhagen, Amsdorf oder eines fremden Gastes, neben den selbst erbauten Gartengewächsen eine Martinsgans oder gar ein Wildpret, das ihm der Kurfürst aus seiner herrschaftlichen Küche geschickt, oder einige Karpfen und Forellen, die er im eigenen Fischteich gezogen*), vorsetzen konnte, da war er nach seinem eigenen Geständniß, seliger als mancher Fürst und Edelmann, da floß Ernst und Scherz in holdem Wechsel von seinen Lippen**), und emsig sammelten dann die Gäste die geistigen Brosamen, welche vom Tische fielen, auf daß nichts umkomme. So entstand der größte Theil jener von Aurifaber veranstalteten Sammlung denkwürdiger Sprüche und Handlungen (Memoiren), die wir unter dem Namen der Tischreden besitzen, wovon freilich nicht immer alles genau verbürgt sein dürfte***).

---

*) S. Tischreden S. 41 b.

**) Nur eine Anekdote. Einst wetteiferten, als sie bei Camerarius versammelt waren, die Freunde Luther, Melanchthon und Bugenhagen mit einander, wer das kürzeste Tischgebet zu halten im Stande sei. Luther sagte: Dominus Jesus sit potus et esus; Bugenhagen auf plattdeutsch: Dit und dat, trocken und nat, gesegn' uns Gott; Melanchthon kurz und gut: Benedictus benedicat. Solche und ähnliche Züge zeigen, wie Männer, denen die wichtigsten Angelegenheiten oblagen, dennoch auch in trauter Freunde Mitte Raum hatten für die Fröhlichkeit und die unschuldigen Scherze des geselligen Lebens. Zietz, Bugenhagen S. 218. Die gute Lehre, die er einem Hamburger Kaufmannssohne gab, der sich an seinem Tische die Freiheit herausnahm, eine aufgetragene Gans mit den Fingern zu schälen, siehe Keil zum Jahr 1545, und Melander in seinem Joco serio. de studioso quodam Hamburgensi. T. I. p. 522.

***) Die neueste Ausgabe derselben hat Förstemann, und nach dessen Tode Bindseil besorgt. 1844—48. Dort erfahren wir auch die nähere Geschichte der „Tischreden". Es waren zunächst Luthers Tischgenossen Anton Lauterbach, Veit Dietrich, Hieronymus Besold, Johann Schlag in Haufen, Johann Matthesius, Georg Rörer u. a. m., aus deren Berichten Joh. Aurifaber,

Vor allem, nächst dem, was ihm das Höchste und Heiligste war, liebte Luther die Musik. Sie war es, die das frohe Mahl ihm würzte, und die manche düstre Stunde ihm verscheuchte. Ueber und nach Tische sang er öfter, oder schlug die Laute; und wenn er sich müde gearbeitet und seinen Gedanken Einhalt thun wollte, dann richtete er eine Cantorei auf, d. h. stellte ein kleines Hausconcert an, wobei ihn die Freunde unterstützten. — Der bairische Componist Senfel, der damals mehrere Psalmen in Musik brachte, war besonders von ihm hochgeschätzt. Luther selbst spielte mehrere Instrumente, und that sich nicht wenig auf die Fortschritte gut, welche die Musik zu seiner Zeit gemacht hatte. Er meinte, der König David würde sich wundern, wenn er diese Fortschritte sähe*). Er drang daher auch darauf, daß alle jungen Leute Musik lernten; namentlich wollte er, daß Schullehrer und Prediger in dieser heiligen Kunst gebildet würden. Einen Prediger, der nicht singen konnte, wollte er gar nicht ansehen. „Wer die Musicam verachtet," sagt er, „wie denn alle Schwärmer thun, mit denen bin ich nicht zufrieden; „denn die Musica ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibet sie auch den Teufel und macht die Leute „fröhlich. Man vergißt dabei alles Zornes, Unkeuschheit, Hoffarth und „andere Laster. Ich gebe nach der Theologia der Musica den nächsten „locum und höchste Ehre."

Hierin war er ganz mit Zwingli übereinstimmend, wie schon früher ist bemerkt worden. Auch die weltliche Musik wußte er an ihrem Orte zu schätzen, und ebenso urtheilte er mild über den Tanz. „Es „fraget sich, ob das Tanzen, aus welchem die meisten Uebel zu entstehen „pflegen, unter die Sünden zu rechnen? Ob bei den Juden das Tanzen „im Gebrauch gewesen oder nicht, weiß ich zwar nicht. Weil es aber „bei uns bräuchlich ist, Gäste zu bitten, sich zu putzen, zu essen und „fröhlich zu sein, und also auch zu tanzen, so sehe ich nicht, auf was

---

Hofprediger zu Weimar, die Colloquia Lutheri zusammenstellte, die er zuerst 1566 herausgab und denen dann mehrere Ausgaben folgten. Nach ihm haben auch Andere, so Andreas Stangwald, Nik. Selnekker, J. G. Walch (im 22. Band der gesammelten Werke) Luthers Tischreden herausgegeben.

*) Was würde er erst zur heutigen Musik sagen? Es ist indessen die Frage, ob das geschnörkelte und abstruse Wesen mancher der neuesten Tonstücke seinem einfachen Sinne zugesagt hätte.

„Weise diese Gewohnheit könne verworfen werden. Blos der Mißbrauch „muß vermieden werden. Daß Sünde und Böses begangen wird, ist „nicht den Tänzen zuzuschreiben. Wenn alles ehrlich zugeht, wirst du „mit den übrigen Gästen wohl tanzen können. Glaube und Liebe wird „durch's Tanzen nicht vertrieben, sonst würde den Kindern der Gebrauch „des Tanzens nicht können erlaubt werden *)."

Bei einem so reichen Gemüthe, wie das unsers Luther war, konnte er der irdischen Glücksgüter wohl entbehren. Nach ihnen hat er nie gestrebt. Als einem Prediger, schreibt er an den Kurfürsten, der ihm Tuch zu einem Kleide geschenkt hatte, gebühret mir nicht Ueberfluß zu haben, begehre es auch nicht. Er schämte sich zwar nicht, solche Liebesgaben und Geschenke anzunehmen, wenn sie ihm aus einem guten Herzen zu fließen schienen; dennoch aber blieb er lieber unabhängig, und nahm nur dann etwas an, wenn er's nöthig hatte. So hatte ihm der Kurfürst einen kleinen Antheil an einem Bergwerk (einen Kur) für seinen Sohn angetragen, was er ausschlug. Sein Freund Bugenhagen brachte ihm einst von einem Herrn 100 Fl. zum Geschenk. Luther wollte es durchaus nicht annehmen, sondern gab die eine Hälfte dem Melanchthon, die andere dem Bugenhagen selbst, woraus sich ein edler Wettstreit der Großmuth unter den Freunden entspann. Indessen gelangte Luther doch zu einiger Wohlhabenheit. Nicht nur besaß er in und um Wittenberg Gärten und liegende Gründe, sondern verschaffte sich in der Folge auch zwei kleine Bauerngüter, Wachsdorf und Zeilsdorf, letzteres um 610 Fl. Catharina besorgte auch dort die Wirthschaft, weßhalb er sie scherzhaft die Frau Doctor Zeilsdorferin nannte.

Bei seinem geringen Einkommen war Luther höchst gastfrei und wohlthätig. Armen Studierenden gab er freien Tisch. Sein Haus stand allen Bedrängten, wie jedem Fremden, jedem Freunde offen. Nicht nur empfahl er häufig Arme dem Kurfürsten und andern wohlthätigen Leuten, sondern er ging selbst mit seinem Beispiele voran. So kam einst ein armer Mann zu ihm und klagte ihm seine Noth. Luthers Baarschaft war zu Ende, die Frau lag in den Wochen. Da gerieth ihr Luther hinter das Pathengeld ihrer Kinder und gab es dem Manne.

*) Siehe Keil, Lebensumstände Luthers S. 46. Weit strenger urtheilte hierin Calvin, und vollends Knox und die ganze puritanische Sippschaft.

Als die Frau dazu sauer sehen wollte, sagte er: „Liebe Käthe, Gott ist reich, er wird anderes bescheren.“ Wo er überhaupt Thränen trocknen, Freude stiften, heitere Gesichter um sich schaffen konnte, da that er's, und that es ohne Rücksicht auf Lohn und Dank, meist im Stillen. Als er einst mit Doctor Jonas und einigen Freunden eine Spazierfahrt machte, gab Luther ein Almosen, und Jonas gab auch eins. „Wer weiß,“ sagte der letztere, „wo mir's Gott wieder beschert.“ Luther aber lachte ihm frei ins Gesicht, und sprach: „Gleich, als hätt' es euch „Gott nicht zuvor gegeben! Frei, einfältig soll man geben, aus lauter „Liebe, willig!“ — Von derselben Uneigennützigkeit, ja fast von einer zu weit getriebenen Freigebigkeit war auch Philipp Melanchthon erfüllt, der öfter goldne und silberne Gefäße verkaufte, um Armen wohlzuthun. Aehnliches wird von unsern Schweizer-Reformatoren erzählt. Zwingli's Freund, Leo Judä, war ein Vater der Armen, während seine Frau am Webstuhle saß, das tägliche Brot zu gewinnen.

So haben wir denn die Reformatoren auch in ihrem häuslichen Kreise, und unter ihnen vorzüglich den Mann Gottes, Luther, gesehen in seinem häuslichen Walten, in seinem Gebet, an seiner Arbeit, in seiner Erholung, im Kreise der Seinen, auf dem Krankenlager und an der heitern Tafelrunde, mitten in der freien Natur, unter Sang und Klang, unter Weh und Ach, unter traurigen und fröhlichen Menschen, und überall haben wir eine große, edle Natur gefunden, ein treues, deutsches Herz, ein christliches Gemüth, einen tapfern, biedern Mannessinn bei kindlicher Einfalt und Demuth. Wir haben auch hier Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie ein tüchtiges Leben überall dasselbe ist, in welchem Scherz und Ernst sich begegnen wie freundliche Geschwister, also daß auch aus dem Niedrigsten das Höchste hervorleuchtet, wie aus dem reinen Demant der Strahl der flammenden Sonne. Wir treten jetzt aus dem friedlichen Hause wieder heraus auf den offenen Kampfplatz. Wir wenden uns nun von der Person zu der Sache, und nehmen den Faden der allgemeinen Geschichtserzählung wieder auf, wo wir ihn gelassen haben.

Die Jahre unmittelbar nach dem Bauernkriege in Deutschland waren der Reformation günstig. Mehrere gute Einrichtungen konnten im Innern der Kirche vorgenommen werden. In diese Zeit fällt eine von Luthern, im Auftrag des Kurfürsten, Johann des Beständigen,

unternommene Kirchenvisitation und die Abfassung seiner Katechismen, wodurch er dem christlichen Jugendunterrichte, der damals aufs schrecklichste darniederlag, abzuhelfen suchte.

Die Visitation hatte nämlich kein sehr erfreuliches Ergebniß gezeigt. Erst jetzt hatte es sich recht augenscheinlich herausgestellt, wie sehr in der Zeit des Papstthums Volk und Jugend waren vernachlässigt worden, und wie unwissend und unerfahren die meisten Priester selbst waren in der Erkenntniß des Heils. Darum sagt Luther in der Vorrede zu den beiden Katechismen: „Diesen Catechismum oder christliche Lehre „in solche kleine, schlichte, einfältige Form zu stellen, hat mich gezwungen „und gedrungen die klägliche elende Noth, so ich neulich erfahren habe, „da ich Visitator war. Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer hab' „ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der „christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern; und leider viel Pfarrherren „fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sacramente genießen; können „weder Vater Unser, noch den Glauben, noch die zehn Gebote, leben „dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue; und nun das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen. Darum bitte ich um Gottes willen euch Alle, „meine lieben Herren und Brüder, so Pfarrer und Prediger sind, wollet „euch eures Amtes von Herzen annehmen und euch erbarmen über euer „Volk, das euch befohlen ist, und uns helfen den Catechismum in die „Leute, sonderlich in das junge Volk bringen, diese Tafeln und Formen „für euch nehmen und dem Volk von Wort zu Wort fürbilden" u. s. w. — Der kleine Katechismus war für die Jugend zum Auswendiglernen, der große als Handbuch für die Lehrer, und beide sind nicht nur fast in alle Sprachen übersetzt und vielfach bearbeitet, sondern auch bis auf den heutigen Tag in Absicht auf Einfachheit, Herzlichkeit und Volksthümlichkeit des Ausdrucks nicht leicht übertroffen worden.

Der ruhigen Entwicklung der Reformation in Deutschland waren übrigens die politischen Verhältnisse günstig. Der Reichstag zu Speier, **1526**, auf welchem abermals die Beschwerden gegen den päpstlichen Stuhl zur Sprache gebracht wurden, hatte blos den Abschied gegeben, daß in Sachen des Wormser Edicts sich jeder so verhalten sollte, „wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne." Der

Kaiser aber hatte um diese Zeit anderes zu thun, als die Lehre der Evangelischen zu unterdrücken. Er selbst war jetzt mit dem Papst zwar nicht in einer kirchlichen, aber politischen Fehde. Nachdem lange das Glück zwischen den beiden Mächten von Frankreich und Deutschland geschwankt hatte, hatte Karl V. in der Schlacht bei Pavia, den 23. Febr. 1525, den Sieg über seinen Nebenbuhler davongetragen und den König selbst in seine Gewalt bekommen, aus welcher er ihn auch erst dann entließ, nachdem Franz den Madrider Frieden (14. Januar 1526) unterzeichnet hatte, in welchem er auf Mailand verzichten und andere harte Bedingungen sich gefallen lassen mußte. Nun aber nahm sich der Papst Clemens VII. des Königs von Frankreich an und entband ihn seines Versprechens. Zugleich trat England mit Frankreich und dem Papste in ein Bündniß gegen Karl, die heilige Ligue genannt, und Karl sah sich genöthigt, in Verbindung mit dem den Päpsten feindlichen Hause der Colonna, sowie mit dem vom französischen Hofe entflohenen Connetable von Frankreich, Karl von Bourbon, den Kirchenstaat mit Krieg zu überziehen. Wirklich kam es im Jahre 1527 dahin, daß Rom von den deutschen Heeren eingenommen und geplündert, der Papst aber in der Engelsburg gefangen gehalten wurde. Aerger, als je die protestantischen Bilderstürmer es getrieben hatten, trieben es hier die kaiserlichen Soldaten mit Zerstörung der herrlichen Kunstschätze des Vaticans. Katholiken und Lutheraner zeichneten sich gleich aus durch rohe Excesse. Die Italiener waren dabei die Aergsten. Mitten unter den schwelgenden Gelagen wurden die Kirchengebräuche verspottet, und in einem Anfalle von lärmender Tollheit Luther zum Papste ausgerufen, dicht vor den Fenstern der Engelsburg.

Unterdessen verbreiteten sich in Deutschland beunruhigende Gerüchte über ein zu Breslau zu Stande gekommenes Bündniß der katholischen Stände gegen die Anhänger der neuen Lehre. Und obwohl sich nachher zeigte, daß das Gerücht auf der Erdichtung eines habsüchtigen Rathes des Herzogs Georg von Sachsen, eines gewissen Otto v. Pack, beruhe, so war doch das Mißtrauen von beiden Seiten sehr hoch gestiegen; und schon ward auch lutherischerseits viel darüber geredet, wie weit man sich im Nothfall mit dem Schwert vertheidigen dürfe, wenn es zum Ausbruch eines Religionskrieges kommen sollte. Luther und Melanchthon mißbilligten jedes gewaltsame Eingreifen. Der Türkenkrieg

war unterdessen ernster geworden, als je. Große Fortschritte hatte Soliman gemacht*), und zum Schrecken Europa's sah man ihn bald darauf im Herbst 1529 vor den Thoren Wiens. Unter solchen gefahrvollen Auspicien versammelte sich im Frühling 1529 der Reichstag zu Speier, welchen Karl im August 1528 von Valladolid aus ausgeschrieben hatte. Die katholischen Stände, in Verbindung mit dem päpstlichen Legaten, Grafen Picus von Mirandola, boten alles auf, den früher zu Speier erlassenen Beschluß ungültig zu machen und auf eine schärfere Verordnung zu dringen in Betreff des Wormser Edicts. Sie trugen darauf an, daß in all den Landen, wo die neue Lehre noch nicht eingedrungen, des Kaisers Befehle streng befolgt würden: wo aber die neue Lehre schon eingeführt und ohne Gefahr des Aufruhrs nicht mehr auszurotten sei, da solle man sich bis zur Zeit der Kirchenversammlung aller weitern Aenderungen und Neuerungen enthalten, die Irrlehrer vom Abendmahl und die Wiedertäufer nicht dulden, die Messe nicht weiter abschaffen und sie für die, welche ihre Fortdauer wünschten, ungestört beibehalten. Auch sollte niemand der Religion halben andere verfolgen, noch fremde Unterthanen bei sich aufnehmen und schützen.

Die evangelischen Stände, welche bei der Verhandlung selbst nicht hatten zu Worte kommen können, gaben gegen diesen Abschied eine schriftliche Verwahrung ein; deren Hauptinhalt dahin ging, daß sie sich in Sachen des Gewissens nicht der Mehrheit der Stimmen unterwerfen könnten. Von dieser Protestation erhielten sie zuerst — was geschichtlich von Bedeutung ist — den Namen Protestanten**).

Wir haben diesen Namen zwar schon früher hie und da gebraucht, weil er bezeichnend ist für die Sache, abgesehen von seinem geschichtlichen Ursprung: nicht, als ob wir das Wesen des Protestantismus allein ins Protestiren und Verneinen setzten, wohl aber, weil allerdings das Protestiren gegen alle menschliche Autorität und Gewalt in Glaubenssachen, die Unabhängigkeit der Ueberzeugung und die Gewis-

*) Unterstützt von dem aus Ungarn vertriebenen König Johann von Zapolya.

**) Eine weitere Beschreibung des Reichstags zu Speier siehe bei Jung in den Beiträgen zur Geschichte der Reformation. 1. Abth. Straßb. u. Leipz. 1830.

sensfreiheit ein wesentliches Merkmal einer wirklich protestantischen Gesinnung ist, gegenüber der katholisch-papistischen. Vergessen wir nur nicht, daß der Protestantismus der Reformation ein evangelischer Protestantismus heißt, daß er nur darum die Mißbräuche verneinte, um desto kräftiger die ewige göttliche Wahrheit des Christenthums zu bejahen und zu bekennen: so wird uns der Name niemals irre führen.

In diesem wahren Sinne des Worts, abgesehen von der historischen Veranlassung, dürfen denn auch wir reformirte Schweizer uns Protestanten nennen, obwohl wir geschichtlich und ursprünglich nicht unter dieser Benennung begriffen waren; und überhaupt darf ein jeder sich so nennen, der auf dem Grunde des schriftgemäßen Christenthums seines höhern Lebens sich auf eine edle, freie Weise bewußt geworden ist, durch Unterordnung sowohl der eigenen Willkühr, als der fremden Autorität unter den klar erkannten Gotteswillen.

Allerdings wäre nun, da die Sachen einmal diese ernstliche Wendung nahmen, es vortheilhaft gewesen, wenn die Protestanten allerwärts als solche aufgetreten wären und zusammengehalten hätten gegen die Gewaltmaaßregeln der Gegenpartei; und es wünschten dieß auch wohl einige der Unbefangenen, wie namentlich der Landgraf Philipp von Hessen. Aber da stand nun eben im Wege jene Trennung, welche der Sacramentsstreit zwischen Luther und Zwingli hervorgerufen hatte. Diese Trennung war unter der Zeit nur immer ärger, der Streit nicht ohne Luthers Schuld immer leidenschaftlicher geworden. In ein Bündniß mit den Schweizern sich einzulassen, hielt Luther wider sein Gewissen, und hielt davon auch seinen Kurfürsten ab. Eben darum, weil es ja nicht ein politisches Bündniß galt oder gelten sollte, wo es nur darauf angekommen wäre, die Streitmacht zu vergrößern, sondern weil es den Glauben galt: so konnte man sich mit denen nicht vereinigen, die man vom Glauben abgefallen betrachtete; und wir müssen hierin sogar Luthers Ueberzeugung ehren, daß er nicht eine weltliche Sache der Klugheit aus dem machen wollte, was ihm eine heilige Sache war, die überhaupt nicht sollte durchs Schwert entschieden werden, sondern die siegen sollte durch ihre innere Kraft.

Aber ebensowenig können wir es dem redlichen Sinne des Landgrafen Philipp verdenken, wenn er seinerseits in der abweichenden Mei-

nung vom Abendmahl keine totale Verschiedenheit des Glaubens sah, von welcher eines Menschen Seligkeit abhinge, und wenn er demnach, seiner praktischen Klugheit zufolge, in einem *solchen* Momente mehr als je darauf drang, eine *vereinte* Kraft dem mächtigen Feinde gegenüberzustellen *).

Landgraf Philipp gab sich demnach alle Mühe, unter den Getrennten eine Annäherung zu versuchen: und so sollte denn auf seiner neugestifteten Universität Marburg der Versuch dazu mit einem Religionsgespräch gemacht werden. Hier sollten Luther und Zwingli, Melanchthon und Oekolampad persönlich den Streit auskämpfen, und wo immer möglich über die abweichenden Puncte sich verständigen, hier sich dann die Hand des Friedens reichen, und den Bund der Protestanten vollkommen machen. Wie weit diese wohlgemeinte Absicht erreicht worden, soll eine spätere Stunde uns zeigen, nachdem wir zuvor die weitern Fortschritte der Schweizer-Reformation bis zu diesem Zeitpuncte werden betrachtet haben.

---

*) Ueber die stattgefundenen Convente zu Rotach, Schwabach u. s. w. siehe *Planck* und *Marheineke*.

Zwanzigste Vorlesung.

Weitere Verfolgung der Reformation in Deutschland. Verbreitung und Verfolgung derselben im übrigen Europa. — Schweiz: die Badensche Disputation. Oekolampad und sein weiteres Wirken in Basel. Unruhige Vorgänge daselbst. — Die Berner Disputation und Vollendung der Reformation in Bern. Reactionsversuche. Die Haslithaler. — Endlicher Sieg der Reformation in Basel. — Grenze zwischen Reformation und Revolution.

Nach einem kurzen Verweilen im häuslichen Kreise der Reformatoren haben wir in der letzten Stunde die Reformationsgeschichte bis auf den Punct geführt, wo auf dem Reichstage zu Speier, 1529, die Protestanten als eine bereits ansehnliche und mächtig gewordene Partei im deutschen Reiche auftreten und eine rechtmäßige Anerkennung ihres reformatorischen Strebens fordern konnten. Nichts desto weniger wurden hie und da die Bekenner des evangelischen Glaubens bis aufs Blut verfolgt. So litten am 28. September 1529 Adolf Clarenbach und Peter Fleisteden (Flystedt) den Feuertod in Cöln*). Aber dieß hinderte nicht den weitern Lauf des göttlichen Wortes. Denn nicht in Deutschland allein hatten die durch die Reformation erweckten Grundsätze Wurzel gefaßt. Auch im Norden Europa's hatten sie Eingang gefunden. Gustav Wasa, der in Wittenberg studirt und Luthers Lehre kennen gelernt hatte, hielt, unterstützt von dem Theologen Olof

*) Vergl. über diese beiden Bergischen Reformatoren und Märtyrer: M. Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche; 1. Bd.: Die Kirchen unter dem Kreuz, S. 121. Wiesmann in Pipers evangelischem Jahrb. für 1851. S. 163 ff.

Petri, im Jahre 1527 seinen Reichstag zu Westerås in Schweden, auf welchem er, der König, zum Oberhaupt der Landeskirche proclamirt, und einen von Mißbräuchen gereinigten Gottesdienst einzuführen beschlossen ward. Auch in Dänemark ward auf dem Reichstag zu Odensee in demselben Jahre wenigstens die Duldung gegen das Lutherthum zum Gesetz erhoben. In Holstein und Ostfriesland ging die Reformation ihren glücklichen Gang fort. In England nährte Heinrich VIII. noch fortwährend seinen Haß gegen Luther; doch übersetzte bereits Tindal das Neue Testament ins Englische. In Schottland verbreitete Patricius Hamilton die Lehre der Wittenberger Theologen, die er selbst aus ihrem Munde vernommen hatte, ward aber, ein 24jähriger Jüngling, deßhalb verbrannt, und starb als Märtyrer der evangelischen Wahrheit, den 28. Februar 1528. — Auch in Frankreich hatten sich, unter dem Schutze der Königin von Navarra, die Protestanten an einigen Orten, besonders zu Meaux, hervorgethan, aber schon 1529 brachen gegen sie Verfolgungen aus, besonders seit die Sorbonne Luthers Schriften verdammt hatte. Diese brachte es auch dahin, daß Ludwig Berquin, ein Freund des Erasmus, aber muthiger als er in Beförderung der Reformation, mit dem Strange bestraft wurde. Auch nach Polen, nach Ungarn und Siebenbürgen war durch Luthers und Melanchthons Schüler der Same der evangelischen Lehre getragen worden, obwohl auch hier, namentlich in Ungarn, die Verfolgungen nicht ausblieben*). Selbst in Italien finden wir Ansätze der neuen Lehre. Herzog Karl von Savoyen zeigte sich dem Evangelium günstig**), und ebenso die Herzogin Renata von Ferrara, die Schwägerin Franz' I. Unter ihrem Schutze lebten einige der freisinnigern Männer, welche Luthers Schriften lasen und eine Verbindung mit dem Reformator zu erhalten suchten, die aber eben durch den leidigen Sacramentsstreit verhindert ward, indem die protestantischen Italiener sich zur Zwingli'schen Lehre hielten***). Daß Spanien und die Niederlande gegen das

*) Siehe die Schicksale der evangelischen Kirche in Ungarn von 1520 bis 1608. Lpz. 1828.

**) Ein Brief Luthers an ihn bei de Wette II. Nr. 528.

***) M' Crie, Gesch. der Reformation in Italien S. 139. Raumer I. S. 398. In dem Kreise der evangelischen Männer erscheint auch das anziehende Frauenbild der Olympia Morata, Tochter des Fulvio Peregrino

Eindringen protestantischer Freiheit bestens verwahrt wurden, lag in den politischen Verhältnissen. Das erstere Land blieb schon durch seine geographische Lage abgeschlossen, wenn gleich die Kunde von Luthers Lehre auch theilweise über die Pyrenäen drang. Im letztern aber, wo viele Empfänglichkeit und unverhohlenes Streben nach dem Bessern sich zeigte, sorgte eine strenge Inquisition unter der Leitung der Statthalterin Margaretha gegen das Aufkommen jeder neuen Lehre, und schon jetzt fallen der Opfer mehrere, die später noch zahlreicher bluteten unter einem Alba und seinen Henkern.

So finden wir den kirchlichen Zustand von Europa 10—12 Jahre nachdem Luther seine Thesen wider den Ablaß angeschlagen hatte. Richten wir jetzt unsere Blicke wieder auf die Schweiz! Das Mißtrauen der Kantone hatte sich immer mehr vergrößert. Da die dem alten Glauben treu gebliebenen Orte vergebens das Aufkommen der neuen Lehre zu hindern gesucht hatten, kamen sie endlich auf Zureden Joh. Fabers und Ecks überein, eine Disputation zu Baden im Aargau zu veranstalten. — Eck nämlich, der sich nicht begnügte, Luthern in Deutschland bekämpft zu haben, wollte auch an den schweizerischen Reformatoren zum Ritter werden. Mit Genehmigung seines Landesherrn, des Herzogs Wilhelm von Baiern, bot er also den Eidgenossen seine Dienste an, und erschien persönlich auf der Disputation, auf welcher auch noch, außer Faber, sich Thomas Murner einfand, Doctor der Theologie und dermalen Prediger bei den Barfüßern zu Luzern*). Von reformirter Seite erschienen von Basel Oekolampad, in Begleitung von Jak. Immeli, Prediger zu St. Ulrich, und Weißenburger, Prediger am Spital; von Bern Berthold Haller; von Schafhausen Ludwig Oechsli. Auch sonst erschienen noch andere Geistliche aus verschiedenen

---

Morato und Freundin von Cälius Secundus Curio; vgl. Jules Bonnet, vie d'Olympia Morata, episode de la renaissance et de la réforme en Italie. Paris 1850.

*) Dieser in seiner Art originelle Mann war geboren 1475 zu Straßburg von wohlhabenden Eltern, trieb sich auf mehreren Universitäten herum, lieh seine Feder dem König von England gegen Luther, und riß derbe Witze gegen die Protestanten. Er war ein verdorbenes Genie, das früher auch in neuen (fast Basedowschen) Unterrichtsmethoden sein Glück zu machen versucht hatte, endlich aber sich aufs Schimpfen legte. Die Gegner nannten ihn nur den Murrnarr, und conterfeiten ihn als Kater. Vergl. Röhrich I. S. 226. Hottinger (Forts. v. Joh. v. Müller) VII. S. 154.

Kantonen, und mehrere Fremde. Zwingli, gegen den die Erbitterung der Eidgenossen am größten war, blieb absichtlich zu Hause, indem auch seine Regierung ihn nicht wollte gehen lassen. Er blieb indessen nicht ohne Nachrichten von dem Gang der Dinge zu Baden. Der originelle Thomas Plater versah das Geschäft eines fleißigen Briefboten zwischen ihm und Oekolampad, indem er als Hühnerträger, der von Zürich aus das Geflügel nach den Bädern brachte, unerkannt blieb, und somit frei aus- und eingelassen wurde mit den Briefen, die er wohl versteckt bei sich hielt.

Das Gespräch begann den 21. Mai 1526, und dauerte 18 Tage. In feierlichem Pompe zogen die Geistlichen, unter ihnen viele, von deren Schultern köstliche, seidene Gewänder flossen, in die Kirche. Den Vorsitz führten Abt Barnabas von Engelberg, Ritter Jakob Stapfer, Schultheiß Hans Honegger von Bremgarten, und Doctor Ludwig Beer von Basel, ein Anhänger der katholischen Lehre, doch ein sehr gemäßigter Mann und Freund des Erasmus. Er soll auch nach den Zeugnissen der Zeitgenossen der Einzige gewesen sein von Seiten der katholischen Partei, der Würde und Ruhe behalten und sich durch keine Leidenschaft habe hinreißen lassen.

Oekolampad, der, wie wir aus der frühern Geschichte wissen, sonst kein Freund von Disputationen war, entwickelte hier dennoch ein seltenes Talent. Er war es, der hauptsächlich mit dem im Disputiren gewandten Eck über die Abendmahlslehre, die Anrufung der Heiligen, die Bilder und das Fegfeuer zu streiten hatte. Eck stand auf einer prächtig ausgerüsteten Kanzel, während sein Gegner mit einem schlichten Katheder sich begnügte. Und doch imponirte dieser allen durch seinen Geist, weßhalb einer von den päpstlich gesinnten Zuhörern sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Wäre doch der lange gelbe Mann auf unserer Seite." Auch außer dem Kampfplatz der Disputation, der in der Kirche war, wußte sich Oekolampad die Achtung derer zu erwerben, die ihn beobachteten. Während die Kämpfer von päpstlicher Seite bei den Zechgelagen, wozu der Abt von Wettingen den Wein herschaffen mußte, sich gütlich thaten (so daß von Eck die Rede ging, er bade sich zu Baden in Wein, statt in Wasser)*), zog sich Oekolampad ruhig auf seine

*) Franz, im Leben Thomas Platers nach Bullinger.

Kammer zurück, wo er die Zeit mit Studien und Gebet zubrachte, so daß der Wirth zum Hecht, der ihn für einen Ketzer hielt und bei dem er beherbergt war, sich äußerte, er müsse denn doch ein frommer Mann sein. Aus dem Gespräche selbst hebe ich nur einen charakteristischen Zug heraus*). Unter anderm bediente sich Oekolampad eines seltsamen Beispiels, um die Unzuläßlichkeit der Heiligenverehrung zu beweisen. Wenn einer, sagte er, nach dem Weg nach Basel frage von Baden aus, so weise man ihn doch wohl nicht über Bern und Solothurn, sondern den geraden Weg, und so müsse man also auch nicht den Umweg bei allen Heiligen vorbei machen. Eck wandte aber das Beispiel mit Geschick zu seinem Vortheil. Allerdings, sagte er, werde ich einen, der von hier aus nach Basel will, nicht über Bern und Solothurn schicken; aber Brugg und Rheinfelden muß ich ihm denn doch wohl nennen, und die kann er nicht umgehen, wenn er den kürzesten Weg nehmen will. In der That sah ja die katholische Kirche die Heiligen als Mittelspersonen an, nicht als abseit liegende Nebenpersonen, und Oekolampad mußte sich wohl selbst gestehen, daß er ein übles Beispiel gewählt habe. Man sieht aber auch an diesem Beispiel, wohin man geräth, wenn man Dinge metaphysischer und übersinnlicher Art in gar zu populären Bildern behandeln will. Der Witz hat hier ein unendliches Spiel, und in dieser Art von Witz waren die schlauen und gewandten Katholiken, zu denen Eck gehörte, häufig den unbeholfenen Protestanten überlegen, gerade weil sie die Sachen nicht tief nahmen, und alles nur ad hominem faßten. Wo hingegen die Reformatoren auf dem Boden der Schrift standen und sich nicht von demselben vertreiben ließen, da waren sie ihres Sieges gewiß, wenn er auch nicht anerkannt wurde. Ebendeßhalb that Oekolampad recht daran, den schlüpfrigen Boden witziger Gleichnisse bald wieder zu verlassen, und mit dem einfachen Ausspruche abzutreten: „ich befehle die Sache der Schrift.“ Und damit mußten er und seine Freunde sich auch wohl trösten über des Gespräches Ausgang. Nachdem nämlich noch zu guter Letzt Thomas Murner seiner erbitterten Stimmung gegen den

*) Siehe Hottinger (Forts. v. Joh. v. Müller) Bd. VII. S. 92 ff. Ueber den weitern Verlauf des Gespräches s. Herzogs Oekolampad, Bd. II. v. Anf.

abwesenden Zwingli in einer heftigen Rede Luft gemacht hatte*), wurde das Gespräch als beendet erklärt und allen Anwesenden befohlen, sich schriftlich zu erklären, mit welcher Partei sie es in Zukunft zu halten gedächten. Die Mehrzahl (denn viele der evangelisch Gesinnten, unter ihnen auch Berthold Haller, hatten sich früher entfernt) entschied sich für den alten Glauben. Ueber Zwingli und Oekolampad ward der Bann gesprochen, und Basel aufgefordert, letztern seiner Predigerstelle zu entsetzen und des Landes zu verweisen, was aber nicht befolgt wurde. Vielmehr wurde Oekolampad mit großer Freude wieder aufgenommen, als er nach Basel zurückkehrte. Doch stand ihm auch hier noch mancher harte Kampf bevor.

Lassen Sie uns hier einen Augenblick bei der weitern Entwicklung der Basler Reformation verweilen. Wir haben dieselbe bei dem Ausbruche des Bauernkrieges und der wiedertäuferischen Unruhen verlassen. Noch im Jahre 1525 hatte sich der Rath, der durch die verschiedenen Erscheinungen in Verlegenheit gesetzt war, an Erasmus gewendet, um von ihm ein Gutachten über die in Frage liegende Reformation zu erhalten. Wie sich derselbe nun schon über Oekolampads Schrift vom Abendmahl zweideutig geäußert hatte, so war auch hier sein Rath schwach und matt. Man solle ein allgemeines Concil erwarten, unterdessen darauf sehen, daß von beiden Seiten keine Schmähschriften erscheinen, die alten Gebräuche lassen, und überhaupt alle Unannehmlichkeiten mit den Eidgenossen zu vermeiden suchen. Blos meinte er (und dieß hing wieder mit seiner persönlichen Abneigung gegen den Mönchsstand zusammen), man solle denjenigen Klostergeistlichen, die in ihrer Jugend wider Willen zu diesem Stande seien gezwungen worden, den Austritt gestatten.

Eine nicht ganz unbedeutende Begebenheit in der Geschichte der Basler Reformation war die Einführung der deutschen Psalmen und des deutschen Kirchengesanges mit Ostern 1526. Wurstisen sagt darüber in seiner Chronik, daß vielen Leuten dabei vor Freuden die Augen übergegangen, wie vor Zeiten bei Wiederaufbauung der Stadt Jerusalem

*) Er schalt ihn einen Tyrannen, seine Anhänger ehrlose Lügner, Meineidige, verbrecherische, treulose, schändliche Leute, Diebe, Kirchenräuber, Galgenstricke, vor deren Gemeinschaft jeder Biedermann erröthen müsse u. s. w.

geschehen. Es war diese Neuerung ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung vor sich gegangen, und erst nach einigen Kämpfen ward ihr die obrigkeitliche Bestätigung*).

Es war eine gewöhnliche Taktik der Gegner, Männer von ihrer Ansicht als Prediger zu berufen, damit sie ein Gegengewicht gegen die gefährlichen Neuerer bilden sollten. So hatten die Schafhäuser einen Erasmus Ritter, so die Berner einen Heim berufen. So berief nun auch das Baselsche Domcapitel an die Stelle des reformatorisch gesinnten Telamonius Limperger einen andern, Namens Augustin Marius von Freisingen, einen gebornen Basler, welcher die Reformation nach Kräften aufzuhalten strebte. Vergebens suchte erst Oekolampad mit diesem Manne sich zu verständigen, wobei er ihm mehr als einen Schritt entgegenging. Es kam vielmehr zu ärgerlichen Auftritten. Obwohl der Rath die Schmähungen auf der Kanzel aufs neue untersagt hatte, so nahm die Zwietracht dennoch täglich überhand. Beide Parteien hatten ihre Gründe schriftlich an die Regierung eingegeben, allein diese traute sich noch immer keinen Entscheid zu. Da sollte denn der Himmel entscheiden durch Gottes Urtheil. Oeffentliche Unglücksfälle, Pest, Hagel und die durch den Blitz bewirkte Explosion des Pulverthurmes bei der Malzgasse, wobei an 40 Menschen ums Leben kamen, gaben zu lieblosen Urtheilen von beiden Seiten Anlaß**). Die einen sahen darin eine Strafe der frevelhaften Neuerungen, die andern eine ernste Mahnung an die Altgläubigen, sich zum reinen Evangelismus zu bekehren. Aber auch bei fröhlichen Anläßen, bei Gastmählern der Bürgerschaft, gab sich die Spaltung zu erkennen. Einige Zünfte, die es mit der neuen Lehre hielten, luden zu ihren Mahlzeiten blos Oekolampad und die ihm gleichgesinnten Prediger ein. Dagegen veranstalteten die Andern Zusammenkünfte auf der Metzger=

---

*) Nicht so günstig als Wurstisen urtheilt der Carthäuser Georg über diesen Psalmengesang: „Am Feste des Laurentius (10. Aug.) fingen die Lutherischen „trotz den entschiedenen Einwendungen des Rathes, in der Kirche zu St. Martin „an, deutsche in Verse gesetzte Psalmen nach der Straßburger Uebersetzung ab= „zusingen, nach der gemeinen Art der Volkslieder und gar zu roh. Diese Neuerung „hatten sie schon in den Ostertagen einzuführen gesucht, aber es war ihnen ver= „boten worden." — Bald darauf folgte auch die Einführung einer neuen Kirchenagende, sowie Oekolampad einen Kinderbericht abfaßte, der sich durch große evangelische Einfachheit und Klarheit auszeichnet.

**) Vgl. darüber die Carthäuserchronik.

stube, wozu nur ihre Leute geladen wurden. Der Rath, der aber in der Folge eines Bessern belehrt wurde, verbot am Ende beiderlei Mahlzeiten *). Hie und da kam es sogar zu Thätlichkeiten. Als Oekolampad im Jahre 1527 einige Thesen anschlug, über die er disputiren wollte, riß sie ein katholischer Priester ab und beschimpfte sie. Thomas Geierfalk, ein Augustiner und Freund Oekolampads, der ihn daran hindern wollte, ward von dem Priester angegriffen und mit einem Dolche verwundet **). Solche und ähnliche Auftritte brachten, da man sich im Rathe über nichts vereinigen konnte, eine mehr als gewöhnliche Bewegung in der Bürgerschaft hervor. Den 22. Oct. 1527 (es war an einem Dienstag) versammelten sich bei 400 Bürger in dem von den Mönchen geräumten Augustinerkloster, und beriethen sich, wie den streitigen Sachen ein Ende zu machen wäre. Sie beschlossen, die Obrigkeit durch dreißig ehrbare Männer, die sie an sie abordneten, um einen Entscheid bitten zu lassen. Allein die Obrigkeit kam ihnen zuvor. Während sie noch beisammen waren, erschienen mit dem Oberzunftmeister Jakob Meier noch zwei andere Abgeordnete des Raths ***), welche sich über die Ursache dieser Zusammenkunft erkundigen sollten. Die Bürger erklärten, sie wollten ihre Sache selbst vor Rath bringen, ließen sich aber endlich bereden, ihr Begehren den abgeordneten Herren vorzutragen, welche den geneigten Willen der Regierung aussprachen, der Bürgerschaft in allen billigen Begehren zu willfahren. Demnach wurden gleich auf den 27. October, an einem Sonntage, alle Bürger vom Rath auf ihre Zünfte beschieden und ihnen angezeigt, die Regierung habe an den unberufenen Zusammenrottirungen ein hohes Mißfallen, und wolle solche für die Zukunft in allem Ernst verboten haben. Der Religion halben wolle indessen der Rath die Gewissen nicht beschweren, sondern er stelle es jedem frei, das zu glauben, was er in seinem Gewissen für wahr und recht halte; doch solle man sich gegenseitig unangetastet lassen und keiner den andern des Glaubens wegen beschimpfen.

---

*) Hottinger (Fortſ. von Joh. v. Müller) VII. S. 122 ff. und die dort angeführten Stellen aus Ochs. — Daß die Mahlzeiten von den Reformirten unter anderm in der Fastenzeit gehalten wurden, mußte die Gegenpartei erbittern. Ein Rest dieser Zerwürfnisse ist wohl noch die in Basel bestehende Sitte, auf Aschermittwoch große Zunftessen zu halten.

**) Nach andern geschah dieß ein Jahr später.

***) Jakob Götz, der Salzherr, und Peter Ryff.

So ließ also der Rath die Sache noch auf der Schwebe. Die Bürgerschaft war getheilt, wie die Stimmen im Rathe selbst. Der größere Theil der erstern war zwar für die Reformation, doch die Kleinbasler und Spalemer hielten zusammen fest an der alten Weise. Im Rathe hielt es, wie schon früher bemerkt, der Bürgermeister Adelberg Meier mit Oekolampad, der Bürgermeister Meltinger mit den Päpstlichen. Ausbrüche waren kaum zu verhüten. Es mußte endlich ein entscheidender Schritt geschehen, und dieser geschah vom Volk aus. Wenig hätte gefehlt bei der gefährlichen Spitze, worauf die Sache stand, daß der reformatorische Weg in einen revolutionären umgeschlagen wäre; doch wachte, Gott Lob! ein besserer Geist über der Baselschen Kirche, und alles fügte sich am Ende noch auf gesetzliche Weise, ohne Gewaltthat und Beeinträchtigung der Personen.

Doch ehe wir diesen Ausgang der Basler Reformation, den wichtigsten Theil derselben, erzählen, müssen wir uns nach Bern versetzen, wo die Reformation ein Jahr früher als bei uns thätig ins Werk gesetzt wurde. Auch hier hatte der Volkswille sich verschiedentlich kund gethan, namentlich auf dem Lande, wo an einigen Orten die Messe und Ceremonien eigenmächtig abgeschafft wurden. Dem zu begegnen, sollte auch hier, wie sechs Jahre zuvor in Zürich, eine Disputation angestellt werden, nach deren Ergebniß dann gehandelt werden sollte*). Mit Anfang des Jahres 1528 fanden sich die Abgeordneten geistlichen und weltlichen Standes aus mehrern Schweizerkantonen, sowie aus dem angrenzenden Schwaben und Baiern ein. Dreihundertfunfzig an der Zahl waren allein die Geistlichen. Auch Zwingli erschien dießmal und disputirte nicht nur mit den Gegnern, sondern predigte auch vor dem Bernischen Volke**). Seine Rede war so gewaltig, daß ein Meßpriester, der eben am Altare stand und begierig zugehört hatte, den Ornat ablegte an der heiligen Stätte, mit den Worten: „Wenn es so steht mit der Messe, so kann ich sie nicht länger lesen, „weder heute, noch in Zukunft." Was die Disputation selbst betrifft,

*) Siehe Fischer, Geschichte der Disputation zu Bern (Bern 1828), und Zwingli's Werke von Schuler u. Schultheß (deutsche Schriften II. 1. S. 63 ff.).

**) Seine beiden Predigten bei Schuler und Schultheß a. a. O. S. 201.

welche vom 7. bis zum 27. Januar dauerte, so wollen wir hier nicht in deren Einzelheiten eintreten. Selbst die Berichterstatter der päpstlichen Partei gestehen, daß es ihr an gelehrten Streitern gefehlt, und daß man sehr den Scharfsinn eines Erasmus vermißt habe. Am meisten zeichnete sich noch der Schullehrer Buchstab von Zofingen aus, doch konnte er gegen die Gründe eines Zwingli, Berthold Haller, Franz Kolb, Oekolampad, Capito, Bucer nicht aufkommen. Die Präsidenten der Synode, Vadianus von St. Gallen, Nik. Briefer, Decan bei St. Peter zu Basel, Conrad Schilling, Abt zu Gottstadt, und Conrad Schmidt, Comthur von Küßnacht, gaben den Ausschlag. Decan Briefer von Basel, ein katholisch Gesinnter, meinte zwar, man solle die Veränderung nur allmählig und mit Bedacht vornehmen. Allein die drei übrigen antworteten: die Stadt Bern habe aus dem abgehaltenen Gespräche genugsam ersehen, wie es um die Religion stehe, was in derselben göttlich und was hingegen Menschensatzung sei. Darum solle sie jetzt die Sache kräftig und unerschrocken angreifen.

Dieß geschah denn auch. Nachdem die Gesandten verreist waren, ließ der Rath die Bürger und Einwohner der Stadt zusammenberufen, und ihnen die Willensmeinung der Regierung zu erkennen geben, wie sie nämlich geneigt sei, die Mißbräuche abzuschaffen und die gereinigte Lehre einzuführen. Freudig ward dieser Antrag aufgenommen, und bald darauf in einem Mandat vom 3. Febr. ins Werk gesetzt. Die evangelische Predigt auf dem Grunde der heiligen Schrift ward allen Pfarrern des Gebietes zur Aufgabe ihres Amtes gemacht; Messe und Bilder wurden abgeschafft, die Priesterehe gestattet, und in Betreff der Klöster und Stiftungen ein Auskommen mit den noch lebenden Stifts- und Ordensleuten getroffen. Zugleich ward das bisherige Verhältniß zu den schweizerischen Bischöfen aufgehoben und die Landesregierung als die Behörde erklärt, in deren Hände künftig die Prediger und Decane den Eid der Treue abzulegen hätten.

An einzelnen störenden Auftritten fehlte es zwar nicht, und ebensowenig an Reactionsversuchen. Mit Ungestüm fielen einige über die Bilder her, und die Orgel im Vincenzmünster ward von rohen Händen zerschlagen. Wehmüthigen Abschied hatte von seinem Instrument der Organist genommen, indem er noch zuvor mit Ausdruck das Lied spielte: Armer Judas, was hast du gethan? und dann auf immer sich von seiner

lieben Orgel trennte *). Hingegen hatten die Altgläubigen an der Familie Diesbach noch einigen Halt, die bei ihrem Hausgottesdienst die Messe fortsetzen ließ. Auch brachte die Secularisirung des Klosters Interlaken Unruhen im Oberlande hervor, welche eine bedenkliche Wendung zu nehmen drohten. Die Haslithaler stellten im Sommer 1528 die Messe wieder bei sich her mit 151 gegen 111 Stimmen, und in Verbindung mit den Unterwaldnern, die sie dazu ermuntert hatten und die über den Brünig Hülfe sandten, unternahmen sie einen Zug nach Bern. Die Grindelwaldner, sowie die aus dem Frutiger- und Simmenthale, schlossen sich an. Grüne Tannenzweige auf den Hüten bildeten das Abzeichen des Antireformers. Und so sah sich denn Bern genöthigt, ebenfalls mitten in seiner Reformationsperiode einem Bauernkriege zu begegnen, der sich mächtig zu organisiren begonnen hatte, nur mit dem Unterschiede, daß hier dieser Bauernkrieg nicht von wiedertäuferischen Ultraprotestanten, sondern von der nicht minder fanatischen Gegenpartei der Reactionsmänner ausging. Mit Nachdruck ward von Seiten Berns gehandelt, der Aufruhr ward ohne Blutvergießen gestillt, aber durch Wegnahme der Banner und Landessiegel empfindlich an den Oberhaslithalern geahndet.

Dieser Vorfall steht jedoch nicht vereinzelt da. Immer sichtbarer wurden die Bestrebungen der Gegenpartei, die eingeführte Reformation im Schweizerlande wieder rückgängig zu machen. Aber um so ungestümer verlangte von der andern Seite die protestantische Partei deren gänzliche Durchführung da, wo man auf halbem Wege stehen geblieben war und sich bei der Entwicklung des allgemeinen Kampfes zwischen Thür und Angel gedrängt sah.

---

*) Siehe Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 118. Mitten unter den Trümmern der Zerstörung hielt Zwingli seine oben angeführte zweite Predigt. „Da liegen sie," sprach er, „die Altäre und Götzen im Tempel. Der Koth und „Wust muß aber hinaus, damit die unsäglichen Kosten, die ihr für andere an dieß „Narrenwerk gehenkt, fortan den lebendigen Bildern Gottes zu gut kommen. Nur „zänkische und schwache Gemüther können sich über das Abthun der Götzen beklagen, da sie jetzt sehen, wie sie nichts Heiliges haben, sondern tetschen „und borlen, wie ein ander Stein und Holz. Hier liegt einer, dem „ist das Haupt ab, dem andern ein Arm u. s. w. Wenn nun die Seligen, die „bei Gott sind, dadurch verletzt würden und die Gewalt hätten, die man ihnen „beigeschrieben, so hätte sie niemand von der Stelle zu schaffen vermocht, geschweige zu enthaupten oder zu lähmen."

So war es in Basel. Es sollte endlich auch da zu einem Entscheide kommen. Das Jahr vom Frühling 1528 bis ebendahin 1529 war ein Jahr der bürgerlichen Gährung sowohl, als der kirchlichen. Den 10. April, an einem Charfreitag, zerbrachen, jedoch ohne Vorwissen Oekolampads, fünf Bürger von der Zunft zu Spinnwettern die Altäre und Bilder in der St. Martinskirche, und ebenso räumten an dem darauf folgenden Ostermontag 24 Bürger die Bilder aus der Augustinerkirche weg. Die Obrigkeit ließ die Bilderstürmer verhaften, was große Erbitterung unter den Zunftgenossen erregte. Diese entschlossen sich, dem Rath eine Fürbitte für ihre gefangenen Brüder vorzulegen. Als sie in dieser Absicht gemeinsam auf das Zunfthaus ziehen wollten, gesellten sich auf dem Kornmarkte noch 200 andere Bürger zu ihnen, um mit ihnen die Sache der Gefangenen zu unterstützen. Der Rath, der eben versammelt war, sandte den Oberzunftmeister mit etlichen Rathsgliedern zu ihnen auf den Markt, um sich über ihr Vorhaben zu erkundigen. Ein Ausschuß von 34 Bürgern eröffnete den Rathsgesandten Folgendes: „Eine weise Obrigkeit möchte doch einmal „die immerwährenden Zwistigkeiten unter ihren Predigern, daraus so „viel Widerwärtiges folge, durch ein kräftiges Mandat abschaffen. „Sie werde doch die Götzen (so nannte man die Bilder) nicht so hoch „halten, daß darum biedere Bürger gefangen gesetzt oder gestraft werden „sollten. Sie seien aus dem Worte Gottes hinlänglich unterrichtet, „daß der Bilderdienst Gott ein Greuel sei. Sie bäten daher um Befreiung der Gefangenen und um Abstellung des Schmähens und „Schimpfens von Seiten der Päpstler."

Nachdem dieses Begehren den Räthen übergeben war, schickten dieselben wieder eine Gesandtschaft an die versammelten Bürger und ließen sie ermahnen, aus einander zu gehen. Blos ein Ausschuß von Sechs sollte dableiben, um das Erkenntniß abzuwarten. Nach einiger Widerrede ließen es sich die Bürger gefallen, baten aber um eine „satte Antwort", und zogen sich nur halb befriedigt und unter Murmeln auf ihr Zunfthaus zurück. Lange ward im Rathe das Begehren erwogen, ehe die Antwort erfolgte, und auch diese war eben nicht so satt, wie die Bürger sie wünschten. „Die Gefangenen," hieß es, „sollen losgelassen und allen in dieser Sache in Ungnade Stehenden verziehen werden." Zwar gaben sich die Bürger jetzt zufrieden, obwohl sie den Wunsch nicht

unterdrückten, daß endlich der Bilder wegen überhaupt ein Entschluß möge gefaßt werden. Auch hierin wurde einige Tage später dem Wunsche der Bürger nachgegeben, doch nur auf halbem Wege, weil noch immer ein anderer, obwohl kleinerer Theil der Bürger und vorzüglich mehrere Rathsglieder der entgegengesetzten Meinung waren. „Es sollten nämlich" (so lautete das Erkenntniß vom 18. April) „den Reformirten zu Lieb in „den Kirchen zu St. Martin, St. Leonhard, bei den Augustinern, „Barfüßern und im Spital die Bilder durch obrigkeitliche Werkleute „weggethan werden. Damit aber die Altgläubigen auch ihren Gottes„dienst auf ihre Weise halten könnten, so sollten das Chor und die „Nebencapellen zu St. Leonhard und den Barfüßern, wie bisher, ver„ziert, jedoch während der reformirten Predigt, damit sich niemand „ärgere, verschlossen bleiben. In den übrigen Kirchen der Stadt hin„gegen sollten alle Zierrathen und Bilder unverändert und ungeschmäht „bleiben." Den Dawiderhandelnden, sowie allen, welche sich zusammenrottirten oder Aufruhr erregten, ward mit Strafe (selbst am Leben) gedroht.

Bei dieser halben Maaßregel blieb es nun einige Zeit. Den Sommer und Herbst über kam es zu keinen weitern Aufläufen. Im Gegentheil benutzte Oekolampad die Zeit zu der ersten Kirchenvisitation, die er durch seinen Diakon Hieronymus Bothanus ausrichten ließ, und wobei er seine milde, fromme Gesinnung in einem Hirtenbriefe an sämmtliche Amtsbrüder auf dem Lande ausdrückte*). Mit Ende des Jahres aber brach das Feuer, das unter der Asche fortgeklimmt hatte, wieder aus. Einzelne Reibungen der Parteien hatten fortwährend stattgefunden, und auch im Rathe war es zu heftigen gegenseitigen Erörterungen gekommen, so daß ein Rathsherr erklärte, er werde keiner Sitzung mehr beiwohnen, wofern nicht mit allem Ernst Recht und Friede geschafft werde.

Mittwochs den 23. Dec. versammelten sich 300 Bürger aus allerlei Zünften, auch der Zunft zu Gartnern, und faßten in gemessenen Ausdrücken eine Bittschrift an den Rath ab, welche dahin abzweckte, ihm einen endlichen Entscheid in der Sache abzunöthigen. Die Bitt-

*) Abgedruckt in Burkhards Reformationsgeschichte Basels.

steller verwahren sich im Eingange dagegen, als ob sie irgend eine böse, aufrührerische Absicht hätten. „Wo wir einen unter uns wüßten," heißt es, „der sich mit einigem Wort ließ merken etwas unrechten Han„dels, den wollen wir als einen Ungehorsamen und Treulosen vor E. W. „verklagen. Es sei einzig nur die Ehre Gottes und des Glaubens, was „sie zu diesem Schritte bewege, sowie der Friede und die Einigkeit einer „ganzen Stadt Basel." Nun zeigen die Bittsteller, wie wenig bis dahin der obrigkeitlichen Verordnung wegen des zwiespältigen Predigens sei nachgelebt worden, und wie viel Neid und Haß deßhalb unter der Bürgerschaft entstehe. „Gnädige, liebe Herren," heißt es, „was ist ein solch „zwiespältig Predigen anderes, denn ein Baum vieler Laster, ein Deck„mantel der Heuchelei, eine Verwirrung der verstrickten Gewissen, eine „Stärkung der Boshaften, eine Unterdrückung der Wahrheit, eine Er„weckung des Zornes Gottes, eine Schande der ganzen Stadt Basel?" Deßhalb möge die Obrigkeit diesem Unwesen steuern und alle Prediger entsetzen, welche nicht nach dem Evangelium predigen. Ebenso möge man die Messe abstellen, bis die Meßpriester sie genugsam verantwortet hätten. Im letztern Falle wollten sie sie wieder annehmen. „Ist sie „aber nicht gerecht und ein Greuel vor Gott, was wollen wir um der „Pfaffen willen den Zorn Gottes über uns bringen, und gegen die Wahr„heit und den heiligen Geist fechten?" Daß man sage, die Concilien hätten darüber entschieden, könne sie nicht umstimmen; denn es sei bekannt, daß die Concilien auch geirrt und sich widersprochen hätten. Ebensowenig hätten die Disputationen von Baden und Bern genützt, „welche der Stadt Basel ein schweres Geld gekostet." „Wenn man aber „sagen wolle, man könne niemand zum Glauben zwingen, so wollen „auch sie nichts Unmögliches begehren; denn Gott allein giebt den Glau„ben. Nichts desto weniger aber sollen falsche Lehrer und andere Aerger„nisse von keiner christlichen Obrigkeit geduldet werden, so wenig sich „eine Mutter damit entschuldigen könne, wenn sie ihre Töchter in Ge„sellschaft schlechter Weiber gehen lasse, und sage, Gott müsse sie ziehen." Dazu sei das Mißtrauen, das sich bei verschiedenen Gelegenheiten, auf den Wachten und im Felddienste*), zeige, schon größer geworden als

*) Wörtlich „auf den Reisen," worunter aber, nach damaligem Sprachgebrauche, die Feldzüge zu verstehen sind.

zwischen Juden und Christen, da man die Evangelischen als abtrünnige Christen betrachte und ärger als die Juden hasse. Wollte man einwenden, es sei schwer, über dergleichen Dinge zu entscheiden, da die Gelehrten selbst noch uneins seien, so sei dieß einer Gotteslästerung ähnlich, gleich als hätte uns Christus ein Gesetz gegeben, das man bei Verlust der Seligkeit halten solle, und es doch nicht deutlich genug gegeben für jeden Laien. Wer wird auch Jemand zwingen, einen Weg zu gehen, und wollen, daß ihm der Weg verborgen sei? Was können wir dafür, wenn einige Hochgelehrte von großem Geiz, Neid und Hoffart die Wahrheit nicht wollen annehmen? Sie ist darum nicht verborgen. Dann machten sie den Rath darauf aufmerksam, wie die Gegenpartei sich bereits unter die Waffen begeben, und wie sie also genöthigt wären, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, wenn man den ungesetzlichen Schritten der Widersacher nicht begegne. „Da wir," so schließt diese Zuschrift der Bürger, „die Ehre Gottes und den Frieden einer ganzen Stadt Basel „suchen, so werden und können wir nicht abstehen von unsern Bitten, „Tag und Nacht, so lange bis uns E. W. gnädiglich erhört; denn es „ist uns dießmal nichts Höheres angelegen auf Erden; es wäre denn, „daß wir berichtet würden, daß unsere Bitte Gott unehrlich und der „Stadt Basel schädlich sei, was aber nicht geschehn wird. E. W. wolle „also eine gehorsame Bürgerschaft hierin ohne Aufzug gnädiglich und „väterlich bedenken."

Wenn wir Ton und Gehalt dieser Bittschrift unbefangen betrachten, so erkennen wir darin eine kräftige, entschieden ausgesprochene, aber achtbare Willensmeinung einer sich fühlenden Mehrheit von Bürgern, gegenüber einer allerdings bedrängten und dadurch in ihrem Handeln gehemmten Regierung. Solche kräftige Stimme können wir aber nicht mißbilligen, wir müssen uns sogar ihrer freuen in gewissen Zeiten. Etwas Revolutionäres liegt in diesem Schritte nicht, sondern es ist auch hier noch das Reformatorische, das sich ausspricht, freilich nicht in der abstracten Form der Doctrin, sondern in der Form eines compacten Volkswillens. Diesen Volkswillen soll aber eine Regierung allerdings ehren, wenn er auf dem vorgezeichneten Wege des Gesetzes sich kund giebt. Drohungen finden wir keine, kein Trotzen auf die in dem Haufen liegende physische Gewalt, kein Herausfordern, keine Uebertretung der Schicklichkeit und des Anstandes, nur eine feste, männliche Sprache,

ein Hinweisen auf die traurigen Folgen, die entstehen könnten bei den Gewaltversuchen, die zuerst von der Gegenpartei ausgingen.

Es ist auch für den Beobachter erfreulich, zu sehen, wie das, was die Reformatoren in Schriften und Predigten gelehrt hatten, nun bereits auf eine solche Weise den Weg in des Volkes Herz und Sinn gefunden hatte, daß dieses seiner Sache gewiß war in Beziehung auf sein ewiges Heil, und auf eine wahrhaft naive Weise das in seine Sprache zu übersetzen wußte, was es von seinen Lehrern vernommen hatte. Wie richtig ist z. B. das Urtheil über das Ansehen der Concilien, wie gesund, daß bei den praktischen Wahrheiten der Religion man allerdings nicht die feinern Meinungsverschiedenheiten der Gelehrten zu berücksichtigen habe! Wie gut gewählt, wie schlagend sind die angeführten Beispiele*)!

Wäre es bei dieser würdigen Haltung bis ans Ende geblieben, so würde die Basler Reformation als eins der schönsten Denkmale einer ächt republikanischen Reformationsweise dastehen, an welcher sich der bessere Sinn des vielfach mißbrauchten Wortes „Volkssouveränität“ auf eine einleuchtende Weise klar machen ließe, gegenüber jenen stürmischen, ungesetzlichen Bewegungen roher Haufen, wie wir sie im Bauernkriege und in der Geschichte der Wiedertäufer gesehen haben. Diese Leute wußten, was sie wollten; denn sie wollten das Rechte und Gute; aber sie wollten es auch nicht halb, sondern mit Entschiedenheit.

Bei dieser reinen Haltung blieb es jedoch nicht vollkommen, und die Linie zwischen reformatorischem und revolutionärem Handeln ward in einzelnen Momenten der Leidenschaft auf eine gefährliche Weise übersprungen. Wenn nämlich Selbsthülfe durch Gewalt**), Hinwegsetzen über die bestehende Ordnung, vor allem aber die Waffenerhebung aus eigener Macht schon das reine Gebiet des Reformatorischen überschreiten, so schwankt (wir dürfen es nicht verhehlen) das Ende der Basler Reformationsgeschichte allerdings etwas hinüber in das Revolutionäre.

---

*) Jenes von der Mutter und ihrer Tochter, und jenes von dem bezeichneten Wege.

**) Darin sieht auch Ancillon das Charakteristische einer Revolution; s. dessen Schrift: Vermittlung der Extreme S. 218.

Allein — auch hier ist, ehe wir ein strenges Urtheil über unsere Väter uns erlauben, noch manches zu erwägen, was dieses Urtheil bedeutend mildert. Offenbar gingen die ersten Gewaltschritte, namentlich die ungesetzliche Bewaffnung, wie wir gleich sehen werden, von der Gegenpartei aus; und wenn einmal die Schranke von der einen Seite durchbrochen war, dann war es schwer, sie von der andern aufrecht zu erhalten, zumal da, wo die Regierung zu nichts sich entscheiden wollte. Auch ihr wollen wir indessen keine zu harten Vorwürfe machen. Sie hatte durch ihre Zusammensetzung, durch ihre Stellung zum Bischof und dem Domcapitel von der einen, und zu der Eidgenossenschaft und den benachbarten Staaten von der andern Seite einen schweren Stand, sie war unkräftig geworden nicht durch ihre Schuld allein als Gesammtheit, sondern auch vielfach durch den Drang der Verhältnisse, und auch wohl durch die hinterlistigen Umtriebe Einzelner. In ungewöhnlichen Zeiten ist es so schwer, ja ist und bleibt es rein unmöglich, die Zurechnung an Einzelne mit gerechtem Maaße zu üben. Wenige verblendete, selbstsüchtige Menschen können oft den Gang des Guten auf eine solche Weise aufhalten, daß auch die, welche es gut meinen, wider ihren Willen in ein falsches System hineingezogen werden, und eine Abweichung vom geraden Wege ruft die andere fast wie durch ein Verhängniß hervor. Wohl dem, der mitten in solchen Stürmen wenigstens das Bewußtsein eines reinen, von niedern Absichten ungetrübten Strebens sich bewahrt! — Gott führet oft das Steuer wunderbar, wo des Menschen Wille scheitert; und wo die Kraft nicht mehr ausreicht, die eigene und beschränkte, da siegt allein noch das gute Vertrauen.

Sowie die Gegenpartei, bestehend aus den Bewohnern der kleinen Stadt und der Spahlenvorstadt, von dem kräftigen, aber gesetzmäßigen Schritte der Bürger zu Gartnern Kenntniß erhalten hatte, trat sie unter die Waffen, um die Freunde der Reformation mit Gewalt zu sprengen. Das war der erste Schritt zur Unordnung. Die Regierung suchte ihm durch Abgeordnete zu begegnen. Statt nun aber die gesetzlich vorgebrachte Bittschrift der Mehrheit von Bürgern anzunehmen, weigerte sich dessen der Bürgermeister Meltinger, ein eifriger Anhänger des alten Glaubens, und gebot den Bürgern beim Eide, sich sogleich nach Hause zu begeben. Diese beharrten aber auf ihrem Begehren, und gehorchten erst dann der Aufforderung, als der andere Bürgermeister Adelberg

Meier und der oberste Zunftmeister Jakob Meier zum Hirschen*) ihnen das Schreiben abnahmen, und ihnen die Zusicherung ertheilten, daß sie in Frist von zwei Tagen eine Antwort haben sollten.

Der Friede dauerte jedoch nicht lange. In der Nacht auf St. Stephanstag, zwischen dem 25. und 26. December, liefen die Bürger der kleinen Stadt und der Spahlen abermals in den Harnisch. Da liefen denn auch die Andern zusammen, erst nur 800 an der Zahl, die sich wieder zu Gartnern versammelten, sich aber durch Bewaffnung der Knechte auf 3000 vermehrten. So standen sich also die Bürger bewaffnet entgegen im Glaubensstreite. Und mitten unter diesen Waffen versammelte sich in der gleichen Nacht zagend und unschlüssig der Rath. Auch hörte man bereits von eidgenössischen Repräsentanten, welche zur Vermittlung des Friedens erwartet wurden. Hin und her ward nun an die Bürger gesandt, ermahnt, beschwichtigt, auf die Zukunft vertröstet, so gut man konnte. Geneigteres Gehör fanden indessen stets Adelberg und Jakob Meier (zum Hirschen) bei den Reformirten, während sie dem päpstlichen Meltinger nicht trauten. Nach manchem Hin- und Herreden kam man endlich überein, von beiden Seiten Ausschüsse zu wählen. Die Reformirten delegirten 50 Mann, die auf der Gartnernzunft blieben; die Katholischen ernannten auch etliche, die sich auf der Zunft der Fischer aufhielten. Letztere gaben nun ebenfalls eine Bittschrift ein an den Rath, es beim Alten zu lassen. Täglich wurde Rath gepflogen, und guter Rath war theuer. Nur zwei Stadtthore wurden in dieser Zeit offen gelassen und mit starken Wachen besetzt. Alles war gespannt und gereizt. Endlich erschienen Abgeordnete von Zürich und Bern (unter den letztern war Niklaus Manuel). Ebenso langten solche von Luzern, Uri, Schwyz, Zug, Solothurn und Schafhausen an, und auch von Straßburg und Mühlhausen stellten sich Gesandte ein. Eine Commission aus vier Mitgliedern des Raths und vieren der Bürgerschaft ward niedergesetzt, um Vorschläge zu bringen. Es sollte nun (dahin ging der Vorschlag) 14 Tage nach Pfingsten in der Barfüßerkirche, im Beisein aller Bürger, eine öffentliche Disputation über die Messe gehalten werden, bei welcher keine andern Gründe, als die aus

*) Dieser Jakob Meier zum Hirschen ist wohl zu unterscheiden von Jakob Meier zum Hasen. Letzterer war ein Gegner der Reformation, ersterer ein Beförderer. Siehe Ochs V. S. 313. 434. 449. 632.

Gottes Wort gezogenen gelten sollten. Nach Ablauf dieser Disputation sollten dann auf den Zünften die Stimmen gesammelt und nach der Mehrheit entschieden werden. Unterdessen aber sollen sich die Prediger wohl auf diese Disputation vorbereiten, und zu dem Ende wenigstens zweimal wöchentlich zusammentreten und sich über die streitigen Puncte friedlich bereden. Wer etwas gegen die heilige Schrift lehre, der solle zur Verantwortung gezogen werden; und endlich solle keiner der Messe und Bilder wegen der Obrigkeit freventlich ins Amt greifen. Keiner soll den andern weder zur Messe zwingen, noch mit Gewalt von ihr abhalten, sondern jedem soll freistehen, nach seinem Gewissen zu handeln. Dieser Vorschlag wurde nun der gesammten Bürgerschaft eröffnet. Der Rath ließ zu dem Ende alle Zünfte und Gesellschaften sich versammeln: die Evangelischen sollten bei den Barfüßern, die Römischkatholischen bei den Predigern sich einfinden. 2500 erschienen am erstern, 600 am letztern Ort. Somit ergab sich, daß mehr als $\frac{4}{5}$ der Bürgerschaft auf der Seite der Reformation standen. Doch ging es auch damals so, daß viele Unentschiedene zu Haus blieben, ohne abzustimmen. Nichts desto weniger blieb die Minderheit standhaft bei ihrer Ansicht und ihrem Begehren. Sie legte eine feierliche Verwahrung gegen die ergangenen Beschlüsse ein, und ließ dem Rathe folgende Vorstellungen machen. Sie bäten sehr, die Herren möchten doch diesen schweren und äußerst wichtigen Handel wohl überlegen, und wohl bedenken, daß ihr Stand (der Stand Basel) nicht in derselben Lage sei wie Zürich und Bern, welche ihre Zinsen, Gefälle und übrigen Einkünfte in ihren eigenen Gebieten haben, da Basel hingegen den beträchtlichsten Theil seiner Einkünfte aus dem benachbarten Herzogthum Oestreich und der Markgrafschaft Baden ziehe, welche Länder der Reformation nicht geneigt seien. Man möge also wohl zusehen, was daraus entstehe, und nichts unternehmen, was der Stadt schädlich sei. — Auch über die außerordentliche Bewaffnung suchten sie sich zu entschuldigen, und ihr einen legitimen Anstrich zu geben. Sie hätten gesehen, daß der Rath nicht mehr Herr und Meister sei, und darum hätten sie sich geharnischt versammelt, um selbst zu sehen, wer sich wider die Obrigkeit setzen würde, und wären dann im Falle der Noth bereit gewesen, Leib und Leben als getreue Unterthanen für ihre Obrigkeit willig zu lassen. Was die vorgeschlagenen Puncte betreffe, so könnten

sie sie keineswegs eingehen. Sie hofften, ihre Priester hätten sie recht unterrichtet; — lieber wollten sie ihr Leben verlieren, als zugeben, daß ihre Weiber und Kinder nicht mehr nach der Lehre ihrer Voreltern sollten unterrichtet werden. Man möge ihnen also vergönnen, bei dem vorigen Mandat zu bleiben, welches dahin gehe, ihnen 5 Kirchen einzuräumen, mit denen sie sich auch begnügen wollten. Und so möge man sie mit ihrem alten Glauben und ihren Gebräuchen in Ruhe lassen.

Durch diese ebenso entschiedene, wenn gleich von der Minderheit ausgehende Sprache für den alten Glauben fühlte sich der Rath aufs neue in Verlegenheit gesetzt. Er befand sich zwischen zwei Feuern. Das eben erlassene Mandat konnte man nicht aufheben, ohne den Zorn der Mehrheit zu erregen; und doch wollte man auch die Minderheit nicht ganz unbefriedigt lassen, denn auch ihre Drohungen flößten Besorgniß ein. Man erneuerte also das Gebot, daß man keinen in der Verrichtung seiner Religionsübungen stören oder um seines Glaubens willen schmähen dürfe, bei einer Strafe von 5 Pfund. Und zudem wurde der deutsche Kirchengesang da, wo er noch nicht eingeführt war, verboten; eine Maßnahme zu Gunsten der Altgläubigen, die offenbar im Widerspruch stand mit dem schon so wacker eingeleiteten Reformationsplan. Allein diese halben Maaßregeln halfen nichts. Kaum waren die eidgenössischen Gesandten abgereist, so kam es zu neuen Reibungen. Zu den wöchentlichen Zusammenkünften waren die katholischen Priester nicht zu bewegen. Dieser Weigerung wegen wurden sie in ihrem Amte still gestellt, so daß 14 Tage lang im Münster, in St. Ulrich, St. Peter und St. Theodor weder Predigt noch Messe gehalten wurde. Angesehene Stützen des alten Glaubens, wie der Weihbischof Marius und der Dominicaner Pelargus, verließen die Stadt; auch Ludwig Bär, Professor der Theologie und Propst bei St. Peter, hatte sich entfernt. Dieses Fliehen der Hirten da, wo die Heerde in Gefahr war, machte keinen guten Eindruck auf dieselbe, und der Anhang der Altgläubigen nahm mehr und mehr ab. Demungeachtet suchte dieser Anhang sich noch geltend zu machen. Mit Genehmigung des Bürgermeisters Meltinger bestieg Sebastian Müller, Prediger bei St. Peter, die Kanzel, obwohl sie ihm von der Regierung war untersagt worden, und suchte das Volk gegen die Neugläubigen aufzuhetzen. Mehrere von den letztern waren aber absichtlich, weil sie einen Ausfall vermutheten, in die Kirche gegangen, weßhalb sie

von den katholisch gesinnten Mitbürgern hart angegangen wurden. Es kam zu lebhaftem Wortwechsel, fast zu Schlägereien in der Kirche.

Die der Reformation geneigten Bürger beschwerten sich nun bitter über diese Vorfälle, namentlich darüber, daß Müller, dem obrigkeitlichen Gebot zuwider, gewagt habe, die Kanzel zu betreten. Sie drangen auf kräftige Handhabung des erlassenen Mandats. Meltinger sah sich genöthigt, im Rathe selbst wegen der eigenmächtig von ihm ertheilten Erlaubniß an den Controversprediger Abbitte zu thun, und diese öffentliche Demüthigung des Bürgermeisters schien die Bürger wieder etwas zu beruhigen. Allein zu sehr war nun doch einmal der Verdacht eingewurzelt, daß eine Anzahl von Rathsgliedern, vornehmlich solche, die mit Priestern verwandt seien, und an ihrer Spitze namentlich der Bürgermeister Meltinger, durch absichtliche Kunstgriffe die Reformation aufhielten. Dieses Hinderniß sollte beseitigt werden.

Stürmisch wurden die Fastnachtstage des Jahres 1529. Achthundert Bürger versammelten sich am Tage nach Herrnfastnacht in der Barfüßerkirche, und nach gehaltenem Frühgebet beschlossen sie, vom Rathe zu begehren, daß alle die, welche dem reinen Wort Gottes nicht gewogen wären oder Verwandte unter der Priesterschaft hätten, bis nach Austrag der Sache austreten sollten, doch ihrer Ehren unbeschadet. Das Begehren war stark. Der Rath suchte der Bürgerschaft das Schwierige desselben begreiflich zu machen. Er bat sich wenigstens Bedenkzeit aus, und versprach die Antwort auf den folgenden Tag. Allein die Mißtrauischen unter den Bürgern sahen dahinter nur neue Ausflüchte. Zwar zogen sich auf den Bescheid des Raths hin alle zurück; allein Abends 6 Uhr trieb Argwohn und Ungeduld sie wieder zusammen. Noch *diesen* Tag, hieß es, wolle man eine Antwort. Die Stadt gewann jetzt ein bedenkliches, kriegerisches Ansehen. Bewaffnete durchzogen die Straßen und lagerten sich auf den offenen Plätzen. Auf Weinleuten, Saffran und Spinnwettern waren die Wachen vertheilt. Die Ketten wurden vor die Straßen gezogen, Geschütz aufgeführt, die Stadtthore, das Zeughaus und die Thürme besetzt. Harzpfannen brannten die Nacht durch. Unter mancherlei Besorgnissen ward der morgende Tag erwartet. Bürgermeister Meltinger hatte bereits mit seinem Tochtermann, Eglof von Offenburg, die Flucht ergriffen. Auf einem Nachen fuhr er bei Nacht und Nebel den Rhein hinunter. Auch andere Raths-

glieder machten sich im Stillen davon. Dieß verstärkte den Verdacht und hob noch mehr den Muth der Reformirten. Es schien sie dieser Vorfall zu ihrem Begehren noch mehr zu berechtigen.

Mit Anbruch des Tages wuchs die Schaar ihrer Bewaffneten auf 2000. Schon zeigte sich der Rath geneigt, dem Begehren der Bürger wegen Austritts der katholisch Gesinnten zu entsprechen; aber diese widersetzten sich, und verlangten einen schiedsrichterlichen Spruch von Seiten der Eidgenossen. In Eile ward also an die Kantone Zürich und Bern berichtet, und bis dahin alles angewendet, die Aufgeregten zu beruhigen. In dem Begehren der Bürger kamen auch politische Puncte, die Verfassung betreffend, zur Sprache, und eben dieß machte die Sache nur um so verwickelter. Nur mit Mühe gelang es Hans Irmi, dem Volksredner, welchen Oekolampad als einen Mann von bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Treue schildert, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen.

Ein zufälliger Umstand gab jedoch der Sache eine schnellere Wendung, als man glaubte, und eine minder gefährliche, als man befürchtete. Eine aus 40 Mann bestehende Bürgerpatrouille kam auf ihrem Umgange in den Münster. Einer der Männer stieß mit seiner Hellebarde an einen Altarschrank, so daß das darin befindliche Bild umfiel und zerbrach. Dadurch ermuthiget, folgten die andern. Einige Priester und priesterlich Gesinnte liefen herbei, und es kam zu einem Wortwechsel; doch zogen sich die 40 Mann ruhig zurück. Am Spitalsprung aber begegneten sie einer Schaar von 300, die ihnen, da sie schon von dem Vorfall waren in Kenntniß gesetzt worden, zu Hülfe eilen wollten. Was sollte man noch lange zusehen? Ein Gefühl der Ueberlegenheit ergriff die bewaffnete Macht, und ohne eine Verordnung von oben abzuwarten, wurde zur That geschritten. Man kehrte wieder um, dem Münster zu. Ohne Schonung wurden die Pforten aufgesprengt, welche die Priester unterdessen hatten schließen lassen, und nun ging es an ein vandalisches Zerschlagen und Zertrümmern der Bilder sowohl im Münster, als in den benachbarten Kirchen von St. Ulrich und St. Alban. Holzstöße wurden von den zerschlagenen Bildern errichtet, an deren prasselndem Feuer sich die Wachen wärmten. Aehnliches geschah bald darauf an den übrigen Kirchen der großen Stadt. Die Kleinbasler aber, als sie von diesen Vorgängen hörten, retteten, mit Genehmigung der Obern, ihre

Bilder in aller Eile auf die Kirchenbühne. Ebenso blieben die steinernen Bilder am Spahlenthore vor dem allgemeinen Angriff geschützt. — Wer wollte nun den Sturm beschwichtigen? Mußten sich doch die Abgesandten der Regierung, welche Mäßigung empfahlen, das barsche Wort sagen lassen: „Was ihr in drei Jahren durch all euer Rathschlagen nicht „zu Stande bringen konntet, das haben wir in einer Stunde gethan." Ließen sich doch Stimmen der Ungestümern vernehmen, daß man bewaffnet das Rathhaus erstürmen und die Herren droben zu einem Schritte nöthigen solle! Das war nun freilich böse. Aber noch hielt der bessere Sinn der Mehrheit das böse Gelüsten der Schreier im Zügel. Was blieb endlich dem Rathe übrig, als zu dem Geschehenen Ja zu sagen und ihm den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken! Nur so konnte die begonnene Revolution in die Bahn des Reformatorischen zurückgelenkt werden. Und dieß geschah. Es erfolgte ein Gebot, die Entfernung der Bilder und Abschaffung der Messe betreffend; gleich am folgenden Tage, als am Aschermittwoch, beschloß man, sämmtliches Holzwerk von den zerschlagenen Bildern, Tafeln, Altären unter die Armen als Brennholz auszutheilen. Als diese sich aber so darum zankten, daß es zu Schlägereien und Verwundungen kam, so ließ man das Meiste davon auf den Münsterplatz bringen, in mehrere Haufen zertheilen und verbrennen, so daß, wie der Witz der siegenden Partei sich ausdrückte, die Heiligen allerdings an diesem Tage ihren Aschermittwoch feierten*). Aehnliches geschah auf den andern Kirchhöfen; und selbst die Kleinbasler mußten ihre Schätze, die sie so sorgfältig gerettet hatten, den Flammen preisgeben. Manches Herz, das aus Mangel an besserer Erleuchtung noch am alten Glauben hing, wurde dadurch verletzt und im Innersten betrübt**); und wenn wir mit diesem Bildersturme allein die Basler Reformation als vollendet ansehen wollten, so würde dieß schwerlich zu der Ansicht stimmen, die wir uns bisher über das Wesen der Reformation gebildet haben. Allein dieß war nur der schneidende Uebergang zum Bessern. Die reinere evangelische Ueberzeugung, die nicht nur **nimmt**, sondern auch **giebt**, die nicht nur **zerstört**, son-

*) Siehe den Brief Oekolampads bei **Ochs** V. S. 659.

**) „Sie hätten Blut weinen mögen," sagt Oekolampad an der angeführten Stelle. (Ich möchte darin nicht mit Ochs eine schadenfrohe Ironie sehen.)

dern auch **aufbaut** und **gründet**, sollte nun erst in schönern und dauerndern Werken hervortreten. Die Wirksamkeit eines Oekolampad und seiner Genossen sollte nicht untergehen in den leidenschaftlichen Bewegungen einer aufgeregten Volksmasse. Der Geist der Ruhe und der Ordnung, der Geist der Mäßigung und der Zucht sollte wiederkehren, und mit ihm erst der Segen der Reformation über Stadt und Land sich verbreiten.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung der Basler Reformationsgeschichte. Die Universität. Erasmus. Andere Gelehrte. Thomas Plater. Kirchliche Einrichtungen. Reformationsordnung. Der Bann und dessen Bedeutung. — St. Gallen und Schafhausen. — Die übrige Schweiz. Feindliche Stellung der Parteien. Separatbündnisse. Der erste Kappeler Krieg. — Zwingli's Ansichten, verschieden von denen Luthers, über den Gebrauch der Gewalt. — Das Marburger Gespräch. — Der Reichstag zu Augsburg. — Die Confessionen.

Unsere vorige Stunde hat uns die ernsten Vorgänge der Basler Reformation in den Jahren 1528 und 1529 kennen gelehrt. Absichtlich haben wir uns bei dem, was uns zunächst anging, etwas länger verweilt, und den Kampf, der uns früher mehr im Allgemeinen beschäftigte, nunmehr in der Nähe betrachtet. Wir mußten dieß um so mehr thun, als unsere Basler Reformation in der That einen eigenthümlichen Charakter annahm, der gerade bei der Schwierigkeit, ihn richtig zu fassen, viel Belehrendes oder wenigstens vielen Stoff zum Nachdenken darbietet. Wir sind recht eigentlich auf die Grenzlinie getreten zwischen Reformation und Revolution. Es haben sich uns Bilder entgegengedrängt, die wohl unwillkührlich verwandte Bilder aus unserer Zeit hervorriefen. Wir haben unsere Stadt, unsere Regierung, unsere Bürgerschaft gesehen in einer von Parteien bewegten Zeit; wir haben Stimmen vernommen, Maaßregeln nehmen sehen, die uns eben nicht fremd zu sein schienen; vielmehr war es uns, als könnten wir in der alten Tracht des ehrwürdigen Urgroßvaters die unveränderten Familien-

züge nachweisen, die sich mit wenigen Modificationen auf die Enkel vererbt haben. Aber wenn denn das Bild uns auch Flecken und Runzeln zeigen sollte, die wir vielleicht, wenn wir in den Spiegel sehen, an uns selbst wieder entdecken, so soll uns dieß nicht entmuthigen. Ein ehrliches Auge lacht uns aus dem Bilde entgegen, und ein biederer Mund spricht uns daraus an, wenn auch hier ein Zug der Rohheit, dort einer der Schwäche nicht ganz gefallen sollte. Und je mehr wir dem Bilde ins Auge schauen, desto mehr Seele finden wir darin; und in diese Seele des Bildes, in den Kern des Lebens zu dringen, das sei jetzt unsere Aufgabe.

Nachdem der erste Sturm vorüber war, erschienen die eidgenössischen Gesandten von Zürich, Bern, Solothurn und Schafhausen, sowie die von den Städten Constanz und Mühlhausen. Die Maaßnahme der Regierung wegen der Bilder und der Messe ward durch ihre Vermittlung bestätigt und in Kraft gesetzt, eine gänzliche Amnestie angekündigt, und Jedermann ermahnt, Niemandem wegen des Vorgefallenen Vorwürfe zu machen.

Eine Amnestie war auch hier ganz am Platze. Keine Staatsverbrechen waren begangen, Niemand an seinem Leben, noch an seinem Eigenthum beschädigt worden; es war mehr augenblickliches Ueberschreiten der gesetzlichen Ordnung (wozu auch der Beste hingerissen werden konnte im Drange der Nothwendigkeit), als böswillig berechneter Umsturz derselben.

Nun sollte aber auch unverzüglich Alles ins Gleis gebracht und auf gesetzlichem Wege die Reformation eingeführt werden.

Samstag den 15. Februar wurden einige Räthe ernannt, die den Auftrag erhielten, mit den eidgenössichen Gesandten von einer Zunft auf die andere zu gehen, der Bürgerschaft den Friedensvertrag kund zu machen und den Eid der Treue und des Gehorsams ihr abzufordern. Alles ging mit der größten Ruhe vor sich. Ein Auftritt ereignete sich blos noch in der kleinen Stadt der Bilder wegen, der aber bald beseitigt ward*). Wichtiger ist die Veränderung des Personals in Kirche und Schule, welches die Reformation nach sich zog. An die Stelle des Weihbischofs Marius trat wieder der frühere, evangelisch gesinnte Te-

*) Vergl. darüber Ochs V. S. 669.

lamonius Limperger, und predigte auf Geheiß des Raths eine Zeitlang im Münster, bis bald darauf Oekolampad die Stelle eines Dompredigers erhielt. Das Amt eines Antistes (Vorstehers der reformirten Kirche) hatte er schon früher factisch ausgeübt. Erst später ward daraus eine Stelle auch für die Nachfolger. Die Macht des katholischen Bischofs war dahin. Der fromme, aber altersschwache Christoph von Utenheim war schon 1527 in Delsberg verstorben. Sein Nachfolger, Philipp von Gundelsheim, zog sich nach Pruntrut zurück, und das Domcapitel ging nach Freiburg im Breisgau, von wo es dann in spätern Zeiten wieder in unsere Nähe, nach Arlesheim, gekommen ist. Ebenso zerstreute sich ein großer Theil der Klostergeistlichen.

Hätten blos unnütze Müßiggänger, entschiedene Finsterlinge und kampflustige Zeloten die Stadt verlassen, so wäre der Schade nicht groß gewesen. Aber so war es nicht. Auch solche sah man jetzt fortziehen, die bisher der Wissenschaft mit Ehren vorgestanden, und die durch Mäßigkeit ihrer Gesinnung sich ausgezeichnet hatten, wie Doctor Bär, Glareanus (Loroti) und Erasmus. Letzterer trennte sich nur ungern von einer Stadt die ihm seine zweite Heimath geworden, sowie von seinem Freunde, Bonifacius Amerbach, der ihm das Geleite an den Rhein gab, auf dem er sich nach Freiburg einschiffte. Das Gemüth des Scheidenden ergoß sich unwillkührlich in folgende elegische Verse*):

„Nun lebe wohl, o Basel! die weit vor anderen Städten
„Mir ein gastliches Dach Jahre lang freundlich gewährt.
„Heil dir und alles Gute! und daß deinen Mauern doch nimmer
„Nahe ein schlimmerer Gast, als dir Erasmus es war!“

Und wirklich! Erasmus hat friedlich bei uns gelebt. Daß er keinen lebhaftern Antheil an der Reformation nahm, lag nun einmal in seiner Gesinnungsart, die wir bereits kennen. Aber ebensowenig gab er sich mit unwürdigen Reactionsversuchen ab, und wußte überhaupt seine gastliche Stellung unter uns bei Verschiedenheit der Ansichten mit einer Zartheit zu behaupten, die ihm Ehre macht. In Freiburg gefiel

---

*) Jam Basilea vale! qua non urbs altera multis
Annis exhibuit gratius hospitium.
Hinc precor omnia laeta tibi, simul illud, Erasmo
Hospes uti ne unquam tristior adveniat!

es ihm lange nicht so wohl, und wirklich kehrte er 1535 zu uns zurück, wo er das Jahr darauf starb. Seine Anhänglichkeit an Basel hat er durch fromme Stiftungen bewiesen, deren Heilighaltung jetzt mehr als je Pflicht geworden. Und wenn auch die persönliche Neigung zu denen, die uns wohlthun, unser geschichtliches Urtheil nicht bestechen darf, so wird doch jeder Basler, bei Anerkennung der Fehler des Mannes, ein Gefühl der Pietät gegen dessen Namen in seiner Brust bewahren, und dem Verdienste desselben die Anerkenntniß nicht versagen, die ihm, ungeachtet der Schwächen seines Charakters, menschlicher Weise gebührt*).

Mit dem Wegziehen so ausgezeichneter Männer verlor die Baseler Universität allerdings einiges von ihrem Glanze; doch kann man nicht sagen, daß die Reformation schädlich auf die Anstalt gewirkt habe, sobald man die höhere Aufgabe einer Hochschule begriffen hat. Kommt es nicht blos auf die Menge berühmter Namen und die Zahl der Studirenden, sondern auf den Geist an, der eine solche Anstalt belebt, so ist nicht zu verkennen, daß das Hineintragen des protestantischen Geistes in den Körper der päpstlichen Stiftung nur von wohlthätiger Wirkung sein konnte; und wenn auch in der Folge wieder einige Erstarrung eintrat, so hing dieß zum Theil damit zusammen, daß der Geist des Protestantismus überhaupt später wieder von einem unglückseligen Formalismus eingeengt und erdrückt wurde. Basel blieb als reformirte Universität eine Hauptpflanzschule reformirter Theologen, nicht nur für

*) Wie die allzuschroffen Urtheile über Erasmus die Freunde desselben, die seine Humanität vielfach erfahren, verletzen konnten, davon erzählt Kirchhofer in seinem Farel II. S. 140 eine interessante, bisher unbekannte Anekdote (ex schedis Bibl. Faesch.). Als nämlich Farel auf einer Durchreise durch Basel (ums Jahr 1557) an der Wirthstafel im wilden Mann seinem Eifer gegen den längst entschlafenen Erasmus freien Lauf ließ, und ihn (einseitig genug!) „den Schlimmsten und Verdorbensten aller Sterblichen" nannte, als Beza, Farels Gefährte, in das verdammende Urtheil einstimmte und ihn einen Arianer nannte, der nicht an das Verdienst Christi glaubte, ward diese Rede Erasmus' Freunden, einem Amerbach, Froben, Episcopius hinterbracht, welche darüber sich wohl nicht mit Unrecht empfindlich zeigten. Sie nannten diese Reden Verleumdung. Unbekannt ist die Vertheidigung Farels, und ebenso ungewiß, wie weit seine und Beza's Rede durch Zwischenträger entstellt worden sei. — Das freundschaftliche Verhältniß zu den Amerbachen geht besonders aus seinen Briefen an Bonifacius Amerbach hervor, worüber zu vergl. Stockmeier, schweizerisches Museum II. S. 73 ff.

die Schweiz, sondern auch für entfernte Gegenden. Allerdings war für den ersten Augenblick die Epoche einer kirchlich politischen Umgestaltung unseres Freistaates der ruhigen Sorge für das wissenschaftliche Leben nicht günstig, und es wurden auch damals Besorgnisse rege in Beziehung auf das Fortbestehen der höheren Lehranstalten. Aber um so mehr muß man, wie Ochs*) richtig bemerkt, die Männer bewundern, welche, „so ungünstig die damaligen Zeiten auch waren, an „einem glücklichen Erfolge nicht verzweifelten."

Die Universität wurde dennoch den 15. September 1532 aufs neue in ihrem Bestehen gesichert und in ihren Gerechtsamen bestätigt. Bald traten an die Stelle der Weggegangenen andere berühmte Lehrer. Simon Grynäus und Seb. Münster wurden von Heidelberg berufen: der erstere war ein gelehrter Theolog und Philolog, der letztere ein gründlicher Kenner des Hebräischen, der Mathematik und Geschichte. Ferner lehrten in der Theologie Paul Phrygio von Schlettstadt, eine Zeit lang noch Oekolampad selbst und nach ihm Myconius; in den Rechten leuchtete fortwährend der Name Amerbach; und in der Heilkunde zeichneten sich Albanus Torinus und Oswald Bär aus.

Bei diesem Anlaß kann ich nicht umhin, des in seiner Art eigenthümlichen Thomas Plater zu erwähnen, den ich schon öfter in diesen Geschichten angeführt habe. Aus Gränchen in Wallis gebürtig, ein armer Hirtenknabe, hatte Thömeli schon in seiner Jugend die sonderbarsten Abenteuer bestanden**). Nach vielfachen Irrfahrten, die einen merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit geben, kam er, der aufgeräumte Jüngling, als Famulus in Myconius' Haus zu Zürich, lernte dann bei dem sprachgelehrten Collin das Seilerhandwerk, und trat in Basel bei einem gewissen G. Stäheli in Dienste, der für den gröbsten Meister am ganzen Rheinstrome galt. Nicht nur las Plater während der Arbeit heimlich seine lateinischen Schriftsteller, die er künstlich an seinem Hanfbüschel befestigt hatte, sondern hielt auch in seinem Schurze Vorlesungen über die hebräische Sprache. In seinem

*) Bd. VI. S. 62.

**) Vergl. die öfter angeführte Beschreibung von Franz; und Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel.

gelehrten Streben unterstützte ihn besonders Oporinus (Herbst), welcher, nachdem er erst Buchdrucker gewesen, bald nach der Reformation der erste Rector der Schule auf Burg, d. h. des Gymnasiums, wurde. Ihm folgte in diesem Amte Thomas Plater, der auch eine Zeitlang abwechselnd bald den Buchdrucker, bald den Schulmeister gemacht hatte. Er trat das Rectorat 1541 an, und kaufte sich dann das Landgut Gundeldingen um 660 Gulden, wo er neben dem Schulamte noch den Landbau trieb.

Bei der allzugroßen Vielseitigkeit hatte es zwar Thomas Plater nie zu einer anhaltenden und gediegenen Wirksamkeit gebracht, obwohl ein Mensch, der im Kampfe mit tausend Schwierigkeiten immer nach einer neuen und originellen Thätigkeit strebt, viel Anziehendes für den Beobachter hat. Desto gründlicher wirkte in der Folge für die Wissenschaft sein Sohn, Felix Plater, der im Jahre 1536 geboren wurde, und der als Stadtarzt und Professor der Medicin sich große Verdienste um seine Vaterstadt und besonders um die Universität erwarb. — Doch wir kehren zum Jahre 1529, dem Normaljahre der Basler Reformation, zurück. Es war, wie schon bemerkt, nicht nur das Jahr kirchlicher, sondern auch politischer Umgestaltung.

Zwar hatte schon früher, 1516, die Verfassung Basels eine freiere Gestalt gewonnen; allein nun wurden noch mehrere andere Aenderungen zu Gunsten der Bürger vorgenommen, welche ins Einzelne zu verfolgen hier nicht unseres Ortes ist. Die Hauptsache war, daß den Zünften noch mehr Antheil an den Wahlen gegeben, die Macht des großen Raths ausgedehnt und dem Uebel, das die Verwandtschaften brachten, möglichst gesteuert wurde. Mehrere Bürger hatten mitten unter den Bewegungen die Stadt verlassen. Diese kehrten nun großentheils wieder zurück, unter der Bedingung, den Bürgereid zu leisten. Diese gegenseitige Vereidung der Bürger und der Regierung fand statt den 14. Februar 1529.

Wichtiger für uns sind die weiteren Schritte zur Einführung und Befestigung der kirchlichen Reformation.

Den 1. April 1529 erschien das erste Reformationsmandat, welches als die Grundlage aller späteren Reformations- und Sittenmandate, Ehegerichtsordnungen u. s. w. zu betrachten ist. In wenigen Hauptzügen werden darin die Glaubenspuncte aus einander gesetzt, die

einige Jahre später (1534) in der Basler Confession dem kirchlichen Volke wie den Dienern des Wortes zur Genehmigung vorgelegt wurde. An diese Glaubenssätze schließen sich dann heilsame Sittenvorschriften an, welche hinlänglich beweisen, wie die Reformation nicht eine bloße Abstellung von kirchlichen Ceremonien, sondern auch von sittlichen Mißbräuchen, nicht eine bloße Abänderung der Dogmen, sondern eine durchgreifende Lebensverbesserung in allen Ständen beabsichtigte*). — Um diesem Mandat Nachdruck zu geben, wurde schon 1530 unter Einwirkung Oekolampads und unter Vermittlung der Geistlichen der übrigen evangelischen Stände, welche deßhalb zu Aarau zusammentraten, der sogenannte Bann eingerichtet. Demnach sollten in jeder Pfarrkirche drei fromme, ehrliche, tapfere Männer, deren zwei vom Rath und einer von der Gemeinde sein soll, verordnet werden, die in Verbindung mit den Leutpriestern, d. i. den Pfarrern und den Diakonen, ein getreues, ernstliches Auffsehen über ihre Pfarrgenossen haben sollten. Solcher Bänne wurden vier bei uns eingerichtet, weil nach Abschaffung der überflüssigen Kirchen die ganze Stadt in die vier Kirchspiele eingetheilt wurde, wie sie noch bei uns bestehen.

Mag es sein, daß die Gewalt dieses Bannes eine Ausdehnung hatte, die mit den neuern politischen und kirchenrechtlichen Systemen nicht verträglich sein dürfte, indem die kirchliche Stillstellung auch bürgerliche Strafen nach sich zog, und daß also auch hier das Verhältniß von Staat und Kirche als ein noch unerlesenes erscheint: so ist doch die Idee des Bannes eine solche, die sich auf rein christliche Grundsätze zurückführen und unter gehörigen Modificationen auch auf neuere protestantische Kirchenverfassungen übertragen läßt. Man muß auch hier, um das Institut zu begreifen, auf den historischen Grund zurückgehen. Bisher lag die Gewalt des Bannes in den Händen der Päpste und Bischöfe. Ihnen sollte also eine Gewalt, die sie sich ausschließlich angemaßt und von der sie den schnödesten Mißbrauch gemacht hatten, entzogen werden. Es fragte sich aber billig: Soll man

*) Es kann uns auch hier ein wichtiger Unterschied von Reformation und Revolution nicht entgehen, daß, während die letztere gewöhnlich die Leichtfertigkeit in den öffentlichen Sitten befördert, z. B. in Vermehrung der Wirthshauspatente, der Tanzsonntage u. s. w., die erstere vielmehr einen würdigen Ernst, und, wenn man will, sogar eine censorische Strenge mit sich führt.

deßhalb die Idee des Bannes selbst aufgeben? soll die Macht zu binden und zu lösen überhaupt der Kirche genommen sein? Hierüber waren die Meinungen der Reformatoren selbst getheilt*), und die Meinungen der Gelehrten und Ungelehrten sind es bis auf den heutigen Tag. Ohne uns hier auf die einzelnen Systeme einzulassen, erinnern wir nur daran, wie das Recht, Unwürdige aus der Gemeinde auszuschließen und eine gewisse Kirchenzucht zu üben, allerdings ein altapostolisches Recht ist. Und auf dieses Recht berief sich Oekolampad, wenn er dem Bann das Wort redete. Auch sagt unsere Confession deutlich, daß sie den Bann nur übe um der Besserung willen. Von der andern Seite dürfen wir indeß den Unterschied zwischen der apostolischen Zeit und der unsrigen auch nicht ganz verkennen. Manches ließ sich da allerdings einfacher ausüben, wo die Kirche gleichsam noch eine Privatgesellschaft war, während in der Staatskirche die Verhältnisse verwickelter wurden. Es trat nämlich leicht der Uebelstand ein, daß Kirchliches und Bürgerliches, Geistliches und Weltliches vermischt, und daß somit bald auf der einen Seite zu hart, bald auf der andern wieder zu lax verfahren wurde.

Zu hart war die Kirchenzucht offenbar in der frühern Zeit, gleich nach der Reformation, wo man, wie schon bemerkt, den kirchlich Gebannten es auch bürgerlich entgelten ließ, wo z. B. abweichende Glaubensmeinungen oder Vernachlässigung des Gottesdienstes mit leiblichen Strafen belegt wurden. Wie drückend ein solches Verhältniß gewesen, wird uns erst noch die Zeit Calvins zeigen. Zu lax und fast zu einem Schatten heruntergesunken ist aber die kirchliche Disciplin in unserm Zeitalter, wo man, eben um den bürgerlichen Nachtheilen auszuweichen, am Ende den Bann nur noch gegen die gröbsten Verbrechen übt, und ihn so seiner ernstern kirchlichen Bedeutung beraubt. Soll ich nur kurz meine Meinung hierüber andeuten, so will mir scheinen, als ob es bei dem Banne überhaupt nicht sowohl auf irgend ein Strafrecht ankomme, als auf ein Aufsichts- und Ermahnungsrecht, worin am Ende denn

*) Zwingli hielt den Bann unsern Zeiten nicht angemessen. „Der Zustand „unserer Kirche gleiche mehr den Zeiten der Propheten, die unter gläubigen Be„herrschern lebten, als den Zeiten der Apostel, wo die zerstreuten Gemeinden von „den heidnischen Kaisern keine Hülfe erwarten konnten. Er ermahnte hingegen die „Obrigkeit mit Ernst, bürgerliche Sünder zu strafen.“ Nüscheler S. 187.

doch das christliche Episkopat besteht. Den strengern Christen könnte es freilich wünschenswerth erscheinen, daß man alle die z. B. vom Genusse des Abendmahls ausschlösse, die auf irgend eine Weise der Gemeinde Anstoß geben; und es mag sein, daß deßhalb sich manche von der größern Kirche trennen, weil ihnen hier die Sichtung zu roh erscheint. Allein ich gebe zu bedenken, ob sich eine solche Excommunication in unsern Zeiten streng durchführen lasse, und ob man nicht auch hier das Unkraut mit dem Weizen müsse stehen lassen bis zum Tage der Ernte. Nur in seltenen Fällen wenigstens möchte der Bann mit Sicherheit von diesem seinem eigentlichen Bannrechte Gebrauch machen können, das übrigens, wo es geübt wird, mit Recht nicht in den Händen der Geistlichen allein, sondern einer gemischten christlichen Behörde sein soll. Aber wenn denn doch die Kirche sonst noch der Leitung und Aufsicht bedarf in verschiedener Hinsicht, ohne immer von einem Strafrechte Gebrauch zu machen, wenn es z. B. gilt, gute Einrichtungen in der Gemeinde zu befördern, die Wahl tüchtiger Lehrer einzuleiten, die Beamten zu controliren, die Armenversorgung zu leiten, das christliche Hauswesen denen ordnen zu helfen, die es nicht von sich aus ordentlich zu bestellen wissen, öffentlich Aergernisse durch Vorstellungen an die Regierung abzuschaffen, im Einzelnen zu rathen, zu warnen, zu ermuntern: da ist gewiß eine Behörde wohlthätig, die durch ihre Zusammensetzung die Kirche, den Staat und die einzelne Gemeinde repräsentirt, und somit auch in ihrem gemeinsamen Interesse zu handeln befugt und verpflichtet ist. Was für das Ganze der Kirche in einem protestantischen Lande die Synode sein sollte, freilich dann mit einer viel ausgedehntern Vollmacht: das soll für die einzelne Kirchengemeinde, und unter gehörigen Beschränkungen, der Bann sein, das Presbyterium, das Chorgericht, der Stillstand. Aber ebendeßhalb sollte auch bei solchen auf dem geschichtlichen Grunde der Reformation stehenden Instituten die eigentliche Bedeutung nicht so ganz aus den Augen verloren, und das ursprünglich Kirchliche nicht in rein bürgerlich Administratives verwandelt werden.

So hätten wir also die Geschichte der Basler Reformation bis dahin durchgeführt, wo auf dem Boden der alten Kirche der Grundstein zum neuen Gebäude gelegt wurde, das wir noch alle bewohnen und das seinem hauptsächlichen Gefüge nach noch immer dasselbe ist; an

welchem zu rütteln immerhin leichter sein dürfte, als es in demselben großartigen Geiste zu erneuern und fortzuführen, in welchem es unternommen wurde. Wie viel Schönes und Treffliches der fromme Sinn der Väter dann weiter auf diesem Boden aufgeführt, in Beziehung auf Schul- und Armenwesen, öffentliche Sittlichkeit u. s. w., das zu zeigen, geht über die Grenzen unserer Aufgabe. Wir müssen vielmehr jetzt die Basler Reformation ihrem Aeußern nach als vollendet betrachten, und nur noch sehen, wie es um dieselbe Zeit im weitern Vaterlande zugegangen ist.

Fast gleichzeitig mit der Basler Reformation ist die von St. Gallen und Schafhausen. Die Rückkehr Vadians von der siegreichen Berner Disputation half in St. Gallen den Ausschlag geben zu Gunsten der Reformation. Nicht ohne Stürme und Verletzung fremder Gewissen war es auch hier abgegangen, besonders hatten die Klostergeistlichen vieles zu leiden von roher Gewaltthat*); doch trat hier schon im Sommer 1528, nachdem die Synode war organisirt worden, ein geordneter Zustand der Dinge ein. — Weniger rasch ging es in Schafhausen. Seit es den Gegnern gelungen war, Seb. Hofmeister zu vertreiben, und einen Mann ihrer Partei, Gallus Steiger, an dessen Stelle zu setzen, wagte es Erasmus Ritter nur mit großer Vorsicht, die Reformatoren zu vertheidigen. Der Rath benahm sich zweideutig. Auch hier war, wie in Basel, der eine Bürgermeister (Peyer) der Reformation geneigt, der andere (Ziegler) ihr abhold. Der erstere gewann indessen immer mehr an Zutrauen und Anhang; und als endlich im Herbst 1529 eine Gesandtschaft der Städte Zürich, Bern, Basel, St. Gallen und Mühlhausen erschien und vor beiden Räthen Gehör verlangte, ward ihnen die freudige Antwort, „daß Bürgermeister „und Räthe einhelligen Gemüths und Willens seien, die Messe und „Bilder sammt allem andern irrigen Gottesdienst auf das Bäldeste hin- „und abweg zu thun". Sofort wurden unter Aufsicht von Rathsgliedern die Bilder in aller Stille weggebracht. Mit den Klöstern wurde ein Abkommen getroffen; und auch hier hätte Erasmus seine Glossen machen können, da das Drama mit einer Doppelheirath sich endete.

---

*) Vergl. Hottinger (Forts. von Joh. v. Müller) VII. S. 119 ff.

Der Abt zu Allerheiligen ehelichte eine Nonne zu Töß, und seine Schwester vermählte sich mit Erasmus Ritter.

Ich unterlasse es, Ihnen ein Bild von dem Zustande der übrigen Kantone im Einzelnen zu entwerfen. Bei einigen war es noch nicht zum Entscheid gekommen. So bestanden z. B. in Glarus beide Religionsparteien noch immer neben einander, dergestalt, daß Valentin Tschudi, der Priester und Glarnerische Geschichtschreiber, mit seinem gleichgesinnten Helfer Jakob Heer, es am angemessensten fand, in der einen Gemeinde die evangelische Predigt, in der andern die Messe zu halten, um wo möglich allen alles zu sein; ein Benehmen, das verschieden ist beurtheilt worden, indem die einen Lauheit, die andern einen schönen Zug der wahren über die Parteien sich erhebenden Toleranz darin haben erkennen wollen. Am besten dürfte es sein, über das Gewissen anderer alles voreiligen Urtheilens sich zu enthalten, besonders in einer schweren Zeit.

Was nun aber den Zustand der Eidgenossenschaft im Allgemeinen betrifft, so finden wir hier noch früher als in Deutschland die Ausbrüche offenbarer Feindseligkeiten und die Anfänge zu einem allgemeinen Religionskriege. Die Disputation zu Baden kann als der Zeitpunct angesehen werden, von wo die Trennung der Gemüther eine unheilbare wird. Von jetzt an werden gegenseitige Verunglimpfungen in Schmähschriften ins Große getrieben, woran besonders der pöbelhafte Thomas Murner lebhaften Antheil nahm. Doch bei den schriftlichen Schmähungen, bei Spottbildern und Schimpfnamen, bei gemalten Galgen und Verbrennen in effigie blieb es nicht; auch nicht bei Raufereien und Schlägereien, die häufig zwischen den Alt- und Neugläubigen im Lande vorfielen; sondern auf eine weit bedenklichere Weise fingen die plumpen Späße an, sich in den bittersten Ernst zu verwandeln. Wo die erhitzten Gegner eines Ketzers habhaft werden konnten, da sollte dieser es an Leib und Leben büßen. Wie der unglückliche Schuster Hottinger nach seiner Vertreibung aus Zürich mit dem Kopfe büßte, ist schon früher erzählt. Ebenso ward zu Luzern Heinrich Meßberg ertränkt, weil er wider Mönche und Nonnen geredet; Hans Nagel ward wegen Ausbreitung Zwingli'scher Lehre lebendig verbrannt, und dasselbe Schicksal traf den Wiedertäufer Hans Krüsi. Am empörendsten aber war die That, welche an Jakob Kaiser, genannt Schlosser, von den Bewohnern des Landes

Schwyz verübt wurde. Er war von Uznach gebürtig, Pfarrer in Schwerzenbach im Kantone Zürich, und Familienvater. Unlängst zum Pfarrer nach Oberkirch im Gasterlande erwählt, wanderte er bisweilen hinauf, um zu predigen, da er die Pfarrei noch nicht förmlich beziehen konnte. Plötzlich wurde er einst auf einer solchen apostolischen Wanderung in einem Gehölz bei Uznach überfallen, vor die Landesgemeinde zu Schwyz gestellt, und ohne Weiteres zum Scheiterhaufen verurtheilt, auf dem er unter muthigem Bekenntniß der Wahrheit sein Leben endete. Vergebens hatten sich Zürich und Glarus für den Gefangenen verwendet. Mit Hohn wurden sie zurückgewiesen. Solche Vorfälle erhöhten die Erbitterung und schürten die Flamme des Religionshasses an. Zwei Parteien stehen sich jetzt in offener Fehde gegenüber. Die fünf Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, an welche sich Freiburg und Solothurn zum Theil anschließen, bilden einen Schutz- und Trutzverein für den alten Glauben, wozu sie auch Oestreich durch Unterhändler einluden*). Ihnen gegenüber treten die evangelisch Gesinnten in sogenannte Burgrechte zusammen. Ein solches Burgrecht hatte zuerst Zürich mit Constanz aufgerichtet, welche Stadt damals, obwohl der Sitz des Bischofs, viele Anhänger des reformirten Glaubens zählte, unter ihnen die evangelischen Prediger Ambrosius Blarer, Johann Zwick u. a. Bald traten Bern und St. Gallen bei; Basel, das schon früher dazu war aufgefordert worden, nahm es erst dann an, als die Reformation in seinem Innern vollends gesiegt hatte; worauf sich denn auch Biel und Mühlhausen anschlossen. Solche Sonderbünde in der Eidgenossenschaft deuteten auf nichts Gutes. — Von beiden Seiten beklagte man sich über Treulosigkeit am Bunde. Immer drohender wurde die Stellung, welche die Eidgenossen wider einander annahmen. In dieser kritischen Lage der Dinge sehen wir Zwingli eine andere Parthie ergreifen, als Luther in Deutschland. Wenn dieser, treu dem Grundsatze, daß in Glaubenssachen nur das Wort entscheiden müsse, von jedem Schritt der Gewalt abmahnte, und sogar die Selbstvertheidigung nur in beschränktem Sinne zuließ: so war es hier Zwingli, der zu energischen Maaßregeln die Regierung und das Zürchische Volk hintrieb, der selbst den Plan

*) Ueber die Conferenzen in Feldkirch und Waldshut vergl. Hottinger a. a. O. S. 225 ff.

zu einer Schlacht zeichnete und sich mit in die Reihen stellte, als der Kampf losbrach.

Diese Verschiedenheit läßt sich zum Theil aus den äußern Umständen erklären. Luther sah in der Waffenerhebung für den protestantischen Glauben zugleich eine Empörung gegen den Kaiser und das Reich: und davor schauderte er zurück, weil ihm ausgemacht war, daß jede Empörung gegen gesetzliche Obrigkeit wider Gott sei. Zwingli konnte in dem durch die Religionsspaltung hervorgerufenen Bürgerkrieg zwar immerhin ein großes, aber unvermeidliches Unglück des Landes sehen, nicht aber war es ihm Rebellion; denn wenn auch Verletzung des Bundes den Reformirten Schuld gegeben wurde, so konnte diese Schuld ebenso gut auf die zurückgewälzt werden, welche bei Oestreich Hülfe suchten. Und waren denn nicht schon längst die fremden Bündnisse, die Jahrgelder, das Reislaufen, wogegen Zwingli eiferte, Dinge, welche der ursprünglichen Idee der Eidgenossenschaft zuwider, ja ein Verrath am Vaterlande waren? Die reformirten Orte der Schweiz standen als Republicaner in einer andern Stellung zur Eidgenossenschaft, als das Kurfürstenthum Sachsen zum deutschen Reich und zum Kaiser.

Doch will mir fast scheinen, als würde auch unter entgegengesetzten Verhältnissen Zwingli, seiner ganzen geistigen Richtung nach, schneller zu äußerer Abhülfe entschieden gewesen sein, als Luther. Wäre er an dessen Stelle in Deutschland gewesen, sicherlich hätte der Landgraf Philipp von Hessen an ihm nicht den Widerstand gefunden wie an Luthern, während vielleicht dieser auch mitten in der Lage, in der sich die Schweiz befand, die Hand vom Schwerte zurückgezogen und noch einmal versucht hätte, abzuwarten, wie viel die Kraft des Worts und Gebets vermöge in einer von Gott verhängten schweren Zeit. Nicht als ob deßhalb Zwingli der Vorwurf treffen soll, er habe Fleisch zu seinem Arm gemacht, noch Luthern der, er habe vor dem Kampfe sich gefürchtet. Jeder handelte hier eben nach seiner Ueberzeugung und nach der Weise, die ihm „jener Sängermeister im Herzen" eingab, von dem wir früher gehört haben. In Zwingli zeigt sich uns eben auch hier mehr die verständig berechnende, zur augenblicklichen That hintreibende, praktische Tugend, die im Vertrauen auf Gott die Verantwortung über sich nimmt für das, was die eigene Kraft zu leisten sich erkühnt, wenn sie, vom Gefühl des Rechts und von sittlicher Begeisterung getragen, hin=

gerissen wird in einen sichtbaren Kampf. In Luthers Wesen dagegen verklärt sich uns der im Stillen kräftige, hingebende Glaube, der im schuldlosen Leiden, im geduldigen Tragen des Kreuzes, im Kampfe gegen eine unsichtbare Welt der bösen Geister, unter tausend Anfechtungen nach einem großen Ziele sich sehnt, das über alle Berechnungen des Menschenverstandes hinausliegt, und das nur für den Bedeutung hat, der als Märtyrer für die himmlischen Güter, und um ihrer selbst willen schon, zu leben und zu sterben weiß.

Ins Schlachtfeld zu gehen für des Herrn Sache, schien Luthern gewagt, während er mit einem Huß getrost auf den Scheiterhaufen gestiegen wäre, ja mit seinem Meister sich ans Kreuz hätte schlagen lassen. Da aber einem solchen Märtyrertode sich Zwingli ebenfalls schwerlich entzogen haben würde, so mag auch sein Greifen zum Schwerte aus einem höhern, als dem gewöhnlichen Gesichtspuncte, beurtheilt werden. Lag ihm doch überhaupt auch zugleich das Politische näher am Herzen als Luthern, und in dieser doppelten Stellung eines Kämpfers für Gott und Vaterland ruft er uns jene frühern Bilder eines Josua und Gideon hervor, wenn wir gleich zugeben müssen, daß in der Oekonomie des neuen Bundes eine andere Weise des Kampfes gelten soll, als in der des alten.

Zwingli glaubte nun einmal, daß der Krieg das einzige Mittel sei, dem Vaterlande aus dem Zustande der Schmach zu helfen. „Der Friede," schrieb er an seine warnenden Freunde zu Bern *), „dem viele „jetzt so sehr noch das Wort reden, ist Krieg; der Krieg, den ich „wünsche, ist Friede. Es ist keine Sicherheit weder für die Wahrheit „noch ihre Verehrer mehr möglich, wenn nicht die Grundpfeiler der Ge„waltherrschaft niedergestürzt werden. Verlieret, weil ich dieß sagen muß, „nicht das Vertrauen auf mich; mit Gottes Hülfe werde ich dessen wür„dig bleiben." Freilich muß es uns leid thun, ihn, den Boten des Friedens, den Diener des Evangeliums, da noch auf dem Kriege bestehen zu sehen, wo alle andern zum Frieden die Hand boten. Wenn aber fast in jedem kräftigen Leben irgend ein harter Stein des Anstoßes sich findet, über den hinwegzukommen alle Versuche vergebens sind; wenn wir bei Luthern eine solche scharfe Ecke gefunden haben im Abendmahls-

*) Vergl. Hottinger a. a. O. S. 244.

streite, warum wollen wir nicht auch an Zwingli eine Schroffheit ertragen, die vielleicht sogar nothwendig war in Verhältnissen, die wir nicht genugsam kennen? Nicht immer sind ja die, welche zum Frieden reden in verhängnißvollen Zeiten, die wahren Freunde des Vaterlandes; und wenn sie es auch sind, so sind es die andern nicht minder, welche nicht aus Kriegslust, sondern aus männlicher, ernster Ueberzeugung zum Kampfe stimmen. Da kann selbst der Diener des Evangeliums, zumal wenn er für seine Person dem Kampfe sich nicht entzieht, zu scheinbar Hartem rathen, wenn es gilt, sein Gewissen zu retten vor den Vorwürfen schnöder Menschenfurcht. — Ob eine solche Härte, ein solches Aeußerstes damals nothwendig gewesen? wage ich nicht zu entscheiden. Der Erfolg hat freilich gezeigt, daß die Sache des Evangeliums dadurch nichts gewonnen hat. Aber auch aus dem äußern Erfolg läßt sich nicht immer urtheilen. Und gesetzt auch, Zwingli habe sich geirrt in Ergreifung der Mittel, soll aus dem Erfolg, der allein in Gottes Hand steht, auf die Gesinnung geschlossen werden? Das sei ferne!

Doch wir wollen der Geschichte selbst nicht vorgreifen. Vernehmen wir den Gang der Dinge.

Die grausame Hinrichtung des widerrechtlich gefangenen Kaiser hatte zuerst die allgemeine Erbitterung gegen die fünf Orte rege gemacht. Streitigkeiten wegen des Abts von St. Gallen u. a. kamen hinzu. Mit gegenseitigem Sperren und Abschneiden der Zufuhr von Lebensmitteln begannen die Feindseligkeiten. Endlich kam es zu Rüstungen von beiden Seiten. Zürich zeigte sich zuerst schlagfertig; Bremgarten und Muri wurden besetzt, und Truppen in das Gasterland und Rheinthal gelegt. Bern, obwohl aufgebracht gegen die Unterwaldner, welche den rebellischen Oberhaslithalern Hülfe geleistet hatten, suchte dennoch den Frieden zu vermitteln; doch sandte auch dieses, da es die Rüstungen der Gegner sah, gleich Basel, St. Gallen und Mühlhausen, seine Hülfstruppen. Auch die fünf Orte waren ihrerseits nicht unthätig geblieben. Während Schwyz, Uri, Unterwalden sich am Brünig zusammenzogen gegen die Berner, brach das Panner von Luzern unter Schultheiß Hug gen Muri auf. Die Züricher hatten in Kappel ihr Hauptlager. Zwingli war nicht blos als Feldprediger, wie Bullinger angiebt und wie nach ihm die gewöhnliche Meinung ist, sondern nach den Nachrichten der Augenzeugen als Bewaffneter mit unter den Kriegern. Feldprediger

war der friedliche Comthur Schmidt von Küßnacht. Eine gleichzeitige Chronik von Bernhard Weiß*) sagt: „Meister Conrad Schmid war „bestellt zu predigen im Feld; denn man wollt' Meister Ulr. Zwingli „nicht in den Krieg lassen, dann er großen Aufsatz hatte; aber wollt' „nicht bleiben, sondern saß auf ein Roß und führte eine hübsche Helpar= „ten auf der Achseln"**). An 30000 Mann mochten sich im Ganzen gegenüberstehen, als von beiden Seiten alles beisammen war; doch ohne noch den Zuzug der Uebrigen abzuwarten, sandte Zürich durch einen Trompeter den Absagebrief an die fünf Orte. Schon ward die Vorhut beordert, doch waren die Grenzen noch nicht überschritten. Da kam von Baar die Anhöhe herauf Landamman Aebli von Glarus, ein allgemein geachteter Mann von alteidgenössischem Sinne, den fremden Jahrgeldern abhold. Der redete mit ungeheuchelter, inniger Bewegung des Herzens und unter Thränen zum Frieden. Wohl seien, sprach er, die Kämpfer von beiden Seiten gerüstet. Sollte aber nicht noch ein Friede möglich sein zwischen denen, die so oft Leib und Blut zusammengesetzt? „Biedere, liebe Herren von Zürich, um Gottes Willen verhütet „die Zertrennung, den Untergang der alten Eidgenossenschaft!"

Schon ward beschlossen, mit dem Angriff zu warten und neue Verhaltungsbefehle einzuholen, als Zwingli dem Landamman harte Vorwürfe machte: „Gevatter Amman, du wirst Gott müssen Rechen= „schaft geben für diese Vermittlung. Dieweil die Feinde im Sack und „ungerüstet sind, geben sie gute Worte, da glaubst du ihnen. Aber wenn „sie gerüstet sind, da werden sie unser nicht schonen." Aber Aebli antwortete getrost: „Lieber Ulrich! ich traue Gott, es soll alles noch gut „werden." Wirklich wurden nun Schritte zur Einleitung des Friedens gethan, und Aarau zu dem Orte der Zusammenkunft bestimmt. Zwingli schüttelte dazu den Kopf. „Um Gottes Willen," schrieb er nach Zürich, „laßt euch nicht wankend machen, auch durch Thränen nicht, gnädige „Herren! Von euern männlichen Entschlüssen hängt all unser künftiges „Wohlergehn ab!" So groß die Erbitterung von beiden Seiten war,

*) Bei Hottinger a. a. O. S. 251. Anm. 34.

**) Unter anderm beschreibt auch der öfter genannte Thomas Plater diesen Feldzug als Augenzeuge. Er hatte seinem Seilermeister Stähelin als Schildknappe gedient und ihm den Harnisch nachgetragen, von da an aber auch das alte Verhältniß zu seinem Meister und dem Seilerhandwerk aufgegeben.

so sehr zeigte sich unter dem Volke der Eidgenossen selbst ein Rest alter Traulichkeit, der sich in einzelnen sprechenden Zügen zu erkennen gab.

Streng war es jeder Partei untersagt, die Grenze zu überschreiten während des eingetretenen Waffenstillstandes. Da traten denn oft die Vorposten zu nachbarlichem Gespräch und friedlichen Scherzen zusammen. Einst stellten einige von den fünf Orten ein großes Gefäß mit Milch mitten auf die Grenzmarke und riefen den Zürichern zu: Wir haben wohl Milch, aber nichts darein zu brocken. Da liefen „etlich redliche Gesellen" der Züricher hinzu mit Brot und brockten ein. Jeder lag dann auf seinem Erdreich und aß mit aus der gemeinsamen Schüssel. Griff dann einer über die Mitte der Schüssel, so schlug ihn der andere mit dem Löffel zum Scherz auf die Finger, und mahnte ihn, die Grenze nicht zu überschreiten. Der Anblick dieses treuherzigen Scherzens Einzelner mitten in der heißesten Gluth der Leidenschaften, welche das Ganze bewegte, rührte den fremden Zuschauer dergestalt, daß Jakob Sturm, Stadtmeister von Straßburg, der unter den Schiedsrichtern war, den schönen Ausspruch that: „Ihr Eidgenossen seid wunderliche Leute! wenn ihr schon uneins seid, so seid ihr doch eins und vergeßt der alten Freundschaft nicht!"

Das Vermittlungsgeschäft wurde nun in Aarau, und dann, um den Parteien näher zu sein, in Steinhausen im Zuger Gebiet vorgenommen, und ein Landfriede*) zuwege gebracht, den 26. Juli 1529. Freie Verkündung des Evangeliums, Aufhebung des Bündnisses mit Ferdinand von Oestreich, Abschaffung der Jahrgelder, und Einstellung der gegenseitigen Schmähungen waren die Hauptgegenstände des Vertrags. Bern, das nur ungern zum Kriege sich hatte bewegen lassen, verhehlte seine Freude nicht an dem zu Stande gekommenen Frieden. Aber auch Zürich ordnete Festivitäten auf den Zünften und ein Freudenschießen auf dem Lindenhof an**). Allgemeiner Jubel schien an die Stelle des Kriegsgeschreies getreten zu sein. Doch mitten unter diesem Jubel ging Zwingli mit ernster Miene umher und schaute düster in die Zukunft.

---

*) Siehe die Urkunde davon in Eschers und Hottingers Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde. 1. Bd. Zürich 1827.

**) Siehe die Beschreibung davon bei Thomas Plater.

„Herr! Herr!" rief er aus, „hebe nun selbst den Wagen!" Und so schwer es ihm auch fallen mochte, als Unglücksprophet aufzutreten, konnte er sich doch nicht enthalten, auf der Kanzel die Besorgnisse auszusprechen: „der Friede würde bringen, daß man über kurz oder lang die Hände „über dem Kopf werde zusammenschlagen müssen." In der That währte der Friede nicht lange, und Zwingli selbst ward das Opfer seines Eifers. Ehe wir indessen den neuen Ausbruch des Krieges erzählen und dessen trauriges Ende, fassen wir jetzt einen Streit anderer Art ins Auge, der fast um eben diese Zeit seine Vermittlung suchte, ohne sie zu finden.

Wir haben nämlich, wie Sie sich aus der ehevorigen Vorlesung erinnern werden, die allgemeine und deutsche Reformationsgeschichte bis dahin fortgeführt, wo sich ebenfalls die beiden Parteien in feindlicher Stellung durch Bündnisse gegenüberstanden. Wir haben gesehen, wie sehr es dem Landgrafen Philipp von Hessen daran gelegen war, sämmtliche Protestanten in eine kräftige Macht zu verbinden, welche im Nothfall es mit den Katholiken aufnehmen könnte. Wir haben aber zugleich gesehen, wie Luther große Bedenklichkeiten dagegen hegte, und wie namentlich der noch immer fortdauernde Sacramentsstreit ein Haupthinderniß in den Weg legte. Auch dieses Hinderniß suchte der thätige Landgraf zu heben. In Marburg sollten, wie schon bemerkt ist, die Streiter beider Parteien zusammentreten; und zwar wurde die Vorsorge getroffen, daß nicht gleich die Heftigsten von jeder Partei an einander kamen, sondern mit dem hitzigen Luther sollte der gemäßigtere Oekolampad, und mit dem derbern Zwingli der sanfte Melanchthon disputiren. Im October 1529 fand das Gespräch statt. Zwingli war in Gesellschaft des Professors R. Collin und eines Rathsgliedes heimlich abgereist; selbst zu seiner Gemahlin redete er beim Scheiden nur von einer Reise nach Basel. In Basel, wo er eine Gastpredigt hielt, holte er seinen Freund Oekolampad ab, den ebenfalls ein Rathsherr (U. Frei) begleitete. In Straßburg gesellten sich noch Bucer und Hedio zu ihnen. Sie reisten unter landgräflich hessischer Bedeckung. Von Lutherischer Seite langten, nachdem die Reformirten Tags zuvor angekommen, mit Luther an: Melanchthon, Justus Jonas, Osiander, Brenz und Agricola. Oekolampad empfing Luthern mit freundlicher Herzlichkeit. Aber sowie es zur Disputation kam, zeigte sich die Unmöglichkeit einer Verständigung über den streitigen Punct des Abend-

mahls. Luther hatte die Worte „das ist" (ἐστί) mit großen Buchstaben vor sich hin auf den Tisch geschrieben, er hatte seine Seele gleichsam in diesen Buchstaben wie in einer Bannformel gefangen, aus der er nicht mehr herauskonnte. Mochte Oekolampad noch so sehr auf andere Stellen des Evangeliums sich berufen, wie auf die: „der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze"; mochte Zwingli mit thränendem Auge die Hand zum Frieden bieten: Luther blieb unbeweglich. Vergebens hatte man ihm ja schon früher vorgestellt, wie er um der Liebe willen nachgeben sollte. Er erkannte keine Liebe, als die Liebe aus dem Glauben. Wo aber nicht der rechte Glaube sei, da helfe auch die Liebe nichts. „Das ist eine verfluchte Liebe", meinte er *), „die „mir erst Vater, Mutter, Kind erwürgt, und dann sagt: Habt Friede, „lieben Freunde, wir wollen uns lieb haben, die Sache ist nicht so groß, „daß wir darum sollten uneins werden." So wichtig war Luthern die Sache. Ihm war sein Theuerstes geraubt, Weib und Kind war ihm gleichsam gemordet, sein Augapfel angetastet, wenn der Glaube angegriffen war. Die Gesinnung ist schön; nur irrte er darin, worin so oft die Strenggläubigen irren, wenn sie Andersdenkende lieblos beurtheilen, daß er den Glauben mit der Glaubens*meinung*, mit der *wissenschaftlichen Ansicht über den Glauben*, die *Religion* mit der *Dogmatik* verwechselte. Allerdings kennt das Christenthum keine andere Liebe, als die aus dem Glauben hervorgeht, aus der innigen, religiösen Ueberzeugung und Stimmung des Gemüthes. Aber dieser lebendig machende Glaube, der in der Liebe thätig ist, und der auch in Luthern so schön und kräftig sich offenbarte, ist nicht an einen Buchstaben gebunden, sondern waltet als eine von des Himmels Gnade geschenkte Gotteskraft im Gemüthe. Und *dieser* Glaube war ja in Zwingli und Oekolampad ebenso mächtig, als in Luther und Melanchthon. Aber es ist nun einmal so, daß oft die, welche dem Herzen nach sich näher stehen als sie glauben, nicht hinüberzukommen vermögen über den dogmatischen Zaun, der sich ihnen mit seinen dornichten Hecken und spitzen Stäben in den Weg stellt. Und so war es auch hier. Wohl reichten sie sich endlich über den Zaun hinüber so weit die Hände, daß sie sich gelobten, sich friedlich zu halten, so weit

*) Siehe dessen Schrift: Das große Bekenntniß.

ihr Gewissen es ihnen gestatte. Aber zur freundschaftlichen, herzlichen Umarmung kam es nicht. Man schied kalt und unbefriedigt.

Ein sonderbares Mißverständniß hatte unter anderm Luthern gegen Zwingli noch mehr erbittert. Zwingli hielt ihm die Stelle Joh. VI. vor, welche gegen den fleischlichen Genuß des Leibes Christi spricht, und sagte: „Die Stelle, Herr Doctor, bricht euch den Hals.“ Luther nahm dieß wörtlich und meinte, Zwingli stehe ihm nach dem Leben, und rede im Ernst vom Hälsebrechen; bis dieser endlich sich erklärte, es sei dieß nur eine schweizerische Redensart.

Vergebens hatte also der Landgraf Philipp Kosten und Mühe aufgewendet. An ein Bündniß mit den Schweizern war nicht mehr zu denken. Aber nicht nur gegen die Aufnahme der Schweizer, sondern auch gegen jedes bewaffnete Zusammentreten der deutschen Protestanten erregte Luther fortwährend Widerspruch, ganz entgegengesetzt dem eben erst beobachteten Verfahren Zwingli's in der Schweiz. Er erklärte sich gegen den Kurfürsten von Sachsen, er wolle lieber zehnmal todt sein, denn ein solch Gewissen haben, daß das Evangelium sollte eine Ursache gewesen sein einiges Bluts oder Schadens, weil die Evangelischen sollen die sein, die da leiden, und nicht die, die sich rächen. Der Christ müsse sein Kreuz tragen, und mit Flehen und Beten werde er mehr ausrichten als mit Trotz. „Es will sich keine Wege ziemen, daß sich jemand der „Obrigkeit widersetze, und ein Christ soll von ihr selbst Gewalt und „Unrecht leiden.“ Nicht mit dem S c h w e r t e, mit dem W o r t e soll man sich vertheidigen in Sachen des Glaubens, daran hielt Luther fest; und er that wohl daran. — Zu dieser Vertheidigung durch das Wort wurde nun auch alle Anstalt getroffen. Schon auf dem Convent der Protestanten zu Schwabach hatte man sich über die Glaubensartikel vereinigt, die man zur Schutzwehr gegen die von der Gegenpartei ausgehenden Beschuldigungen des Unglaubens aufwerfen wollte. Diese Schwabacher Artikel sollten nun durchgesehen, verbessert und in ein klar zu überschauendes Ganze gebracht werden. Melanchthon, der ruhige Denker, der umsichtige, friedliche Theolog, unterzog sich diesem Geschäft. — Unter der Zeit wurden die Anstalten zu dem allgemeinen Reichstag getroffen, der nach A u g s b u r g ausgeschrieben war, und der im Juni **1530** daselbst eröffnet wurde. Jetzt war die Zeit der offenen Verantwortung gekommen; jetzt wollte man frei und offen heraustreten mit

dem Bekenntniß; jetzt sollte sich's entscheiden, ob die Freunde der Reform Feinde des Christenthums seien, oder nicht vielmehr seine warmen Vertheidiger, seine entschlossenen Verfechter.

Einer ausführlichen Beschreibung der Förmlichkeiten dieses Reichstages werden Sie mich überheben*). Lange ließ der Kaiser auf sich warten, und schon vor seiner Ankunft erhoben sich Rangstreitigkeiten. Prachtvoll war der Einzug. Die Protestanten weigerten sich standhaft, der üblichen Procession beizuwohnen, weil sie gegen ihr Gewissen sei**). Bei der Messe waren sie gegenwärtig. Noch mehr, als hier, gab sich die Spaltung in den Sitzungen zu erkennen. Der Türkenkrieg und die Religionsangelegenheiten waren die beiden Hauptgegenstände der Berathung. Luther, der als Geächteter nicht wohl auf dem Reichstage erscheinen durfte, war auf Geheiß des Kurfürsten in Coburg zurückgeblieben, machte aber von da aus seine Glossen über denselben, indem er aus seinem Fenster den Dohlen und Krähen auf dem Felde zusah und ihre Verhandlnngen mit denen des Reichstages verglich***). Er unterhielt indessen einen lebhaften Briefwechsel mit den Freunden, besonders mit Melanchthon. Dieser hatte die in Schwabach vorgelegten Glaubensartikel einer gründlichen Ueberarbeitung unterworfen. Camerarius, sein Lebensbeschreiber, erzählt, wie er ihn oft gesehen habe unter Thränen und Gebet daran arbeiten. Als die Schrift fertig war, sandte er sie Luthern zur Prüfung, der sie in allem billigte und in Beziehung auf den darin herrschenden milden Ton sich äußerte, daß er so sanft und leise nicht treten könne. Nachdem so alle mögliche Mühe auf die Ausarbeitung dieser Confession war verwendet worden, ward sie nicht nur von den Theologen, sondern als ein eigentliches diplomatisches Acten=

---

*) Siehe die Geschichte von Rotermund u. A.

**) Der Markgraf von Brandenburg erklärte, er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen; worauf der Kaiser in seinem Niederdeutsch antwortete: Löwer Fürst, nit Kop ab!

***) Vergl. die Briefe aus dieser Zeit bei de Wette Bd. IV. V. Anf. — Der Aufenthalt Luthers in Coburg hat übrigens viel Aehnliches mit dem auf der Wartburg. Auch hier hatte er mit schweren Anfechtungen zu kämpfen. Hier erfuhr er den Tod seines Vaters (vergl. Vorl. 19). Aber auch hier stärkte er sich im Gebete. Alle Wände seines Gemaches beschrieb er mit Bibelsprüchen. Hier dichtete er, ein würdiges Seitenstück zu Melanchthons Confession und zu seiner Bibelübersetzung auf der Wartburg, das classische Lied: „Eine veste Burg ist unser Gott.“

stück von folgenden Fürsten und Städten unterschrieben: von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt*), und den Reichsstädten Nürnberg und Reutlingen, wozu dann noch während des Reichstages selbst Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weissenburg, und in der Folge noch mehrere andere Städte traten. Die Vorlesung derselben geschah in dem bischöflichen Hofe von Augsburg, in der Kapelle des Kaisers, den Sonnabend nach Joh. Bapt. (25. Juni) 1530. Kanzler Brück hatte das lateinische, Kanzler Baier das deutsche Exemplar in Händen, welches letztere laut verlesen ward. Zwei Stunden dauerte der Vortrag. Alles war gespannt. Der Kanzler las mit so vernehmlicher Stimme, und in der Kapelle selbst herrschte eine solche Stille, daß die Menge Volks, die auf dem Schloßhofe versammelt war, jedes Wort verstehen konnte. Den Inhalt übergehe ich einstweilen, da ich mir es für die nächste Stunde vorbehalte, Ihnen die Lehre der Protestanten überhaupt, wie sie in der Augsburger Confession zwar vorzugsweise, wie sie aber auch in verwandten Schriften enthalten ist, in einer eigenen Zusammenstellung mitzutheilen. Ich bemerke hier nur, daß sowohl die Lehren, worin die Protestanten mit der alten Kirche übereinstimmten, als die, worin sie von ihr abwichen, klar ins Licht gesetzt und die Hauptgrundsätze des neuen dogmatischen Systems entwickelt wurden, damit jedermann wüßte, wie man mit ihnen dran wäre. Bald nach Uebergabe dieser Confession machten sich einige katholische Theologen, Doctor Eck an ihrer Spitze, an die Widerlegung derselben (Confutatio); und auch d i e s e wurde den

*) Als Wolfgang die Feder zur Hand nahm, sagte er: „Ich habe manchen „schönen Ritt andern zu Gefallen gethan, warum soll ich denn nicht, wenn es „vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und Gehor„sam mein Pferd satteln, und mit Darsetzung meines Leibes und Lebens zu dem „ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?" — Auch der Kurfürst von Sachsen zeigte sich muthig. Als seine Theologen ihm erklärten, sie würden, falls er Bedenken trüge, auf ihrer Seite zu bleiben, sich allein vor den Kaiser stellen, gab er ihnen zur Antwort: „Das wolle Gott nicht, daß ihr mich ausschließet, ich will Christum auch mit bekennen." Sein Kurhut und Hermelin, erklärte er fernerhin, hätten für ihn den Werth nicht, welchen das Kreuz Jesu habe; denn jene blieben in der Welt, dieses aber begleite ihn zu den Sternen. Von da an erhielt Johann den Namen des Beständigen, des Bekenners. Vergl. R o t e r m u n d a. a. O. S. 75, nach **Säubert**, **de miraculis A. C. p. 378.**

3. August vorgelesen, worauf Melanchthon eine Vertheidigung der Augsburger Confession (Apologie) folgen ließ, die er, ohne das Exemplar der Gegner in Händen zu haben, das ihm verweigert wurde, aus dem Gedächtniß dessen, was er angehört, niederschrieb; doch wollte der Kaiser die Vorlesung davon nicht mehr gestatten.

Da nun die Schweizer und die, welche in Hinsicht auf die Lehre vom Abendmahl es mit ihnen hielten, nicht mitbegriffen waren unter den Bekennern der Augsburger Confession, so sahen sie sich zu besondern Eingaben an den Kaiser genöthigt. Zwingli schickte ein eigenes Bekenntniß (Confessio fidei ad Car. V.); und die vier oberdeutschen Städte Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau, welche, vorzüglich durch die Theologen Bucer, Hedio und Capito geleitet, einen Mittelweg versuchten zwischen der Zwingli'schen und Lutherischen Ansicht, gaben wieder eine besondere Confession ein unter dem Namen der Tetrapolitana. Doch wurden diese Schriften dem Reichstage nicht vorgelegt. Noch wurden größere und kleinere Ausschüsse gebildet, um Unterhandlungen zu pflegen; aber auch hier zerschlug sich alles wieder.

Den 22. Sept. erfolgte endlich der Reichsabschied, nach welchem alles in Religionssachen auf dem alten Fuße bleiben, den Protestanten aber vergönnt sein sollte, sich bis den 15. April des folgenden Jahres zu bedenken, ob sie sich über die streitigen Artikel vergleichen wollten, oder nicht. Bis zu dieser Zeit sollten sie sich ruhig verhalten, in ihren Gebieten nichts über Glaubenssachen drucken oder verkaufen lassen, keinen zu ihrem Glauben hinüberziehen, dagegen die Altgläubigen ungestört lassen bei der Ausübung ihrer Religion. Endlich sollten sie sich mit dem Kaiser und Reich verbinden zur Verfolgung der Wiedertäufer und der Sacramentirer.

Schon früher hatten mehrere protestantische Stände, unzufrieden mit dem Gange der Verhandlungen, Augsburg verlassen, unter ihnen Philipp von Hessen. Jetzt waren die Protestanten vollends unzufrieden; und weit entfernt, daß durch den Augsburger Reichstag die Gemüther einander wären genähert worden, wurde die Trennung der deutschen Christenheit in eine protestantische und katholische nun vollendet.

Von da an beginnt denn auch eine neue Epoche in der Reforma=

tionsgeschichte, die wenigstens ebensoviel in die politische, als in die Kirchen- und Reformationsgeschichte einschlägt, und der wir, da wir von jetzt an nur auf das Wesentlichste uns zu beschränken haben, blos einen flüchtigen Blick werden schenken können*).

*) Leser, die sich hierüber gründlicher unterrichten wollen, verweise ich auf die zwei letzten Bände von M a r h e i n e k e und auf R a n k e.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Die protestantische Lehre, der protestantische Cultus und die Kirchenverfassung.

Das eigentliche Wesen des Protestantismus, den innern Kern der Reformation, kennen zu lernen, wie er sich in der Lehre darstellt, und von da aus im Cultus und in der Verfassung, ist unsere heutige Aufgabe. Wir sind dazu durch den Gang unserer Erzählung selbst berechtigt und aufgefordert*).

Wir haben am Schlusse der vorigen Stunde gesehen, wie die Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 ihre öffentlichen Bekenntnißschriften einreichten, die Lutheraner nämlich die Augsburgische Confession, und die, welche, welche in dem Puncte vom Abendmahle anders dachten, ihre besondern Confessionen**). In diesen Bekenntnißschriften, zu welchen in der Folge noch mehrere andere traten, deren Geschichte wir hier nicht verfolgen können***), finden

*) Vom theologisch-wissenschaftlichen Standpuncte aus ist diese Parthie in neuester Zeit ausführlich durchgearbeitet worden von Dr. Schenkel, das Wesen des Protestantismus, in 3 Bänden. Schafhausen 1846—51. Daß unsere Darstellung mehr in Umrissen sich hält und so auch die dogmatischen Begriffsbestimmungen minder scharf hervortreten, wird bei jedem Verständigen seine Erklärung finden in dem populären Zweck dieser Vorlesungen.

**) So die vier Städte Straßburg, Memmingen, Lindau und Constanz (Tetrapolitana); so Zwingli: Ad Carol. V. fidei ratio; s. oben.

***) Zu den Lutherischen Symbolen kam noch die Apologie der Confession, die Schmalkaldischen Artikel, der große und kleine Katechismus Luthers, die Concordienformel. Von den reformirten Symbolen sind die wichtigsten: die erste Basler und die zweite helvetische Confession, die gallische, belgische, anglikanische, schottische, und der Heidelberger Katechismus.

wir nun die dogmatischen Grundsätze der neuern Kirchenparteien dermaßen ausgesprochen, daß wir aus ihnen uns am ehesten das Charakteristische und Unterscheidende der protestantischen Lehre zusammenstellen und uns von da aus einen Blick in das innerste Wesen des Protestantismus verschaffen können.

Ich werde demnach mit Rücksicht auf diese Schriften, doch in freierer Form, mich bemühen, Ihnen das protestantische Lehrgebäude in seinen verschiedenen Verzweigungen vor Augen zu stellen.

Ich habe schon öfter bemerkt, wie es keineswegs die Absicht des Protestantismus war, eine neue Religion einzuführen oder die alte über den Haufen zu werfen, sondern nur das ursprüngliche Christenthum in seiner Reinheit wiederherzustellen. Daran kann nie genug erinnert werden. Um nun dieß zu können, gingen die Reformatoren in allem auf die Bibel zurück, welche sie als die einzige lautere Quelle der Religion verehrten. Nicht also etwa eine bloße Vernunftreligion, ein System eigener philosophischer Meinungen wollten die frommen Männer an die Stelle der positiven, historischen Religion des Christenthums setzen. Vielmehr hielten sie an diesem historischen Grunde fest, gegenüber der radicalen Wiedertäuferpartei, welche ihre subjectiven Einfälle an die Stelle des göttlichen Wortes setzen wollte. Aber sie wollten klar schauen auf diesem historischen Grunde, der durch die Menschensatzungen einer willkührlichen Tradition fast unkenntlich geworden war. Sie räumten also alles das hinweg, was die freie Aussicht hemmte in die erste, apostolische Urzeit des Christenthums. Sie protestirten, der katholischen Kirche gegenüber, gegen das Ansehen der Ueberlieferung (Tradition). Sie wollten mit eigenen Augen sehen, sie wollten die heil. Schrift auslegen nicht nach herkömmlichen Meinungen der Kirche, sondern nach den gesunden und wieder neu erforschten Sprachgesetzen; und während die katholische Kirche bei ihrer fehlerhaften lateinischen Uebersetzung blieb, gingen die protestantischen Theologen zurück auf das Original, das allein entscheiden sollte. So stellt sich uns also die erste Unterscheidungslehre des Protestantismus und Katholicismus heraus, schon in Beziehung auf die Quelle der christlich-religiösen Erkenntniß, indem die Protestanten nur die Bibel anerkennen, und zwar die Bibel in der Grundsprache, die Katholiken aber neben der Bibel die Ueberlieferung hergehen lassen,

d. h. die hergebrachte Lehre der Kirche, wie sie durch die Väter und Concilien und zuletzt durch die Päpste festgestellt worden war.

Man kann nun allerdings nicht läugnen, daß auch die protestantische Kirche einigermaßen der Tradition ein Recht einräumte, inwiefern man die geschichtlichen Ueberlieferungen der ältesten Zeit auch mit unter diesem Namen begreifen will. Die Bibel selbst (ich meine hier vorzüglich die des N. T.), wie sie jetzt vor uns liegt, als eine in den ersten Jahrhunderten der Kirche allmählig entstandene Sammlung, verdankt ihr Ansehen zum Theil dem Glauben an die alten Zeugnisse der Väter; denn wir halten eben die Bücher für ächt, worüber die Zeugnisse übereinstimmen. Allein die protestantische Kirche hat sich darum auch immer das Recht vorbehalten, diese Zeugnisse fortwährend zu prüfen. Auch der Autorität dieser alten und ältesten Zeugnisse unterwirft sie sich nicht blind, sondern nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung. Wir haben daher schon früher gesehen, wie Luther selbst Zweifel gegen einige Bücher des N. T. in Anregung brachte*). Ich führte dieß damals keineswegs an, um diese Zweifel selbst in der Gestalt, in welcher Luther sie vorbrachte, gut zu heißen; ich glaube sogar, daß er sich dabei mehr von Stimmungen, als von rein wissenschaftlichen Gründen hat leiten lassen. Noch viel weniger führte ich sie an, um jemanden in seinem Glauben an die innere göttliche Wahrheit der Schrift irre zu machen, die ja auch dabei keine Gefahr leidet; sondern einzig darum, zu zeigen, wie das Recht der Untersuchung auch in diesem Stücke mit dem Wesen der protestantischen Theologie zusammenhängt. Und in dieser Hinsicht muß ich es noch einmal wiederholen; es ist dieß eben ein Hauptvorzug der protestantischen Gottesgelehrsamkeit vor der katholischen, daß ihr das Recht der Prüfung und Untersuchung unbenommen bleibt. Der Grund der protestantischen Theologie ist und bleibt die Bibel. Wer von ihr sich entfernt oder andern Quellen nachgeht, oder wer in sie Menschenlehre hineinträgt, oder ihre Wahrheiten verhehlt und bemäntelt, den erkennen wir nicht als einen protestantisch-evangelischen Lehrer, der mit uns auf demselben reinen biblischen Grunde der Reformation steht. Aber wohl halten wir den für einen solchen, und ihn allein des Namens eines protestantischen Theologen

*) Siehe Vorl. 12.

würdig, der mit eigenen Augen in der Bibel forscht, der über die Entstehung ihrer Bücher uns wissenschaftliche Rechenschaft zu geben, die Zweifel gründlich zu lösen, alles aus dem Grundtexte zu erklären und die Lehren der Bibel auf ihre ursprüngliche historische Bedeutung zurückzuführen weiß. Daher ist auch das Bibelstudium bei uns Protestanten um so ausgedehnter, daß es billig ein eigenes Menschenleben erfordert, das sich demselben weihe und hingebe mit aller Liebe und allem Ernste. Daher heißen unsere Geistlichen vorzüglich Diener des göttlichen Wortes. Wenn daher die protestantische Kirche, gegenüber der katholischen, das Bibellesen auch dem Laien gestattet, ja es ihm zur Pflicht macht, so kann auf der andern Seite doch nie ihre Meinung sein, die Laien zu Richtern zu setzen über die gelehrten Forschungen der Theologen. Allerdings hatten jene Basler Recht, als sie in ihrer Zuschrift an den Rath darauf hinwiesen, wie in Sachen des ewigen Heils der Glaube des Christen nicht abhängig sein dürfe von den Meinungen der Gelehrten*). Allerdings hat auch der Laie sich seinen Glauben selbstständig zu bilden aus der Schrift; und es ist dieß ein schönes Vorrecht des protestantischen Christen, das ihm niemand wird bestreiten wollen. Ja es ist etwas Schönes und Imposantes um diese Bibelfestigkeit des sogenannten gemeinen Mannes, mit der er getrost den Weisen der Welt entgegentritt, und in der er seine Nahrung findet, wenn jene oft bei allem Reichthum hungern. Wollte Gott, diese alte, ehrwürdige Bibelbildung wäre eine tüchtigere in unserm Volke, als sie es leider ist, wo so oft ein übertünchtes, oberflächliches Wesen die alte Kernweisheit aus der Stelle drängt, oder wo gar noch die Bibel benutzt wird, das Heilige vor den Ohren der Unheiligen gemein zu machen! Aber eben weil das ewige Heil der Christen nicht abhängig ist von den Meinungen der Gelehrten, so soll auch der ungelehrte Laie sich kein Urtheil anmaßen über Dinge, die dieses sein ewiges Heil zunächst nicht berühren. Er soll mit einfachem Herzen, mit bescheidenem Sinne die Schrift lesen, nicht um den Glauben anderer danach zu mustern, sondern sich und andere dadurch zu erbauen. Er soll nicht mit den Wiedertäufern und ähnlichen Secten dem Dunkeln nachgrübeln in der Schrift, sondern an das klare, an das deutlich geoffenbarte Wort sich halten. Er soll nicht ver-

---

*) Siehe Vorl. 20.

gessen, daß die evangelische Predigt es ist, welche das Wort erst recht befruchtet und verständlich macht, und so soll er ein Zutrauen haben zu den wissenschaftlich gebildeten Lehrern, die das Wort ihm erklären, die ihre Zeit und Kräfte darauf wenden, es zu erforschen, und die manchen Kampf mit Zweifeln zu bestehen haben, dessen er in seinem Stande überhoben ist. Dieses schöne Zutrauen, das den protestantischen Christen an seine Prediger knüpft, es ist etwas ganz anderes, als jener blinde Glaube an des Priesters Worte, den die römische Kirche fordert. Nicht die äußere Weihe ist es ja und die Person, die hier in Anschlag kommt, sondern die geistige Bildung. Diese aber soll und wird sich Zutrauen erwecken bei allen Vernünftigen; denn ebensoweit entfernt die protestantische Gemeinde ist von der blinden Ehrfurcht gegen die Priester, ebensosehr entfernt ist sie von jenem Uebermuthe und geistlichen Hochmuthe der Schwärmer, die bei ihren beschränkten Religionsansichten die Forschungen der Wissenschaft und den Lehrstand verachten, indem sie ihre Einbildungen bald für Offenbarungen des heiligen Geistes, bald für die Stimme der höhern Aufklärung halten. Gegen diesen, alle Gelehrsamkeit verschmähenden Radicalismus hat die protestantische Kirche sich von je erklärt, wie die Geschichte der Wiedertäufer uns gezeigt hat; und sie hat hierin insofern allerdings ein aristokratisches Princip bewahrt, als die Aristokratie der Bildung im Politischen wie im Kirchlichen eine nothwendige ist. Freie Forschung muß sein, aber die Bedingung derselben darf nie erlassen werden: und diese liegt nicht in etwas Willkührlichem, sondern in der Natur der Sache selbst; denn überall gehören Kenntnisse zu einem richtigen Urtheil.

Indem nun die Protestanten die freie Bibelforschung für sich in Anspruch nahmen, wurden sie auf mehrere Lehren geführt, worin sie von der katholischen Kirche abwichen. Was die Lehre von Gott betrifft und die von Christo, die altchristliche Lehre von Vater, Sohn und Geist, so entspann sich darüber kein sonderlicher Zwiespalt. Ueber diese Lehrpuncte hatten schon die alten Kirchenversammlungen von Nicäa (325) und Constantinopel (381) ihre Aussprüche gethan; und obwohl die protestantische Kirche noch heute zu fragen das Recht hat, ob die Bestimmungen dieser Concilien denn wirklich genau mit der Bibel übereinstimmen, so fanden doch damals die Reformatoren wenig Aufforde-

rung zu dieser Untersuchung *). Mit Recht vermieden sie in einer bewegten Zeit, die es mit praktischen Wahrheiten zu thun hatte, die unfruchtbaren Speculationen über solche Geheimnisse, zumal da der Glaube an Vater, Sohn und Geist mit dem Taufbekenntniß der Kirche, von dem auch die Protestanten sich nicht trennen wollten, noch konnten, aufs innigste zusammenhing. Ganz anders verhielt es sich aber mit der Lehre vom Menschen und seinem Verhältniß zur Gottheit, mit der Lehre von der Freiheit, von der Sünde, von der Gnade, von der Rechtfertigung und Heiligung, mit der Lehre von der Kirche und ihren Sacramenten, und zum Theil auch mit der Lehre von dem, was der Mensch nach diesem Leben zu erwarten habe.

Hier gehen die Ansichten des Katholicismus und Protestantismus hauptsächlich aus einander, und diese Differenz müssen wir genauer kennen lernen **).

Daß der Mensch sich nicht mehr in dem Zustande ursprünglicher Reinheit und Unschuld befinde, und daß die Sünde Adams sich vererbt habe auf seine Nachkommen, war allgemeiner Glaube sowohl der Protestanten, als der Katholiken. Aber strenger sind die Protestanten in der Zurechnung der Erbsünde, als die Katholiken. Während diese in der Taufe ein Mittel sehen, das die Kirche in Händen hat, um alles wieder gut zu machen, schreiben zwar auch die Protestanten der Taufe die Kraft zu, die Schuld der Sünde zu tilgen; allein die Wirkung der Sünde bleibt, und der Mensch hat zeitlebens mit ihr zu kämpfen. Während die Katholiken im Verluste des göttlichen Ebenbildes nur den Verlust einer von außen hinzugekommenen Gnade bedauern, gleich als ob der Mensch dadurch eines Kranzes oder Schmuckes beraubt worden wäre, ohne welchen er jedoch immerhin noch ein ganz ordentlicher Mensch sein kann, sehen die Protestanten darin eine gänzliche Umkehrung

*) Schön zeigt Melanchthon (loci theol. von Anf.), wie die wahre Erkenntniß Christi in der Erkenntniß seiner dem menschlichen Geschlecht erwiesenen Wohlthaten bestehe, nicht aber darin, zu wissen, wie er gezeugt sei u. s. w. Hätte man sich doch immer daran gehalten, wie viel unnützer Streit und Hader wäre erspart worden!

**) Sie ist in neuerer Zeit wieder auf dem wissenschaftlichen Gebiete ernstlich zur Sprache gekommen zwischen den Tübingischen Theologen Möhler und Baur, worin auch Nitzsch, Sack u. A. ihre Stimmen abgegeben haben. Vergl. auch Thiersch, Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. 2 Bde. Erlangen 1848.

der Natur, eine ins Mark des Lebens eingreifende Verschlimmerung seines Wesens; der Fall ist ein tieferer und bedeutungsvollerer nach der protestantischen Lehre, als nach der katholischen. Daher die ernste Stimmung des Protestantismus, daher diese Wehmuth über die Sünde und die verlorne Unschuld, die auch der heitersten Gemüthsstimmung sich mittheilt, während der Katholik sich schneller, nach einigen Büßungen, mit dem bunten, lachenden Leben wieder versöhnt; daher dieser Schmerz, der im Ringen nach Wahrheit in den ernsten Gemüthern sich kundgiebt, gegenüber einer leichtfertigen, alles obenhin behandelnden und alles leicht wieder versöhnenden Priesterlehre. Diese Angst um das Seelenheil, die als ein tief gefühltes, selbst erfahrenes Bedürfniß nach Erlösung sich ankündet in allen Ausdrücken der Frömmigkeit, in Liedern, Gebeten, Predigten der damaligen Protestanten, muß aber in ihrer rechten psychologischen Tiefe erfaßt werden, wenn sie richtig beurtheilt werden soll als der Widerschein einer zum reifern Mannesalter erwachten Gesinnung. Jede Lehre nun, welche diesen Ernst der Gesinnung zu erzeugen, welche den Abfall des Menschen von Gott, seinen Abstand vom Ideale, das ihm gesetzt ist, zum Bewußtsein zu bringen und einen heilsamen Trieb nach gründlicher Bekehrung und Besserung im Menschen hervorzurufen vermag, jede Lehre, die, statt an äußere Menschenwerke oder an vergängliche Priestergunst, den Sünder hinweist an den ewigen Lebensquell der göttlichen Gnade, der ohne Verdienst uns geöffnet ist durch Christum: jede Lehre (sage ich), die dieses frei und offen verkündet, gemäß der Schrift, ist eine wahrhaft evangelische, protestantische Lehre, mag sie auch im Buchstaben ihres Bekenntnisses verschieden sein von dem Buchstaben der Reformatoren und der kirchlichen Symbole.

In der That waren über Nebenbestimmungen und Ausdrucksweisen die Reformatoren selbst nicht einer Meinung. Während Luther, als ein strenger Anhänger Augustins, das Wesen der Erbsünde ganz in dem Sinne seines Lehrers auffaßte, und während später Calvin wo möglich noch strengere Bestimmungen in diesen Artikel brachte, waren Zwingli's Aeußerungen bedeutend milder. Obwohl er das angeborene Verderben des Menschen keineswegs läugnete (und wer möchte dasselbe läugnen, der sich und seines Gleichen beobachtet?), so war er doch weit entfernt, die Erbsünde dem Menschen als eine wirkliche Sünde und

Verschuldung zurechnen zu wollen. Leichter, als Calvin und Luther, beruhigte er sich daher über das Schicksal der vor der Taufe gestorbenen Kinder, sowie über das der Heiden, die das Evangelium nicht kennen gelernt hatten. Weit entfernt, die Männer der vorchristlichen Welt zu verdammen, hoffte er mit den Edelsten derselben in einer bessern Welt zusammenzutreffen. Diese schöne Liberalität hat allerdings etwas Ansprechendes, gegenüber der gefühllosen Härte, in welcher die protestantische Rechtgläubigkeit zuletzt erstarrte. Und allerdings haben Uebertreibungen auf diesem Gebiete der Wahrheit viel geschadet. Man hat nämlich häufig gegen die protestantische Lehre nicht ohne Schein des Rechts eingewendet, daß sie der Freiheit des Menschen Eintrag thue, indem sie alles nur von der Gnade abhängig mache, daß bei einer solchen Lehre vernünftiger Weise alle Zurechnung wegfalle, und daß daher die sittliche Trägheit ihre beste Entschuldigung in einer solchen Lehre finde. Und in der That hat auf den ersten Augenblick die katholische Lehre in diesem Puncte mehr den Schein der Vernünftigkeit für sich, als die protestantische, wenn wir den kahlen Buchstaben beider Systeme ansehen; denn die katholische Lehre schließt die Mitwirkung des Menschen bei der Besserung nicht aus, wie die protestantische es zu thun scheint. Sie läßt zwar Gott das Werk beginnen, dann aber den Menschen mit Gottes Hülfe es vollenden, während die streng orthodoxe Lehre der Protestanten dem Menschen alle Freiheit abspricht, und ihn fast unthätig sein läßt bei der Bekehrung, so daß er nur auf den Ruf der Gnade zu warten und ihren Einflüssen sich hinzugeben hat. Ferner leuchtet es dem gemeinen Menschenverstande besser ein, wenn die katholische Kirche zu dem Glauben auch noch die Werke fordert, während die protestantische Kirche allein auf den Glauben dringt. Daß nun wirklich die protestantische Lehre, wenn sie ungeschickt vorgetragen und einseitig gefaßt wird, zu Verirrungen hinführen kann auf dem sittlichen Gebiete, unterliegt keinem Zweifel; denn wie oft ist der Glaube, auf den man sich stützt, ein todter Wortglaube, und insofern um kein Haar besser, als das todte, äußerliche Werk! Allein der Mißverstand hebt die tiefere Wahrheit der Lehre nicht auf. Freilich wenn der Glaube nichts anderes ist, als ein historisches und dogmatisches Fürwahrhalten gewisser Lehrsätze und Geschichten, so ist nicht abzusehen, wie dieser Glaube den Menschen rechtfertigen, d. h. in das richtige Verhält-

niß zu Gott setzen soll; und die katholische Kirche, die keinen andern Glauben als diesen Autoritätsglauben kennt, hat dann vollkommen Recht, wenn sie sich mit diesem Glauben, den sie übrigens sehr streng von den Ihrigen fordert, nicht begnügt, sondern noch Werke dazu will. Aber der Glaube, den die protestantische Kirche den rechtfertigenden nennt, ist der paulinische Gesinnungs- und Herzensglaube. Er drückt nicht sowohl eine Operation des Verstandes oder gar eine Gedächtnißformel, als vielmehr eine Stimmung und Neigung des Gemüthes aus, den lebendigen Sinn für das Göttliche, die willige Aufnahme der neuen Lebenskraft, die uns durchströmt, wenn die Gnade von oben, d. h. die göttliche Lebensmittheilung selbst, uns ergriffen hat. Wo dieser Glaube ist, der rechte innige, liebevolle, thatkräftige Glaube, die totale Erneuerung der Gesinnung, da braucht man allerdings keine Werke mehr zu fordern, da folgen sie ja von selbst, wie die Frucht aus der Blüthe. — Ebenso verhält es sich mit der Freiheit, über die schon in alten Zeiten Pelagius und Augustin sich stritten, und worüber wir auch Erasmus und Luther in Streit gefunden haben. Es ist dieser Streit um so schwieriger, da in der Bibel offenbar für beide Ansichten sich Beweisstellen anführen lassen, indem die Besserung bald als ein Werk Gottes in uns, bald wieder als unser eigenes Werk erscheint. So sagt ja die eine Stelle, wir hätten das Wollen, aber nur das Vollbringen fehle uns; während eine andere Stelle sagt, Gott schaffe beides in uns, das Wollen und Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen. Der Streit läßt sich aber auch auf diesem Wege, durch Anführung einzelner Stellen, nicht entscheiden. Es kommt vielmehr vor allem darauf an, den Begriff der Freiheit näher zu bestimmen. Gemeiniglich versteht man unter der Freiheit das Vermögen zwischen zwei Dingen sich zu entscheiden, die wir schon in irdischen Dingen haben, also weiß oder schwarz zu wählen, rechts oder links uns zu wenden ꝛc. Diese Wahlfreiheit hat auch die protestantische Kirche dem Menschen niemals abgesprochen; sie würde ja dadurch der täglichen Erfahrung widersprechen. Ja auch im Gebiete der Sittlichkeit, wenigstens der äußerlichen, bürgerlichen Moral, geben unsere Reformatoren zu, daß der Mensch sich entscheiden könne, eine That zu thun oder zu lassen; daher z. B. ein Verbrecher sich nicht entschuldigen kann mit der verloren gegangenen Freiheit, sondern allerdings der Zurechnung unterliegt.

Aber wenn wir auch eine böse That freiwillig unterlassen können, sei es aus Furcht vor der Strafe, oder aus Scham, oder aus sonstiger Berechnung; wenn wir hinwiederum eine löbliche That vollbringen können, sei es aus Liebe zum Ruhm, aus eigenem Antrieb des Ehrgeizes, oder im Hinblick auf den Lohn: so fragt sich dagegen, ob die ganz reine Sittlichkeit, die alles nur aus Liebe zu Gott thut, ohne allen Einfluß der Selbstsucht, auch ein Werk unserer natürlichen Freiheit sei? Dieß ist es, was die protestantische Kirche läugnet. Zwar ist das wahrhaft Gute auch eine That der Freiheit, ja im eigentlichen Sinne eine allein wahrhaft freie That. Aber diese Freiheit, die eben wahrhaft frei und somit allein ihres Namens im höchsten Grade würdig ist, weil sie nicht mehr unter dem Gesetze der Natur und der Sinnlichkeit steht, nicht mehr schwankt zwischen Ja und Nein, nicht mehr unter dem Einfluß der Leidenschaft oder eines selbstischen Triebes ist, sondern hindurchgedrungen ist zur freudigen Kindschaft Gottes, — diese ist nicht unser Werk, sondern da heißt es: Der Sohn ist es allein, der uns frei macht. Erst im lebendigen Zusammenhange mit Christo, dem neuen Urbild unseres Wesens, bricht für den Gläubigen mit dem Tage des neuen Gehorsams auch der der wahren Freiheit an. Erst wenn der Mensch von Jesu Wesen ergriffen, von seinem Geiste durchdrungen ist, erzeugt sich in ihm, dem die Sünde aus Gnaden vergeben ist, ein neuer, vollkommen tüchtiger Wille; jetzt erst vermag er Herr zu werden über sich selbst, und erst jetzt hat er errungen die Freiheit, aus der das neue sittliche Leben sich ungehemmt und ungetrübt erzeugt: so daß denn Gott am Ende es immer bleibt, von dem es heißt, er wirke in uns das Wollen, wie das Vollbringen.

Bei dieser Ansicht der Dinge mußte sich nun freilich die Frage aufdringen: Wie kommt es, daß die einen, vom wahren Glaubensleben durchdrungen, die rechte Freiheit des Geistes haben, die andern nicht? Wenn es nicht an des Menschen Wollen oder Laufen liegt, sondern einzig nur an Gottes Erbarmen, ist es dann nicht nothwendig, anzunehmen, Gott habe eben die einen erwählt und die andern nicht? An diese Grenze kamen die Reformatoren allerdings. Und an diese geheimnißvolle Grenze kam schon der Apostel Paulus im Briefe an die Römer (Cap. 9—11), und wußte hier auch am Ende keinen andern Ausweg, als zu fragen: Wer bist du, Mensch, daß du mit Gott rechten willst?

hat nicht der Töpfer Macht, aus der einen Masse zu bilden ein Gefäß der Ehre, aus der andern eins der Unehre? — und am Ende voller Bewunderung auszurufen: O welch eine Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Und in der That, was kann der Mensch auch anderes, angelangt an dieser Grenze, als die Schwäche seiner Einsicht bekennen und sich in Demuth beugen vor dem unerforschlichen Rathschlusse des Unendlichen? Bei dieser Grenze blieb die lutherische Kirche stehen*), während die reformirte in der Entwicklung ihres Lehrbegriffs zu weitern Consequenzen hingetrieben wurde. Noch ehe Calvin die Lehre von der Gnadenwahl weiter aus- und einführte, hatte schon Zwingli an verschiedenen Orten, wenn auch in einem andern Zusammenhange als Calvin, dieselbe vorgetragen; und auch unsere Basler Confession vom Jahre 1534 stellt, obgleich mit Vermeidung aller Härte, den Satz an die Spitze, daß Gott „die erwählt habe, die er habe erwählen wollen", ohne zu bestimmen, wie viele. Dabei bliebe die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Gott auch alle erwählt habe, und daß nur für den einen diese Stunde der Erwählung früher schlage, für den andern später.

Indem wir selbst hier nicht länger an dieser geheimnißvollen Grenze menschlicher Einsicht verweilen, wollen wir nur bedenken, daß die Absicht der ganzen protestantischen Lehre nicht sein konnte, uns in ein Labyrinth von Untersuchungen hineinzuführen, denen der beschränkte menschliche Geist zu keiner Zeit gewachsen war, sondern daß ihre Absicht von vorn herein eine durch und durch praktische war. Wir müssen, um den Sinn der Bekenntnißschriften recht zu verstehen, uns überhaupt wieder lebendig in die Zeit hineinversetzen, aus der sie herauswuchsen, und im Zusammenhange mit welcher Zeit sie allein recht verstanden werden können. Man erinnere sich, zu welchem hohen Grade des Verderbens das Ablaßwesen gekommen war, welchen Mißbrauch

*) „Luther hatte zwar auch eine Periode, in welcher die Erwählungstheorie ihm der richtige Schlüssel zur protestantischen Anthropologie schien, und er hat sich derselben z. B. gegen Erasmus bedient; allein streng hängt sie mit seiner übrigen Anschauung nicht zusammen und tritt deßhalb auch später bei ihm gänzlich zurück. Er war zu wenig Theoretiker, zu viel Mann des Lebens und der Erfahrung, um einer Lehre für die Dauer unbedingten Einfluß auf seine religiösen Ueberzeugungen einzuräumen, die so augenscheinlich von nachtheiligen praktischen Folgen sein muß." Schenkel a. a. O. II. 390.

man mit den sogenannten guten Werken trieb, wie man nicht auf eine wahre tugendhafte Gesinnung, sondern auf eine äußere, ceremonielle Werkheiligkeit den höchsten Werth setzte: und wir werden dann begreifen, wie ernst es den Reformatoren damit sein mußte, allen Schein von Selbstgerechtigkeit aus den Herzen ihrer Zeitgenossen zu verbannen. Mag dann auch geschehen sein, daß einzelne ihrer Ausdrücke zu stark gewählt waren, mag man auch zugeben, daß Augustins Einfluß etwas zu groß war, und daß man sich oft noch einfacher an die Schrift hätte halten können als geschehen ist: so wird man doch nach allem diesem die protestantische Lehre in ihrem tiefern Grunde nicht verkennen. Man wird sich aber auch hüten, Behauptungen und Sätze, die in diesem Zusammenhange ihren guten Grund haben, einseitig und schroff herauszuheben, und in dogmatischen Uebertreibungen die wahre evangelische Gesinnung zu suchen*). Ach, des Mißverstandes, der Engherzigkeit findet sich auf diesem Gebiete schon genug in der spätern Geschichte des Protestantismus, wenn wir an die Dortrechter Synode und an ähnliche Dinge denken, als daß wir uns nicht wohl hüten sollten, durch unnütze Streitigkeiten über Erwählung und dergleichen den Frieden der Kirche zu stören! Auch hier sind wir ja als Protestanten durch unsere Reformatoren selbst an die Bibel gewiesen; und was über sie hinausgeht oder von menschlicher Beschränktheit in sie hineingelegt wird, kann uns nicht irre machen. Die verstehen den Geist und Sinn der Reformation überhaupt wenig, die sich an den Buchstaben hängen, und die mit Verkennung der Zeiten und der veränderten Umstände das wahrhaft Evangelische abschätzen wollen nach einem Sprachgebrauch, dessen rechter Klang für uns fast verloren gegangen ist. Diese suchen doch wahrlich Christum den Lebendigen bei den Todten**). Es kann

*) In dieser Uebertreibung besteht allerdings das Wesen des Methodismus und Pietismus. Vergl. Bretschneider, die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi; nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drei Jahrhunderte verglichen und nach ihrem Gebrauche für die christlichen Theologen beurtheilt. Leipz. 1833. Schade nur, daß der Verf. über der Bestreitung des Irrthums die tiefere schriftgemäße Bedeutung dieser Lehren selbst zu verkennen scheint. Vergl. die Rec. von Baur in d. Berl. wissensch. Jahrbb. April 1834.

**) Vergl. hierüber die überaus schöne Predigt von Schleiermacher Bd. VII. S. 306.

Zeiten geben, wo es ebenso nöthig ist, einem mechanischen, todten Mundglauben, einer blos vererbten Dogmatik gegenüber, wieder auf die Tüchtigkeit einer moralischen und religiösen Gesinnung zu dringen, wie es einst nöthig war, die Lebendigkeit des Glaubens herauszuheben gegen die todten Werke; und was an dem einen Orte reformatorisch wirkte auf diese Weise, kann es an einem andern Orte auf eine andere. Oder ist nicht die evangelische Lehre, wonach allerdings durch Christi Tod der Mensch Vergebung der Sünden erhält, in der Folge selbst wieder zu einem äußerlichen Ablaß gemacht worden durch sinnlichen Mißverstand, der, wenn er auch nicht in einer gleich verwerflichen Gesinnung seine Wurzel hatte, wie der päpstliche, doch leicht zu bedenklichen Folgen hinführen konnte? Und so kann, gegenüber einer den Menschen einschläfernden Gnadenlehre, das Hinweisen auf den Gebrauch der in ihm liegenden sittlichen Kräfte auch von protestantischem Standpuncte aus gebilligt werden, so lange nur nicht damit der Stolz auf eigenes Verdienst genährt, und das Verdienst Jesu dabei in den Schatten gestellt wird. An unserer Zeit aber ist es, den rechten Zusammenhang der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade in seiner evangelischen Tiefe zu ergreifen, weßhalb auch hier eine tüchtige wissenschaftliche Bildung von denen zu fordern ist, welche das Wort der Wahrheit verkünden sollen. Nur so können die Mißverständnisse und sittlichen Gefahren vermieden wrrden, die bei einer ungeschickten und rohen Behandlung eines so zarten Gegenstandes unvermeidlich sind.

Mit der Lehre vom Glauben ist zusammenhängend die Lehre von der Kirche und ihren Gnadenmitteln. Der Glaube an Eine allgemeine christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen, ist zwar beiden Kirchen gemein, da das alte (apostolische) Glaubensbekenntniß beiden Lehrgebäuden zum Grunde liegt. Während aber die katholische Kirche sich selbst in ihrer äußern Erscheinung unter der Einen allgemeinen versteht, und somit diese sichtbare Kirche selbst für die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden ausgiebt, von welcher der Papst das sichtbare Oberhaupt sei, unterscheidet die protestantische Kirche zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche. Zur sichtbaren gehören zwar alle Getauften, zur unsichtbaren aber nur die wahrhaft Gläubigen und die, welche diesen Glauben durch die Liebe beweisen. Das Verhältniß dieser beiden Ansichten zu einander läßt sich auch so stellen, daß, wie ein

großer Theolog unserer Kirche*) sich darüber ausdrückte, die katholische Lehre den Menschen erst durch die Kirche zu Christo gelangen läßt, während der Protestant durch Christum erst in die wahre Gemeinschaft der Kirche zu kommen hofft. Die katholische Kirche geht, wenn ich mich so ausdrücken soll, von der Peripherie aus und führt von dieser in das Centrum, während die protestantische gleich vom Centrum ausgeht, von wo dann die Strahlen von selbst nach der Peripherie führen. Die unsichtbare, eigentliche, wahre Kirche, die ächte Gemeinschaft der Geweiheten Gottes, kann nach protestantischen Grundsätzen kein sichtbares Oberhaupt haben, sondern ihr unsichtbares Oberhaupt ist Christus. Ihr Organ ist der heilige Geist, der in den Gläubigen wirkt. Und auch die Gewalt des Bannes erstreckt sich nicht in diese innere Gemeinde, denn nur Gott weiß, wer zur wahren Kirche, zur wahren Gemeinschaft der Gläubigen gehört, oder nicht; daher jedes anmaßliche oder gar verdammende Urtheil über den Glauben und die Seligkeit anderer ein unprotestantisches ist, weil es stracks wider die Gewissensfreiheit läuft. Wohl aber behält sich die protestantische Kirche vor, die äußere Kirche, den Kirchenkörper, zu ordnen, und unterscheidet sich darin aufs bestimmteste wieder von den Schwärmern, welche ebenfalls, nur auf eine andere Weise als die Katholiken, Aeußeres und Inneres vermischen, welche den Lehrstand gering achten und alle, auch die nothwendigsten Aeußerlichkeiten und Formalitäten, als Menschensatzung verwerfen.

Die Anordnung der äußern kirchlichen Verhältnisse ist vor allem bei den Protestanten keine Glaubenssache, sondern Sache des äußeren Kirchenregiments, das je nach den politischen Verhältnissen ein verschiedenes sein kann. Eine nach allen Seiten hin haltbare Theorie des Kirchenregiments auszubilden, lag nun aber nicht in der Aufgabe der Reformatoren; und auch unsere Zeit muß sich gestehen, daß sie über die Verhältnisse von Staat und Kirche und was damit zusammenhängt, wie über so vieles andere, noch nicht ins Reine gekommen ist.

Die damaligen Verhältnisse machten es fast nothwendig, daß die Regierungen sich auch des Kirchenregiments annahmen, das ihnen die Gemeinde, bei der das Recht der Kirchenleitung steht, übertrug. In-

*) Schleiermacher.

sofern wurde die Landesregierung in protestantischen Kirchen der oberste Bischof. Allein diese Benennung ist eine unrichtige und unprotestantische, wenn man ihr eine Ausdehnung im alten katholischen Sinne geben will, so daß es z. B. Sache der Regierung sein soll, über innere Verhältnisse der Kirche zu entscheiden. Glaubensmandate aus den Kanzleien, Gebetsformulare aus den Cabineten sind ebenso widernatürlich, als diplomatische Noten aus dem Beichtstuhle, oder Polizeibefehle von einer geistlichen Synode. Dieses widerliche Gemenge von Geistlichem und Weltlichem, das sich noch hie und da in verschiedenen Einrichtungen der protestantischen Kirche, ihrem eigentlichen Princip zuwider, geltend macht, und das sogar an vielen neuern Freiheitsmännern seine Vertheidiger findet, muß nach und nach gesichtet werden und einem richtigern Verhältniß Platz machen. Man fürchtet sich noch immer zu sehr vor geistlichem Einfluß und Wiederaufkommen der Hierarchie innerhalb unserer Kirche, und glaubt deßhalb die Geistlichen auch da niederhalten zu müssen, wo ihr Einfluß nur heilsam sein kann. Man will ihnen auch das aus den Händen winden, was doch von ihnen am besten beurtheilt werden kann, und sie zu bloßen Staatsbeamten machen, welche Befehle vom höheren Orte ausführen, nicht aber zur kirchlichen Gesetzgebung mitwirken sollen. Es kommt dieß zum Theil auch daher, daß man sich vom Stande der Geistlichen unrichtige, unprotestantische Begriffe macht, und in ihnen fortwährend immer mehr die Priester einer Kaste sieht, als die dem Lehrstand angehörigen Glieder der Kirche und Bürger des Staats. Der Protestantismus kennt aber keinen besondern und bevorrechteten Priesterstand. Jeder Christ ist gewissermaßen Priester, indem jeder berufen ist, das Heilige in Gesinnung und Leben darzustellen. Dieselbe Moral ist für den Laien wie für den Geistlichen, und was dem einen Sünde ist, ist es dem andern ebenfalls, weßhalb auch die protestantische Kirche den Cölibat verwirft und es gern sieht, wenn die Geistlichen als Familienväter in Freud' und Leid des bürgerlichen Lebens verflochten sind.

So wenig nun die protestantische Kirche einen besondern Priesterstand hat, so gewiß hat sie dagegen und bedarf sie einen Lehrstand. Dadurch unterscheidet sie sich aufs bestimmteste von den Wiedertäufern und ähnlichen rohen Secten, welche die Bildung für überflüssig halten in geistlichen Dingen. Nur die sollen als Lehrer auftreten dürfen,

welche sich die rechte wissenschaftliche Bildung erworben haben. Dazu ist die Ordination eingeführt, welche erst nach strenger Prüfung ertheilt wird. Auch soll, der Ordnung wegen, keiner ein geistliches Amt verwalten ohne ordentliche Berufung. Durch wen diese äußere Berufung geschehen soll (denn die innere geschieht durch den Geist Gottes in den Herzen), ob durch den Staat, ob durch die Kirche als solche, ob durch die einzelne Gemeinde, darüber haben sich die Reformatoren nicht hinlänglich ausgesprochen, und auch in neueren Zeiten sind die Ansichten darüber verschieden; doch ist wohl das Natürlichste, daß in der Regel bei einer Pfarrwahl alle drei Elemente mitwirken, der Staat durch die Regierung, die Kirche durch ihre geistliche Behörde oder auch durch die Synode, und die Gemeinde durch ihre Ausschüsse. Unbedingte Volkswahlen, ohne alle vorangegangene Sichtung, sind gewiß ebenso schädlich, ja oft gefährlicher, als Patronate. Der Geistliche soll ja nicht der bloße Diener einer Dorf- oder Stadtgemeinde werden, die ihn dafür zu bestellen hat, sondern er ist Diener des Staats und der Kirche als solcher, d. h. der Landeskirche; und da er also zu Staat, Kirche und Gemeinde in ein eigenthümliches Verhältniß tritt, so ist auch billig, daß alle drei Stände zur Wahl mitwirken.

Mit der Hierarchie auf Erden hängt bei den Katholiken, wie früher (Vorl. 4) gezeigt, die im Himmel oder die Lehre von den Heiligen zusammen. Wohl ehrt auch die protestantische Kirche das Andenken der Männer, durch welche Gott die Kirche auf Erden gegründet hat; und die Lutherische Kirche ist hierin dem alten Gebrauch noch treuer geblieben als die reformirte, daß sie gewisse Aposteltage, auch wohl Marienfeste feiert. Aber es geschieht dieß nicht in dem Sinne, als ob die Mutter oder die Jünger Jesu wesentlich in einem andern Verhältniß zu Christo ständen als jeder Gläubige. Wenn ich so sagen soll, so verbannt der Protestantismus alle Aristokratie aus dem Himmel; es soll kein Vorrecht gelten da, wo alle aus Gnaden selig geworden. Christus allein ist der Heilige Gottes, der oberste Hohepriester, rein und unbefleckt, der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Sind daher unsere Gebete im Geiste Christi gethan, im Zusammenhang mit seiner Lehre und im Hinblick auf sein Werk, so brauchen wir keines weiteren Fürbitters. Leider wird aber von vielen Protestanten auch diese Lehre von dem Mittleramte, dem Verdienste und der Fürbitte Christi selbst wieder

so äußerlich und sinnlich gefaßt, daß der Erlöser bei ihnen fast nur wieder an die Stelle eines Heiligen der katholischen Kirche zu stehen kommt, und weit entfernt, daß dadurch seine göttliche Würde bewahrt werde, wird sie ins Menschliche herabgezogen und erniedrigt. Nicht die menschliche Gestalt Jesu, wie sie leiblich auf Erden gewandelt, sollen wir anbeten, sondern die in ihm menschlich geoffenbarte Gottheit, das Wort aus Gott, das alle Dinge trägt und das eins ist mit dem Vater und dem Geist. Wenn daher der Protestantismus die Bilder verwirft, oder wenigstens die Anrufung derselben untersagt, so ist dieß wohl nicht dahin nur zu verstehen, daß man keine gegossenen, gemalten oder geschnitzten Bilder in den Kirchen haben soll, sondern auch jedes menschliche Phantasiebild von der Gottheit ist des reinen Protestantismus unwürdig. Ueberhaupt sucht der Protestantismus in seiner ganzen Einrichtung den Menschen vom Sinnlichen abzuziehen und zum Uebersinnlichen hinzuleiten. Das ist eine seiner wesentlichsten Aufgaben, die freilich oft einseitig verneinend gefaßt, aber auch von vielen allzuleicht übersehen wird. Allerdings ist der Mensch zugleich auch ein sinnliches Wesen, und inwiefern ein Cultus sein soll unter den Christen, d. h. ein gemeinschaftlicher Ausdruck der Andacht, so bedarf dieser Cultus sinnlicher Elemente. Unsere Sprache selbst, in welche wir unsere Gedanken kleiden, stammt aus dem Reiche der Sinnlichkeit, und das Bildliche wird sich nie ganz in das Abstracte auflösen lassen; ja es ist die Frage, ob die Innigkeit des religiösen Gefühls nicht verloren ginge über dem allzu ängstlichen Streben, alles Bildliche daran zu vermeiden. Aber darauf kommt alles an, daß die Bilder, deren unsere religiöse Sprache sich bedient, edel gewählt seien*).

Was nun die Verschiedenheit des Cultus in beiden Kirchen betrifft, auf die wir jetzt geführt werden, so tritt diese wesentlich darin hervor, daß auch hier der Protestantismus das Wort, während der Katholicismus das Bild (das Symbol) voranstellt. Die Predigt macht den Mittelpunct des protestantischen Gottesdienstes aus, und zwar die Predigt auf dem Grunde der Schrift. Verrichtung sinnbildlicher Gebräuche auf

*) Der Mangel an Schönheitssinn und gutem Geschmack, den viele für ein Zeichen größerer Gemüthlichkeit und Tiefe halten mögen, ist ein Auswuchs des puritanischen Methodismus. Das ächte Christenthum sucht das, was lieblich ist und wohl lautet.

dem Boden der Tradition ist dagegen das Wesentliche des katholischen Gottesdienstes. Doch verschmäht auch die protestantische Kirche nicht ganz den Beitritt anderer gottesdienstlicher Bestandtheile, wenn sie in gehöriger Unterordnung zur Predigt bleiben; und zwar hat auch hierin die Lutherische Kirche mehr Aeußerliches beibehalten als die reformirte, wo jedoch die Uebung sich wieder auf verschiedene Weise gestaltete.

Am nächsten an das Wort schließt sich unter den Kunstelementen des Gottesdienstes der Gesang an, da er nur in einem weiteren Verstande dem Reiche der Sinnlichkeit angehört und am unmittelbarsten in die Tiefen des Geistes zurückführt. Angemessener dem religiösen Bedürfniß findet die protestantische Kirche den Gesang in der Muttersprache, an welchem die ganze Gemeinde Theil nimmt, weßhalb das geistliche Lied und der Choral neben dem Gebete und der Predigt wesentliche Bestandtheile unseres Cultus sind; und mit Recht wird jener reiche Liederschatz unserer Kirche, zu dem Luther und Zwingli den Grund gelegt, als schönes Erbtheil der Väter von uns geehrt und gepflegt. Den Gebrauch musikalischer Instrumente vermeidet unsere Kirche so viel wie möglich, weil über dem Zusammenwirken des Mannigfaltigen leicht die Einfachheit und Würde verloren geht. Einzig in ihrer Art steht die Orgel da, als wahrhaft kirchliches Instrument; und wenn auch sie dem stürmischen Eifer in der Schweiz hat weichen müssen, so darf man wohl sagen, es sei ihr zu viel geschehen. Anders verhält es sich mit den Bildern. Auch hier ist die reformirte Kirche strenger als die Lutherische, und es läßt sich hier viel dafür und dawider sagen. Wohl möchte ein schönes Altarblatt auch in einer protestantischen Kirche mit Erhebung betrachtet werden; aber wo findet man immer die guten? Schlechte Schildereien verderben offenbar den Geschmack mehr, als sie ihn bilden, ziehen mehr den Himmel zur Erde herab, als daß sie von der Erde zum Himmel erheben. Schon wieder anders ist es mit der Architektur. Die heilige Baukunst hat sich theils noch in der bessern Zeit des katholischen Mittelalters ausgebildet, theils hat sich während der Zeiten der Entartung das Heilige in ihre geheimen Tiefen gerettet und zurückgezogen. Ein wunderbarer Geist spricht aus ihr das fromme Gemüth an*); und

---

*) Man vgl. darüber Hase's Kirchengeschichte S. 305 f. (§. 272), und die vielen neuern Werke über kirchliche Baukunst.

wenn es auch nicht dieser Geist war, der die Bilderstürmer abhielt, auch hier ihre Hand anzulegen, so war es die ungeheure Masse selbst, welche der Zerstörungslust Trotz bot (die Münsterthürme abzutragen, mochte den Gleichmachern damals so wenig als jetzt gelingen). Freilich konnte der Protestant nicht mehr von denselben Gefühlen der Andacht durchschauert werden, wenn er in den geweihten Dom trat, in dessen Helldunkel das ewige Lichtlein brannte. Wußte er doch jetzt klarer und bestimmter als zuvor, daß Gott nicht wohne in einem Tempel mit Händen gemacht, und waren ihm zu deutlich noch in Erinnerung die vielen Entweihungen der heiligen Orte, als daß er geneigt gewesen wäre, hier eine besondere Heiligkeit zu suchen. Aber gewiß ist auch, daß die Ansicht, man könne Gott überall dienen, der besonders die Wiedertäufer huldigten, bis zu einer unschönen, puritanischen Gleichgültigkeit hinführen konnte, in Beziehung auf den Ort der religiösen Versammlungen, und auf die dabei herrschenden Formen selbst des natürlichen Anstandes; und ich weiß nicht, ob der Mangel an Scheu vor gottesdienstlichen Gebäuden, vor Begräbnißplätzen u. dgl., der sich unter der rohern Classe der Protestanten auf ärgerliche Weise kund giebt, gerade dem ächten Protestantismus zum Vortheil gereiche.

Nicht nur aber giebt sich die Verschiedenheit des protestantischen Cultus vom katholischen darin zu erkennen, daß er einfacher und weniger mit sinnlichen Ceremonien überladen, sondern auch daß er nicht ängstlich gebunden ist an hemmende Vorschriften, und nicht so innig zusammenhängt mit dem Glauben und der Seligkeit, wie dieser. Und dieß ist ein wesentlicher Vorzug. Gesetzt auch, der protestantische Cultus würde hie und da zu trocken und zu nüchtern gefunden, die Kirche hat sich hierin nicht die Hände gebunden, sie kann Gebräuche ändern, wo sie es gut findet, alte abschaffen und neue einführen nach dem jedesmaligen Bedürfniß der Zeit und der Oertlichkeit, wobei natürlich die gehörige Umsicht und Klugheit sich ihr von selbst empfiehlt. Die katholische Kirche dagegen ist in ihren Gebräuchen erstarrt und neben manchem ursprünglich Schönen hat sie viel durch den Mißbrauch Entstelltes, Geschmackwidriges und Unästhetisches, um das wir sie nicht beneiden; denn das Schöne kann nur da sich offenbaren, wo der frei gestaltende Geist die Formen beherrscht, nicht wo er von ihnen erdrückt wird.

Auf der andern Seite ist es aber auch wieder gewiß, daß neben

dem Beweglichen ein Feststehendes sein muß im Cultus einer Kirche, wenn nicht die Willkühr überhand nehmen und alles sich auflösen soll. Es muß ein Band geben, das die Vergangenheit mit der Gegenwart, das alle Gemeinden der einen Kirche unter einander verbindet, als ein gemeinsames Symbol, an dem sich alle wiedererkennen. Dieß führt uns auf die Lehre von den Sacramenten.

Während die katholische Kirche sieben Sacramente hat, hat die protestantische nur zwei, deren Stiftung sie auf das neue Testament zurückführen kann: die Taufe und das Abendmahl. In der Heilighaltung der Sacramente im Allgemeinen stimmt die protestantische Kirche mit der katholischen überein, jenen Parteien gegenüber, welche alles Aeußere verwerfen. Auch die protestantische Kirche sieht in den Sacramenten mehr als bloße Ceremonien, sie sieht in ihnen nicht eine menschliche, sondern eine göttliche Stiftung, sie verehrt in ihnen sichtbare Pfänder der göttlichen Gnade, und faßt in ihnen das Symbolische auf eine solche Weise, daß sie es nicht auf gleiche Linie mit den willkührlich erfundenen Sinnbildern des menschlichen Verstandes zu stellen wagt. Die Sacramente verhüllen uns Geheimnisse (Mysterien), auch nach protestantischer Lehre. Nur daß wir diese Geheimnisse freier deuten in der reformirten Lehre, als es in der Lutherischen geschieht. Ueber die Bedeutung der Taufe stimmen Katholiken und Protestanten im Wesentlichen überein, ja Luther sah darin ein besonders gnädiges Walten der Vorsehung, daß sich im Ganzen die Lehre von der Taufe rein erhalten habe unter den übrigen Mißbräuchen; daher denn auch die Protestanten hierin mit den Katholiken zusammenhalten, daß sie den Gebrauch der Kindertaufe gegen die Wiedertäufer vertheidigen. Wie hingegen in der Lehre vom Abendmahl die Ansichten der Parteien bedeutend aus einander gehen, haben wir früher gesehen. Wenn die Protestanten insgesammt die Lehre von der Verwandlung und vom Meßopfer verwerfen, worin gerade das tiefste Mysterium des katholischen Gottesdienstes liegt, so halten die Augsburgischen Confessionsverwandten fest an einer realen, leiblichen Gegenwart, während die Reformirten nur eine sinnbildliche, figürliche annehmen; doch muß man die Lehre der Reformirten nicht dahin mißverstehen, als ob sie überhaupt jede tiefere Idee des Abendmahls, namentlich die religiöse, geistige Verbindung der Gläubigen, davon ausschlössen, so daß sie, wie man ihnen vorwarf, ein Abendmahl

ohne Christus feierten. Auch die Reformirten halten an der Idee dieser Verbindung der Glieder mit dem Haupte fest. Nur geschieht dieß, wie unsere ältere Abendmahlsliturgie so schön sagt, „mit einem Gemüth, „das nicht haftet an den irdischen Zeichen, sondern in den Himmel erhöhet ist." Mit einem solchen Gemüth haben wohl auch Zwingli und Oekolampad das heilige Mahl genossen; und wenn sie in ihrer Stellung gegen Luther die verneinende Seite heraushoben, so äußern sie sich doch auch wieder an andern Orten schön und innig über die tiefere Bedeutung desselben. Wie weit Calvin vollends den Lehrbegriff der reformirten Kirche auch in diesem Puncte modificirt habe, werden wir später sehen.

Wir kommen endlich an die Grenze dieses Erdenlebens, und betrachten die Ansichten beider Kirchen von dem Tode und dem Jenseits. Auch hierin stimmen alle christlichen Bekenntnisse überein, daß nach diesem Erdenleben ein besserer Zustand desjenigen warte, der in Glaube und Liebe bewährt erfunden worden, während ein unseliger Zustand das Loos derer ist, welche sich von Gott und ihrer höhern Bestimmung abgewandt haben.

Aber wenn der protestantische Christ schon hier die Wiedergeburt zum ewigen Leben feiert, so daß der physische Tod ihm nur ein Uebergang ist ins bessere Dasein, so bildet dagegen dieser physische Tod bei den Katholiken einen schärfern Abschnitt dem Leben gegenüber, wie die Gegensätze überhaupt sich dort greller herausstellen. Während der sterbende Protestant an dieselben Gnadenmittel sich hält, die ihn im Leben aufrecht erhielten, wird dem sterbenden Katholiken ein besonderes, nur diesem Falle des Sterbens vorbehaltenes Sacrament zu Theil, die letzte Oelung. Er wird in geweihte Erde begraben, und Seelenmessen werden für sein Heil gelesen; denn nach dem Glauben seiner Kirche befindet sich die Seele in einem Zustande der Läuterung, aus dem sie erst durch die Gebete der Priester und der Gläubigen befreit wird. Diesen Mittelzustand, den auch die griechische Kirche nicht kennt, verwirft die protestantische Kirche gleichmäßig, wie die Lehre anderer vom Seelenschlaf, weil über beides die Schrift nichts aussagt. Der Tod ist dem Protestanten eine Heimkehr der Seele zu Gott, während der Leib des Tages der Auferstehung wartet. Er enthält sich gern aller weitern Bestimmungen, und wie Christus die Seele seines Lebens ist, so ist er, der Auferstandene, der Grund seiner Hoffnung.

So haben wir denn, so gut es sich thun ließ, die Lehre der Protestanten mit Inbegriff der Grundsätze der Kirchenverfassung und des Cultus betrachtet. Wir haben gesehen, wie die Reformatoren auf dem Grund und Boden der heiligen Schrift ein System erbauten, das zwar nicht in allen Theilen untrüglich ist und es auch nicht sein sollte, ein System, das zunächst in den damaligen historischen Verhältnissen seine Veranlassung, und in der Bildung und Sprache der Zeit seinen Ausdruck fand, das aber, richtig gefaßt und seinem innern Geiste nach gedeutet, noch immer hohe Geltung für uns haben muß. Damit wir aber nicht über der Aufzählung und Betrachtung der einzelnen Unterscheidungslehren die Hauptpuncte aus den Augen verlieren, so lassen Sie mich diese noch in kurzen Gegensätzen zusammenfassen. Wir sagen demnach: Der Protestantismus erscheint uns, dem Katholicismus gegenüber, als das System der freien Forschung, im Gegensatz gegen das eines bindenden Autoritätsglaubens; als ein System der innern Glaubensstärke und Ueberzeugungsfülle, gegenüber der äußern Werkheiligkeit; als ein System endlich der geistigen Bewegung, gegenüber dem der Erstarrung in sinnlichen Formen. Aber ebensosehr erscheint uns dasselbe System, der Wiedertäuferei und andern Auswüchsen gegenüber, als ein System der Besonnenheit und Mäßigung; gegenüber der Schwärmerei, als ein System des positiven, biblischen Christenthums; gegenüber der alles historischen Grundes ermangelnden Willkühr, und demgemäß als ein System der Reformation, der ruhigen Verbesserung, gegenüber dem der Revolution, des Umsturzes.

Möge es mir denn gelungen sein, zu zeigen, wie das Wesen des Protestantismus zwar keineswegs im bloßen Verneinen besteht, sondern allerdings in etwas Positivem (inwiefern Bibel und Christenthum die Grundlage dieses Positiven sind); aber wie auch eben deßhalb jene Männer, welche die Fesseln des Papstthums abgeschüttelt, weit davon entfernt waren, uns neue Fesseln anzulegen durch ihre Lehrbestimmungen, sondern wie auch hier die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen sollte: Die Wahrheit wird euch frei machen.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Kriegerischer Wendepunct der Reformationsgeschichte. — Der Religionskrieg in der Schweiz. Schlacht bei Kappel. Zwingli's und Oekolampads Tod. — Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Luthers Tod. — Johann Calvin und die Reformation der französischen Schweiz.

Wir haben uns in der letzten Stunde mitten in das Wesen der Reformation und des Protestantismus hineingestellt; wir haben versucht, uns in ihren Geist zu versetzen, so weit derselbe erkennbar ist aus Lehre, Verfassung und Cultus. Wir kehren jetzt zur äußern Geschichte des protestantischen Kirchenkörpers zurück, der, losgelöst von der Mutterkirche, anfängt an Selbstständigkeit zu gewinnen, wiewohl unter schweren Kämpfen. Die Zeit, die wir jetzt vor uns haben, gewinnt mehr und mehr ein kriegerisches Ansehn. In Deutschland, wo sich die Partei der Protestanten seit den Reichstagen von Speier und Augsburg in bestimmter Form herausgestellt hat, beginnt der Kampf sich vorzubereiten. In der Schweiz, wo er schon einmal ausgebrochen war, kommt es bereits zum Handgemenge. Wir stehen somit auf einem wichtigen Wendepuncte unserer Geschichte. Bisher war es die Gewalt des Wortes, die allein den Streit durchgeführt und die sich in den öffentlich überreichten Bekenntnißschriften, dem Kaiser und Reich wie dem Papst gegenüber, geltend gemacht hat. Jetzt kommt eine andere Gewalt ins Spiel, und von da an wird der reine Charakter der Reformation getrübt. Eben darum aber ist, obwohl wir der Zeit nach erst in der Mitte der Reformationsgeschichte stehen, doch der Sache nach unsere Aufgabe bald vollendet, weil wir nur das von der Geschichte aufnehmen wollten, was geeignet ist, uns das Princip der Reformation und

des reformatorischen Geistes klar zu machen. Wir werden also das Thatsächliche in gedrängter Kürze berichten, lieber aber noch bei solchen Erscheinungen uns aufhalten, die uns eine neue Seite des reformatorischen Geistes selbst oder eine Modification desselben darstellen, wie namentlich bei der Person und Schule Calvins.

Wir nehmen jetzt den Faden der Erzählung wieder auf, wo wir ihn in der vorletzten Stunde haben fallen lassen, und versetzen uns wieder in die Schweiz, wo wir den Ausbruch des Religionskrieges und dessen augenblickliche Dämpfung betrachtet haben. Der 1529 nach dem ersten Kappeler Krieg vermittelte Friede dauerte nicht lange. Zwingli hatte wohl nicht vergebens so traurig in die Zukunft geblickt und allerlei Ahnungen gegen seine Freunde laut werden lassen*). Die Abtei von St. Gallen gab den nächsten Anlaß zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Es waren nämlich von Alters her über diese Abtei vier sogenannte Schirmorte gesetzt, Zürich, Luzern, Glarus, Schwyz, und es konnte nicht fehlen, daß die jetzt eingetretene Verschiedenheit der Religionsmeinungen einen nachtheiligen Einfluß auf die gemeinsame Verwaltung dieses altkatholischen Heiligthums haben mußte**). Der alte Abt Franz Geißberger hatte schon vor dem Ausbruch des ersten Religionskrieges das Zeitliche gesegnet. Dieß schien den beiden reformirten Schirmorten, Zürich und Glarus, der geeignete Moment zur Aufhebung des Klosters, und ihre Politik bestand darin, die Wiederbesetzung so lange zu verzögern, bis sie von selbst als überflüssig erkannt würde. Sie verlangten geradezu, daß, wenn man nicht die bisherigen klösterlichen Einrichtungen als mit der Schrift übereinstimmend nachweisen könne, die Abtei selbst aufgehoben und in eine weltliche Schaffnei verwandelt werden sollte. Unmöglich konnten aber die beiden katholischen Orte, Luzern und Schwyz, dieß zugeben. Vielmehr drangen sie auf Wiederbesetzung. Während so die Schirmorte uneins waren, schritten die Conventualen, welche den Tod des Abtes so lange wie möglich verheimlicht hatten, eigenmächtig zur Wahl eines neuen Oberhauptes; und diese fiel auf Kilian Käufi, der auch bald darauf die Klosterschätze zusammenraffte, und mit seinen Conventualen bei Nacht und Ne-

*) Siehe Hottinger a. a. O. VII. S. 348. 49. 355.
**) Die Urkunden zu diesem Streit findet man in dem oben angeführten Archiv von Escher und Hottinger.

bel über den See nach Bregenz floh, indem er sich hinterher vom Kaiser die Belehnung, vom Papste Clemens aber die Bestätigung ertheilen ließ. So eigenmächtig dieß Verfahren war, so wenig können indessen die reformirten Orte in diesem Handel von eigenmächtigen Eingriffen in die corporativen Rechte freigesprochen werden *); denn nicht nur weigerten sie sich, den Abt anzuerkennen, weil er sein Amt erschlichen habe, sondern sie gestatteten den Gotteshausleuten auf eigene Hand die Loslassung von mehrern Lasten, um sie dem evangelischen Glauben desto geneigter zu machen, und ebenso die Veräußerung der Kirchenzierden des Klosters, um daraus — den Armen wohlzuthun. Auf einem Tage zu Wyl, wo die Schirmorte zusammenkamen, wäre es fast zu blutigen Auftritten gekommen. — Aber nicht die Irrungen wegen des St. Gallischen Stiftes allein waren es, welche den Zunder wieder anfachten. Die fortwährende Zunahme der evangelischen Bekenner, das Umsichgreifen der Reformation auch in den Gegenden, wo ihr noch länger war Widerstand geleistet worden, erbitterte die Gegner. Dazu kam das Eingehen von Bündnissen mit fremden Mächten. Nicht nur hatten Zürich und Basel ein Bündniß mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, der sich über Luthers Scrupel wegen der Verbindung mit den Reformirten immer mehr hinwegsetzte, zu schließen unternommen, was jedoch von keinen weitern Folgen war; sondern auch mit Frankreich und Venedig **) waren Unterhandlungen angeknüpft worden. Endlich ward ebenso der Landfriede rücksichtlich der gegenseitigen Duldung hie und da gebrochen.

Umsonst suchte Bern, das seinerseits standhaft alle fremden Bündnisse abgelehnt hatte, den Frieden zu erhalten, und auch die letzten Vermittelungsversuche von Glarus, Freiburg, Solothurn und Appenzell schlugen fehl. Durch das Abschneiden der Zufuhr von Seiten der Evangelischen war der Krieg erklärt. Den 9. Weinmonats 1531 brachen die fünf Orte mit 8000 Mann auf. Auf die eingelaufene Nachricht rückte eine Vorhut von Zürich unter Anführung Georg Göldli's nach Kappel vor, während das Hauptbanner später nachfolgte. Den 11. kam es zum ersten Treffen. Ich übergehe die Schilderung desselben als

*) Ueberhaupt liegt hierin die Schattenseite der Reformation, daß bei Stiftungen mehr nach theologischen als nach Rechtsgrundsätzen verfahren wurde. Heut zu Tage bricht die Politik dem Rechte den Hals.

**) Siehe Eschers Archiv I. S. 273 ff.

nicht hieher gehörend. Richten wir unsere Blicke allein auf Zwingli, den wir als einen der Vordersten in der Schaar der Kämpfenden sehen! Bis auf den letzten Augenblick war er es gewesen, der zum Kampfe gerathen; und so war es auch billig, daß er sich ihm nicht entzog. Es war als ob er eine Ahnung hätte, daß er bleiben würde; denn als er unter häufigem und inbrünstigem Gebet mit dem Banner auszog, „da „redete er mit seinen vertrauten Freunden dermaßen, daß man an seiner „Rede wohl merkte, er hoffe nicht mehr heimzukehren *)." Der Umstand, daß sein Pferd beim Aufsteigen einige Schritte rückwärts ging, ward von den ängstlichen Freunden als üble Vorbedeutung gefaßt **). Als der Angriff der Feinde begann, und Zwingli in der vordersten Reihe stand neben den Tapfersten, da sprach zu ihm Leonhard Burkhard: „Es „wird uns ein bitteres Gericht vorgesetzt. Meister Ulrich! wer soll es „essen ***)?" „Ich," versetzte Zwingli, „und mancher Biedermann, der „hier in Gottes Hand steht, dessen wir lebend und todt sind." — Auch sonst ermunterte er nebst dem Hauptmann Lavater die Umstehenden: „Biderben Leute," sprach er, „seid tröstlich und fürchtet euch nicht. „Müssen wir gleich leiden, so ist die Sache doch gut. Befehlet euch „Gott, der kann unser und der Unsrigen pflegen. Gott walte über sie!" — Nun ging es an einen harten Kampf. Mit Steinen ward, wie mit Waffen, gekämpft nach alter Schweizersitte. Ein solcher Steinwurf streckte Zwingli zu Boden, als er eben in der Nähe eines Birnbaumes einem Niedersinkenden Worte des Trostes zusprach. Noch auf den Knieen sich haltend, rief er aus: „Den Leib können sie zwar tödten, doch die Seele nicht," und fiel dann rücklings mit zusammengefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen nieder †). Seine Lippen bewegten sich im stillen Gebete. In dieser Lage trafen ihn mehrere Altgläubige

---

*) Bullinger bei Hottinger VII. S. 372.

**) Hottinger a. a. O. bringt eine Parallele aus dem Leben Mungo Parks bei, dessen Pferd beim Antritt seiner zweiten Reise nach Afrika ebenfalls strauchelte, worin Walter Scott eine üble Vorbedeutung sah. Es ließe sich auch etwas ebenso Frappantes aus dem Leben Napoleons anführen, dessen Pferd gleichfalls strauchelte und ihn abwarf vor dem Uebergang über den Niemen. Vergl. Ségur, histoire de Napoléon et de la grande armée, T. I. p. 142: „Une voix s'écria: Ceci est d'un mauvais présage, un Romain reculerait."

***) „Meister Ulrich, wie gefällt euch die Sache? sind die Rüben gesalzen? wer will sie ausessen?" Nüscheler S. 221.

†) Nach andern fiel er mit dem Gesicht auf die Erde.

und fragten ihn, ob er beichten wolle und einen Priester begehre; auch ermahnten sie ihn, die Heiligen anzurufen. Zwingli aber schüttelte den Kopf. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!“ rief der entrüstete Hauptmann Vockinger*) von Unterwalden, und gab ihm den Todesstreich. — Mögen auch die Berichte im Einzelnen über Zwingli's Hinschied abweichen, er starb den Tod des Helden und ward unter den Helden gefunden; denn von Zürich allein deckten 600 die Wahlstatt, unter ihnen die aus den edeln Geschlechtern der Escher und Meiß. Zwingli soll noch im Tode ein frisches, farbiges Aussehn gehabt haben, gerade wie er es auf der Kanzel zu haben pflegte, wenn er am eifrigsten predigte. Thränen flossen aus den Augen der ihnen erkennenden Freunde. Rohe Schadenfreude malte sich zum Theil auf dem Angesicht der Gegner; doch machten mehrere derselben eine würdige Ausnahme. Hans Schönbrunner, ehemals Conventherr zu Kappel, konnte sich der Thränen nicht enthalten. „Welcher auch,“ sprach er, „dein Glaube gewesen, ich weiß, „daß du ein redlicher Eidgenosse warst. Gott sei deiner Seele gnädig.“ — Ungestüm verlangten die Wildesten die Zerstücklung des Leichnams. Schultheiß Golder und Amman Thos von Zug entgegneten: „Lasset die „Todten ruhen, noch sind wir nicht am Ende. Gott wird richten!“ Solche Stimmen der Mäßigung wurden aber überhört. Ein Ketzergericht ward über der Leiche gehalten. Sie ward durch den Scharfrichter von Luzern geviertheilt, verbrannt und die Asche mit Schweinsasche vermischt. Doch das Herz ward gerettet. Thomas Plater soll es aus den Flammen erhascht und als ein Heiligthum seinem Freunde Myconius nach Zürich gebracht haben. Daß dieser aber, der bald darauf nach Basel ging, es daselbst in den Rhein geworfen habe, um es nicht zu einem Gegenstand abergläubischer Reliquienverehrung zu machen, würde, wenn es anders Grund hätte, mehr ein Beweis des großen Eifers als zarter Freundschaft sein. Doch zum Glück ist die Geschichte nicht verbürgt**).

Wenn die Anhänger des alten Glaubens in der Niederlage Zwingli's ein gerechtes Gericht Gottes sahen, wer will es ihnen verdenken? Aber daß Luther bei der Nachricht von diesem Hinschied in denselben Ton ein-

*) Andere schreiben Fuchinger.

**) Vergl. darüber Myconius selbst de vita et obitu Zwinglii am Schluß.

stimmte, muß uns verletzen *). Nicht das, daß Zwingli eben die Sache mit dem Schwerte zu vertheidigen schien, die Luther mit dem Worte allein vertheidigt wissen wollte, war sein Hauptargument (dieß hätte sich allenfalls rechtfertigen lassen bei der so verschiedenen Gesinnungsart beider Männer hierüber); nein! eine eigentlich positive Strafe Gottes sah Luther in dem Tode Zwingli's, der Ketzerei vom Abendmahl wegen. Und das giebt seinem Urtheil etwas Gehässiges, wahrhaft Unprotestantisches, das mit seiner sonstigen Gesinnung in offenbarem Widerspruch steht. Es ist ein Flecken in dem Bilde, den wir so gern verwischen möchten und nicht können. Wohlan, so diene er uns zur Demüthigung und zur Warnung, damit wir nicht in denselben Fehler verfallen, sondern bei jeder Versuchung, die Schicksale der Menschen nach ihren religiösen Meinungen zu beurtheilen, uns der Worte des Apostels erinnern: „Wer „bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Jeder steht und fällt „seinem eigenen Herrn."

Ein gleiches Schicksal mit Zwingli hatte auch der biedere Comthur Schmidt, der neben seinen 13 Küßnachtern gefunden ward; doch ward seiner Leiche eine würdige Bestattung durch Freundes Sorge **). Und ach! die vielen andern, die als Opfer fielen, wer vermag sie zu zählen? Auch Hieronymus Botanus, der treueifrige Gehülfe Oekolampads, kam in einem folgenden Gefechte um. So noch viele andere.

Sie überheben mich wohl gern einer weitern Beschreibung des Gefechtes am Gubel, das den folgenden Tag stattfand, als die Hülfsschaaren der Reformirten angelangt waren. Es würde eine solche Erzählung um so weniger erbaulich ausfallen, als wir es nicht verhehlen dürfen, daß die Vorfälle eben nicht den Reformirten zur Ehre gereichen. Unordnung im Heere, Mangel an Kriegszucht, Lust zur Plünderung, die von den Bernern am Kloster Muri befriedigt ward, alles dieß macht uns nicht den Eindruck eines für die Güter der Religion, für die Sache Gottes streitenden Heeres; während die Altgläubigen doch wenigstens

*) Siehe die Briefe bei de Wette IV. Nr. 1429. 30.

**) „Oswald Sägesser, Conventual von Küßnacht, der auch das göttliche „Wort verkündete, ließ seinen Leichnam von der Wahlstatt nach Küßnacht führen, „wo er in der St. Niklauscapelle im Beinhaus begraben worden." Zür. Neujahrsbl. S. 14. — Bullinger schreibt von ihm: „Dieser Conrad Schmid ist „ein frommer Mann gsyn, hat viel zu der Reformation geholfen, wie man in „allen Actis sehen mag" u. s. w.

für ihre Heiligen, für ihren Heerd und Altar kämpften. Aber so sollte es ja auch kommen. Es sollte sich, freilich auf traurige Weise, den Gemüthern fühlbar machen, daß die Sache der Wahrheit nicht durch rohe, materielle Gewalt, die Sache des göttlichen Menschensohnes sich nimmermehr durch das Schwert Gideons ausmachen lasse. In Zwingli's Schicksal aber und seinem Heldentod sehen wir etwas Hochtragisches, wenn wir nämlich mit diesem Ausdruck das bezeichnen wollen, daß auch je der Edelste und Beste durch verhängnißvolle Umstände zu Unternehmungen fortgerissen werden kann, die über das Gebiet der Berechnung hinausgehen, und dessen Folgen er somit nicht verantworten kann. Es war, wenn Sie wollen, ein Irrthum, wenn Zwingli mit dem Schwerte es zu zwingen hoffte, wo Luther nur aufs Wort baute. Aber es war ein großartiger Irrthum, und dieser Irrthum, der einer heiligen Begeisterung für Recht und Wahrheit sich beigesellt, ist immerhin verzeihlicher und steht unendlich höher, als die feine Erasmische Klugheit, welche der Gefahr von weitem aus dem Wege zu gehen versteht. Auch war ja Zwingli's Stellung eine andere als die Luthers, sie war eine doppelte, die als Reformator und Republicaner.

Den Eindruck, welchen die Nachricht von dieser Niederlage in Zürich gemacht, brauche ich nicht zu schildern. Ich sage nichts von denen, die unter den Erschlagenen ihre Väter, ihre Gatten, ihre Söhne, ihre Brüder beweinten, nichts von Zwingli's Wittwe, deren mehrfachen schmerzlichen Verlust ich schon früher erwähnt habe*). Aber wenn zu allen diesen Uebeln noch als ein schmerzliches Gefühl das des Verkanntwerdens hinzukommt, wenn zu dem erlittenen Schaden noch die Vorwürfe kommen über Dinge, welche abzuwenden doch nicht allein in des Menschen Macht stand, dann ist der Schmerz über das Erlittene doppelt groß. Und so war es in Zürich nach der Schlacht bei Kappel. Jetzt wurden die Maaßregeln der Regierung aufs Bitterste getadelt, jetzt über Zwingli und die Prediger gescholten, welche das Volk mit ihren Reden fanatisirt und zu gewagten Schritten verleitet hätten; und mancher, der vielleicht früher selbst am meisten sich darüber aufgehalten, daß man nicht schon länger kräftigern Muth entwickelt hätte, redete jetzt von Tollkühnheit, und wollte das böse Ende vorausgesehen haben,

*) Siehe die 19. Vorlesung.

das die Sache genommen. Mancher aber begrub den Schmerz in seine Brust, und glaubte dadurch wohl am ehesten das Andenken der Gefallenen zu ehren, wenn er, treu der evangelischen Wahrheit und ihr gemäß, sich demüthigen lerne unter die gewaltige Hand Gottes.

Von beiden Seiten war man eines Krieges, in welchem, wörtlich genommen, Brüder gegen Brüder stritten*), müde geworden; der Winter brach ein und machte beiden Theilen das längere Weilen im Felde zur Last. Und so ward denn den 16. Nov. auf dem Hofe zu Teynikon im Zuger Gebiete ein abermaliger Religionsfriede geschlossen, dessen einzelne Bedingungen wir hier nicht weiter verfolgen können. Die Hauptbedingung war gegenseitige Duldung. Ueber die Kriegskosten erging ein schiedsrichterliches Urtheil*).

Wir erwähnen blos noch, als eines dumpfen Nachhalles dieser kriegerischen Scenen, der Unruhen in Solothurn. Diese Stadt hatte, wie wir früher gesehen haben, der Mehrzahl nach sich zum katholischen Glauben gehalten; doch hatte sich in ihr eine nicht unbedeutende reformirte Partei aufgethan und es dahin gebracht, daß ihr ein Wochengottesdienst in der Barfüßerkirche bewilligt und in derselben Bilder und Zierrathen weggethan wurden. Auch ward Berthold Haller auf einige Zeit von Bern hinberufen und ein Religionsgespräch eingeleitet. Als aber aus Angst über diese Neuerungen das Bild des heiligen Ursus zu schwitzen anfing, sahen die Altgläubigen in diesem Kunstgriffe der Priester ein Wunder, und faßten nur um so ernstere Entschlüsse, der Ketzerei zu steuern. So standen die Sachen beim Ausbruch des Krieges. Auf dem Lande war großer Anhang des evangelischen Glaubens. Von daher und auch aus der Stadt waren den Reformirten Hülfstruppen nach Kappel geschickt worden. Die fünf Orte verlangten nun nach dem Frieden, entweder daß Solothurn 800 Kronen an Kriegskosten bezahle, oder den reformirten Gottesdienst da wieder abstelle, wo er eingeführt sei. Die Katholiken wählten natürlich das Letztere, und so ward denn Anstalt gemacht, die Anhänger des neuen Glaubens mit Gewalt aus Solothurn zu vertreiben. Schon kam es dahin, daß die Katholischen mit geladener Kanone sich vor das Haus pflanzten, in welchem die Re-

*) So die beiden Göldli.

**) Das Weitere siehe bei Hottinger a. a. O. S. 422 ff.

formirten ihre Zusammenkünfte hielten. Da stellte sich Schultheiß Niklaus Wengi vor die Mündung derselben, mit den Worten: „Soll Bürgerblut fließen, so fließe meines zuerst.“ Diese entschlossene That machte gewaltigen Eindruck. Der Kampf der Waffen unterblieb, aber die reformirte Partei unterlag auch hier; wie denn überhaupt vom Tage der Kappeler Schlacht an eine nicht unbedeutende Reaction in verschiedenen Gegenden des Schweizerlandes eintrat.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen trat Heinrich Bullinger als Antistes der Zürcherischen Kirche und als Nachfolger Zwingli's an die Spitze der reformirten Angelegenheiten in der deutschen Schweiz. — Auch unser Oekolampad machte einem Nachfolger Platz. Der Tod seines Freundes Zwingli hatte ihn, den Vielbeschäftigten, so gewaltig angegriffen, daß seine ohnehin zerrüttete Gesundheit einen harten Stoß erlitt. Eine bösartige, entzündliche Krankheit*) beschleunigte sein Ende. Dieses war seines Lebens würdig. Schon den 21. November erklärte er sich gegen die Seinigen also: „Grämet euch nicht, meine Lieben! ich „scheide nicht auf ewig von euch. Ich gehe jetzt aus diesem Jammerthal „hinüber ins bessere, ewige Leben. Freuen soll es mich, mich bald an „dem Ort der ewigen Wonne zu wissen.“ Darauf feierte er mit seiner Gattin, ihren Verwandten und den Dienern des Hauses das heilige Abendmahl. „Dieses heil. Mahl,“ sprach er, „ist ein Zeichen meines „wahren Glaubens an Christum Jesum, meinen Herrn, Heiland und „Erlöser; ein treues Zeichen der Liebe, das er uns hinterlassen hat: es „sei mein letztes Lebewohl für euch.“ — Am folgenden Tage versammelte er die Amtsbrüder um sein Sterbebett und legte ihnen das Wohl der Kirche ans Herz. Er erinnerte sie an das Heil, das uns Christus erworben, ermahnte sie, in seine Fußtapfen zu treten, und um so treuer die Liebe zu bewahren, je trüber und stürmischer die Zeit zu werden drohe. Er forderte sie zu Zeugen auf, daß er es redlich mit der Kirche gemeint, und nicht, wie die Feinde ihm vorwarfen, zum Abfall sie ver-

---

*) Ueber die Natur derselben (Anthrax in osse sacro), weit mehr aber noch über seinen schönen, christlichen Hinschied ist der Brief seines Freundes und Amtsgenossen Simon Grynäus an Wolfgang Capito zu vergleichen, als der Bericht eines Augenzeugen, de vita et obitu Oecolampadii, in der Vorr. zur Ausg. von Oekolampads Commentar zum Ezechiel (Argent. 1534) in 4. und in den Epp. Zwinglii et Oec. Vgl. Herzog, Oecolampad II. S. 246 ff.

führt habe. Die Umstehenden reichten ihm die Hand und versprachen ihm feierlich, für das Wohl der Kirche bedacht zu sein. — Endlich noch einmal, den Tag vor seinem Ende, ließ er sich die Kinder vorführen, „die Pfänder seiner ehelichen Liebe", und sprach ihnen zu, daß sie Gott, ihren himmlischen Vater, lieben sollten; die Mutter aber und die Verwandten ermahnte er, dafür zu sorgen, daß die Kinder ihren bedeutsamen Namen entsprechen (Eusebius, Aletheia, Irene), daß sie gottesfürchtig, wahrhaft und friedsam werden möchten. Nun nahete die letzte Nacht seines Lebens. Alle Geistliche waren um sein Bett versammelt. Einen eintretenden Freund fragte er, ob er ihm etwas Neues bringe; und als dieser es verneinte, sprach er freundlich: „Aber ich „will Dir etwas Neues sagen: bald werde ich bei dem Herrn Christo „sein." Als man ihn fragte, ob ihm das Licht beschwerlich falle, deutete er auf das Herz und sprach: „Hier ist genug Licht". Eben brach der Morgen an, als er mit dem Seufzer: „Herr Jesu, hilf mir aus!" vollendet hatte. Die zehn anwesenden Geistlichen waren auf ihre Kniee gesunken und begleiteten die scheidende Seele mit ihren stillen Gebeten. So starb Oekolampad, den 24. Nov. 1531 *), in einem Alter von 49 Jahren. Sein Grab ist im Kreuzgang des Münsters, neben dem des Bürgermeisters Jacob Meier und des Simon Grynäus. Abgeschmackte Mährchen wurden von gegnerischer Seite über seinen Tod verbreitet **), und leid muß es thun, wenn auch Luther diesen Gehör schenkte. An die Stelle Oekolampads trat nun Oswald Myconius (Geißhäuser) von Luzern, den wir als den Freund Zwingli's und den Gönner Thomas Platers bereits in Zürich kennen gelernt haben. Unter ihm ward die Confession eingeführt und das Baselsche Reformationswerk überhaupt consolidirt, wovon bereits schon einiges in einer frühern Stunde erwähnt worden ist.

Nach dem Tode so bedeutender Männer, wie Zwingli und Oekolampad, und nach den traurigen Erfahrungen, welche die reformirte Kirche in der Schweiz gemacht hatte, trat für sie eine eigene Epoche

---

*) Ueber das Datum des Todes, das von Verschiedenen verschieden angegeben wird (21. 23. Nov. 1. Dec.), vgl. Herzog a. a. O. S. 252. Anm.

**) Eine Luzerner Handschrift erzählt, er habe, vermuthlich aus Gram über den Ausgang der Kappeler Schlacht, Hand an sich gelegt, und der alberne Cochläus streute aus, daß ihn der Satan geholt habe.

schwerer Prüfung ein. Von der alten Kirche abgerissen, stand sie noch immer in eigener Stellung zur Lutherischen Schwesterkirche in Deutschland. Auch von ihr mußte sie den Vorwurf der Ketzerei hinnehmen und sich zusammengestellt sehen mit den Wiedertäufern und Schwärmern, deren Treiben sie doch ebensowenig billigte. Noch immer wurden zwar Versuche gemacht, die Getrennten zu nähern, und besonders war es der Straßburgische Reformator Martin Bucer, den wir, unterstützt von dem Landgrafen Philipp von Hessen, und befreundet mit den ausgezeichnetsten Theologen und Kirchenvorstehern Deutschlands und der Schweiz, alles daran setzen sehen, seine Zeit, seine Ehre, seinen guten Namen (denn viele beschuldigten ihn der Zweideutigkeit), um den Stein des Anstoßes zu heben, der die Verbindung mit den Lutheranern hinderte. Aber alles ohne sonderlichen Erfolg. Wenn gleich Luther hie und da sich geneigt zeigte, einzulenken, wie aus einem noch von ihm vorhandenen Briefe an den Bürgermeister Jac. Meier zu Basel hervorgeht (1537)*), so war es doch, als ob ein böser Dämon immer wieder neue Mißverständnisse dazwischentrüge; und es war daher höchst nöthig, wenn die reformirte Kirche nicht als ein vom Stamme gerissener Zweig verdorren sollte, daß ihr eine Persönlichkeit geschenkt wurde, die im Stande war, sie zusammenzuhalten, und die durch den Tod Zwingli's und Oekolampads eingetretenen Lücken auszufüllen. Doch ehe wir diese bestimmtere Gestaltung der reformirten Kirche betrachten, die ihr durch Calvin wurde, müssen wir, nur kurz, die weitern Schicksale der deutschen Reformation anführen.

Auf dem Nürnberger Reichstage von 1532 wurde den Protestanten die Religionsfreiheit in einem etwas weitern Maaße zugestanden, als sie es früher auf andern Reichstagen hatten erreichen können. Die Abwesenheit des Kaisers, der jetzt in Spanien war, und mehreres andere kam hinzu, dem Protestantismus günstigere Aussichten zu öffnen. An die Stelle des verstorbenen Kurfürsten Johann des Beständigen trat sein Sohn Johann Friedrich, der indessen mehr durch schöne Anlagen des Gemüths und durch guten Willen, als durch große Geistesgaben, wie eine solche Zeit sie erfordert hätte, ausgezeichnet schien. Bald darauf starb auch der Papst Clemens VII., und Paul III. ward sein Nachfolger. Jetzt wurde

*) Bei de Wette Bd. V. Nr. 1760.

immer mehr von dem zu erwartenden allgemeinen Concil geredet, auf welchem die Streitigkeiten ihre endliche Beilegung finden sollten. Allein die Protestanten hatten bereits im Kampfe mit dem alten System die Ueberzeugung gewonnen, daß auch die Mehrheit der Bischöfe hier nichts entscheiden könne gegen das klare Wort Gottes. Zudem wollte ihnen nicht gefallen, daß das Concil in Mantua, somit in Italien, dem Sitze der päpstlichen Macht, stattfinden sollte. Sie erwarteten überhaupt nichts Gutes mehr von der Gegenpartei, und nahmen eine immer mißtrauerische Stellung ein. In Schmalkalden hatte sich ein Bund der protestantischen Fürsten gebildet. Hier wurden auch, als Ergänzung zur Augsburger Confession, neue Artikel des Glaubens, die sogenannten Schmalkaldischen Artikel, verfaßt, die in einer noch stärkern Sprache (sie waren von Luther) die päpstlichen Mißbräuche rügten, als es in der Augsburger Confession geschehen war. Papst und Kaiser pflogen jetzt Unterhandlungen durch ihre Abgeordneten an den Schmalkaldischen Bund. Dem Kaiser schien es besonders dießmal Ernst zu sein mit Herstellung des Friedens. Aber sein Zweck ward nicht erreicht. Auch die angestellten Religionsgespräche zu Hagenau, zu Worms, zu Regensburg (1540—1541) schlugen fehl. In Regensburg, wo zugleich der Reichstag gehalten wurde, legte der Kaiser eine Schrift vor, die, von einem gemäßigten katholischen Theologen (wahrscheinlich Gropper aus Cöln) verfaßt, geeignet sein sollte, die Gemüther zu versöhnen. War doch die Haupt- und Grundlehre des Protestantismus von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben mit deutlichen Worten darin ausgesprochen *), während sie freilich in andern Dingen eine Rückkehr zum Alten auf milde Weise einleitete. Sie heißt das Regensburger Interim. Melanchthon schien geneigt, einen Vergleich einzugehen; aber Luther und der ihm ergebene Kurfürst sahen in dem Friedenswerk eine Falle, in die man die Protestanten zu locken gedenke. Und so endete auch dieses Colloquium (22. Mai 1541) ohne Erfolg.

Unterdessen hatte in den letzten Jahren die Reformation in Deutschland beträchtliche Eroberungen gemacht. Der seiner Zeit vom schwäbischen Bund vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg wurde im

*) Der auf dem Reichstage anwesende Legat Contarini, ein frommer Katholik, neigte sich selbst zu dieser Lehre.

Jahr 1534 durch seinen Freund und Verwandten, den Landgrafen Philipp von Hessen, gewaltsam wieder in sein Land eingeführt, und in dem mit König Ferdinand geschlossenen Frieden zu Cadan (in Böhmen) ward auch das Beste der Reformation bedacht. Durch Ambrosius Blarer und Joh. Brenz ward das Reformationswerk in Würtemberg vollendet, nachdem auf einem Gespräch zu Stuttgart, den 2. Aug. 1534, in Betreff des Abendmahls eine glückliche Vereinigungsformel war gefunden worden *). Auch in Pommern kam es in demselben Jahre 1534 zu einem für die Reformation des Landes günstigen Entscheid. Der Störungen, welche die Münsterer Reformation durch die Wiedertäufer erlitt, haben wir früher gedacht **). Besonders entscheidend aber war nun für die sächsische Reformation der Tod ihres bisherigen Erzfeindes, des Herzogs Georg von Sachsen. Unter seinem Bruder Heinrich, der ihm in der Regierung folgte, ward am Pfingstfeste 1539 die Kirchenverbesserung in Leipzig feierlich vollzogen. Luther und Jonas predigten daselbst. Die Zuhörer fielen auf ihre Kniee und dankten Gott unter Thränen für den errungenen Sieg. Unterm 9. Juli folgte ein Verbot gegen die Winkelmessen und gegen die Ausspendung des Abendmahls unter einerlei Gestalt. Eine Kirchenvisitation, zu der die Wittenberger Theologen die Anleitung gaben, machte die Runde durch das ganze Herzogthum und half das Werk vollenden ***). Heinrich überlebte jedoch dasselbe nicht lange. Ihm folgte 1541 sein Sohn Moritz, auf den wir später zurückkommen werden. Auch Joachim II. von Brandenburg, der aus Furcht vor seinem Schwiegervater, Georg von Sachsen, mit der Reformation in seinen Landen gezögert hatte, ließ ihr nun, nach dem Tode desselben, freien Lauf. Den 31. Oct. 1539 empfing er im Dom zu Cöln an der Spree (Berlin) das heil. Abendmahl; durch den Hofprediger Stratner zu Anspach und durch den Berliner Propst Georg Buchholzer ward die neue Kirchenordnung durchgeführt. — Der Kurfürst und Erzbischof von Cöln, Herrmann, Graf von Wied, neigte schon längere Zeit zu den Grundsätzen der Reformation. Er berieth sich 1539 mit Melanchthon über die Art

*) Vgl. besonders Hartmann und Jäger, J. Brenz. Hamb. 1842. 2 Bde.

**) S. Vorl. 18. S. 410 ff.

***) Das Weitere bei Marheineke, am Schluß des 3. Bds.

der Einführung, und 1541 berief er den Straßburger Reformator Martin Bucer nach seiner Residenz Bonn. Durch diese beiden Theologen ward 1543 eine Reformationsordnung entworfen, die indessen bei der Cölner Geistlichkeit auf großen Widerstand stieß. Herrmann ward 1546 vom Papst excommunicirt und vom Kaiser seiner Kurwürde entsetzt.

Wenn nun schon die Fortschritte der Reformation an sich, auch wo sie auf gesetzlichem Wege vor sich gingen, die Gegenpartei reizten, so mußten die gewaltsamen Uebergriffe, die sich einige protestantische Fürsten zu Schulden kommen ließen, vollends böses Blut erzeugen. Als das Bisthum Naumburg-Zeitz im Jahre 1541 erledigt wurde, wählte das Domcapitel den bisher durch seine Mäßigung ausgezeichneten Julius von Pflug an diese Stelle. Der Kurfürst von Sachsen aber erklärte die Wahl für ungültig und setzte einen streng lutherischen Theologen, Nikolaus von Amsdorf, dahin, mit dem Gehalte eines Pfarrers (1542). Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig bedrückte die Schmalkaldischen Bundesstädte Braunschweig und Goßlar. Als er besonders die letztere Stadt aufs Aeußerste gebracht hatte, fielen der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp im Juli 1542 verheerend in sein Gebiet ein und nöthigten ihn zur Flucht. — Die Leidenschaft ward so von beiden Seiten erhitzt; und in dem Maaße, als der Muth der Protestanten und das Vertrauen auf ihr Kriegsglück zunahm, in eben dem Maaße schwand der einfache, im Dulden erprobte Geist des Märtyrerthums, den Luther anfänglich seinen Feinden entgegengesetzt hatte und durch den er so groß erscheint. Und Luther selbst? ist er immer diesem Geiste treu geblieben? ob nicht hie und da sein Eifer mitbeigetragen, die unter der Asche glimmende Flamme anzuschüren? Das mag er sich wohl bisweilen selbst gefragt haben. Er blieb sich hierin nicht immer gleich. Aber den redlichen Willen hatte er, den Ausbruch des Religionskrieges zu vermeiden, und öfter sehnte er sich, aus diesem Leibe zu gehen, ehe die Flamme desselben vor seinen Augen aufschlagen und das Dach des Hauses ergreifen würde, in dem er, der Hausvater, mehr und mehr sich als ein Fremdling fühlte. Gott erhörte sein Flehen, und, „als ob er ihn hätte flüchten wollen"*),

---

*) Nach Spittlers Ausdruck, Kirchengesch. 2. Ausg. S. 376.

erwies er ihm die Gnade, ihn vier Monate vor Ausbruch des Krieges zu sich zu nehmen in die ewigen Wohnungen des Friedens.

Wir haben bisher dem Manne so sehr unsere Aufmerksamkeit geschenkt und uns von seiner Persönlichkeit ein so eindringliches Bild als möglich zu machen gesucht, daß wir ihn auch in seinen letzten Lebenstagen und im Tode noch mit der gehörigen Ruhe betrachten wollen.

Häufige Krankheitsfälle hatten Luthers Körperkraft bedeutend erschüttert; dazu kamen nicht wenige Leiden der Seele, die ihm der Gang der Dinge in der Kirche Christi verursachte. Unter allen diesen Anfechtungen bewahrte er sich aber fortwährend jene Glaubensfreudigkeit und jenen kindlichen Sinn, die wir während seines Lebens an ihm bewundert haben. Ja, wenn eine allzugroße Heftigkeit den Luther der mittlern Jahre hie und da entstellt, so sehen wir im Alter eine gewisse Weichheit des Gemüthes überhand nehmen, die oft in wehmüthige Klage sich ergießt, und die ihm dann neben seinen Schroffheiten, die er gegen einzelne Gegner, z. B. die Sacramentirer, niemals ablegte, wieder etwas überaus Mildes und Liebliches, ja fast Verklärtes giebt, das uns mit seinen üblen Stimmungen bald wieder versöhnt. Diese Weichheit schlug sogar oft in einen augenblicklichen Lebensüberdruß über, der jedoch bald wieder dem höhern Vertrauen wich. So schreibt er zu Anfang Januars 1546 an einen Freund *): „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter, „und nun auch einäugiger Mann schreibe an euch, und da ich gehofft, „man solle mir abgelebtem Manne nunmehro, und wie mich dünkt, „höchst billig Ruhe gönnen, so werde ich dermaßen überhäuft mit „Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, „geschrieben, geredt und gethan hätte. Aber Christus" (so ermannt er sich freudig wieder) „ist mir alles in allem, der es thun kann und auch „thut. Er sei gelobet in Ewigkeit." „Ich habe," sagt er an einem andern Orte, „die Welt satt, und die Welt meiner, sind also leicht zu „scheiden, wie ein Gast die Herberge quittiret."

Noch in demselben Monat, im Januar 1546, ward er in einer Angelegenheit der Grafen von Mansfeld nach Eisleben berufen. Es waren weltliche Händel, die Bergwerke betreffend; allein auch hier sollte

---

*) An Johann Propst zu Bremen, bei de Wette Bd. VI. Nr. 2310; bei Keil S. 251.

der Mann Gottes als Schiedsrichter auftreten zwischen den entzweiten Brüdern. Seine Reise, die er mit drei Söhnen antrat, war, da die Gewässer ausgetreten, sehr gefahrvoll. Auf der Ueberfahrt über die Saale wäre er beinahe ertrunken, worüber er indessen in den Briefen an seine Gattin und an seine Freunde heiter scherzte; und als die treue Käthe sich fortwährend für seine Gesundheit besorgt zeigte, machte er ihr darüber theils scherzhafte, theils ernste Vorwürfe*). Die Sorgen der Gattin waren aber nicht so vergeblich, als Luther meinte. Die Reise bei schlechter Witterung hatte ihm eine starke Erkältung zugezogen, so daß sich seine alten Uebel wieder einstellten. Dabei arbeitete er unausgesetzt fort, nicht nur in dem von den Fürsten ihm übertragenen Processe, sondern auch noch in kirchlichen Angelegenheiten, und predigte zudem vier Mal mit krankem Leibe. Mittwochs den 17. Febr. nahm seine Krankheit merklich zu, und Gedanken des nahen Scheidens drängten sich vor seine abgearbeitete Seele. „Wie?" sprach er, „ich bin hier „zu Eisleben getauft, wenn ich auch hier bleiben sollte?" Ueber Tische redete er viel von Tod und Unsterblichkeit, und ob die Abgeschiedenen in einem andern Leben sich wieder kennen würden. Bald darauf stellten sich die Bangigkeiten ein, welche ihm keine Ruhe im Bette ließen, so daß er abwechselnd bald auf einem Ruhebette sich niederließ, bald im Zimmer auf und ab ging. Das Reiben mit warmen Tüchern, das er öfter schon angewendet hatte, brachte ihm nur einige Erquickung. Die Aerzte wurden herbeigerufen. Graf Albrecht von Mansfeld kam mit der Gräfin herbei und brachte lindernde Mittel. Ebenso schickte die sorgsame Gattin Arzneien aus Wittenberg. Die Freunde Jonas und Cölius standen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, an seinem Lager und beteten mit ihm. „Mein himmlischer Vater," also lauteten seine Worte, „ewi„ger und barmherziger Gott! du hast mir deinen lieben Sohn, unsern „Herrn Jesum Christum, offenbaret; den hab' ich gelehrt, den hab' ich „bekannt, den lieb' ich und ehr' ich für meinen lieben Heiland und Er„löser, welchen die Gottlosen verfolgen, schänden und schelten. Nimm „meine Seele zu dir." Dreimal hinter einander sprach er dann: „Vater, „in deine Hände befehl' ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, du

*) Vergl. die köstlichen Briefe bei de Wette Bd. VI. Nr. 2312. 2315. 2317. 2318. 2320. 2322.

„treuer Gott!" worauf er anfing stille zu sein. Man rüttelte, rieb, kühlte ihn, aber er antwortete nicht. Endlich bog sich sein Herzensfreund Jonas über ihn hin und rief ihm laut zu: „Ehrwürdiger Vater! wollt „ihr sterben auf die Lehre, wie ihr sie gepredigt habt?" worauf er noch mit starkem „Ja" antwortete und bald darauf seinen Geist aufgab. Er verschied Abends 4 Uhr den 18. Febr. 1546, im 63. Jahre seines Alters. Sein Geist wird ewig leben in der Geschichte seines Volkes, seiner Kirche, in der Geschichte der Menschheit. Wenn es aber in der Natur des Menschen liegt, auch die entseelte Hülle des Entschlafenen mit der Ehrfurcht zu behandeln, die wir ihrem Geiste schuldig sind, so dürfte auch noch davon etwas Weniges gesagt werden, wie es mit Luthers Bestattung gehalten worden sei, dem wir dann noch einiges über die Schicksale seiner Hinterlassenen beifügen wollen. Die Fürsten hielten es für eine Ehrensache, den großen Todten bei sich zu haben, und machten sich das Recht seines Begräbnisses streitig. Gern hätten ihn die Grafen von Mansfeld in Eisleben behalten, wo er auch geboren und getauft war. Allein Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen gab dieß nicht zu. Wittenberg, der Ort seines Wirkens und Kämpfens, sollte auch seine Ruhestätte werden. So wurde also die Leiche, nachdem sie unter feierlichen Ceremonien war ausgestellt worden, in einem zinnernen Sarge, unter einer Bedeckung von 45 Reitern, die Grafen von Mansfeld an deren Spitze, nach Wittenberg abgeführt. Ueberall, wo der Zug durchkam, zeigte sich die größte Theilnahme. Die Glocken wurden geläutet, Processionen kamen entgegen, Sterbelieder wurden unter häufigem Schluchzen mehr geweint, als gesungen. Oft mußte der Leichenwagen still halten, des Gedränges wegen. In Halle besonders war großer Zudrang. Aber über alles feierlich war der Empfang der Leiche in Wittenberg selbst. Bei dem Elsterthore, demselben, vor welchem er einst die Bulle verbrannt hatte, standen Rector und Professoren der Universität, der Rath und die ganze Bürgerschaft, dazu die Abgeordneten des Kurfürsten und viele Fürsten und Herren, die zu Wittenberg studirten. Diese alle gaben ihm das Geleite nach der Schloßkirche. Auch die betrübte Gattin, die auf einem schlechten Wägelein fuhr, folgte mit den Söhnen dem Sarge. Doctor Bugenhagen hielt die Leichenrede, konnte aber nicht zu Ende kommen, Thränen erstickten seine Worte. Melanchthon hielt eine lateinische Rede. Nahe bei der Kanzel,

auf der Luther gelehrt hatte, ward der Sarg von Magistern der Universität in die Gruft gesenkt. — Als Kaiser Karl V. später nach dem Schmalkaldischen Kriege*) als Sieger in Wittenberg einzog, wollten die Feinde Luthers ihn bereden, die Leiche wieder ausgraben und sie schimpflich verbrennen zu lassen. Aber Karl sprach das fürstliche Wort: „Nur mit den Lebenden führe ich Krieg, lasset die Todten ruhen!" — Hingegen war eben dieser traurige Ausgang des Schmalkaldischen Krieges für die hinterlassene Wittwe Luthers äußerst drückend. Sie mußte Wittenberg verlassen und floh nach Leipzig, wo sie dem äußersten Mangel ausgesetzt war, und Kostgänger hielt, um ihr Leben zu fristen. Melanchthon nahm sich der Verlassenen, so gut er konnte, als treuer Freund an. Später kehrte sie dann wieder nach Wittenberg zurück; als aber die Pest daselbst ausgebrochen war, 1552, und sie mit ihren Kindern nach Torgau wollte, hatte sie auf der Reise einen Unfall, der ihr Ende beschleunigte. Die Pferde wurden scheu, sie stürzte aus dem Wagen, fiel in eine Pfütze, und zog sich durch Schreck und Erkältung eine Krankheit zu, an der sie bald nachher starb. Sie wurde ebenfalls unter großen Ehrenbezeigungen in der Torgauer Pfarrkirche begraben.

Nur noch ein Wort über Luthers Nachkommen. Luther hinterließ vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter (mehrere waren ihm früher gestorben). Die drei Söhne theilten sich in die drei Facultäten: der älteste, Johann, studirte die Rechte, der zweite, Martin, die Theologie, der dritte, Paul, die Arzneiwissenschaft, und wurde Leibarzt am sächsischen Hofe. Dieser allein hat den männlichen Stamm Luthers fortgepflanzt, welcher sich bis aufs Jahr 1759 erhalten hat.

So haben wir heute die drei großen Männer, die bisher uns vorzüglich beschäftigten, Zwingli, Oekolampad, Luther, ihre irdische Laufbahn beschließen sehen. Ein anderes Geschlecht wächst vor unsern Augen auf. Einsam steht Philipp Melanchthon unter diesem Geschlechte von Theologen, das wohl nach Luthers Namen sich nennt, aber dessen Geist nicht immer begriffen hat. Streitigkeiten nehmen im Innern der Kirche überhand, während die Stürme des Schmalkaldischen Krieges von außen wüthen. Verkannt von vielen, mit Undank belohnt von blinden Eiferern unter seinen Schülern, oft auch mit sich selbst im

*) Vergl. unten die 24. Vorl.

Zwiespalt, sehnte er sich nach Ruhe. Er sollte indessen ausharren, und erst nachdem die ärgsten Stürme vorüber waren*), ward ihm diese Ruhe zu Theil. (Melanchthon starb den **19.** April **1560.**)

Aber noch nicht ist ausgestorben das Geschlecht der Reformatoren. Noch mit einem Manne haben wir uns jetzt bekannt zu machen, der an der Grenze des eigentlichen Reformationszeitalters steht, der aber eben da, als es der Lutherischen Kirche an kräftigen Männern fehlte, der reformirten Kirche einen neuen Schwung gab, der auch mit Melanchthon in freundschaftlicher Berührung stand, und der eine Schule gründete, die mächtig auch auf das Ausland gewirkt hat. Johann Calvin ist es, der gewöhnlich neben Luther und Zwingli als der dritte genannt wird unter den Heroen der Reformation, und dessen Bild wir noch ins Auge zu fassen haben, ehe wir sagen können, daß unsere Aufgabe vollendet sei.

Jean Chauvin (Johannes Calvinus)**) ist geboren den **10.** Juni **1509** zu Noyon in der Pikardie. Sein Vater Gerard, nicht reich, aber doch bemittelt, suchte ihm eine gute Erziehung zu geben. Mit den Söhnen des Hauses Montmort, dem sein Vater befreundet war, ging er nach Paris, wo er den Grund zu seinen Studien legte. Obwohl frühzeitig zum Geistlichen bestimmt, schien der junge Calvin anfänglich mehr Lust zur politischen Laufbahn zu haben, weßhalb er mit Bewilligung seiner Eltern sich dem Studium der Rechte widmete, das er auf den berühmten Schulen von Orleans und Bourges mit Eifer betrieb. Doch eigene Schicksale führten ihn wieder zur Theologie zurück. In Bourges hatte er einen Deutschen kennen gelernt, Melchior Wolmar, der als Professor der griechischen Sprache zugleich auch mit den neuen theologischen Forschungen bekannt war und seinen Freund in ein genaueres Studium der Bibel hineinzog. Calvin gewann jetzt an diesem Studium der heiligen Schrift immer mehr Geschmack, und als er wieder nach Paris zurückgekehrt war, widmete er sich nun ausschließlich der Theologie, wozu er sich jedoch durch gründliches Sprachstudium

---

*) Wir werden darauf zurückkommen, Vorl. 24.

**) Vergl. Bretschneider im Reformationsalmanach 1821. Die ausführlichste und beste Biographie ist die von Paul Henry, das Leben Joh. Calvins, des großen Reformators, 3 Bde. 1835—44; und ein Auszug 1846.

vorbereitete. Wir haben schon früher bemerkt, daß sich unter dem Schutze der Königin von Navarra auch in Frankreich einige Anhänger der gereinigten Lehre des Evangeliums aufhielten, wiewohl unter vielfachen Gefahren. Mit solchen wurde auch Calvin bekannt. Allein die gegen die Protestanten ausgebrochenen Verfolgungen nöthigten ihn, Paris und endlich Frankreich zu verlassen; und hier war es wieder unser Basel, wo schon 10 Jahre früher Farel eine Aufnahme gefunden, das 1534 auch Calvin bei sich aufnahm. Hier war es, wo der junge 27jährige Theolog sein gelehrtes Werk über die christliche Religion (Institutio religionis christianae), das zugleich in seiner Vorrede an Franz I. eine Vertheidigung des Protestantismus enthielt und das mit Recht einem ähnlichen Werke Melanchthons (loci theol.) an die Seite gesetzt zu werden verdient, ausarbeitete. Von Basel, wo er zugleich mit Grynäus und Capito Freundschaft geschlossen hatte, begab er sich nach Italien an den Hof der Königin Renata von Ferrara, welche, wie früher bemerkt, den Protestanten geneigt war. Er hoffte hier einiges für das Schicksal seiner Glaubensbrüder in Frankreich auszuwirken, da die Herzogin, eine Tochter Ludwigs XII., die Schwägerin des regierenden Königs, Franz I., war. Allein auch von hier vertrieben, wollte er wieder nach Basel zurückreisen, und nahm seinen Weg durchs Savoyische über Genf. Hier wurde er 1536 von seinen Freunden Farel und Viret festgehalten, die es ihm zur Gewissenssache machten, von nun an mit ihnen gemeinsam das Werk der Reformation in eben dieser Stadt zu vollenden. Kein Sträuben half. Calvin wollte die Studien vorschützen; aber Farel erklärte ein Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung, das sich in wichtigen Momenten dem Dienste der Kirche entziehen will, für Hochmuth, Feigheit und Selbstsucht. Dieß wirkte. Calvin erkannte in der Einladung Farels einen Ruf Gottes, und blieb.

Ehe wir indessen die Wirksamkeit Calvins betrachten, müssen wir erst einen kurzen Blick auf die Geschichte der Reformation in der französischen Schweiz und in Genf werfen *).

Sie erinnern sich, daß W. Farel, nachdem er 1524 Basel ver-

*) Vergl. hierüber vorzüglich Kirchhofers Leben Farels, Bd. I. S. 166 ff. und Bd. II. Und Ruchat, histoire de la Réformation de la Suisse.

lassen, sich nach Aelen (Aigle) begab, das unter Bernischer Herrschaft stand. Sowohl hier, als in andern Gegenden der französischen Schweiz, namentlich in Neufchatel, Murten, Avenches, Orbe, Granson rc., wirkte Farel in Verbindung mit seinen Freunden zur Verbreitung der Reformation. Selbst etwas von heftigem Charakter, fand er auch heftigen Widerstand. Ueberhaupt zeigt sich uns auffallend in der Geschichte der Reformation der französischen Schweiz der Unterschied des Nationalcharakters. Wenn es auch in der deutschen Schweiz zu heftigen Ausbrüchen, ja zum eigentlichen Treffen kam, so nahm doch die Leidenschaft der Parteien nie diese tumultuarische Richtung, wie in den Gegenden französischer Zunge. Heftige Schimpfreden, persönliche Mißhandlungen, oft auch Geschrei und Lärm um nichts begegnen uns hier häufiger, und namentlich nehmen auch die Frauen an den Raufereien thätigen Antheil. Wenn auch nicht das gleiche Schauspiel wie in den kleinern Städten der französischen Schweiz, so zeigt sich uns doch ein ähnlicher heftiger Kampf der Leidenschaften in dem damals schon bedeutenden Genf. Diese Stadt befand sich damals in dem Zustande politischer und kirchlicher Gährung zugleich*). Schon seit langer Zeit gewöhnt an die Kämpfe zwischen den Bischöfen und den Grafen von Genf, zwischen welchen die Bürgerschaft in der Mitte stand, hatte diese, ihrer Mehrzahl nach, sich aufs Bestimmteste gegen den Bischof aus dem Hause Savoyen erklärt. An der Spitze der politischen Faction stand ein gewisser Berthelier, und zu gleicher Zeit hatte Franz Bonnivard, Senior zu St. Victor, zuerst die neuern Glaubensgrundsätze vorgetragen, die bei vielen Gemüthern Eingang fanden. Noch bestimmter aber sprach sich die protestantische Richtung aus, seit Farel, in Begleitung seines Freundes Anton Saunier, 1532 dahin gekommen war. Mit Empfehlungen von Bern versehen, suchten sie einen Verband mit den deutsch-reformirten Kirchen der Schweiz zu bewerkstelligen. Allein der Einfluß der bischöflich gesinnten Geistlichkeit war noch zu groß, als daß die weltliche Regierung sie hätte schützen können. Farel und Saunier verließen auf einige Zeit die Stadt. Unterdessen aber wirkten Anton Froment und Robert Olivetanus in ihrem Geiste fort.

*) Vergl. Spon, histoire de Genève. 4 Voll. Genève 1730. Und Bretschneider a. a. O. S. 41 ff.

Es kam zu heftigen Bewegungen, unter welchen zuletzt der Bischof die Stadt verließ, über die er den Bann schleuderte. Farel und mit ihm Peter Viret, der nachmalige Reformator von Lausanne, waren unterdessen wieder zurückgekehrt. Nun entwickelt sich derselbe Kampf zwischen dem Alten und Neuen, den wir unter andern Verhältnissen auch anderwärts gesehen haben. Auch hier werden Religionsgespräche veranstaltet, indem ein Doctor der Sorbonne, Furbity, das alte System gegen Farel vertheidigt; auch hier nimmt das Volk einen lebhaften Antheil am Kampfe.

Schon war durch ein Edict vom 27. August 1535 die Genfer Reformation eingeführt, und nur fehlte es noch an deren weiterer Begründung, als eben Calvin dahin kam, mitten in die Gährung hinein. Seine Aufgabe war also nicht sowohl, die alten Mißbräuche anzugreifen, die großentheils schon beseitigt waren, als neue zu verhüten, nicht sowohl die Reformation einzuführen, als sie zu erhalten. Darin liegt aber auch Calvins eigenthümliche Stellung, daß er nicht sowohl negativ aufräumend, als positiv befestigend verfuhr, so daß, wenn irgendwo das Reformatorische zum Revolutionären in einen schroffen Gegensatz tritt, es bei ihm der Fall ist.

Calvin, um hier sein Bild uns gleich vor Augen zu stellen, war von mittlerer Größe, feinem Wuchse, einem länglichten, blassen, hagern Gesicht, das durch den langen, zugespitzten Bart das Ansehen eines finstern, gespannten Ernstes erhält. Feurige, durchdringende Augen, eine gebogene Nase, eine hohe Stirn passen nicht übel zu dem geistigen Bilde, das Joh. von Müllers Meisterhand uns in folgenden Zügen entwirft*): „Er hatte den Geist eines alten Gesetzgebers, ein „Genie und Eigenschaften, welche ihm zum Theil unverkennbare Vorzüge gaben, und Fehler, die nur das Uebermaaß der Tugenden waren, „vermittelst deren er sein Werk durchsetzte. Auch er hatte einen unermüdeten Fleiß in standhafter Hinsicht auf einerlei Zweck, eine unerschütterliche Festigkeit in Grundsätzen und Pflichten in seinem Leben, und „sterbend den Ernst eines altrömischen Censors." — Und in dieser censorinischen Strenge erblicken wir denn Calvin allerdings fort-

*) Siehe dessen Allg. Geschichte III. S. 14. und vergl. J. G. Müllers (des Bruders) Reliquien Bd. IV. S. 129.

während. Wir dürfen bei ihm nicht das deutsche Gemüth eines Luther suchen, das mitten unter den Kämpfen wieder aufgeräumt ist zu trauten Scherzen, und welchen deutschen Charakter bei aller sonstigen Verschiedenheit auch Zwingli mit Luther gemein hat. Verstand und Wille, diese beiden Kräfte der Seele, sind bei ihm durchaus vorherrschend. Dieß zeigt sich auch in seiner religiösen Eigenthümlichkeit. Strenge in den dogmatischen Begriffen und Strenge in den sittlichen Grundsätzen sind die hervorragenden Elemente, während das Gemüthliche bei ihm zurücktritt*). Nicht daß wir Calvin das Gemüthsleben absprechen wollten. Aber es war auch hier mehr die verzehrende Flamme eines für Gottes Ehre brennenden Eifers, als die stille Gluth einer sanften Begeisterung, was seinen andächtigen Gefühlen den höhern Schwung zu geben schien. Auch ihm fehlte es nicht an der hohen Macht der L i e b e, die sich hinzugeben und zu opfern weiß, — sein ganzes Leben war ja ein beständiges Opfern und sich Aufreiben für andere. Aber wenn der Glaube seiner wahren Natur nach allerdings die Grundlage dieser Liebe ist, so tritt, wie schon früher gezeigt ist, die Glaubens a n s i c h t und der mißverstandene Glaubens e i f e r auch wieder hemmend dieser Liebe entgegen, und es kann sich dann auch in der Denkweise der Hochbegabten eine Härte und Schroffheit des Sinnes erzeugen, die bei sonstigen reichen Anlagen des Geistes und Gemüths etwas doppelt Störendes hat. Und wirklich verletzt Calvins Härte, die er gegen Einzelne bewies, fast noch mehr, als Luthers Starrsinn im Abendmahlsstreite; denn wenn es Luther auch im schlimmsten Falle beim Schelten und Poltern ließ gegen die Andersdenkenden, so nimmt die Heftigkeit Calvins eine schneidende Gestalt an, die den Gegner bis zum Scheiterhaufen verfolgt. Achten Sie indessen nicht, als ob ich damit ein übles Vorurtheil gegen Calvin erwecken möchte. Wir müssen, um nicht gegen ihn ungerecht zu werden, uns ganz auf den eigenthümlichen Kampfplatz des Mannes und in seine Umgebungen versetzen. Calvin hatte einen schweren Stand. Es war

*) Bemerkenswerth ist an Calvin, daß er für die N a t u r nicht den Sinn hatte wie Luther; s. H e n r y I. S. 483, der zwar diesen Sinn (mit Unrecht) allen Reformatoren, auch Luthern, abspricht, aber doch selbst dieses Urtheil hinterher wieder zu Gunsten Luthers beschränkt, S. 486. Höchst bezeichnend ist auch, daß von lautem fröhlichem Lachen, wie in Luthers Gesellschaft, bei Calvin nichts gemeldet wrd; H e n r y a. a. O. S. 443.

nicht das ruhige, sinnige Volk der Sachsen, noch das der deutschen Schweizer, auf deren mehr oder weniger phlegmatische Natur Calvin wirken sollte, sondern eine leidenschaftlich aufgeregte, von Parteiungen aller Art heftig entzündete, in Gährung gesetzte Masse. Schneller und gewaltiger als irgendwo theilte sich bei dem vorhandenen Brennstoff die Flamme der Leidenschaft mit. Calvin stand auf einem unterhöhlten Vulkane; die Lava brannte unter seinen Füßen. Die von ihrer unsittlichen, fanatisch-revolutionären Gesinnung so geheißenen Libertiner, denen seine strengen Maaßnahmen gegen das eingerissene Sittenverderben gewaltthätig erschienen, waren es zunächst, die ihm einen bittern Kampf bereiteten. Wie allen unruhigen Köpfen, war ihnen die Anarchie willkommen zur Erfüllung selbstsüchtiger Zwecke. Sie haßten den Mann, der den Sturm zu beschwören kam, bei welchem sich so bequem im Trüben fischen ließ. Sie ruhten nicht, bis sie sein Ansehen gestürzt hätten. Ein äußerer Anlaß bot sich dar, Calvin und seine Freunde dem Volke verdächtig zu machen, das gern an den alten Gebräuchen hängt. Die Gegner Calvins verklagten ihn und Farel, daß sie willkührliche Neuerungen im Cultus eingeführt hätten und ohne Noth abwichen von dem in Bern üblichen Gottesdienste. Und in der That waltete hier einige Verschiedenheit. Vielleicht war Farel in seinem Reformationseifer zu weit gegangen, wenn er z. B. auch die Taufsteine abschaffte, und außer den Sonntagen gar keinen Festtag wollte gelten lassen. Zudem bediente man sich in Genf des gesäuerten, in Bern des ungesäuerten Brotes im Abendmahl. Eine Synode von reformirten Predigern zu Lausanne suchte hierin zu vermitteln; und es könnte allerdings scheinen, als ob Farel und Calvin klüger gethan hätten, in solchen Mitteldingen nachzugeben, als den Zwiespalt länger zu unterhalten. Allein Calvin, der nun einmal die Ueberzeugung hatte, daß es nicht sowohl die Liebe zum Frieden sei, als ein frevles Spiel der Gegner, was zu diesen Irrungen Anlaß gegeben habe, wollte sich in den Befehl der weltlichen Regierung nicht fügen, die ihm den Bestimmungen der Lausanner Synode zu folgen gebot. Er bestieg, ihrem Gebote zuwider, die Kanzel, und erklärte, daß das Abendmahl nicht könne gefeiert werden, so lange nicht in der aufgeregten Bürgerschaft eine würdigere Stimmung sich zu erkennen gebe. Lieber, als gegen sein Gewissen zu handeln, zog er vor, mit Farel die Stadt zu verlassen; und diesem Beispiele folgten

noch andere Freunde der Reformation. Calvin schüttelte also den Staub von den Füßen und begab sich wieder nach Basel, wo er jedoch nur kurze Zeit verweilte. Er ging nach Straßburg, das ihn mit offnen Armen aufnahm. Als Lehrer der Theologie und als Prediger an der reformirten Gemeinde französischer Flüchtlinge, die er selbst mit stiften half, fand er hier einen schönen Wirkungskreis. Von hier aus besuchte er auch die deutschen Convente und Reichstage zu Frankfurt, zu Hagenau (1540), zu Worms, zu Regensburg. Da knüpfte sich zwischen ihm und Melanchthon das Band der Freundschaft. Auch schriftstellerisch blieb er nicht unthätig. Er überarbeitete die **Institutio religionis christianae** und gab die Auslegung des Briefs an die Römer in Druck. Als Schrifterklärer zeichnete sich Calvin durch große Schärfe und Tiefsinn aus, so daß er bis auf den heutigen Tag als ein Meister dieser Kunst verehrt wird. In Straßburg fand er denn auch eine Lebensgefährtin an der Wittwe eines ehemaligen Wiedertäufers, Johann Störder aus Lüttich, den er bekehrt hatte. Sie hieß Idelette von Büres, nach Beza's Urtheil „eine würdige, edle, auserlesene Frau". Nur neun Jahre lebte er mit ihr in der Ehe, und der einzige Sohn, den sie ihm gebar, starb frühe; so daß Calvin durch schwächere Bande, als die übrigen Reformatoren, an das häusliche Leben geknüpft erscheint, während sein ganzes Wirken der öffentlichen Thätigkeit in Staat, Kirche und Wissenschaft zugewendet blieb. Auch aus diesem Umstande möchte sich manche Eigenthümlichkeit seines Charakters erklären lassen.

Bald sahen die Genfer ein, wie unrecht sie gethan hatten, Calvin von sich zu entlassen. Die Unruhen nahmen mehr überhand, und der schlaue Cardinal S a d o l e t u s benutzte dieselben, um Genf in den Schooß der katholischen Kirche zurückzubringen. Niemand war aber diesem Manne gewachsen, als Calvin. Ihn wünschten die Freunde der Ordnung, die Freunde des Lichts sehnlich zurück. Unterhandlungen wurden seiner Person wegen mit den Straßburgern angeknüpft. An Calvin aber war es jetzt, Bedingungen vorzuschreiben; und im Gefühl seiner Nothwendigkeit machte er strenge Bedingungen *). „Wollt ihr „mich in eure Stadt haben", so ließ er sich gegen den Magistrat ver-

*) Siehe J. G. M ü l l e r s Reliquien IV. S. 114. H e n r y I. S. 385 ff.

nehmen, „so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihr's redlich mit „meiner Zurückberufung, so verbannet die Laster, mit denen ich nicht „zusammen in euern Mauern wohnen kann. Mit einer verfallenen „Kirchenzucht und ungestrafter Frechheit im Bösesthun kann ich nicht „zugleich haushalten. Nicht der Papst, nicht die Tyrannen, die nur „außerhalb der Kirche wüthen, nein, Wollust, Schwelgerei, Meineide „und dergleichen Verbrechen, die meine Lehre öffentlich widerlegen und „die Kirche inwendig verdunkeln, diese sind die Erzfeinde des Evangeliums. Was hilft es, von außen die Wölfe abzuhalten, wenn die „Heerde durch ansteckende Seuchen von innen verzehrt und zu Grunde „gerichtet wird?" — Die Bedingungen wurden eingegangen. Calvins Einzug in Genf, den 1. September 1541, glich einem Triumphzuge. Von jetzt an war er der gefeierte Mann der Republik, der politische, religiöse, moralische Dictator. Aber auf seinen Schultern lag auch die ganze Last. Ein Presbyterium ward niedergesetzt, an dessen Spitze er stand, eine Confession*) und ihr gemäß eine strenge Sittenzucht eingeführt. Die Gewalt des Bannes erstreckte sich bis in das Innerste der Häuser, und trat mit inquisitorischer Härte der Freiheit der Gewissen zu nahe. Ein idealer, dem Princip des Protestantismus vollkommen angemessener Zustand war dieß freilich nicht, und es ist auch wohl schon von Freunden und Feinden desselben gefragt worden, ob Calvins Vorherrschen nicht selbst wieder ein neues Papstthum gewesen?**) Das war es wohl nicht ganz, wenn man nicht übertreiben und wesentliche Unterschiede übersehen will. Allerdings war der Zustand der Kirche in Genf ein solcher, daß das Vorwalten einer großen sittlichen Persönlichkeit vor einer mehrentheils verdorbenen Mitwelt an ähnliche Zeiten erinnern mag, wie an die Gregors VII. und seine Stellung zum Abendlande***). Indessen ist doch auch wieder ein großer Unterschied nicht

---

*) Diese war schon früher, 1536, angenommen worden.

**) Maimbourg, histoire du Calvinisme I. p. 114 nennt Calvin den Chalifen von Genf; siehe Bretschneider a. a. O. S. 21.

***) Merkwürdig stimmt auch die Charakteristik dieses Papstes, die wir oben aus Johann von Müller mitgetheilt haben (Vorl. 2. S. 34), mit der eben angeführten Schilderung Calvins von demselben Schriftsteller. Wir verbinden damit das Urtheil von Chasles (Etudes sur le 16. siècle en France. Par. 1848. p. 319): Calvin c'est l'homme de la discipline romaine, appliquée au Protestantisme, comme Luther est le symbole populaire de la liberté saxonne.

zu verkennen. Die reinere evangelische Gesinnung Calvins trug über die Anwandlungen persönlicher Herrschsucht einen entschiedenern Sieg davon, wenn auch die Versuchung gleich groß gewesen wäre. Aber auch die Zeit war durch die eigenen Bemühungen der Reformatoren schon zu weit fortgeschritten, als daß eine neue Hierarchie im Hildebrandischen Sinne, von deren Begründung Calvins Absicht gewiß weit entfernt war, hätte Platz greifen können. Immerhin sehen wir aber auch hier, wie schwer oft der Uebergang aus einer alten Zeit in eine neue wird, welchen Gefahren dabei auch die Besten und Edelsten ausgesetzt sind, und wie den Fortschritten des menschlichen Geistes augenblickliche Hemmungen und Rückschritte drohen, bis der volle Sieg des Guten errungen und das vorgesetzte Ideal nach allen Seiten hin verwirklicht ist.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Der Calvinismus in seinem Verhältniß zum ältern Protestantismus von Luther und Zwingli. Servets Tod. — Weitere Entwicklung der deutschen Reformation. Der Schmalkaldische Krieg. Das Augsburger und Leipziger Interim. Moritz. Der Passauer Vertrag und der Religionsfriede zu Augsburg. — Charakter der Reformation und ihr Einfluß auf die verschiedenen Gebiete des Lebens. — Schluß.

Calvins Persönlichkeit, mit der wir uns am Schlusse der vorigen Stunde beschäftigt haben, steht in genauem Zusammenhange mit seiner Lehre und seinem Systeme. Wir können diese hier nicht in ihrem weitern Zusammenhange vortragen, und müssen uns für unsern Zweck mit dem begnügen, was ich über die protestantische Lehre im Allgemeinen in der vorletzten Stunde bemerkt habe. Ich habe schon damals darauf aufmerksam gemacht, daß Calvins Ansichten über gewisse dogmatische Puncte von denen Zwingli's und auch wohl Luthers abwichen, obwohl er in der Hauptsache mit ihnen einverstanden war. Das Eigenthümliche seiner Lehre bestand besonders darin, daß er mit einer scharfen Consequenz, zu der ihn sein ausgezeichneter Verstand hintrieb, die Lehre von der Gnadenwahl bis dahin verfolgte, wo sie etwas Abstoßendes erhält für das menschliche Gefühl. Es ist mit der dogmatischen Consequenz eine eigene Sache. Streng genommen, soll man freilich immer consequent sein, und wenn die Vordersätze eines Systems richtig sind, so müssen es auch die Schlußsätze sein, welche aus den Vordersätzen abgeleitet werden. Allein es gilt dieß denn doch nur da, wo man die Sätze in ihrer ganzen Schärfe fassen kann, wo ein Satz wirklich nichts mehr

und nichts weniger aussagt, als was er sagen soll, wo er gleichsam eine mathematische Größe ist, eine Zahl. So ist es aber nicht immer mit den religiösen Wahrheiten. Ein religiöser Satz hat oft seine bestimmte Wahrheit für das Gefühl, weil dieses in seiner richtigen Stimmung das ersetzt und ergänzt, was dem Buchstaben des Bekenntnisses fehlt; aber für den Verstand läßt er sich nicht vollkommen befriedigend ausdrücken. Unsere religiöse Sprache ist unvollkommen, häufig bildlich, symbolisch, und wir sagen, indem wir die rechte Gefühlsstimmung in einen Verstandessatz bringen wollen, bald zu viel, bald zu wenig*). Sowie nun ein einzelner Begriff, in seiner Abgezogenheit gefaßt, über das Maaß dieser wahren Stimmung hinaufgeschraubt wird, so geht es ihm wie der überspannten Saite, welche springt, statt anzuklingen.

So war es mit der Prädestination. So lange man sich mit dem Gefühle begnügte, wir sind allzumal Sünder, und was wir Gutes haben, das haben wir von Gott, der aus lauter Gnade es uns darreicht, wir sollen also Gott danken für die Liebe, womit er uns erlöst hat u. s. w.: so lange war das ächte, religiöse Gefühl befriedigt, und gern verzichtete der Verstand darauf, zu erkennen, wie die Erwählung der Einzelnen mit Gottes Absichten und seinem ganzen Weltplane zusammenhange. Genug, daß jeder die Gnade praktisch an sich erfahre, sich demüthige und Gott die Ehre gebe.

Allein Calvin wollte dabei nicht stehen bleiben. Nicht zufrieden, von den wohlthätigen Strahlen der Sonne erwärmt zu werden, wollte er, dem Adler gleich, festen Auges in ihr verzehrendes Licht schauen; den Fels wollte er erklimmen, der weit über den beschränkten Gesichtskreis der Menschen hinaus in die Wolken ragt, wenn gleich droben auf seiner nackten Höhe alle Vegetation aufhört und kein heilsames Kraut da zu finden ist für unser dermaliges Bedürfniß. Und so ward er denn durch seine furchtbare Consequenz dahin getrieben, zu behaupten, daß

*) Diese eigenthümliche Natur der religiösen Erkenntniß ist noch viel zu wenig im Leben anerkannt, und es bedarf einer tüchtigen Geistesarbeit, die jeder bei sich selbst vollziehen muß, wenn sie dem nach Wahrheit ringenden Gemüth klar werden und ihm die Befriedigung geben soll, die es sucht. Und doch ist diese psychologische Selbstverständigung über die heiligsten Güter, über die des innern Lebens, unerläßlich, wenn wir in dem Streit über positive Dogmen einen sichern Halt gewinnen, und nicht bei der schon herrschenden babylonischen Sprachverwirrung eine Beute des Aberglaubens oder Unglaubens werden wollen.

Gott von Anbeginn nur eine bestimmte Zahl von Menschen aus der verdorbenen Masse herausgehoben und zum ewigen Leben erwählt, während er die andern der ewigen Verdammniß zu überlassen beschlossen habe. Nichts kann nach ihm der Mensch thun, diesem ewigen Rathschlusse Gottes sich zu entziehen. Nicht im Geringsten entgegenkommen kann er der Gnade, noch kann der, welcher einmal von ihr ergriffen ist, wieder aus ihr herausfallen. Daß Gott nur einige erwählt nach freier Willkühr, ist keine Ungerechtigkeit; denn eigentlich haben ja alle durch die Erbsünde die Verdammniß verdient: und so ist es nur eine ganz besondere Güte, wenn Gott an den einen seine Gnade erweist, während er an den andern seine Gerechtigkeit offenbart.

Lange wollte dieser Satz von der absoluten Prädestination den einfachen Gemüthern nicht zusagen, wenn auch eine gewandtere Dialektik ihn vertheidigen zu können sich getraute. Allzusehr empörte sich dagegen eine Stimme im Innern, die wohl nicht die Stimme der Selbstgerechtigkeit und des Stolzes allein war, wie Calvin glaubte, sondern das gesunde sittliche Gefühl, von dem sich keiner losmachen kann, und dessen Regungen Calvin selbst nachgab auf dem praktischen Gebiete. Aber wie einst die hohe Persönlichkeit Augustins jeden Widerspruch in dieser Hinsicht zum Schweigen gebracht hatte, so auch die Calvins, der durch seine gründliche Gelehrsamkeit, durch seinen Scharfsinn, den er in der Schrifterklärung bewies, durch seine hinreißende Beredtsamkeit und durch sein Achtung gebietendes apostolisches Leben die Mit- und Nachwelt beherrschte.

Wenn nun bisher die Reformirten sich nur in der Abendmahlslehre von den Lutheranern unterschieden, und sich auch hierin mehr auf das Negative beschränkten, so ruhte dagegen Calvin nicht, bis er auch die deutschen schweizerischen Theologen, namentlich Bullinger in Zürich, für seinen Lehrbegriff gewonnen hatte. Und so machte sich denn sein Einfluß mehr und mehr bei den spätern Bekenntnißschriften der reformirten Kirche geltend, namentlich bei der von Bullinger verfaßten, 1560 herausgegebenen helvetischen Confession*). In der Lehre vom Abendmahl suchte

*) Doch trägt diese die Lehre von der Erwählung sehr behutsam vor, und schärft namentlich ein, von Allen Gutes zu hoffen (bene sperandum est tamen de omnibus, neque temere reprobis quisquam est adnumerandus), vgl. Art. 10.

Calvin zu vermitteln, indem er zwar, gleich wie Zwingli, die leibliche Gegenwart Christi in demselben läugnete, die geistige Gegenwart aber noch bestimmter behauptete, als er, oder wenigstens sich auf eine Weise darüber ausdrückte, daß auch derjenige sich befriedigt finden konnte, der etwas mehr als ein bloßes Gedächtnißmahl an dieser heiligen Handlung haben wollte. Die Mittel, wodurch Calvin seiner Lehre und seinen Grundsätzen zunächst in Genf, dann aber auch in den übrigen reformirten Kirchen Eingang zu verschaffen suchte, waren öfters streng und rücksichtslos, wie sein Dogma. Seine Lebensansicht war ganz entsprechend seiner Glaubenslehre. Ein frommer Lutherischer Theolog des vorigen Jahrhunderts, der Prälat Bengel, pflegte, freilich etwas scharf, zu sagen*): „Die Menschen sind häufig so, wie sie sich Gott vorstellen. „Die Reformirten aber haben zu Folge der Prädestinationslehre einen „despotischen Gott." Und daraus erklärte er sich denn auch das Despotische, Rigorose in der Calvinischen Kirchenverfassung. Es ist etwas an dieser Bemerkung, wenn gleich der Ausdruck „despotisch" zu stark sein dürfte. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß sich in der Calvinisch-reformirten Kirche ein gewisser Rigorismus in sittlichen Dingen festgestellt hat, der noch weiter, als die Sitte der Lutheraner, sich von der Heiterkeit des katholischen Lebens entfernt. Wie schon in Sachen des Cultus die Lutherische Kirche der Sinnlichkeit ein noch größeres Feld einräumte als die reformirte, so nahm sie es auch mit gewissen Gebräuchen des Lebens, die an sich unschuldig sein können, weniger genau als die reformirte. Luthers Urtheil über den Tanz z. B. ist Ihnen noch erinnerlich**). Er sah darin durchaus nichts Böses; nur in dem Mißbrauch. Calvins censorinische Strenge verbannte alle weltlichen Vergnügungen aus der christlichen Republik. So sollte nach ihm und Farel es nicht einmal der jugendlichen Braut an ihrem Ehrentage gestattet sein, in reicherem Schmuck und Kopfputz als gewöhnlich vor den Traualtar zu treten; denn wörtlich nahmen sie die Vorschrift des Apostels Petrus (1 Petr. 3, 3), daß der Schmuck des Weibes nicht bestehen dürfe in künstlichem Haarflechten und Goldumhängen***). Diese

---

*) Siehe Bengels Leben von Burk S. 503.

**) Siehe Vorl. 19.

***) Siehe Kirchhofers Farel I. 238. Etwas nachsichtigere Urtheile

einseitige und etwas frostige, den Duft des Lebens verwischende, alle Poesie verdammende Moral bildet das andere Extrem zu dem einen, das wir früher in der katholischen Kirche kennen gelernt haben*). Zwischen beiden steht die Moral eines Luther und Zwingli in der gesunden Mitte. Beide hatten, wiewohl in verschiedenem Maaße, poetische Gemüther, wie schon ihre Vorliebe zur Musik zeigt; bei Calvin schien aber die süße Macht des Gesanges und der Harmonie gänzlich zu fehlen**). Am meisten hat sich das sittliche Extrem des Calvinismus, der moralische Rigorismus, in der puritanischen Kirche ausgesprochen, und sich später wieder in dem Methodismus und dessen verschiedenen Formen abgelagert.

Doch nicht die strenge Sittenzucht allein***), wozu unter anderm auch eine übertriebene Strenge der Sabbathsfeier gehört, war im Gefolge der Calvinischen Lehre, sondern noch ein anderer Umstand, der wichtiger ist als die berührten Mitteldinge: nämlich der Grundsatz, daß man sogenannte Ketzer, d. h. solche, die anders denken als die Kirche, an Leib und Leben strafen dürfe. Hier muß ich noch einmal an Luthers Theorie erinnern, die jeder Verbreitung der Wahrheit durch das Schwert (sei es das Schwert des Kriegers oder des Henkers) entgegen war. Wir haben indessen gesehen, wie schon früher, und namentlich in der reformirten Kirche, gegen die Wiedertäufer grausame Gesetze gegeben wurden; obgleich wir die Rücksicht eintreten lassen mußten, daß eben diese Schwärmer auch oft zugleich wirkliche Verbrechen begingen. Nun aber wurde der Grundsatz, daß die von der Staatskirche abweichende Ansicht allein schon ein wirkliches Staatsverbrechen, und

---

Calvins über Kartenspiel und Theater führt Bretschneider an im Reformationsalmanach S. 105. 106.

*) Vorl. 5 (oben S. 99 ff.).

**) „Calvin scheint keine Anlage für die schönen Künste gehabt zu haben; er „war weder Dichter, noch Liebhaber der Musik, wie Luther und Zwingli; darum „steht er auch beiden an Gemüthlichkeit nach. . . . Er war nicht, wie Luther, „Redner und Sänger des Volks, sondern wirkte mehr durch seine Gelehrsam-„keit und musterhaften Sitten, mehr auf die Gebildeten als auf die Rohen.“ Bretschneider a. a. O. S. 29. Vgl. das oben Gesagte über seinen Sinn für Natur.

***) Davon nur zwei Beispiele: Eine Putzmacherin wurde zu dreitägigem Arrest verurtheilt, weil sie eine Braut mit zu vielem Luxus herausgeputzt hatte. Die Mutter und zwei Freundinnen, die bei'm Anziehen mitgeholfen und sie zur Kirche begleitet hatten, verfielen in dieselbe Strafe. — Ein Spieler ward an den Pranger gestellt mit dem Kartenspiel am Hals.

somit in gewissen Fällen selbst mit Verbannung und Tod zu bestrafen sei, förmlich der herrschende. Und dazu hat Calvin und seine Schule nicht wenig beigetragen. Mehrere Männer, die mit Calvins Glaubensansichten nicht übereinstimmten, wurden durch seinen Einfluß aus Genf entfernt. So ein gewisser Bolsec, der sich in die Lehre der Gnadenwahl nicht finden konnte*); und so der geistreiche Sebastian Castellio, der in manchen Puncten freier dachte als Calvin, und der dann endlich, seines Aufenthaltes in Genf überdrüssig, in Basel seine Zuflucht fand**). Keiner aber ist ein so schreiendes Opfer der Intoleranz geworden, als Michael Servede, der, wenn auch nicht auf Calvins Anstiften allein, doch großentheils unter seiner Autorität, den 27. Oct. 1553 zu Genf öffentlich verbrannt wurde.

Michael Servede (Serveto, Servet)***), von Geburt ein Spanier (aus dem Königreich Aragonien), seines Berufes ein Arzt, ungefähr gleiches Alters mit Calvin, hatte denselben bereits in Paris kennen gelernt und war bereits dort mit ihm in Streit gerathen. Auch hatte er schon früher in Basel seine Ansichten dem Oekolampad mitgetheilt, der ihn ernstlich und väterlich vor den Gefahren warnte, in die

---

*) Dieser Bolsec war übrigens ein gemeiner, tückischer Mensch. Erst Carmelitermönch, war er, nachdem er die Kutte von sich geworfen, nach Italien geflohen. Von da kam er nach Genf und prakticirte als Arzt. Den Streit über die Gnadenwahl fing er jedenfalls auf eine muthwillige, freche Weise an; und als er seiner Lehre wegen aus Genf vertrieben wurde, zog er sich nach Thonon zurück, trieb sich dann in Frankreich umher und endete damit, sich wieder in den Schooß der römischen Kirche zu flüchten. Nun erließ er eine Schandschrift gegen Calvin, in welcher er die boshaftesten Verleumdungen wider den sittlichen Charakter des Reformators ausstreute.

**) Castellio (geb. 1515), ein armer Savoyarde, hatte sich durch die Kraft seines eigenen Genies aus dem Schmutz niederer Verhältnisse emporgearbeitet. Durch Calvin selbst hatte er ein Schulrectorat in Genf erhalten. In der Folge gerieth er mit ihm in theologische Streitigkeiten, besonders auch wegen des Hohenliedes, dem er nicht die hohe Bedeutung zuschreiben wollte, wie Calvin. Dieser legte auch der Herausgabe seiner Bibelübersetzung Hindernisse in den Weg, und obwohl er ihn nicht eigentlich direct vertrieb, so sah er doch seine Entfernung gern, und gab ihm ein kaltes Zeugniß mit. Zu Basel lebte Castellio erst in der größten Dürftigkeit, und fischte das herbeigeschwemmte Holz auf dem Rheine auf, um seiner zahlreichen Familie Unterhalt zu gewinnen. Der edle Buchdrucker Oporin gab ihm Arbeit und Brot. Endlich ward er Professor der griechischen Sprache und starb 1563. S. Athenae raur. p. 354. Ueber seine Lehre vgl. Al. Schweizer in Zellers theol. Jahrbüchern 1850.

***) Vgl. Trechsel, die protestantischen Antitrinitarier, 1. Buch; und Henry Bd. III. S. 95 ff.

er sich und die Kirche durch seine Irrlehre zu stürzen Gefahr laufe. In Italien fand er indessen Gleichgesinnte; von da begab er sich nach Frankreich und hielt sich zu Lyon, zu Paris, zu Vienne auf. Schon an letzterm Orte ward er seiner Lehre wegen von der katholischen Geistlichkeit verfolgt und zum Feuertode verurtheilt, obgleich das Urtheil nur an seinen Schriften und seinem Bildnisse vollzogen werden konnte, da es ihm gelungen war, nach Genf zu fliehen. Hier aber erreichte ihn statt der römischen die protestantische Inquisition. Ein Franzose, Nicolas de la Fontaine, trat als Kläger gegen ihn auf; den 13. Aug. 1553 ward er ins Gefängniß geworfen. Acht und dreißig Artikel wurden ihm vorgelegt, in denen seine Irrthümer über die Trinitätslehre enthalten waren und die er widerrufen sollte. Calvin besuchte ihn im Gefängniß und disputirte mit ihm vergebens. Es stellte sich heraus, daß Servet in seinem Religionssystem von pantheistischen Grundsätzen ausging, und daß er also auch die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit in diesem Sinne auffaßte. Er läugnete nicht, daß Gott in Christo Mensch geworden; nur war ihm der menschgewordene Gott nicht eine von dem Vater verschiedene Person. Er nannte Christum den „Sohn Gottes"; nur gab er nicht zu, daß er als solcher vorher existirt habe. Nach Allem kam seine Ansicht mit der frühern des Sabellius überein. Dabei erlaubte er sich freilich sehr spöttischer Urtheile über die kirchliche Lehre, indem er unter anderm dieselbe wegen ihrer drei Personen dem dreiköpfigen Cerberus verglich. Aber ebenso gewiß ist auch, daß die Gegner aus seiner Lehre willkührliche Consequenzen zogen, daß man die gegen die Fassung der Lehre gerichteten Schmähungen als Blasphemien gegen die Gottheit selbst deutete, und auf untergeordnete Bestimmungen des Glaubens ein ebenso großes Gewicht legte, als auf den Hauptinhalt der christlichen Wahrheit. Genug, Servet erschien dem gläubigen Genf und einem großen Theil der protestantischen Mitwelt als ein Ungeheuer*), sein Verbrechen gegen den Glauben als ein Staatsverbrechen; und so vereinigten sich der Rath und die Bürgerschaft unterm 21. Oct. zu einem gemeinsamen Urtheil, das auf den Tod

*) Beza nennt ihn ein monstrum ex omnibus quantumvis rancidis et portentosis haeresibus conflatum. Die eingezogenen Gutachten von Zürich, Schafhausen, Bern, Basel erklärten sich Alle mit Abscheu gegen Servets Lehre und billigten großentheils das wider ihn beobachtete Verfahren.

lautete. Dieses Urtheil ward den 26. desselben Monats von dem engern Rathe förmlich dahin ausgesprochen, daß Servet auf den Platz Champel geführt, an einen Pfahl gebunden und mit seinen beiden Büchern (de trinitatis erroribus und de restitutione christianismi) zu Asche verbrannt werden soll. Calvin hätte sich für seine Person mit dem Tod durchs Schwert begnügt. Am Morgen des folgenden Tages sollte Farel den Verurtheilten zum Tode bereiten. Vergebens waren auch hier die letzten Erörterungen mit ihm. Servet beharrte darauf, man möge ihm aus der Schrift beweisen, daß Christus vor seiner Menschwerdung „Sohn Gottes" genannt werde. Dagegen zeigte er sich willig, Calvin um Verzeihung zu bitten, wenn er ihn persönlich beleidigt habe. Umstimmen ließ er sich auch von ihm nicht. Als er aufs Rathhaus geführt und ihm das schauerliche Urtheil vorgelesen wurde, bat er um Milderung der Todesart; umsonst! Wenn er geirrt habe, sagte er unter anderm, so habe er aus Unwissenheit geirrt, immerhin in der Meinung, Gottes Ehre zu fördern. Man führte ihn zum Tode ab. Von der Richtstätte aus ermahnte Farel das Volk, ein Beispiel zu nehmen, wohin trotz alles Wissens der Satan einen Menschen führen könne. Der Scheiterhaufen wurde angezündet. Das grüne Holz, das dazu verwendet wurde, wollte nicht brennen. Es mußten feurige Reisbündel auf den Unglücklichen geworfen werden. „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner" waren seine letzten Worte. Aber auch diese letzten Worte befriedigten die Gegner nicht: man wollte ihm noch jetzt zumuthen, Christum als den e w i g e n Sohn Gottes anzurufen. Um die Mittagsstunde hatte er ausgeduldet.

Ueber diesen ganzen Proceß waren schon damals die Stimmen getheilt. Die Gegner Calvins erließen einen lauten Schrei des Unwillens über die neue Inquisition. Calvin mußte sich vertheidigen. Auch Beza behauptete die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gegen Ketzer. Die neuere Zeit hat wohl darüber auf immer gerichtet. Anders urtheilte freilich in ihrer Mehrheit die damalige. Nicht von Calvin allein, von den meisten Theologen und Staatsmännern jener Zeit wurde Servets Irrlehre als Gotteslästerung brtrachtet, und ein Gotteslästerer war des Todes schuldig. „Wer nicht an den Sohn glaubt, der glaubt nicht „an den Vater. Wer aber keinen Gott glaubt, der glaubt an keine Tu„gend, keine Vergeltung, der ist ein Bösewicht, vor dem der Staat nicht

„sicher ist. Weg mit einem solchen!“ Das war die Logik der Zeit, die aus Ansichten auf die innere Ueberzeugung, aus dieser auf die sittliche Gesinnung, und aus dieser wieder auf die Möglichkeit des zu begehenden Verbrechens schloß, während freilich nach gesunden Rechtsbegriffen nur die verübte That bestraft werden kann, wahre oder vermeintliche Blasphemien aber außer dem Bereich menschlicher Strafgerechtigkeit liegen. In dieser Hinsicht waren die Begriffe von den Grenzen der kirchlichen Autorität und der Staatsgewalt noch nicht aus einander getreten, wovon sich neben den Beispielen der Processe gegen die Wiedertäufer noch mehrere andere anführen ließen *). Es war, als ob die Macht des Gewissenszwanges, welche die Reformation bereits glücklich besiegt zu haben glaubte, sich auf einen Augenblick dadurch am furchtbarsten hätte rächen wollen, daß sie die Freigewordenen, ja die Befreier selbst wieder in ihr Netz zog, und Scheiterhaufen für Ketzer errichtete mitten in der protestantischen Kirche. Was Luther einst den Gegnern vorgeworfen, „mit dem Tode lösen sie alle Argument,“ was Farel witzig bemerkte, „in der römischen Kirche sei der Henkermeister der unüberwindliche Doctor der Theologie **), weil man ihm nicht mehr widersprechen könne,“ das ließ sich jetzt auf die Protestanten selbst in diesem Falle anwenden, und zwar nicht auf Calvin allein, sondern auf alle die, welche hierin ihre Stimme abgegeben haben; denn auch die eingeholten Gutachten der Schwesterkirchen zu Zürich, Schafhausen und Bern fielen für die Todesstrafe aus, und selbst Melanchthon, der Sanfte und Nachgiebige, wagte es nicht, das Verfahren zu mißbilligen. Wir fragen, was würden Luther und Zwingli dazu gesagt haben? Kaum glaub' ich, daß sie es gebilligt hätten. Am wenigsten aber mag es ertragen werden, wenn die Orthodoxie unsrer Tage wieder zu beschönigen sucht, was ein ewiger, nicht zu verhüllender Schandfleck bleibt in der glorreichen Geschichte der Reformation.

Doch das blutbefleckte Blatt soll nicht das letzte sein, mit dem wir die Reihe der Reformationsbilder beschließen. Noch bleibt uns übrig, den weitern Fortgang der Reformation in Deutschland nachzutragen.

*) So ward Conrad in Gassen zu Basel, Valentin Gentilis zu Bern hingerichtet, beide als Gegner der Dreieinigkeit (Antitrinitarier).

**) Doctor irrefragabilis. Vgl. Kirchhofer II. S. 59.

Indessen bietet sich uns auch hier nicht lauter Erfreuliches dar. Mit dem Tode Luthers war in der Geschichte der deutschen Reformation eine bedeutsame Epoche eingetreten. Der Schmalkaldische Krieg brach aus (1547), und in die Wunden, welche dieser Krieg schlug, zeichnete sich dieselbe Lehre tief ein, welche sechszehn Jahre zuvor den Schweizern in ihrem Religionskriege (1531) gegeben worden war: die Lehre nämlich, welche Luther so häufig tauben Ohren gepredigt, daß bei dem Kampfe um himmlische Güter das Schwert nicht treten dürfe an die Stelle des Worts. Die verschiedenen Friedensversuche hatten, wie wir früher gesehen, zu keinem Resultate geführt, und ebensowenig war von dem 1545 eröffneten Concil zu Trient zu hoffen, da die Protestanten sich beharrlich weigerten, dasselbe zu beziehen. Unterdessen hatte der Kaiser im September 1545 mit Frankreich den Frieden von Crespy geschlossen, wahrscheinlich um desto ungehinderter den Schmalkaldischen Bund zu bekämpfen. Die Spannung wurde immer bedenklicher, und als auf einem fernern Reichstag zu Regensburg (Juni 1546) wegen der geringen Zahl der Anwesenden nichts beschlossen werden konnte, begann der Kaiser ohne Weiteres mit Kriegsrüstungen. Um die Ursache befragt, antwortete er den protestantischen Ständen, er sei zwar nach wie vor geneigt, Frieden und Recht im deutschen Reiche zu unterhalten, und diejenigen, welche ihn darin gehorchen würden, hätten alle Gnade zu erwarten; gegen die übrigen aber werde er so verfahren, wie es dem Recht und seinem kaiserlichen Ansehn gemäß sei. Auch in dem Rescript, das er Tags darauf an mehrere Reichsstände erließ, äußerte er sich dahin, daß er in Bereitschaft stehe, „einige ungehorsame Störer des gemeinsamen Friedens mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzubringen, und einige „Fürsten zu züchtigen, welche bisher unter dem Schein der Religion „sein kaiserliches Ansehn verachtet und fremde Güter an sich gerissen „hätten." Er wollte es vermeiden, den Krieg als Religionskrieg zu proclamiren. Damit hoffte er, einen Theil der Protestanten für sich zu gewinnen. Allein der Papst Paul III. verdarb ihm das Spiel. Ihm lag alles daran, den Krieg als Religionskrieg zu führen; und nur unter dieser Bedingung bewilligte er die nöthigen Subsidien. Er schrieb auch wirklich einen Kreuzzug aus und verhieß allen denen, die sich dabei betheiligen würden, vollkommenen Ablaß. Die Bulle erregte große Erbitterung: man nannte sie „des römischen Antichrists

Drachengift" und gab sie mit beißenden Anmerkungen heraus. Als der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen dem Kaiser Vorstellungen machten, wurden sie (20. Juli 1546) in die Reichsacht erklärt. An den Grenzen von Schwaben und Baiern zog sich das protestantische Heer zusammen unter der Anführung des Sebastian Schärtlin von Burtenbach. Die Oberleitung über das ganze Bundesheer führten die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen. Allein die Eifersucht stiftete Uneinigkeit, und diese wieder ließ es zu keinem raschen Entschlusse kommen, obwohl der Vortheil auf Seiten der Verbündeten war. Dieß benutzte der Feind. — Herzog Moritz, der, obgleich Protestant, sich aus Politik dem Kaiser angeschlossen hatte*), fiel in die Länder des Kurfürsten ein und nöthigte diesen, sich mit seiner Macht in sein Gebiet zurückzuziehn. Zwar gelang es diesem, das von Moritz Eroberte ihm wieder abzugewinnen. Aber der Kaiser, der unterdessen sich mit den oberdeutschen Ständen verglichen hatte, überraschte den Kurfürsten und nöthigte ihn den 24. April 1547 zu der Schlacht auf der Lochauer Heide bei Mühlberg. Das Heer ward aufgerieben, der Kurfürst nach verzweifelter Gegenwehr gefangen. Er mußte im kaiserlichen Lager vor Wittenberg am 19. Mai eine Capitulation unterzeichnen, worin er für sich und seine Nachkommen der Kurwürde entsagte, die nun auf Moritz überging. Er selbst blieb in der Gefangenschaft des Kaisers. Auch der Landgraf Philipp ward zu schimpflicher Abbitte genöthigt, und wider das ihm gegebene Wort zum Gefangenen gemacht. Somit waren alle Hoffnungen des Schmalkaldischen Bundes mit einem Schlag vernichtet. Noch widerstand Wittenberg. Bugenhagen ermahnte die Einwohner zum Gebet und zur Standhaftigkeit. Die Stadt ward in Brand gesteckt, und erst nach längerem Widerstand ward sie auf Anrathen des gefangenen Kurfürsten selbst den 23. Mai übergeben. Der Kaiser hatte der Gemahlin und den Söhnen des Kurfürsten mit dessen Tode gedroht, wenn die Stadt nicht übergeben würde. Das Todesurtheil ward sogar ausgesprochen, obgleich nicht vollzogen. Der Kurfürst

*) Moritz stand außerhalb des Schmalkaldischen Bundes. Er war auch ein persönlicher Gegner des Kurfürsten Johann Friedrich, mit dem er schon früher wegen des Städtchens Wurzen Krieg geführt hatte.

vernahm es mit der größten Kaltblütigkeit, als er eben eine Parthie Schach spielte. „Ich kann nicht glauben," sprach er, „daß der Kaiser „dermaßen mit mir handeln werde. Ist es aber gleich also bei kaiserl. „Maj. beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, „damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, bestellen „möge." — In Wittenberg verfuhr der Kaiser mit aller Schonung, um seinem Worte treu zu bleiben, daß der von ihm geführte Krieg kein Religionskrieg sein solle. Seines Benehmens an Luthers Grab haben wir früher gedacht*). Auch den Gottesdienst der Protestanten ließ der Kaiser ungestört. Einzig forderte er von den Besiegten die Anerkennung des Concils. Unterdessen aber sollten die theologischen Friedensverhandlungen aufs Neue aufgenommen werden. Auf dem Reichstage zu Augsburg, der den 1. Sept. 1547 eröffnet wurde, ließ der Kaiser (1548) durch zwei gemäßigte Theologen der römischen Kirche, Julius von Pflug und Michael Helding (Titularbischof von Sidon), in Verbindung mit dem kurbrandenburgischen Hofprediger Johann Agricola von Eisleben, einen Religionsvergleich aufsetzen, der das Augsburgische Interim genannt wird, und der den Bekennern der Augsburger Confession im Grunde alles wieder entzog, was ihnen eingeräumt worden war. Außer der Priesterehe und dem Kelch im Abendmahl blieb ihnen fast nichts mehr, was sie von den römischen Katholiken unterschied. Selbst das Grunddogma von der Rechtfertigung wurde preisgegeben; ebenso ward die Lehre von den Sacramenten, von den Heiligen u. s. w. in eine den bisherigen Bestimmungen stracks zuwiderlaufende Fassung gebracht. Dieß erregte große Erbitterung**) bei den Protestanten und Unzufriedenheit bei den strengen Katholiken, die selbst um diesen Preis keine Vereinigung wünschten. Mit Gewalt sollten die Widerstrebenden zur Annahme genöthigt werden. Da suchte Moritz durch eine glückliche Wendung seinen Glaubensbrüdern einen Ausweg zu bahnen. Unter Mitwirkung Melanchthons gelang es ihm eine neue Friedensformel zu Stande zu bringen, welche in Beziehung auf den Glauben wieder zu den evangelischen Grundlagen desselben

---

*) S. Vorl. 23. pag. 525.

**) „Hüte dich," hieß es, „vor dem Interim; es lauert ein Schalk hinter ihm."

zurückkehrte, in Absicht auf die Ceremonien des Cultus aber diese als etwas Gleichgültiges (als Adiaphoron) darzustellen suchte, dem sich der Protestant, ohne sein Gewissen zu beschweren, unterziehen könne. So entstand das Leipziger oder das junge Interim. Allein auch damit waren die strengen Protestanten nicht zufrieden, und Melanchthon erlebte die Kränkung, als Verräther der guten Sache verdächtigt zu werden. Wir haben schon früher erwähnt, wie diese bittere Erfahrung sein Alter drückte *). — Unter den Städten, die sich standhaft weigerten, das Interim anzunehmen, zeichnete sich Magdeburg aus. Moritz erhielt vom Kaiser den Auftrag, die widerspenstige Stadt durch Belagerung zum Gehorsam zu zwingen. Vom Sept. 1550 bis zum Nov. 1551 dauerte diese Belagerung. Moritz, der zu diesem Behufe mit starker Heeresmacht sich umgab, hatte nun die Gewalt in Händen. Während er noch im Auftrag des Kaisers zu handeln schien, hatte er einen geheimen Vertrag mit dem Herzog von Mecklenburg, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Söhnen des Landgrafen von Hessen geschlossen, und nun — kehrte er die Waffen gegen den Kaiser, unter dem Vorwande, daß dieser seine Zusagen an die Protestanten gebrochen und den Landgrafen von Hessen bis dahin widerrechtlich in Gefangenschaft gehalten habe. Den 20. März 1552 brach Moritz aus Thüringen auf und fiel in's Tyrol ein, wo sich der Kaiser, entblößt von aller Hülfe, zu Innsbruck aufhielt. Moritz nöthigte ihn den 2. Aug. zu dem Passauer Vertrage, auf dessen Grundlage endlich zu Augsburg (1555) der Religionsfriede zu Augsburg geschlossen ward. In diesem Frieden erlangte endlich die protestantische Kirche Deutschlands, worunter aber ausdrücklich nur die Bekenner der Augsburgischen Confession verstanden waren, ihre rechtliche Anerkennung und die ungestörte freie Uebung ihres Gottesdienstes.

Damit schließt sich die deutsche Reformationsgeschichte. Auch wir haben diesen Grenzpunct für unsere Darstellung angenommen, obwohl die Reformationsgeschichte der übrigen Länder, von der wir bisher noch wenig geredet haben, sich in eine spätere Zeit hineinerstreckt. Allein da es uns nicht sowohl um eine vollständige Geschichte zu thun war, als vielmehr darum, das Princip und Wesen der Reformation und des

*) S. Vorl. 22.

reformatorischen Geistes an der Geschichte anschaulich zu machen, so konnten wir uns füglich auf die beiden Länder beschränken, in welchen die Pflanze zuerst Wurzel gefaßt, wo sie ihren ursprünglichen Boden gefunden hat, von dem sie dann erst auf den fremden Boden ist versetzt worden *). Es bleibt uns blos übrig, den Charakter der Reformation summarisch uns vorzuhalten, und von deren Einfluß auf Religion, Sittlichkeit, Politik, Wissenschaft, Kunst und das tägliche Leben zu reden.

Den eigentlichen Charakter der Reformation haben wir als einen nicht blos negativen, sondern auch positiven, als einen christlich religiösen, durch und durch sittlichen Charakter kennen gelernt. Wir haben gesehen, wie die Absicht der Reformatoren nicht war, das Christenthum durch eine neue Religion oder durch irgend eine Philosophie entbehrlich zu machen, sondern wie sie auf das reine, historisch gegebene Christenthum zurückführen wollten. Dieß die materielle Seite derselben. Was die formelle betrifft, so haben wir fortwährend darauf aufmerksam gemacht, wie die Reformation von der Revolution sich unterscheide, wie nicht stürmische Bewegungen ohne alle Schonung des historischen Grundes das Mittel seien, wodurch sie ihren Zweck zu erreichen suchte, sondern heilsame Belehrung, gründliche Ueberzeugung durch das Wort.

Zwar konnte uns nicht entgehen, daß im Drange der Begebenheiten auch mitunter Revolutionäres sich einmischte, daß weltliche Absichten die geistlichen mitunter verdrängten, und daß überhaupt die menschliche Leidenschaft, Schwäche und Unvollkommenheit ebenfalls ihren Theil hat an den großen Veränderungen, die vor unsern Augen vorübergegangen sind; und namentlich hat unsere Basler Reformation uns gezeigt, wie leicht die Grenze überschritten wird, außer welcher das Recht nicht mehr bestehen kann. Allein mit alle dem können wir doch, wenn wir die Sache ins Große betrachten und die ganze Physiognomie

*) Die Uebersicht über die Reformation in Frankreich, England, den Niederlanden u. s. w. sowie über die Entwicklung der katholischen Kirche seit der Reformation, die in der ersten Ausg. dieser Vorlesungen hier gegeben wurde, lassen wir in dieser zweiten Ausgabe absichtlich weg, da sie seither ausführlicher im dritten Band des ganzen Werkes (auch unter dem Titel: der evangelische Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwicklung, 1. Thl. Lpz. 1837) gegeben worden ist.

auffassen, sagen, daß der reformatorische Charakter in seinen unterscheidenden Grundmerkmalen sich uns auf eine Weise dargestellt hat, wie er dem revolutionären gegenüber nicht zu verkennen ist, und daß die Verirrungen des Augenblicks in dem eigenen Geiste der Reformation ihren schärfsten Richter finden.

Was nun den Einfluß der Reformation auf die verschiedenen Gebiete des Lebens betrifft, so mußte dieser Einfluß sich zunächst auf dem Gebiete äußern, dem die Reformation des 16. Jahrhunderts angehört, nämlich auf dem religiösen. Jede andere Wirkung, auf die Politik, auf Wissenschaft und Kunst, konnte nur eine mittelbare sein, was wir nicht vergessen dürfen, wenn wir nicht falsche Forderungen an sie stellen wollen.

Religiös war also zunächst die Wirkung der Reformation, und zwar religiös im eigentlichsten, innersten Sinne des Wortes. Nicht die sich uns darstellenden Außenseiten der Religion, Dogma- und Cultus, allein waren es, die man sich vorgenommen hatte zu ändern, sondern die religiöse Gesinnung sollte eine andere werden. Es galt nicht die Aenderung einzelner Formen; die im Gemüthe tief verborgene Quelle des Lebens zu läutern, das war es, was zum Kampfe den Antrieb, zur Ausdauer den Muth gab. Gehen wir auf Luthers Geschichte zurück, so sehen wir, es war nichts Vereinzeltes, Abstractes, vom Leben Abgezogenes, blos der Schule Angehöriges, was ihn in den Kampf rief; es war das Leben selbst, das ihn mit seinen gewaltigen Armen ergriff und in den Kampf hineinstellte. Das Verderben der Kirche, der religiöse Verfall überhaupt, wovon der Ablaßkram nur die hervorragende Spitze war, drängten sich als herausfordernde Hydern an ihn heran, und weckten in ihm die herculische Kraft, die arglos in ihrer Wiege schlummerte. Nicht bei heiterem Himmel oder gar bei fröhlichem Gelage (wie etwa bei den Reformatoren unsers Jahrhunderts zu geschehen pflegt) wurde bei Luthern der Entschluß reif zu Reformation, sondern im stillen Kämmerlein einer dunkeln Klosterzelle; unter Schmerz und Thränen wurde der neue Mensch geboren, der, erstarkt in Gott, das Große, das Riesenhafte zu unternehmen wagte. Und wenn auch bei den übrigen Reformatoren nicht diese starken innern Kämpfe vorangingen wie bei Luthern (was auch thöricht wäre zu verlangen), so war es doch auch bei ihnen der Ernst des Lebens, der sie aufforderte; und die innere Heiligung

der Menschheit durch die Wiedergeburt im Geiste war das Ziel, worauf sie hinarbeiteten.

So sehr wir nun an dieser einen Wirkung der Reformation festhalten müssen, so wenig dürfen wir die übrigen, wenngleich nur mittelbaren Wirkungen verkennen und geringschätzen. Allerdings war die Reformation zunächst weder politischer, noch wissenschaftlicher Natur. Weder Freisinnigkeit, noch Aufklärung, am wenigsten in dem geläufigen Sinne unserer Tage, war ihr einziges, ihr isolirtes Streben. Aber nichts desto weniger wurden Freisinnigkeit und Aufklärung, die wahre Liberalität und Humanität durch sie gefördert, und mehr gefördert, als durch eigens darauf berechnete Kunststücke. Es offenbarte sich auch hier die tiefere Bedeutung des Wortes: „Trachtet am ersten nach dem Reiche „Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere von „selbst zufallen."

Betrachten wir nun noch kurz diese mittelbaren Wirkungen. — Auf die Politik hat die Reformation allerdings auch mit einen Einfluß gehabt. Wir haben zwar gesehen, wie Luther alles Politische fern zu halten suchte, und mit Recht, und wie er sogar, den Aufrührern gegenüber, ein System vertheidigte, dem wir nicht in allen Theilen beistimmen konnten, wenn wir gleich die religiöse Grundlage desselben ehrten *). Allein wenn auch Luther selbst keine Sache der Politik aus der Reformation machen wollte, so ward sie's durch die Umstände. Daß sie z. B. den deutschen Fürsten Anlaß gegeben hat, die Mittelmacht zu heben und die Gewalt des Reichsoberhauptes zu beschränken, ist Thatsache. Landgraf Philipp von Hessen war es vorzüglich, der die politische Seite auch mit aufgriff, und sich in dieser Hinsicht über manche Bedenklichkeit Luthers hinwegsetzte, während die Fürsten des sächsisch-ernestinischen Hauses gehorsamere Schüler der Wittenberger Theologen blieben, bis zum Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges, wo Luther nicht mehr warnte. Wie aber eben durch diesen Krieg, namentlich durch die Stellung, welche Moritz in demselben einnahm, das Ganze eine politische Wendung erhielt, haben wir so eben gesehen. Nehmen wir dann den später entstandenen dreißigjährigen Krieg dazu, in welchem die protestantischen Mächte mit dem katholischen Richelieu eine Allianz schließen,

---

*) Siehe Vorl. 18. von Anf.

so können wir die Umgestaltung des kirchlichen Interesses in das politische vollends mit Händen greifen. Diente doch der Westphälische Friede (1648) weit mehr der Herstellung des Europäischen Gleichgewichtes, als der Kirchensache! — In der Schweiz war es etwas anderes. Von Anfang an war Zwingli's Streben auch **mit** auf das Politische gerichtet, indem er das Reislaufen und die fremden Jahrgelder ebensowohl als den Aberglauben bekämpfte. Auch in Basel lagen die politische Veränderung und die kirchliche nebeneinander in einer und derselben Wagschale; und wie Calvins Auftreten in Genf zugleich in die Geschichte der Republik eingriff, ist uns ebenfalls klar geworden. Nicht zu gedenken Englands und der Niederlande, deren Reformationsgeschichte aufs Innigste mit der politischen verflochten ist *). Bei allen diesen Erscheinungen fragt sich indessen, wie weit die Reformation blos zufällige Veranlassung zu den politischen Veränderungen war oder gar nur äußerlich mit ihnen zusammenhing, oder wie weit wirklich die reformatorische Denkweise auf die politische Stimmung und Richtung eingewirkt hat. Was das Letztere betrifft, so konnte sich nur allmählig eine auf dem Grunde des Protestantismus ruhende politische Ueberzeugung ausbilden; denn die ersten Wirkungen der Reformation auf die Politik waren ihr zum Theil unbewußt. So viel steht fest: es war die **Politik**, welche sich der Reformation bemächtigte, nicht die **Reformation**, welche von vorn herein politische Veränderungen beabsichtigt hätte.

Die sich selbst bewußte reformatorische Ansicht über politische Dinge kann aber nicht wohl einem andern Systeme zugethan sein, als dem einer **zeitgemäßen Entwicklung**, eines **ruhigen und sichern Fortschreitens auf dem Wege der Gesetzlichkeit, auf dem Wege der reifern Bildung**. Ein System,

*) Hierüber verweisen wir, wie schon bemerkt, auf die spätern Vorlesungen im 3. Bd. der ältern Aufl. — Wie viel tiefer übrigens der Calvinismus in die Gestaltung des neuern Völkerlebens eingegriffen, als das Lutherthum, darauf ist in neuester Zeit vielfach hingewiesen worden, vgl. **Hundeshagen**, über den Einfluß des Calvinismus auf die Ideen vom Staat. Bern 1842. Inwieweit diese Erscheinung mit den dogmatischen Systemen beider Confessionen zusammenhange, namentlich mit der Vorstellung von dem göttlichen Weltregimente und dem königlichen Amte Christi, lassen wir dahingestellt. Was **Schneckenburger** („zur kirchlichen Christologie") darüber gesagt hat, scheint uns mehr auf geistreichen Consequenzen, als auf historischen Thatsachen zu beruhen.

welches durch glückliches Eintretenlassen der Reformen zur rechten Zeit die Revolutionen verhütet, und welches mit Hülfe der freien Rede wie der freien Presse, nicht aber der rohen materiellen Gewalt, den jede Verbesserung ausschließenden Absolutismus ebensowohl, als das entgegengesetzte Extrem bekämpft*), dieses allein ist des Protestantismus würdig.

Noch unmittelbarer, als auf die Politik, hat die Reformation auf die Wissenschaft gewirkt. Auch hier zwar ist nicht zu vergessen, daß das nächste Bestreben der Reformatoren nicht war, blos wissenschaftlich aufzuräumen; und wir haben seiner Zeit gesehen, wie die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften der Reformation vorausging, ja wie sogar manche der fähigern Köpfe thätig waren zur Verbreitung des wissenschaftlichen Lichtes, ohne sich darum den Reformatoren anzuschließen. Aber nichts desto weniger war es doch die Reformation, welche einen neuen Geist in die Wissenschaft brachte, ja recht eigentlich erst die Wissenschaft im höhern Sinne des Wortes schuf; denn wenn die Wissenschaft nicht nur besteht im Wissen der Sachen, sondern im Wissen des Gewußten, d. h. in der freien, geistigen Aneignung und Beherrschung des Stoffes, so ist nur der Protestantismus mit dem ächten, wissenschaftlichen Sinne vereinbar. Wohl hat auch die katholische Kirche partielle Aufklärung befördert, und Päpste wie Leo X. und Sixtus V. haben großartige wissenschaftliche Unternehmungen thätig begünstigt; aber durchgreifend auf die ganze Art, die Wissenschaft zu behandeln, kritisch und philosophisch, hat der Protestantismus gewirkt**). Die Jesuiten haben z. B. mancherlei schöne Kenntnisse ver-

*) „Eine progressive Bewegung," sagt der umsichtige Politiker Ancillon, „eine langsame Entwickelung, eine stete Vervollkommnung aller Zweige des „Staatsorganismus und des öffentlichen Lebens sind von Seiten einer Regierung „die ersten Bedingungen der Ruhe, sowie der Wohlfahrt der Staaten. Durch „zeit- und zweckgemäße Verbesserungen halten sie Schritt mit dem Gange der Cul- „tur und der Thätigkeit der Kräfte, die den gesellschaftlichen Mechanismus bilden „und erhalten. Wenn sie in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Stimme der „Vernünftigen im Volke handeln, so verhindern sie die Verstimmung und „alles, was damit zusammenhängt. Die Zeit bringt die Nothwendigkeit gewisser „Reformen mit sich; der Stoff, der Gegenstand, die Veranlassung derselben gehen „von ihr aus. Die Zeit giebt den Augenblick, wo sie eintreten müssen, an, und „die Zeit drückt ihnen das Siegel auf, das sie den Völkern theuer und heilig „macht." (Vermittlung der Extreme S. 243.) Auch die neuesten Erfahrungen haben diesen Satz nicht umgestoßen, sondern ihn bestätigt.

**) Man nehme nur schon die Eintheilung der Wissenschaften, den encyklopädischen Inbegriff derselben, und sehe, wie anders der protestantische Geist die

breitet; aber es waren dieß immer nur solche, von denen sie den Einfluß auf die freiere Denkweise fern halten zu können meinten, wie z. B. die mathematischen, die sogenannten exacten Wissenschaften, die sich abgesondert von aller religiösen und sittlichen Speculation behandeln lassen *). Der Protestantismus hat aber gerade die Wissenschaften gefördert, die in das geistige Leben der Menschheit eingreifen, die eine edle, freie Gesinnung bilden, und wieder zurückwirken auf die großen Gebiete der sittlichen Freiheit, auf die Gebiete der Religion und der Politik. Es waren, wie wir schon früher gesehen haben, zunächst die alten Sprachen, welche der Geist der Reformation mit entschiedener Vorliebe ergriff. Die Philologie, d. h. die Wissenschaft des klassischen Alterthums, ist eine Tochter der protestantischen Theologie. An dieses philologische Studium reihte sich dann das historische von selbst an, und zwar das kritisch-historische, und mit ihm das philosophische. Zwar hat sich die eigentliche Philosophie als Wissenschaft erst später ausgebildet **), und gewissermaßen unabhängig von der Reformation und der Kirche überhaupt. Aber doch ist in den Systemen eines Leibnitz, Wolf, des Cartes, Kant, Fichte u. s. w. der Einfluß des Protestantismus nicht zu verkennen, während freilich in andern Systemen, z. B. der neuern Naturphilosophie, auch der Katholicismus sich wieder ausprägte ***). Es war überhaupt im Ganzen mehr die ideale Seite des Wissens, die dem Reiche der Gedanken, dem Reiche des Geistes und der Sittlichkeit angehörende Seite, welche der Protestantismus ausbildete, während er in Ausbildung der realistischen Seite zurückblieb. So war z. B. das Studium der Naturwissenschaften auch zur Zeit der Reformation noch in seiner Kindheit, und man kann nicht sagen, daß die

---

Masse durchdrungen und künstlerisch gestaltet hat, als der unbehülfliche Formalismus der katholischen Seminarien, der sich über das Trivium und Quadrivium, über die große Rhetorik und kleine Logik erst jetzt sich zu erheben anfängt.

*) Diese begünstigte auch Napoleon am meisten.

**) Die Vorurtheile Luthers gegen sie lagen in ihrer damaligen Erscheinung. Siehe Vorl. 9.

***) Doch kann man auch hier wieder beobachten, wie vorherrschend in Süddeutschland (z. B. durch Franz v. Baader) die Schellingische Philosophie katholisirend, in Norddeutschland durch den scharfsinnigen Hegel theilweise protestirend gewirkt hat, obwohl es in der Natur dieser Philosophie selbst liegt, die genannten Gegensätze, gleich den übrigen der Erscheinungswelt, dialektisch zu vermitteln.

Reformation von sich aus in dieser Beziehung aufklärend gewirkt habe. Zwar erklärte sich Luther an einigen Orten gegen gewisse abergläubische Vorstellungen der Astrologen u. dergl.; allein auf der andern Seite theilte er und seine Zeitgenossen dieselben Vorurtheile. So hielt Luther, um nur eins anzuführen, die Wallfische und gewisse Raupenarten für nichts anderes als eingefleischte Teufel*); und mit welchem Eifer Reuchlin den kabbalistischen Studien sich hingab, haben wir gesehen. Hie und da finden wir indessen auch hier schon ein klareres Streben, wie z. B. in dem schweizerischen Naturforscher und Vielwisser Conrad Geßner**). Und war es nicht der reagirende Geist des Protestantismus, der auch in der katholischen Kirche einem Galilei den Muth gab, die Bewegung unsers Planeten um die Sonne der Inquisition zum Trotze zu behaupten? Von der andern Seite aber trat es an den Tag, in welche Craßheit der Begriffe die damaligen Reformirten versunken sein und wie weit sie sich vom Geiste des Protestantismus entfernt haben mußten, daß sie Galilei's System und das des Copernicus aus religiösen Gründen verdammen zu müssen glaubten***)!

Es ist der Reformation öfter vorgeworfen worden, daß, wenn sie auch einigermaßen die Wissenschaft befördert, sie doch ungünstig auf die Kunst gewirkt habe. An diesem Vorwurf ist wohl etwas. Die Vereinfachung des Cultus zog, wie schon gezeigt worden, eine Verminderung der unmittelbaren Thätigkeit nach sich, welche sonst die Kunst in Beziehung auf gottesdienstliche Zwecke übte. Wie in den ersten Zeiten des Christenthums manche Maler und Bildhauer ihren Beruf aufgaben, so auch hier. Ein solches Beispiel wird uns erzählt von dem Maler Oporinus (Herbst), dem Vater des berühmten Baselschen Professors und Buchdruckers †). Allein wenn auch die bildende Kunst für den Augenblick zurückgedrängt wurde, oder sich nur auf die prosaischen Gebiete der Wirklichkeit in der niederländischen Schule beschränkte, so haben dagegen Dichtkunst und Musik ihre schöne Pflege gefunden, be-

---

*) Tischreden S. 218.

**) Vgl. über ihn die Monographie von J. Hanhart. Winterthur 1824. Wir erinnern zugleich an Felix Platen, Caspar Bauhin, Vesalio u. s. w.

***) Man sehe die Formula Consensus und den Syllabus Controversiarum!

†) Bei Ochs Bd. V. S. 650.

sonders in ihrer Vereinigung zum geistlichen Liede. Der ernstere Styl, welchen Bach und Händl wieder in die Kirche zurückgeführt haben, ist eine protestantische Erscheinung; und was die Poesie und Beredtsamkeit durch Luthers lebendiges Wort, durch seine Predigten, Lieder und Bibelübersetzung gewonnen haben, will ich nicht wiederholen. Aber abgesehen vom Einzelnen, den Genius der Poesie ins Große genommen, dürfte vielleicht die Frage gelten, ist nicht Shakspeare eine protestantische Erscheinung? Gehört nicht diese höhere Auffassung des Lebens, die sich nicht blos an unbestimmte Ideale hält, sondern die Wirklichkeit mit der Kraft des Gemüthes zu erfassen und den Gegensatz von Scherz und Ernst auf originelle Weise zu vermitteln versteht, dem Protestantismus an? Wie ich denn schon früher erinnert habe, daß der Humor eine protestantische Tugend ist *).

Dieß führt mich noch auf das Leben selbst, auf die Sitte. Wenn es irgendwo heißt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so gilt es hier. Bloße politische Liberalität, sowie einseitige wissenschaftliche Aufklärung haben das Vorurtheil mit Recht gegen sich, daß sie bei ihrem ungemessenen Streben, den Menschen von aller Autorität zu entbinden, das Sittenverderben, die Zügellosigkeit und Frechheit der Einzelnen befördern, und damit die bürgerliche Ordnung, den Frieden und die Ruhe der Gesellschaft untergraben. Dieß findet sich aber nicht da, wo das reformatorische Princip sich zur Klarheit emporgerungen hat. Sittliche Wiedergeburt der Personen wie der Völker war ja, wie wir fortwährend zu bemerken Anlaß hatten, das eigentliche Moment der Reformation. Und so hat es sich denn auch gezeigt in der Geschichte. Wie viele sittengefährdende Mißbräuche sind abgestellt **), wie viele häus-

---

*) Siehe Vorl. 5. Ich erinnere indessen hier noch einmal daran, wie der auf einseitigem Calvinismus ruhende Puritanismus der wahren künstlerischen Stimmung, der poetischen Auffassung des Lebens weit hinderlicher ist, als die gemüthliche und darum kerngesunde deutsch-lutherische und Zwinglische Lebensansicht. Der Methodismus, der leider den weit duldsamern Pietismus immer mehr verdrängt, ist entschiedener, als dieser, der Todfeind alles guten Geschmacks, alles Schönen und Lebenskräftigen, alles Witzigen und Humoristischen. Es ist der Fanatismus des trocknen dogmatischen Verstandes und der abstracten Gesetzlichkeit, der keine Sympathien mit dem naturwüchsigen Volksleben hat und daher auch meist Antipathien von daher weckt.

**) Es ist ungerecht, wenn man die vielen Beispiele von Rohheit, die auch unter den Protestanten jener Zeit vorkommen, als Gegenbeweis von der wirk-

liche und öffentliche Tugenden ins Leben gerufen worden! Wir können indessen eine doppelte sittliche Wirksamkeit der Reformation annehmen: eine, die wir die äußerliche, die gesetzliche nennen möchten; die andere, welche höher steht, die innere, evangelische. Das Gesetz mußte auch hier, wie bei der Vorbereitung des Christenthums, dem Evangelium Bahn brechen. Die Reformationsmandate gingen auf Entfernung sittlicher Gebrechen, auf Begründung des öffentlichen Anstandes u. s. w. Und auch hier zeigt sich eher eine übertriebene Strenge, als Leichtsinn. Aber weit mehr, als in diesen ihrer Natur nach vorübergehenden Mandaten und Luxusgesetzen, giebt sich der sittliche Geist der Reformation in dem zu erkennen, was er freiwillig geschaffen hat. Wie viele schöne Züge der Menschlichkeit, wie viel Tapferkeit und Hoheit des Sinnes, welche Begeisterung für Wahrheit und Recht hat sich neben den Leidenschaften und im Siege über sie entwickelt! An die Stelle der unnütz gewordenen Klöster traten wohlthätige Vereine. So bildete sich unter anderm in Constanz eine ganze Gesellschaft von Frauen und Jungfrauen, welche sich zu Liebesdiensten gegen Arme, Kranke, Sterbende, Wittwen und Waisen schwesterlich verbunden hatten. Die vornehmste und thätigste war Margaretha Blarer, eine ebenso gelehrte, als fromme und wohlthätige Jungfrau, welche Bullinger der Armen größte Hoffnung auf Erden nannte*). Vor allem aber möchte ich mir noch ein Wort erlauben über die S c h u l e n. Alle Reformatoren, fast ohne Ausnahme,

---

samen Kraft der Reformation anführt, ebenso ungerecht, als wenn man das Heidenleben in christlichen Ländern gegen die Wirkungen des Christenthums anführen wollte. Der Sauerteig durchdringt ja die Masse nicht auf einmal, und das Heil läßt sich nicht aufdringen. Es fragt sich nur, ob da, wo das Princip des christlichen Protestantismus l e b e n d i g geworden, es nicht vortheilhaft auf die Sittlichkeit gewirkt hat: und dafür spricht die Geschichte. Wie z. B. selbst der rohe Kriegerstand wieder eine religiöse Anregung von der Reformation empfangen habe, darüber vergl. B a r t h o l d, G. Frundsberg, S. 71. — Mehr Anstoß, als die aus der alten Zeit vererbte und noch fortdauernde Rohheit, dürfte die von Luthern selbst gebilligte Doppelheirath des Landgrafen Philipp geben; und in der That ist dieß ein Beweis davon, daß die Reformation in ihrer zeitlichen Erscheinung nicht a l l e sittlichen Mißbräuche überwunden habe; doch liegt einige Entschuldigung in dem Dispensationswesen der Kirche selbst, das Luther nicht erst erfand.

*) Siehe M ü l l e r s Reliq. IV. S. 128. — Damit soll nicht verkannt sein, was auch die katholische Kirche ins Leben gerufen: die Vereine barmherziger Brüder und Schwestern. Auch hier führte ja die Reformation nur auf das alt Kirchliche, wahrhaft Evangelische zurück. Anregend hat sie indessen auch hier auf die Mutterkirche zurückgewirkt.

haben sich um diese Pflanzstätten der Religion und Tugend verdient gemacht, weil sie wohl wußten, daß nicht von oben herab, sondern von unten herauf müsse reformatorisch gewirkt werden. Luther selbst äußerte sich, wenn er nicht Prediger wäre, so möchte er wohl am liebsten Schulmeister sein; und ihm verdankt der edle Schullehrerstand die Würde, die ihm mit Recht gebührt. In dieser Sorge für das Schulwesen hat die Reformationsperiode mit der unserigen viele Aehnlichkeit, und man möchte geneigt sein, unsere Zeit vor der damaligen glücklich zu preisen, daß sie in der Pädagogik bedeutende Fortschritte gemacht hat. Wer möchte auch diese Fortschritte verkennen? Wie viele Vorurtheile und Mißbräuche sind seit Luthers Zeit aus den Schulen verbannt, wie viel bessere Methoden in Anwendung gebracht worden! Aber hat nicht jede Zeit ihre Vorurtheile, und will es nicht bisweilen das Ansehen gewinnen, als ob mit dem Alten auch Gutes verdrängt werde? wird die Bildung nicht häufig befördert auf Kosten der Zucht? Wenn man unter anderm das Bestreben sieht, das sich in unserer Zeit laut und unbefangen kund giebt, auch die Volksschule ganz von der Kirche zu lösen, sie, wie man sich ausdrückt, zu emancipiren; wenn man beobachtet, wie nicht in der Bildung der Jugend allein, sondern auch der Schullehrer fast alles mehr auf das Wissen und die Intelligenz abzielt, während die sittlich religiöse Bildung zurückbleibt: so möchte man sich fragen, ob der Gewinn wirklich so groß sei? Nicht die Masse des Wissens ist es ja allein, welche den Menschen der ihm von Natur anhaftenden Rohheit und Gemeinheit entfesselt, sondern der edlere Geist, der die Masse durchdringt, ist das wahrhaft Bildende, das was den Menschen zum Menschen macht. Ohne diesen edlern Geist der Liebe zu Gott und zum Göttlichen, den allein das Christenthum vollkommen herauszubilden vermag, blähet das Wissen allerdings auf und erzeugt jenen Dünkel der Halbweisheit, an deren unreifen Früchten unsere Zeit noch lange wird zu verdauen haben.

Sehen wir endlich auf das bürgerliche und häusliche Leben, so drängen sich gewisse Beobachtungen über Fleiß, Industrie, Reinlichkeit in protestantischen Ländern auch dem oberflächlichsten Beobachter auf. Durch die Abschaffung der überflüssigen Feiertage, durch Aufhebung der Klöster, durch Loslösung der kirchlichen Abgaben wurde der Gewerbfleiß mächtig befördert. Wer war es,

der die Fabrication besonders auch in unserm Vaterlande emporbrachte, als die aus Frankreich und Italien vertriebenen Protestanten*)? und wo fand umgekehrt die Reformation mehr Eingang, als in den betriebsamen Reichs- und Hansestädten Deutschlands? So wirkte also auch selbst auf das materielle Wohl die von der Reformation ausgegangene geistige Kraft. Mögen das die nie vergessen, welche den Werth der geistigen Güter nach irdischem Ertrage abzuschätzen gewohnt sind! — Endlich aber gewann auch das stille häusliche Leben durch die Reformation an Innigkeit und Haltbarkeit. Je mehr die Religion vom Aeußern ab auf das Innere des Gemüthes zurücklenkte, desto schöner konnten auch die häuslichen Tugenden aufblühen. Wenn die Hausmutter wußte, daß sie Gott besser diene im Kreise der Ihrigen, als in der Kirche bei der täglichen Messe, wenn Eltern es inne wurden, daß eine christliche Erziehung im Hause eine bessere Wohlthat sei für die Ihrigen, als eine Versorgung im Kloster, so konnte sich auf dem Grunde des Wortes Gottes, um welches der Hausvater die Seinen in stiller Andacht versammelte, am sichersten der unsichtbare Altar häuslicher Zucht und Tugend erbauen, und an die Stelle der todten Bilder trat das schönste lebendige Bild eines heiligen Familienkreises. Wie viel besonders die Aufhebung des Cölibats dazu beigetragen, der Bedeutung des ehelichen Lebens eine höhere Würde zu geben und den geistlichen Stand menschlich zu veredeln, und welche Vorbilder die Reformatoren uns in dieser Hinsicht hinterlassen haben, davon haben wir bei einer frühern Gelegenheit geredet**).

Und so hat denn die Reformation auf alle Gebiete des Lebens ihr beseligendes Licht verbreitet, welches kein anderes ist, als das Licht des Evangeliums selbst in seiner zeitgemäßen Erscheinung. Was bleibt uns also am Schlusse zu wünschen übrig, als daß dieses Licht, das unter

*) Nach Zürich brachten, 1555 aus Locarno vertrieben, die Orelli, Muralte und andere, deren Geschlechter noch heute blühen, die Seidenweberei, legten Mühlen und Färbereien für ihre Gewerbe an und erhöhten den Wohlstand der Stadt. S. Zschokke, Gesch. des Schweizerlandes, S. 152. In Basel bestand dieser Industriezweig schon länger; doch waren es auch hier neben den ältern Bürgern eingewanderte Reformirte, die ihn vervollkommneten. Den Gebrauch der sogenannten Kunststühle (Bändelmühlinen) führten Isaac Battier, Jac. de Lachenal, Fatio ein, neben den ältern Geschlechtern der Iselin und Hofmann. Siehe Ochs VII. S. 357. VI. S. 808.

**) Siehe Vorl. 19.

uns aufgegangen, fortfahre, sich gedeihlich unter uns zu verbreiten? Die Reformation hat nie aufgehört; im Gegentheil, sie ist nur unterbrochen worden durch Reactionen; später ist sie zum Theil wieder gestört und aus der rechten Bahn geworfen worden durch das revolutionäre Treiben. Keines von beiden aber, weder Reaction, noch Revolution soll uns irre machen. Weit entfernt, zu verkennen, was auch seit der Reformation des 16. Jahrhunderts die neuere und neueste Zeit Gutes gebracht hat auf dem Gebiete der Politik, der Wissenschaft, der Kunst, der Erziehung, des täglichen Verkehrs, des Lebens überhaupt, wollen wir vielmehr das Gute von allem uns aneignen. Auch unsere jetzige Zeit, so viel Irriges und Unverdautes an ihr zur Erscheinung kommt, wollen wir nicht einseitig beurtheilen und unbesonnen verdammen, sondern das Streben nach dem Bessern, das Streben nach Freiheit, nach allgemein verbreiteter Bildung, nach einem gleichmäßiger vertheilten Wohlstande, als ein in der Natur des Menschen liegendes edleres Streben ansehen, das dem der Reformation entspricht, das aber, wenn es nicht ausarten soll, der vernünftigen Leitung, der weisen Mäßigung, und vor allem eines tieferen religiösen und sittlichen Grundes, ja der Heiligung durch das Christenthum bedarf, welches die höchste, die wahre und lautere Freiheit ist.

Wie ich mit ähnlichen Gedanken die Reihe dieser Vorlesungen eröffnet habe, so schließe ich sie wieder mit denselben, besonders auch in Beziehung auf unsere engern Verhältnisse.

Was Basel einst gewesen, und nicht allein durch seine äußere günstige Lage, durch Oertlichkeit und Zeitverhältnisse, sondern auch durch den Willen seiner Bürger und Einwohner geworden, das haben Sie nun gesehen. Was es noch werden **kann**, wenn es die geistigen Kräfte, die in ihm liegen, zu nützen versteht, wenn tüchtige Geistesbildung und eine gesunde Frömmigkeit sich immer mehr werden durchdrungen haben, brauche ich Ihnen jetzt nicht erst zu sagen. Jeder mag es selbst leicht beurtheilen. Daß aber jeder von seinem Standpuncte aus dazu beitragen könne, die Reformation zu fördern und ihr Palladium zu retten mitten durch die Kämpfe zweier, gleich unrichtiger Extreme, davon, glaube ich, werden Sie sich aus den angeführten Beispielen der Geschichte überzeugt haben. Wenn ich noch einmal in diesem verehrlichen Kreise mich umschaue, in welchem Diener des Staates und der Kirche,

Repräsentanten und Gesetzgeber unsers Gemeinwesens, Männer des Lehrstandes und der verschiedensten Berufsarten sich zusammengefunden, und zwar eben sowohl solche, die schon eine reiche Erfahrung hinter sich haben, als solche, die erst für ihre künftige Wirksamkeit sich vorbilden wollen; wenn ich bemerken darf, wie auch Frauen und Jungfrauen, die dem öffentlichen Leben ferner stehen, mit einem mir erfreulichen Interesse diesen Vorträgen beiwohnten: so muß es sich mir aufs Neue bestätigen, was ich immer von der Geschichte der Reformation hielt, daß sie in sich selbst eine anregende, bildende, begeisternde Kraft hat, die ich ihr nicht geben konnte, sondern die in ihr liegt, und von welcher Gott gewollt hat, daß sie durch alle Zeiten hindurch auf uns wirke. Und wenn es mir denn auch nur sehr unvollkommen gelungen ist, diese Geschichte auf eine ihrer würdige Weise darzustellen, so hoffe ich doch nicht vergeblich gearbeitet zu haben.

Mit Vergnügen werde ich mich nicht nur der Stunden erinnern, die wir hier gemeinsam zugebracht haben, sondern dieses ganzen zurückgelegten Zeitabschnittes, der in mein wissenschaftliches und geistiges Leben eine neue, wohlthätige Anregung gebracht hat. Um so mehr aber habe ich Ihnen zu danken für das Zutrauen, womit Sie mich beehrt, und für die Nachsicht, die Sie mir haben zu Theil werden lassen.

Stunden und Tage, Zeiten und Jahre vergehen, und die Gegenwart selbst fällt der Vergangenheit anheim. Aber das Eine, was noth ist, bleibt. Dieses Eine im Leben festzuhalten und zu fördern, thue jeder das Seine. Der eine säet, der andere begießt; Gott aber giebt das Gedeihen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach.

Erster und zweiter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Der 3te Theil dieser 2ten Aufl.
ist bereits vorhanden
14/4 54 [illegible]

Schu